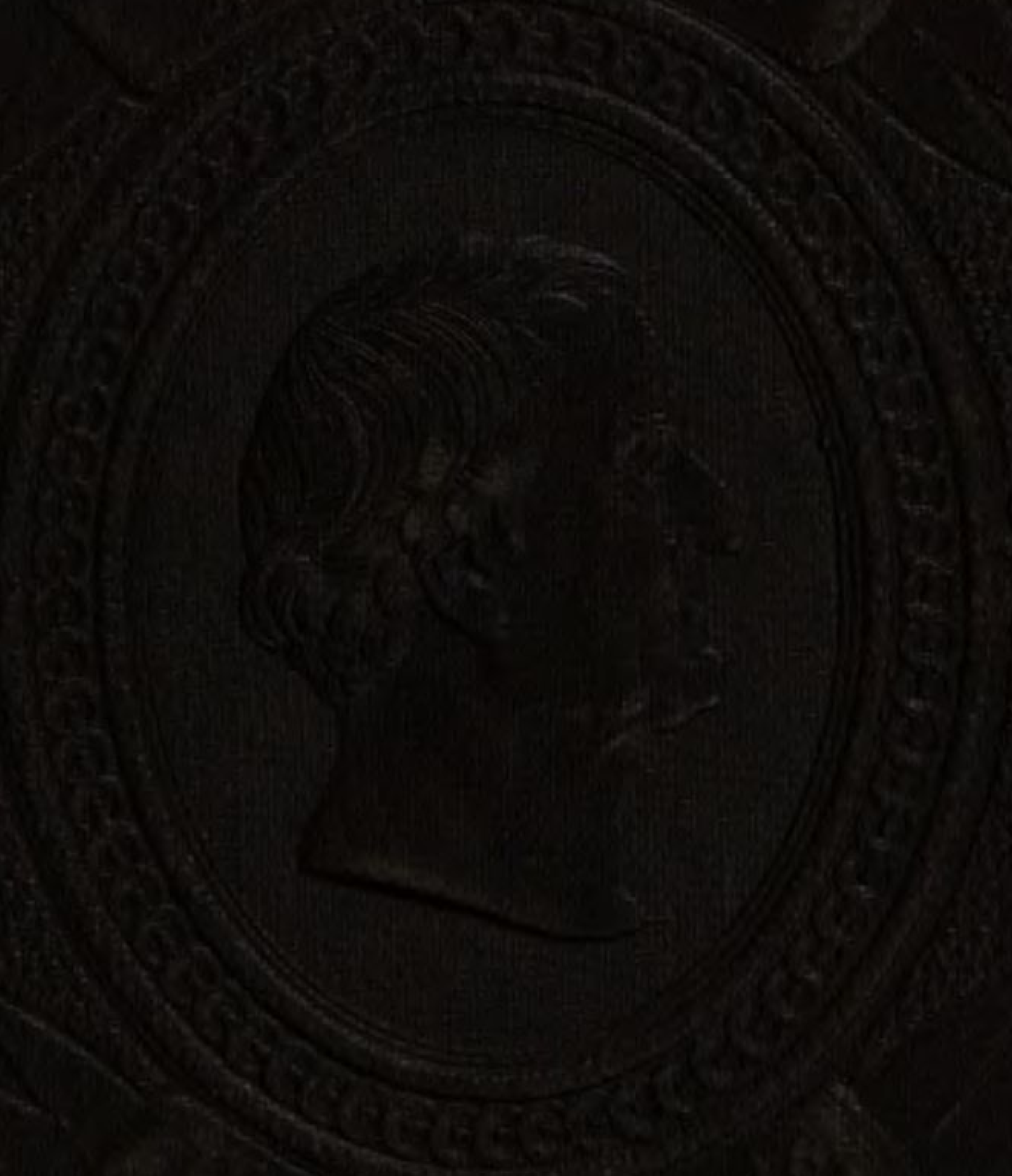


Fr. Chr. Schlosser's

Weltgeschichte

für

das deutsche Volk.

Zweite Ausgabe.

Mit Zugrundelegung der Bearbeitung von Dr. G. L. Kriegk

besorgt von

Dr. Oscar Jäger und Prof. Dr. Th. Creizenach.

Mit der Fortsetzung bis auf die Gegenwart.

Siebenter Band.

Oberhausen und Leipzig.
Verlagshandlung von Ad. Spaarmann.
1874.

Druck von Ad. Spaarmann in Oberhausen.

Geschichte des Mittelalters.

V. Uebergang zur Neuzeit.

A. Ausgang des vierzehnten Jahrhunderts.

I. Das westliche Europa in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts.

---

1. Karl V. von Frankreich und Eduard III. von England.

Der Friede von Bretigny (1360) unterbrach den Krieg zwischen Frankreich und England nur auf einige Jahre und selbst während dieser kurzen Zeit unternahmen die sogenannten Compagnieen, sowie die Ritter der Normandie und die vom Kriege lebenden Herren in Bretagne und Languedoc fortwährend Raubzüge in das fremde Gebiet. Der Wiederausbruch des Krieges zwischen den beiden Reichen selbst ward mittelbar durch den Zug veranlaßt, welchen der schwarze Prinz zu Gunsten Peter's des Grausamen nach Castilien unternommen hatte. Dieser Zug nöthigte den englischen Prinzen zu Ausgaben, die seine Kräfte weit überstiegen; denn als Peter die den Rittern für ihre Hülfe versprochenen Summen nicht hergab, zahlte der Prinz, edel und großmüthig wie immer, Alles und ließ zu diesem Zwecke nicht allein sein Silbergeräth einschmelzen, sondern er sah sich dadurch auch zu Erpressungen genöthigt, welche einen neuen Krieg mit Frankreich veranlaßten. Er schrieb nämlich in den englisch-französischen Besitzungen, die ihm sein Vater, Eduard III., mit fast unabhängiger Gewalt anvertraut hatte, eine drückende Steuer aus, gegen diese widersetzten sich die Vasallen in Gascogne; und da der Prinz nichtsdestoweniger auf seiner Forderung bestand, so benutzten sie den Umstand, daß Eduard nicht, wie ein Artikel des Friedens von Bretigny es vorschrieb, den Ansprüchen an den französischen Thron förmlich entsagt hatte, als einen erwünschten Vorwand, um die Hülfe ihres früheren Oberlehensherrn, des Königs von Frankreich, anrufen zu können. Sie behaupteten, die Oberlehensherrlichkeit des französischen Königs bestehe noch fort, weil die Aufhebung derselben an jene Entsagung des englischen Königs geknüpft gewesen sei. Uebrigens wurden die Franzosen in den englischen Besitzungen nicht blos durch den Steuerdruck zu diesem Schritte getrieben, sondern sie waren auch von Anfang an gegen die Engländer erbittert, weil dieselben sich durch Brutalität und

durch einen nur eine gewisse Gattung von Menschen zum Umgange duldenden Hochmuth auszeichneten. Die Ritter und Herren der Gascogne verklagten also den schwarzen Prinzen vor dem französischen Parlament als dem höchsten Gerichtshofe des Reiches (Juni 1368). Der französische König, Karl V., benahm sich bei der Gelegenheit mit jener zögernden Schlauheit, die man bei ihm Weisheit genannt hat und mit der er allerdings Großes durchführte. Von Natur unkriegerisch, wußte er doch die Mittel zur Kriegführung herbeizuschaffen und die tüchtigsten Männer zu wählen; wie denn nach Froissart's Bericht König Eduard von ihm sagte, nie habe ein König weniger die Waffen geführt und doch habe nie einer seinen Feinden so viel Arbeit gemacht. Zudem hatte er durch Sparsamkeit und durch Besserung der Münze seine Finanzen gehoben. Karl schob die Erklärung darüber, ob er sich auf die Klage der gascognischen Herren einlassen wolle, eine Zeit lang hinaus, weckte unterdessen den Patriotismus seiner Franzosen auf jede Weise, schloß mit Heinrich von Trastamara, welcher damals seinen letzten Krieg gegen Peter den Grausamen führte, ein Schutz- und Trutzbündniß, ließ darauf scheinbar nach dem Rechte eine öffentliche Untersuchung über seine Verbindlichkeit gegen England anstellen und lud endlich im October den schwarzen Prinzen in aller Form vor seinen Richterstuhl. Dieser gab jedoch den Boten Karl's die Antwort, er werde erscheinen, aber mit dem Helm auf dem Haupte an der Spitze von 50,000 Mann. Seit dieser Zeit begannen die Feindseligkeiten zwischen Frankreich und England aufs neue; doch beschränkten sich dieselben noch eine Zeit lang auf Neckereien und Raubzüge einzelner Vasallen. Erst in der Mitte des nächsten Jahres (1369) erfolgte eine förmliche Kriegserklärung von Seiten Karl's V., nachdem eine zahlreich besuchte Versammlung der Stände zu Paris dieselbe einmüthig gebilligt hatte. Eduard nahm hierauf den Titel eines Königs von Frankreich aufs neue an und wurde dagegen nebst seinem Sohne durch einen Ausspruch des französischen Pairs-Gerichts aller französischen Lehen für verlustig erklärt.

Der Krieg ward im ersten Jahre wie eine Ritterfehde geführt; man verwüstete gegenseitig das Land durch Mord und Brand, schleppte diejenigen Einwohner, welche Lösegeld bezahlen konnten, mit sich fort und hieb die anderen nieder. Besonders hart mußten die Bürger von Limoges büßen, als sie den Franzosen ihre Stadt überliefert hatten. Der schwarze Prinz bestrafte sie dafür mit unerhörter Grausamkeit, durch welche die Engländer vollends verhaßt wurden: er ließ die Stadt, nachdem er sie wieder eingenommen hatte, plündern und zerstören und mehr als 3000 Einwohner, Männer, Weiber und Kinder, an einem Tage niedermetzeln (1370). Der Hauptvortheil war und

blieb auf Seite der Franzosen; denn obgleich die Engländer im Felde meistens siegten, so wurden doch ihre Gegner überall von den Einwohnern, ihren Landsleuten, unterstützt und besetzten eine Stadt und eine Gegend nach der anderen. Ueberdies war einer der besten englischen Führer, Jean Chandos, schon zu Anfang des erneuten Krieges gefallen, König Eduard selbst war alt, der schwarze Prinz mußte sich seiner Krankheit wegen des beschwerlichen Ritterdienstes enthalten und schon im Anfange des Jahres 1371 nach England heimkehren, nachdem er seinen ältesten Sohn, einen sechsjährigen Knaben, in Angoulême begraben hatte. Dagegen ernannte Karl V. im Herbst 1370 Bertrand du Guesclin zum Connetable des Reiches oder zum Oberbefehlshaber der ganzen französischen Kriegsmacht und Heinrich von Castilien wurde dadurch, daß der Herzog von Lancaster als Gemahl einer Tochter Peter's des Grausamen dessen Reich in Anspruch nahm und sich sogar König von Castilien nannte, zur nachdrücklichsten Unterstützung des französischen Königs bewogen. Heinrich schickte ihm seine Flotte, welche den Engländern schon aus dem Grunde überlegen war, weil sich viele Genuesen, die erfahrensten Seeleute jener Zeit, auf ihr befanden. Andererseits nahm freilich der Herzog der Bretagne, Johann von Montfort, für England Partei, er wurde aber deshalb von seinen Unterthanen verlassen und durch Olivier du Clisson, Bertrand du Guesclin's Waffenbruder, nicht nur zur Flucht nach England genöthigt, sondern auch fast seines ganzen Herzogthums beraubt. Der Krieg ward von den Franzosen staatsklug, von den Engländern ritterlich, tapfer und trotzend geführt. Die Letzteren durchzogen, ohne im Felde Widerstand zu finden, ganze Provinzen, litten aber Mangel, weil sich Alles in die Burgen und Städte zurückzog; sie verloren viele Menschen und Pferde und schifften sich, sobald die Dienstzeit abgelaufen oder das Geld zur Bezahlung des Soldes erschöpft war, wieder ein; dann erst begannen die Franzosen ihre Unternehmungen und besetzten einen Ort nach dem anderen. Auf diese Weise war es im Anfange des Jahres 1374 dahin gekommen, daß die Engländer nur noch Calais, Bordeaux, Bayonne und eine Anzahl kleiner Plätze an der Dordogne besaßen. Obgleich ihnen unter diesen Umständen ein Waffenstillstand sehr nachtheilig sein mußte, so waren sie doch genöthigt, ihn unter lästigen und nichts weniger als ehrenvollen Bedingungen anzunehmen. Papst Urban V. war der Vermittler desselben. Er hatte sich vorher, weil er gar gern einen Kreuzzug gegen die osmanischen Türken zu Stande bringen wollte, vergebens Mühe gegeben, den Frieden zwischen Frankreich und England herzustellen. Endlich gelang es ihm mehrmals einen kurzen Waffenstillstand zu vermitteln, welcher 1375 zu Brügge auf längere

Zeit erneut und von Eduard III. bis zu seinem Tode gehalten wurde.

Dieser Waffenstillstand beraubte den ritterlichen König von England nicht nur aller durch seinen Sohn und durch ihn selbst in Frankreich errungenen Vortheile, sondern Eduard mußte auch die Beschützung seines jüngeren Sohnes Lancaster, des Titularkönigs von Castilien und seines alten Bundesgenossen, des Herzogs der Bretagne, aufgeben. Karl V. von Frankreich dagegen, welcher gar keine kriegerischen Eigenschaften besaß, erreichte vermittelst eben desselben Vertrags das Ziel seines ganzen autokratischen Strebens. Ueber diesen König sind die Franzosen, von Patriotismus und nationalem Eifer hingerissen, lange einig gewesen, sie haben ihn übermäßig gelobt; in neuerer Zeit hat einer ihrer Geschichtschreiber, Mably, auf Urkunden gestützt, ihn ebenso übertrieben getadelt. Von den Vorwürfen, welche Mably diesem verschlagenen, tückischen Könige macht, sind zwei unstreitig begründet und vorzugsweise hervorzuheben, weil sie sich auf Schritte und Handlungen desselben beziehen, welche für Frankreich selbst verderblich waren. Sie betreffen seine finanziellen Maaßregeln und sein Verfahren gegen die Stände. In Hinsicht auf die Finanzen gebrauchte Karl weder, wie manche Herren jener Zeit, jemals Gewalt, noch nahm er seine Zuflucht zu der von seinen Vorfahren so oft angewandten Münzverfälschung, weil er sehr sparsam war und deshalb solcher Maaßregeln nicht bedurfte; dagegen benutzte er mit großer Schlauheit jede Gelegenheit zur Bereicherung und erhob Steuern, ohne die Stände zu fragen. Da er nicht geizig war, sondern vielmehr die zusammengetriebenen Gelder großmüthig verwendete und überhaupt manches Gute und Nützliche that, so ließ man sich dies gefallen, ohne daran zu denken, daß alles, was auf der Persönlichkeit eines Regenten beruht, zugleich mit seiner Person verschwindet. Mit Karl's Finanzmaaßregeln hängt auch sein Verfahren gegen die Stände des Reichs enge zusammen; denn er nahm zu jenen Willkürlichkeiten größtentheils nur deshalb seine Zuflucht, weil er den Ständen ihren Antheil an der Gesetzgebung und an dem Besteuerungsrechte zu entziehen und die Uebermacht der Feudalherren niederzudrücken suchte. Die Provinzialstände versammelte er nur, wenn er Geld brauchte und ihre Einmischung duldete er blos dann, wenn er sie durchaus nicht hindern konnte. Die allgemeine Ständeversammlung suchte er, durch die während seiner Regentschaft gemachten Erfahrungen geschreckt, offenbar ganz so zu gebrauchen, wie man jetzt auf dem Festlande Europas die Ständekammern gebraucht; dazu waren aber im Mittelalter die Leute noch zu wenig civilisirt und die allgemeinen Stände wurden daher, nachdem dieser Versuch mißglückt

war, von Karl gar nicht mehr berufen. Auf der einen Seite war ihm dies freilich zu verzeihen, weil er, um die Einheit des Nationalgefühls in den wiedervereinigten Provinzen wieder herzustellen, nach Einheit in den Regierungsmaaßregeln streben mußte und, um Unruhen zu verhindern und den äußeren Feind abzuwehren, einer militärischen Gewalt bedurfte; auf der anderen Seite raubte er aber dadurch in einer Zeit, wo die Regenten keine stehenden Heere hatten, seinen Einrichtungen Festigkeit und Dauer. Durch ihn kam, weil er die Stände scheute, ein Theil der gesetzgebenden Gewalt an die Parlamente oder an die königlichen Gerichte; denn er zuerst bediente sich derselben, um den königlichen Verordnungen dadurch das Ansehen von Gesetzen zu geben, daß sie in die Bücher der Parlamente eingetragen und durch diese statt durch die Stände bekannt gemacht wurden. Selbst das berühmte Grundgesetz, durch welches Karl 1357 die Mündigkeit der französischen Könige in das 14. Jahr setzte, wurde nicht von den Ständen, sondern von den Parlamenten proclamirt und die Letzteren haben sich später besonders auf diesen Vorgang berufen, wenn man sie bei ihrem Widerspruch gegen drückende Verordnungen darauf hinwies, daß sie gerichtliche, nicht gesetzgebende noch auch repräsentirende Versammlungen seien. Zu Karl's Zeit dachte freilich niemand daran, wie verderblich seine vom Ansehen der höchsten Gerichte unterstützte Eigenmacht als Beispiel den Nachkommen werden könne; denn er gebrauchte sie vorzugsweise, um den gedrückten Unterthanen der großen Herren zu ihrem Rechte zu verhelfen.

In Hinsicht auf das letztere ist Karl von Mably nicht ganz mit Recht getadelt worden. Dieser wirft ihm vor, er habe den verderblichsten Theil des Feudalwesens, nämlich die militärische Verfassung und drohende Stellung der Ritterschaft, befestigt und neu begründet, anstatt sie, wie nachher Ludwig XI. that, zu untergraben und zu schwächen; allein Karl war hierin von den Forderungen der Zeit und von dem Bedürfniß einer stets schlagfertigen Ritterschaft abhängig; auch war er mit gutem Erfolg darauf bedacht, die gewaltthätigen stehenden Compagnieen zu entfernen. Er verordnete, daß jeder Inhaber eines Lehens seine Leute unablässig in den Waffen üben und zum Kriege bereit halten müsse, und munterte auch die unbegüterten Adelichen auf, den Krieg fortwährend als ihr einziges Gewerbe anzusehen, indem er dasselbe durch freigebige Belohnungen zum einträglichsten machte. Er erhob dadurch namentlich den güterbesitzenden Adel zu einer vom Könige unabhängigen Kriegsmacht, welche unter erblichen Anführern stand und jeden Augenblick sowohl gegen einander selbst, als auch gegen den König ins Feld ziehen konnte. Er gab ferner dem Adel überhaupt, der doch dem Könige trotzte, die Bürger und ihr Gewerbe verachtete

und die Bauern als Lastthiere betrachtete, kräftigere Haltung und festeren Bestand. Wie wenig dies freilich seine Absicht war, kann man unter Anderm daraus ersehen, daß er zuerst den vielen reicheren Bürgern von Paris das Recht, adeliche Güter zu besitzen, ertheilte; er gab ihnen also einen Rang unter der Ritterschaft. Für die Hauptstadt that er Vieles; die Erbauung der Neuen Brücke, welche jetzt die älteste in Paris ist, rührt von ihm her; auch wurde auf seinen Befehl am Thor St. Antoine die Bastille errichtet,*) die anfangs zur Abwehr der Engländer bestimmt war, später aber wiederholt zur Niederhaltung bürgerlicher Unruhen diente. Von seinem Verfahren gegen die großen Vasallen läßt sich mit einigem Rechte dasselbe sagen, was von dem besseren Theile seiner Verordnungen überhaupt ebenso, wie von den meisten Regierungsmaaßregeln unserer Tage gesagt werden kann: Alles war für den Augenblick berechnet und verschwand wie dieser und mit ihm. Karl beugte die Pairs und die größeren Vasallen wieder unter die königliche Gewalt; sie wurden aber bald mächtiger und übermüthiger als zuvor, bis endlich Karl's Urenkel Ludwig XI. eine Radicalcur an ihnen versuchte, wie in unseren Tagen Sultan Mahmud an den Janitscharen. Die Oberherrlichkeit der Könige über die großen Vasallen war, wie besonders das Beispiel der Grafen von Flandern und der Herzoge von Bretagne zeigt, zur bloßen leeren Form geworden. Karl stellte mit Hülfe seines Bruders, des Herzogs Ludwig's von Anjou, in Languedoc, sowie durch Benutzung des Streites zwischen dem schwarzen Prinzen und den gascognischen Vasallen in den wiedervereinigten Provinzen das königliche Ansehen wieder her, zog, als sein Oheim, der Herzog von Orleans, kinderlos starb, dieses Land sammt der gleichnamigen Hauptstadt zum Krongut, und demüthigte den Herzog der Bretagne, welcher seiner Lehenspflicht zuwider sich mit den Engländern verbunden hatte. Es schien folglich, als wenn durch ihn die königliche Macht neu und fester begründet werden sollte; allein er selbst vereitelte dies wieder und begründete umgekehrt einen stärkeren Einfluß der Großen auf die Regierung, weil er die Zahl der Pairs vermehrte und mächtigen Großen Antheil an den usurpirten Privilegien gab. Er vernichtete dadurch alle die Vortheile, welche die Könige aus einer zur Zeit der Schlacht bei Poitiers von den Ständen erzwungenen Verordnung, durch die alle Krongüter für unveräußerlich erklärt waren, hätte ziehen können. Die Parlamente erkannten später sehr gut den Fehler, welchen Karl und seine Nachfolger begangen hatten; sie kamen immer wieder auf jenes, nicht aus dem königlichen Ka-

*) Das Wort bedeutete früher überhaupt einen befestigten Schloßthurm oder auch eine große, thurmähnliche Belagerungsmaschine.

binet, sondern aus dem Willen der ganzen Nation hervorgegangene Gesetz zurück und stützten sich auf dasselbe, als sie auf gerichtlichem Wege wieder an den Staat brachten, was die Könige leichtsinnig verschleudert und die großen Herren, besonders die Prinzen, immer wieder an sich gerissen hatten.

Was man auch an Karl's V. Verfahren tadeln und wie viel auch seinen Einrichtungen an Dauerhaftigkeit abgehen mag, er hatte wenigstens den Ruhm, alles, was in seiner Jugend verloren gegangen war, wieder gewonnen und das unter seinem Vater fast völlig vernichtete Ansehen des königlichen Namens wiederhergestellt zu haben. Eduard III. von England dagegen verlor in seinen letzten Jahren den ganzen Ruhm eines langen Lebens. Eduard hatte offenbar den Bogen seiner Macht überspannt, er hatte mehr geleistet, als er der Natur seiner Mittel nach zu leisten berufen war. Das übersah man, so lange er oder sein Sohn, der schwarze Prinz, an der Spitze der Ritterschaft glänzte und sie mit Ruhm berauschte; man fühlte es aber nachher doppelt, als der König selbst im Alter kindisch schwach, sein ältester Sohn krank und seine Familie unter sich heftig entzweit ward. Sechs Jahre lang schleppte der schwarze Prinz ein sieches Leben dahin; sein Sohn, Richard II., auf den also voraussichtlich die Krone bald übergehen mußte, war noch ein Kind, und doch konnte damals, wo Alles persönlich war, von einem Kinde die Regierung nicht geführt werden. Darauf gründete einer der jüngeren Söhne Eduard's, der Herzog von Lancaster, seinen Plan, sich einzudrängen; er besaß zwar keine hervorragenden Talente, jedoch Uebung im Kriegswesen, dazu einen lebhaften und ehrgeizigen Sinn und rief Zwistigkeiten und Kabalen hervor, welche bis zum Tode des schwarzen Prinzen den König betrübten und das Reich verwirrten. Diese unglücklichen sechs Jahre wurden ebenso, wie die ganze Zeit der zwar rühmlichen und kräftigen, aber auch gewaltsamen und drückenden Regierung Eduard's, in der Folge mit Recht eine glückliche Zeit genannt, weil alles, was für die damalige Gegenwart verderblich war, den Nachkommen Heil brachte. Der kriegerische Regent gab der englischen Verfassung durch die öftere Berufung des Parlaments und durch die Benutzung desselben zu seinen Bedrückungen mehr Ansehen und Festigkeit, als alle die früheren schwachen Könige durch die ihnen abgezwungene Bestätigung der Pergamente ihrer Vorgänger. Die früheren Regenten ließen, wenn sie nicht gerade Geld nöthig hatten, Jahre lang das Parlament nicht zusammenkommen, und die Verfassung ward vergessen; Eduard brauchte während seiner 50jährigen Regierung jedes Jahr bedeutende Summen und berief daher das Parlament nicht weniger als siebenmal. Dadurch ward dieses erst recht fest gegründet.

In der früheren Zeit Eduard's hatte das Parlament noch so wenig Ansehen gehabt, daß dieser energische und despotische König sich bei der Verwaltung die größten Willkürlichkeiten erlauben konnte; in den letzten Jahren seines Lebens aber fing das Parlament an, förmlich die Regierung zu führen. Den Anlaß und das Mittel dazu gab die kindische Schwäche des Königs und die Zwietracht der beiden Prinzen. Der alte König überließ sich ganz fremden Einflüssen und war besonders von einer Geliebten, Alice Perrers, abhängig, einer Hofdame der allbeliebten, im Jahre 1369 verstorbenen Königin Philippa. Die Begünstigte mißbrauchte ihr Verhältniß zum König im höchsten Grade und ging in der Verachtung der öffentlichen Meinung noch weiter, als man selbst jetzt den Damen unserer großen Städte zu gehen erlaubt. Sie brachte den König dahin, daß er ihr nicht blos allen Schmuck und alle Kleinodien seiner verstorbenen Gemahlin schenkte, sondern auch die Regierungsgeschäfte überließ; sie erschien sogar zum großen Aerger der Nation in den Obergerichten und nahm an den Verhandlungen derselben Theil, um sie nach ihrem Sinne zu leiten. Gegen ihren Einfluß und gegen die Pläne des Herzogs von Lancaster bediente sich der schwarze Prinz des Parlaments als eines Werkzeuges, und dieses erhielt in Folge davon eine Stellung und eine Macht, die es weder vorher jemals gehabt hatte, noch nachher bis zum 17. Jahrhundert unter sehr energischen Regenten jemals gewann. Wegen seiner kühnen Schritte gegen Alice und gegen die königlichen Beamten hat man dieses Parlament mit dem Namen des guten bezeichnet. Es verfolgte nicht blos die Minister und Finanzbeamten gerichtlich, sondern nöthigte auch den Herzog von Lancaster und die königliche Geliebte, den Hof zu verlassen; ja, es ließ sich im Einverständniß mit dem schwarzen Prinzen sogar bewegen, dem König einen Rath von zwölf Personen zur Seite zu setzen oder mit anderen Worten ihn gewissermaaßen für kindisch zu erklären und eine Art vormundschaftlicher Regierung aufzustellen.

Der schwarze Prinz verschied zu Westminster am 8. Juni 1376; sein prachtvolles Grabmal im Dom von Canterbury trägt eine von ihm selbst verfaßte Inschrift, auch zeigt man dort noch Helm, Schwert und Waffenrock des fürstlichen Ritters, der seinen Landsleuten für das Musterbild eines Edelmannes galt. Das Parlament wurde entlassen, doch setzte es vorher noch durch, daß der älteste überlebende Sohn, der neunjährige Richard, durch den Erzbischof von Canterbury der Versammlung als Thronerbe vorgestellt wurde. Bald war mit Leichtigkeit ein neues Parlament zusammengebracht, welches die Verfügungen des vorigen wieder umstieß. Der Herzog von Lancaster und Alice Perrers kehrten an den Hof zurück, der Rath der Zwölfe

wurde abgeschafft, und an die Stelle des wackeren Peter de la Mare, welcher früher das Parlament trefflich geleitet hatte, ernannte man eine Creatur des Herzogs zum Sprecher des neuen. Die Mehrheit des Parlaments war und blieb zwar dem Herzog und der Alice feindlich, sie mußte aber geschehen lassen, was Beide im Namen des Königs verordneten, und sogar eine neue harte Steuer bewilligen. Dagegen machten das Parlament und die Nation aus Furcht vor Lancaster's Ehrgeiz den jungen Richard II. auch weiterhin zum Gegenstand ihrer besonderen Fürsorge. Richard ward zuerst zum Prinzen von Wales ernannt, oder mit anderen Worten noch bei Lebzeiten seines Großvaters als Thronfolger anerkannt. Dann brachte man ihn, als Eduard in Richmond (damals Shene) auf dem Todbette lag, von dort zu seiner Sicherstellung in die Hauptstadt und der ganze Hof folgte ihm sogar. Einer der mächtigsten Herrscher des Mittelalters war daher im Augenblick seines Todes (Juni 1377) von allen Menschen verlassen; denn auch Alice war, statt ihrem Wohlthäter die Augen zuzudrücken, davon gegangen, nachdem sie vorher dem Sterbenden die Ringe vom Finger gezogen hatte; nur ein Priester blieb neben ihm, um ihm das Kreuz zu reichen und im Tode beizustehen. Wenige Monate nach Eduard's Tode ward ein neues Parlament berufen; dieses bestand größtentheils aus Mitgliedern des sogenannten guten Parlamentes und stellte den Sprecher desselben, welcher zuletzt im Kerker gesessen hatte, an seine Spitze. Alice Perrers wurde auf Veranstalten des Parlaments vor Gericht gezogen und, obgleich man ihr wohl Unverschämtheit, Habsucht und Gemeinheit, aber kein gerichtlich strafbares Verbrechen vorwerfen konnte, mit der Verbannung und dem Verlust ihres Vermögens bestraft. Da der neue König, Richard II., kaum zehn Jahre alt war, so entstand über die Regentschaft ein Zwist zwischen Lancaster, seinen Brüdern und dem Parlament, welcher die Kraft und Einheit der Regierung brach, so daß England den Anstalten, die Frankreich beim herannahenden Ende des Waffenstillstandes bereits gemacht hatte, keine ähnlichen Rüstungen entgegensetzen konnte; es mußte sogar auf die Beschützung seiner Nordgrenze gegen die Schotten und seiner Südküste gegen die Franzosen, die auf der Insel Wight landeten, bedacht sein. Inzwischen gewann das Parlament an Einfluß und Macht, was die Regierung an Ansehen und Kraft verlor. Der König war in den nächsten Jahren nicht alt genug, um selbst zu regieren, und nicht jung genug, um sich einer unbedingten Vormundschaft zu unterwerfen, wenn auch Jemand dagewesen wäre, der die Regierung mit Weisheit und Klugheit hätte führen können. Das Parlament stand bald unter dem Einfluß des einen, bald unter dem des anderen von Richard's Vatersbrüdern. Von diesen und den Großen abwechselnd

gegen einander oder auch gegen die Regierung gebraucht, gewann dasselbe daher großes Gewicht, übernahm eine ganz neue Rolle und führte, wie die gedruckten Protokolle seiner Beschlüsse zeigen, eine sehr heftige Sprache.

2. Frankreich während der letzten Zeit Karl's V. und der ersten Jahre Karl's VI.

Karl V. von Frankreich hatte längst alle Vorkehrungen getroffen, um die Verlegenheiten eines Regierungswechsels in England benutzen zu können. Schon fünf Tage nach Eduard's III. Tode begann er daher den Krieg mit England von neuem. Er schickte sogleich seine Flotte aus, um die Küsten von Sussex und Kent plündern und verheeren zu lassen und stellte zu Lande fünf Heere auf, welche theils die noch übrigen englischen Burgen und Städte in Frankreich erobern, theils den beiden Bundesgenossen des Feindes, dem Herzog der Bretagne und dem König von Navarra, zuvorkommen sollten. Da diese beiden Fürsten mit dem Herzog von Lancaster, welcher den Titel König von Castilien angenommen hatte, im Bunde standen, so erhielt Karl gleich anfangs an Heinrich II. von Castilien einen treuen Verbündeten. Der König von Navarra, Karl der Böse, blieb übrigens seinem Charakter bis zum Tode getreu und suchte durch Verrath, sowie zuweilen durch Gift und Dolch zu erlangen, was auf geradem Wege nicht erreichbar war. Er stand damals mit Karl V. in sehr freundlichen Verhältnissen, hatte aber zugleich insgeheim mit England einen Vertrag geschlossen und ließ durch einige seiner Leute, besonders durch seinen Vertrauten, Jakob de la Rue, den er mit seinem Erbprinzen an den französischen Hof gesandt hatte, Kabalen anspinnen. Seine verrätherischen Anschläge wurden jedoch entdeckt und vereitelt. Karl V. ließ damals, gestützt auf den üblen Ruf des Königs von Navarra und auf die bei dessen Leuten gefundenen Papiere, in dieser Sache ein Kriminalverfahren einleiten, welches von vorn herein nichtig war, weil zwar, wie aus den Akten des Processes hervorgeht, von Karl dem Bösen allerlei strafbare Absichten verfolgt worden waren, der Thatbestand der Hauptbeschuldigung aber nie erwiesen worden ist. Man wollte in jenen Papieren nicht nur eine verrätherische Correspondenz mit England gefunden haben, sondern man bewies auch aus denselben, sowie aus den erpreßten Geständnissen der Verhafteten, daß diese den Auftrag gehabt hätten, den französischen König vergiften zu lassen. Die Angeklagten wurden daher hingerichtet. Uebrigens rechtfertigt jedenfalls das ganze Leben Karl's des Bösen den Verdacht eines beabsichtigten Meuchelmordes. Suchte er doch zu derselben Zeit auch den König von Castilien durch Verführung seiner

Befehlshaber zu verderben! Die Folge war, daß die Castilianer ihm einen Theil von Navarra wegnahmen und die Franzosen seine in Frankreich gelegenen Länder und Burgen besetzten. Er suchte in seiner Noth Hülfe bei den Engländern und erhielt sie durch den Einfluß des Herzogs von Lancaster, mit welchem er schon seit langer Zeit in Verbindung stand; doch trauten auch die Engländer ihm so wenig, daß er ihnen damals die wichtige Stadt Cherbourg, die er noch vom letzten Frieden her besaß, auf drei Jahre als Unterpfand überlassen mußte (1378).

Diese Stadt fiel schon im folgenden Jahre nach einer ruhmvollen Vertheidigung in die Gewalt der Franzosen. Die Engländer waren überhaupt, so lange Karl V. lebte, vom Glücke nicht begünstigt und zogen nicht allein in der Normandie, sondern auch in der Bretagne überall den Kürzeren; Karl verscherzte aber durch die unverständige Begünstigung seines Bruders Ludwig von Anjou und durch sein Verfahren gegen den Herzog der Bretagne einen großen Theil seines Glückes und gab zugleich die erste Veranlassung zu den Unruhen, welche nach seinem Tode Frankreich zerrütteten. Der habsüchtige und despotische Herzog von Anjou, welchem Karl die Statthalterschaft in Languedoc übertragen hatte, gebrauchte seine Gewalt auf die drückendste Weise. Er erfocht durch die Ritter, von denen es damals überall wimmelte und welche jedem, der sie bezahlte, ihren Arm liehen, an der Dordogne große Vortheile über die Engländer, verschaffte sich aber das dazu nöthige Geld durch die ungerechtesten und härtesten Steuern. Es brach darüber in Montpellier ein Aufstand aus, welcher mit entsetzlicher Grausamkeit gedämpft wurde, und die ganze Provinz Languedoc würde sich empört haben, wenn nicht Karl noch wenige Monate vor seinem Ende seinen Bruder abgerufen hätte. Den Herzog der Bretagne, Johann von Montfort, welcher nach England geflohen war und nur noch die einzige Stadt Brest in seinem Herzogthum besaß, klagte der König von Frankreich vor dem Pairs-Gerichte der Felonie oder Lehensuntreue an, verletzte aber bei der Vorladung desselben die gebührende Form, so daß man sie als nicht geschehen betrachten konnte. Alle Pairs außer dem Grafen von Flandern erschienen bei diesem Gerichte, der König selbst hielt vor ihnen eine lange, von einem seiner Juristen gefertigte Anklage-Rede und es erfolgte ein Urtheilsspruch, nach welchem die Bretagne dem Herzog entrissen und unbedingt mit Frankreich vereinigt werden sollte. Karl ließ hierauf Johann von Montfort's Vasallen, welche schon lange unzufrieden mit diesem waren, auffordern, die in seinem Namen besetzt gehaltenen Orte zu übergeben. Sie verweigerten diesem Befehl den Gehorsam, weil sie ihren Zwist mit ihrem Herzog nicht auf solche Weise benutzt

sehen wollten. Sie wollten nicht einen schwachen Oberherrn mit einem übermächtigen vertauschen, sondern ihren Erbherzog behalten und nur das Verhältniß zu ihm so eingerichtet haben, daß sie im Nothfall beim Könige von Frankreich als ihrem Oberlehensherrn Schutz und Hülfe gegen ihn finden könnten. Das gerichtliche Verfahren scheiterte daher an der Unmöglichkeit, den Urtheilsspruch in Ausführung zu bringen. Zwar wagte in Paris selbst, wohin man jene Vasallen zur Anhörung des einseitigen Urtheils berufen hatte, nur ein einziger von ihnen zu protestiren, sie traten aber gleich nachher zusammen, um der Besitznahme ihres Landes durch französische Truppen und der thörichter Weise damit verbundenen Einführung französischer Steuern zuvorzukommen. Nachdem sie sowohl unter einander, als auch mit der geringeren Ritterschaft und mit den Bürgern der Städte eine Verbindung geschlossen hatten, protestirten sie förmlich gegen den Urtheilsspruch, ließen ihren Herzog durch Deputationen auffordern, sich von den Engländern zu trennen, um derentwillen sie ihm allein den Gehorsam aufgekündigt hätten und versprachen ihm in diesem Falle nicht allein Gehorsam, sondern auch bewaffnete Hülfe. Fast die ganze Bretagne erhob sich in Masse, die vom französischen Könige zur Besitzergreifung gesandten Commissäre mußten das Herzogthum räumen und Johann von Montfort ward, als ihn der durch ritterliche Tapferkeit und durch Feldherrntalente ausgezeichnete Robert Knowles in sein Land zurückführte, mit allgemeiner Freude empfangen. Auf diese Weise verhalf Karl V. selbst dem Herzog der Bretagne gerade dadurch, daß er ihn seines väterlichen Erbes gänzlich berauben wollte, wieder zum Besitze desselben (1379). Im nächsten Jahre, kurz vor Karl's V. Tode, schickten die Engländer sogar ein beträchtliches Hülfsheer unter dem Grafen Thomas von Buckingham, dem jüngsten von Richard's II. Vatersbrüdern, welcher später Herzog von Glocester ward, in die Bretagne; die Erscheinung desselben gab aber den Angelegenheiten der Bretagne eine für Frankreich günstige Wendung, weil die Bretagner durchaus nichts von den Engländern wissen wollten.

Zwei Monate vor Karl V. starb der Connetable des Reiches, Bertrand dü Guesclin. Er hatte den Oberbefehl gegen sein bretagnisches Heimathland ungern übernommen und hatte in Folge dessen zum ersten Male in seinem Leben das Mißtrauen des Königs erfahren; daher gab er den Stab zurück und zog nach der spanischen Grenze. Seine letzte Waffenthat war ein Angriff auf die in Languedoc gelegene feste Burg von Randon, welche von den Engländern mit außerordentlicher Tapferkeit vertheidigt wurde. Nach der romantischen Erzählung, die man noch immer wiederholt findet, hätte die englische Besatzung

von Randon, um Bertrand's Tapferkeit zu ehren, die Schlüssel der Burg auf sein Grab gelegt und ein achtbarer historischer Sammler, Villaret, hat dies ein der edeln heroischen Zeiten würdiges Denkmal genannt; es ist aber jetzt urkundlich bewiesen, daß es sich mit dieser rührenden Geschichte gerade so verhält, wie mit hundert anderen: die Burg war schon vor Bertrand's Tode den Franzosen übergeben worden. Karl V. ließ ihn zu St. Denis in der Gruft der Könige bestatten; den Franzosen blieb er im Andenken als ein Spiegel der Rittersitte und Mannesehre.*) Die Connetable-Würde erhielt der ausgezeichnete Waffenbruder Bertrand's, Olivier dü Clisson.

Beim Tode Karl's V. (1380) gerieth das französische Reich durch die Verfügungen, welche der mit dem Beinamen des Weisen geehrte König wegen der Minderjährigkeit seines Sohnes, Karl VI. (1380 bis 1422), getroffen hatte, in große Verwirrung. Karl hatte schon früh Bestimmungen über eine vormundschaftliche Regentschaft gemacht, weil ihm gesagt worden war, er habe Gift erhalten und werde sterben, sobald eine Fistel zugehe, durch deren Wiedereröffnung ihn Kaiser Karl's IV. Leibarzt einmal gerettet hatte. Wegen der Unmündigkeit seiner beiden Söhne, von denen der ältere bei des Vaters Tode noch nicht volle zwölf Jahre alt war, hatte Karl V. eine Einrichtung der Verwaltung vorgeschrieben, welche so schlau berechnet und so zusammengesetzt war, daß sie unmöglich ausgeführt werden konnte. Von den drei Vatersbrüdern des jungen Königs sollte der älteste, Ludwig von Anjou, hauptsächlich die Verwaltung leiten, der zweite, Johann von Berry, ein Mann ohne Bedeutung, in unbestimmter Weise Antheil an derselben haben, und der dritte, Philipp der Kühne, dem sein Vater 1361 das durch den Tod der älteren herzoglichen Linie an die Krone heimgefallene Herzogthum Burgund gegeben hatte, für die Person des Königs Sorge tragen. Als vierter Vormund war ihnen der wegen seiner Mäßigung gepriesene Herzog von Bourbon beigegeben. Außerdem hatte Karl V. einen aus 41 Geistlichen, Großbeamten, Parlamentsräthen, Rittern und Pariser Bürgern bestehenden Vormundschaftsrath bestellt, ohne dessen Zuziehung die Prinzen nichts beschließen dürften; diese 41 wurden aber nachher nie zusammenberufen. Von den Vormündern war Ludwig von Anjou nur darauf bedacht, auf jede Weise Schätze zu sammeln, um einen Zug nach dem Königreich Neapel thun zu können, dessen Krone er für sich in Anspruch nahm. Der verstorbene König hatte deshalb das viele von ihm aufgehäufte Gold und Silber im Schlosse zu Melun

*) Bei Begründung des Ordens der Ehrenlegion (1802) ließ Bonaparte die Decorationen aus den Helmen Bertrand's dü Guesclin und Bayard's vertheilen.

einmauern lassen und von dem Orte, wo es verborgen war, nur dem Schatzmeister Savoisy Kenntniß gegeben; er selbst vereitelte aber die dabei gehegte Absicht durch den Mißgriff, daß er dem habgierigen Herzog eine fast königliche Gewalt ertheilte. Ludwig zwang gleich nach Karl's V. Tode den Schatzmeister durch angedrohte augenblickliche Hinrichtung, ihm das Geheimniß zu verrathen und seitdem wurde weder von jenen Schätzen, noch von allen anderen dem Herzog übergebenen königlichen Geldern jemals wieder etwas vernommen. Uebrigens brach auch schon vor der Krönung des Königs ein heftiger Zwist zwischen dem herrschsüchtigen Regenten und den Herzogen von Berry, Burgund und Bourbon aus. Um denselben ohne Waffen zu schlichten, nahm man das Parlament in Anspruch und dies nöthigte den Regenten, dem königlichen Ansehen Vieles zu vergeben. Damit wenigstens einer von seinen Mitvormündern entfernt werde, ertheilte Ludwig dem ganz unfähigen Berry in einer Zeit, wo alles auf Persönlichkeit ankam, die Statthalterwürde in der kaum erst beruhigten Provinz Languedoc mit fast unbeschränkter Gewalt. Der Herzog von Burgund wollte nicht geringer sein und erhielt daher in den ihm von Karl V. angewiesenen Besitzungen in der Normandie ebenfalls sehr ausgedehnte Vorrechte.

Da Ludwig von Anjou nur seine eigene Bereicherung im Auge hatte, so hörte er auf, den abenteuernden Rittern und den um Sold dienenden Compagnieen die Gelder zu zahlen, welche Karl V. ihnen mit freigebiger Hand gespendet hatte. Diese verbreiteten sich deshalb gleich Heuschrecken über das Land und peinigten den Bürger und Landmann ebenso, wie sie nach dem Frieden von Bretigny gethan hatten. Dazu kam noch, daß der Druck der Abgaben, besonders aber die Art, wie sie seit Karl V. erhoben worden, das Land endlich zur Verzweiflung brachte, da oft das Fünffache der eigentlichen Steuer den Pflichtigen zur Last fiel. Jetzt, wo das Erpreßte nicht mehr, wie vorher, zum Besten des Landes angewendet ward, fühlte man erst das Verderbliche von Karl's Herrschsucht, von seiner Furcht vor den Ständen und von seiner Begünstigung der Blutsauger und ihres Gewerbes. Die Unzufriedenheit schien so gefährlich, daß sich der Herzog Regent bei Gelegenheit eines Aufstandes in Paris unbesonnener Weise entschloß, auf einmal alle von Karl V. ohne Zustimmung der Stände ausgeschriebenen Steuern aufzuheben. Dies nöthigte ihn natürlich, die Stände zu berufen, denen er dann, um sie zu gewinnen, alle ihre früheren Rechte bestätigen mußte (Januar 1381). Da die von ihnen bewilligte neue Steuer nicht hinreichte, so ließ er bald nachher die abgeschafften Abgaben aufs neue erheben, rief dadurch, wie wir später sehen werden, bedenkliche Unruhen hervor, mußte deshalb die Stände noch ein-

mal berufen und gerieth, als sie sich seinem Willen nicht fügten, mit einem großen Theile der Nation in Kampf.

In den auswärtigen Angelegenheiten war Ludwig bis auf seinen neapolitanischen Zug vom Glücke begünstigt. Er schloß zuerst einen für Frankreich vortheilhaften Vertrag mit Castilien. Dann zog er politischen Nutzen aus dem Streite Peter's IV. von Aragonien mit Jacob III., dem Sohne des letzten Königs von Majorca, welcher einen Versuch zur Wiedererwerbung seines väterlichen Reiches machte und den Regenten von Frankreich um Hülfe anging. Ludwig von Anjou gab für 100,000 Goldgulden, welche Peter IV. von Aragonien ihm zahlte, seinen Schützling auf und bereicherte dadurch seine neapolitanische Kriegskasse. Endlich verhalf ihm ein glücklicher Umstand auch zum Frieden mit dem Herzog der Bretagne. Dieser ward nämlich durch seine Vasallen, welche von der Verbindung mit den Engländern durchaus nichts wissen wollten, gezwungen, mit dem Regenten zu unterhandeln und verstand sich 1381 zur Anerkennung der Oberlehensherrlichkeit des französischen Königs; doch wurde in dem mit ihm geschlossenen Vertrage ausdrücklich erklärt, daß seine Unterwerfung unbeschadet der Rechte, der Verfassung und der Gewohnheiten der Bretagne geschehe. Dieser Vorbehalt machte freilich die Bretagne zu einem selbstständigen Staate, welcher nur noch der Form nach zu Frankreich gehörte; die Franzosen hatten aber doch wenigstens für die nächste Zeit den Vortheil, daß der Nationalfeind die Bretagne verlassen und nach England zurückkehren mußte. Dies erfolgte für Frankreich zur günstigsten Zeit, weil gerade damals im Inneren des Reiches bedenkliche Unruhen ausbrachen. Der Herzog von Berry war zum Statthalter von Languedoc ernannt worden; die Bewohner dieser Provinz hatten aber kurz vorher durch Ludwig von Anjou, welcher lange Zeit Statthalter gewesen war, so viel leiden müssen und waren mit dem Grafen von Foix, welchen Karl V. an dessen Stelle gesetzt hatte, so sehr zufrieden, daß sie sich der Einführung Berry's förmlich widersetzten. Sie bestanden auf der Beibehaltung ihres seitherigen Statthalters um so nachdrücklicher, weil sie, seit Ludwig von Anjou die Compagnieen entlassen hatte, nicht allein der Wuth dieser Räuber ausgesetzt waren, sondern weil auch der Graf von Armagnac, einer der größten Vasallen von Languedoc, welcher einen Theil jener Söldner an sich gezogen hatte, mit dem neu ernannten Statthalter verschwägert war. Die Stände der Provinz versammelten sich zu Toulouse, forderten den Grafen von Foix auf, seine Stelle zu behalten und sagten ihm ihre Unterstützung zu. Dieser gab daher dem Regenten in einem Briefe den trotzigen Bescheid, daß er zwar alle Achtung vor dem König habe, daß er aber nie einen unbeschränkten Ge-

2*

walthaber, wie nach dessen Verfügung der Herzog von Berry sein solle, in Languedoc dulden werde. Jetzt erschien freilich der Herzog von Berry mit einem Heer, er erlitt aber bei Revel eine vollständige Niederlage. Er setzte nichtsdestoweniger den Kampf fort und beide Theile, die königliche Partei und die des Grafen von Foix, verwüsteten eine Zeit lang das unglückliche Land, ganze Schaaren der Volkspartei zogen bewaffnet in die Cevennen und führten von da aus den kleinen Krieg, bis der Papst die Vermittelung übernahm und im December 1381 einen Frieden zu Stande brachte, durch welchen Berry in den Besitz der Statthalterschaft gelangte.

3. Unruhen in Flandern und in Frankreich, welche aus dem Emporkommen des Bürgerstandes und dem Widerstreben gegen geistlichen und weltlichen Druck entstanden.

Die Geschichte der Unruhen, welche am Ende des 14. Jahrhunderts, als man Bürgerfreiheit neben der Ritterherrschaft gründen wollte, in England, Frankreich und Deutschland ausbrachen, und der blutige Kampf in Italien, wo zu eben der Zeit die Bürgerfreiheit durch Tyrannen und Söldner vernichtet ward, beweisen auf gleiche Weise, wie richtig Dante schon im Anfange des Jahrhunderts den Untergang von Gesetz und Ordnung aus dem Untergange der monarchischen Obergewalt in Kirche und Staat hergeleitet hatte. Diesen ganzen Zeitraum hindurch erzählt die Geschichte Frankreichs und Englands nur von bürgerlichen Kriegen zwischen den Herren und Rittern der verschiedenen Gegenden des Reiches, von Aufständen der Bürgerschaft gegen Herren und Ritter, durch welche diese auf mannichfache Weise bedrängt wurden und von der wilden Wuth des niederen Volkes, das unter regellosem Drucke völlig erlag. Die Wogen der demokratischen Bewegung, welche das 14. Jahrhundert und namentlich dessen zweite Hälfte bezeichnet, gingen hoch im westlichen Europa; nachdem die Städte sich Freiheiten erkämpft hatten, regte sich der Bauernstand in unbestimmtem Drange nach Menschenrechten und nach einem Antheil an den Genüssen des Lebens. In Frankreich wie in England gewahren wir Erscheinungen, die an die späteren Bauernkriege erinnern. Denn auch die Kirche wurde damals in beiden Reichen erschüttert; der Reichthum und die Ueppigkeit des Klerus erweckten demselben erbitterte Feinde, und selbst gegen die hierarchische Lehre der Kanonisten erhob sich besonders in England sehr heftiger Widerspruch. Wir beginnen die Geschichte dieser Bewegungen in Flandern.

Karl V. hatte die Grafschaft Flandern von neuem und fester als vorher an Frankreich zu knüpfen gesucht. Er hatte die Tochter des Grafen Ludwig III., Margaretha, welche als einziges Kind die künf-

tige Erbin des Landes war, mit seinem Bruder, Philipp dem Kühnen von Burgund, vermählt. Da jedoch der Graf in seinem freien Staate weniger vermochte, als die Städte, welche neben den italienischen die betriebsamsten und bevölkertsten in Europa waren und jede für sich einen nur dem Namen nach vom Landesherrn abhängenden Freistaat bildeten, so hatte Karl sich bemüht, auch diese zu gewinnen und von einer engen Verbindung mit England, zu der besonders die Genter geneigt waren, abzuhalten. Er hatte zu diesem Zwecke Lille, Douay und Orchies, welche früher mit Frankreich vereinigt worden waren, wieder an Flandern zurückgegeben. Nachher war ein Krieg zwischen den Gentern und Brüggern entstanden, in welchem der Graf Ludwig mit seiner Ritterschaft für die Letzteren Partei genommen hatte. Dieser Kampf dauerte nach Karl's V. Tode noch immer fort. Die Darstellung desselben gehört jedoch der Specialgeschichte an; hier muß eine allgemeine Andeutung genügen. Die Genter, furchtbar durch Zahl, Reichthum und Einfluß, sandten mächtige und oft auch gut geübte Heere ins Feld, welche zum Theil aus Gent selbst, zum Theil aus den Orten gezogen wurden, wo die Weber, Brauer und die anderen Arbeiter der großen Fabrikherren wohnten. Der Krieg ward zuweilen durch Friedensschlüsse geendigt, jedes Mal aber gleich wieder begonnen; man lieferte sich blutige Treffen und ganze Städte und Gegenden wurden geplündert und verwüstet; selbst die angrenzenden Länder Brabant, Lüttich und Holland nahmen mehr oder weniger am Kriege Theil. Eine ganz neue Gestalt erhielt der Kampf der Genter mit den Brüggern und ihren Vertretern, dem Grafen und der Ritterschaft, seit dem Januar 1382, wo die unter den Fahnen von Gent vereinigte Volksmacht, namentlich die Partei der Weißmützen, den Sohn des ehemaligen Demagogen Jakob von Artevelde, Philipp von Artevelde, aus der Verborgenheit hervorzog; denn durch diesen ward der Krieg als demokratische Bewegung für Frankreich sehr bedenklich. Man wird die Bedeutung der flandrischen Unruhen erst dann recht zu würdigen wissen, wenn man sich die gleichzeitigen Erscheinungen in anderen Gegenden und Ländern ins Gedächtniß zurückruft. Damals ging in der Schweiz das Ritter- und Herrenthum ganz unter, im nördlichen Deutschland erhielt die Hanse, im südlichen der Bund der rheinischen, fränkischen und schwäbischen Städte das Uebergewicht über den Kaiser und die Ritterschaft, ja selbst in allen französischen Städten regten sich die Bürger und wurden nachher auf harte, grausame Weise unterdrückt. Dies führt uns zunächst auf die bürgerlichen Bewegungen in Frankreich und auf ihre Veranlassung zurück.

Herzog Ludwig von Anjou hatte, als die ihm von den Ständen

bewilligte Steuer nicht ausreichte, die thörichter Weise erlassenen alten Abgaben wieder herstellen wollen und, um den Schein zu haben, als wenn dies mit Zustimmung der Stände geschehe, eine Art Notabeln-Versammlung in seinen Palast berufen. Diese fügte sich zwar seinem Wunsche nicht, willigte aber dagegen in eine neue Steuer, welche Ludwig alsdann im Reiche ausschreiben ließ. Die Erhebung derselben erregte jedoch in Paris, Rouen, Amiens und anderen Städten heftige Unruhen, man widersetzte sich ihr endlich überall, und in den Städten von Nord-Frankreich, besonders in Rouen und Paris, schien sich alle Ordnung aufzulösen. Die niedere Volksklasse, des monarchischen und ritterlichen Druckes müde und von Demagogen aufgereizt, ergriff die Waffen, tödtete oder vertrieb die Steuerbeamten, mißhandelte die Reichen und übte schändlichen Unfug. Man hatte diesen Aufständen den Namen des Krieges der Maillotins gegeben, weil sich damals der aufrührerische Pöbel in Paris der im Stadthause aufbewahrten Waffen bemächtigte, unter denen auch viele schwere bleierne Streithämmer (maillets oder maillotins) waren. Ludwig sah sich durch die von Tag zu Tag immer bedenklicher werdende Lage der Dinge genöthigt, die neue Steuer wieder aufzugeben; er nahm aber den Krieg mit England und die Nothwendigkeit, den durch die Unruhen entstandenen Ausfall in den Einnahmen zu decken, zum Vorwand, um die Stände des nördlichen Frankreichs zusammenzurufen und von ihnen Hülfe zu fordern (1382). Die Stände wollten jedoch von neuen Auflagen nichts hören und entschuldigten sich damit, daß sie zu einer Steuerbewilligung keine Vollmacht hätten. Als Ludwig sie gleich nachher noch einmal berief, blieben die meisten Mitglieder aus, um nicht genöthigt zu sein, sich auf seine Geldforderungen einzulassen. Jetzt war der Herzog Regent genöthigt und einigermaaßen auch berechtigt, Gewalt zu gebrauchen; denn da die Stände der offenbaren Noth des Reiches nicht abhelfen wollten, so war keine andere Wahl, als entweder den Staat untergehen zu lassen oder die Mittel zu seiner Erhaltung auf jede mögliche Weise herbeizutreiben. Ludwig beschloß, den zwar weniger zahlreichen, aber der rohen Masse in jeder Hinsicht überlegenen streitbaren und unterrichteten Theil der Nation um sich zu sammeln und unter dem Vorwande, als wolle er die Ordnung herstellen, große Summen zu seinem neapolitanischen Zuge zu erpressen. Das grausame und unverständige Benehmen des Pöbels erleichterte ihm die Erreichung seiner Absichten, da man nothwendiger Weise den gewohnten und systematischen Druck der neuen wilden Unordnung vorziehen mußte. Ludwig bot also die militärische Ritterschaft auf, und da er den König an ihre Spitze treten ließ, so durfte niemand zurückbleiben. Die Stadt Rouen, gegen welche man zuerst

zog, konnte einem solchen Angriff nicht widerstehen. Die Herren und Ritter rückten ein und nahmen eine schreckliche Rache; sie zerstörten einen Theil der Stadt und wütheten grausam gegen die Bürger (April 1382). Hierauf erlaubte Ludwig seinen aus rohen Söldnern und Abenteurern bestehenden Kriegsschaaren, zuerst in der Umgegend von Paris und dann in der Stadt selbst nach ihrer gewohnten Weise zu hausen, und diese richteten so furchtbare Verwüstungen an und peinigten Schuldige und Unschuldige so grausam, daß die Pariser die geforderte Summe von 100,000 Goldgulden, welche nach dem gegenwärtigen Münzfuß etwa auf eine Million und 100,000 Franken zu veranschlagen ist, zuletzt gern zahlten, damit nur der König ihnen Gnade gewähre und wieder in ihre Stadt komme. Die Summe floß übrigens, wie alles Andere, größtentheils in die Kriegskasse des Herzogs von Anjou, welcher endlich (1382) seinen so lange vorbereiteten Zug nach Neapel antrat. Durch die Entfernung des bisherigen Hauptes der Regentschaft kam diese in die Hand Philipp's des Kühnen von Burgund, welcher dann, als Gemahl der künftigen Erbin von Flandern, die Kräfte des Reiches ebenso gegen Flandern richtete, wie der Herzog von Anjou die Schätze und Einkünfte des Staates für einen Zug nach Neapel verwendet hatte.

Auch im Süden des Reiches war ein Zustand der Anarchie eingetreten. Dort war es nicht blos die Empörung von Städten, welche das Reich mit Auflösung bedrohte, sondern die Provinzen wurden zugleich durch innere Kriege und durch die Raubzüge abenteuernder Banden verwüstet. Die Letzteren hausten so arg, daß der Graf von Foix, als er einst 400 dieser Räuber gefangen nahm und insgesammt hängen oder ersäufen ließ, sich durch eine solche Hinrichtung in Masse allgemein beliebt machte. Doch half dies nichts; viele Burgen blieben von den wilden Schaaren besetzt und die Brüder der Getödteten verübten aus Rachgier und Zorn um so größere Grausamkeiten. Wenn es aber auch möglich gewesen wäre, die Banden ganz zu vernichten, so würde dadurch die Ruhe doch nicht hergestellt worden sein. In vielen Städten und Gegenden des Landes verweigerte man dem Herzog von Berry fortwährend die Anerkennung als Statthalter; die Bürger von Beziers, der bedeutendsten Fabrikstadt des Südens, ermordeten einst über siebenzehn königliche Beamte, die Stadt Narbonne führte zwei Jahre lang einen verwüstenden Krieg mit einem der Großen des Landes, und endlich rief ein Beschluß der Stände von Languedoc auch noch einen Bauernkrieg hervor. Diese gewährten nämlich dem Herzog von Berry eine so drückende Steuer, daß die Bauern deshalb die Waffen ergriffen. In großen Schaaren durchzogen dieselben das Land und verübten bis über Avignon hinaus schreckliche

Verwüstungen. Selbst der Papst wurde dann von ihnen hart bedrängt. Die Franzosen haben übrigens diesem Kriege den Namen des Lumpen- oder Schuftenkrieges (guerre des coquins oder im Provinzialausdruck des tuchins) gegeben.

In Flandern schien gerade zu derselben Zeit, als die Bürgerschaften von Paris und Rouen durch die französische Ritterschaft gewaltsam niedergedrückt worden waren, die Demokratie ebenfalls völlig besiegt zu sein. Die Genter waren von dem Grafen Ludwig und der Ritterschaft aufs Aeußerste gebracht worden, Ludwig hatte ihnen jede Möglichkeit der Zufuhr abgeschnitten und konnte den Tag, an welchem der großen Bevölkerung der Stadt der Unterhalt ausgehen würde, so sicher berechnen, daß er mit seinen Reisigen ganz ruhig in Brügge lag; allein er selbst brachte sich wieder um jeden Vortheil, indem er, als die Genter Unterhandlungen anknüpften, auf unbedingter Unterwerfung bestand und mit grausamer Rache drohte. Die Genter sahen sich in ihrer Noth nach einem Rettungsmittel um und fanden es in dem Umstande, daß die Bürger von Brügge, welche den Grafen bis dahin unterstützt hatten, in zwei Parteien zerfallen waren. Auf diesen Zwist gründete Philipp von Artevelde den Plan eines Rettungsversuches seiner Vaterstadt. Er wählte aus der Genter Bürgerschaft 5000 rüstige und geübte Männer aus, ließ diese durch Dominikaner und Franziskaner religiös und patriotisch begeistern und brach, nachdem sie öffentlich gelobt hatten, entweder zu siegen oder zu sterben, mit ihnen gegen Brügge auf. Ganz unerwartet erschien er in der Nähe dieser Stadt und schlug ein Lager auf. Auf die Nachricht davon zogen die Bürger von Brügge eilig und ohne Ordnung gegen die Genter zu Felde, und der Graf schloß sich mit seinen Rittern an die undisciplinirte Menge an. Bei Beverhout kam es im Mai 1382 zu einer Schlacht, deren Ausgang vorherzusehen war. Die 5000 Genter waren geübte und geordnete Truppen, die Bürgermacht von Brügge dagegen war so, wie die aus Krämern, Handwerkern und Arbeitern bestehenden Bürgergarden immer waren, weil Geschäfte des Friedens ihren Leib und dem Heroismus ganz fremde Speculationen ihre Seele beschäftigten; sie brach sich daher, obgleich sie an Zahl den Gentern siebenfach überlegen war, an der geschlossenen Ordnung derselben und riß fliehend die gut geübten 800 Lanzen des Grafen mit sich fort, oder machte doch das ritterliche Anstürmen derselben durch ihre Gegenwart unmöglich. Die Genter setzten den geschlagenen Feinden nach und drangen, ohne dabei irgend einen Verlust zu erleiden, mit ihnen in Brügge ein. Hier wußten sie die Zwietracht der Bürger geschickt zu benutzen. Ein Theil der Zünfte nahm für sie Partei und revolutionirte die Stadt; die Anhänger

des Grafen und seine Ritter wurden in den Straßen angegriffen, 2—3000 derselben kamen ums Leben, die Uebrigen retteten sich wie sie konnten und der Graf selbst entfloh, nachdem er sich eine Zeit lang in einem Bürgerhause versteckt gehalten hatte, nach Lille. Unmittelbar nachher schlossen sich fast alle flämischen Städte an Artevelde's demokratische Republik an; Letzterer nahm den Titel eines Regenten (Ruwart) von Flandern an und ließ Münzen im Namen der freien Republik Gent prägen mit dem Löwen von Flandern als Wappenschild.

Zum Glück für den vertriebenen Grafen erhielt gleich nachher sein Schwiegersohn, Philipp von Burgund, durch Ludwig's von Anjou Abzug nach Neapel den Haupteinfluß in der Regentschaft Frankreichs, und Artevelde beleidigte durch einen an Karl VI. geschriebenen Brief die französische Ritterschaft, welche so eben erst in Paris und Rouen den tief verachteten Bürgerstand zu Boden geschlagen hatte. Es ward sogleich ein Reichskrieg gegen Flandern beschlossen und der ganze französische Adel strömte zusammen, um den jungen König auf seinem ersten Zuge zu begleiten. An der Spitze des französischen Heeres stand der wackere Connetable Olivier dü Clisson; es war den Schaaren Artevelde's in jeder Hinsicht überlegen und die niederländische Ritterschaft schloß sich an die Franzosen an; nichtsdestoweniger erwartete der Genter Demokrat bei Roosebeeke unweit Ypern in einer dem französischen Heere günstigen Gegend den Angriff desselben. Wahrscheinlich vertraute er, wie die Brügger bei Beverhout, auf die große Zahl seines unritterlichen Volkes. Die schlecht disciplinirten Schaaren wurden aber von den Rittern leicht getrennt und zerstreut, Artevelde selbst blieb in der Schlacht und von seinem Heere kamen, wie es heißt, mehr als 20,000 Mann ums Leben (27. November 1382). Die unmittelbare Folge dieser Niederlage war, daß die von den Gentern besetzten oder zu ihnen übergegangenen Städte dem Sieger ihre Thore öffneten. Gent selbst dagegen, an dessen Spitze nach Artevelde's Tode der Zunftmeister Ackermann trat, rüstete sich zum Widerstande, und die späte Jahreszeit, sowie die Zusammensetzung des französischen Reichsheeres und die Rücksicht auf die schuldige Dienstzeit der Vasallen erlaubten nicht, daß man den jungen König so lange in Flandern zurückhalte, bis Gent durch eine regelmäßige Belagerung eingenommen sei. Die Franzosen kehrten daher wieder heim und die Genter traten jetzt, um den Krieg fortsetzen zu können, mit England in Verbindung.

Philipp von Burgund, Johann von Berry und die anderen Herren, welche für den jungen König regierten, benutzten ihren Triumph über die flämische Bürgerschaft, um sich an der französischen zu rächen.

Sie führten das aus Flandern zurückkehrende Heer in die bedeutendsten Städte von Nord-Frankreich und bestraften den demokratischen Uebermuth der Bürgerschaften auf eine so grausame Weise, daß es fast schien, als wenn Karl's Oheime ihren Neffen absichtlich zum Tyrannen erziehen wollten. Unter dem Vorwande, daß die Pariser Bürger noch immer gegen die Regierung conspirirten und heimlich Abgeordnete an die flämischen Demokraten abgeschickt hätten, führte man den König und die Reichsmacht zuerst gegen die Hauptstadt des Reiches. Dem siegenden Heere wagten die Pariser nicht ihre Thore zu verschließen. Dieses hielt hierauf seinen Einzug gerade so, als wenn es in das erstürmte Gent einziehe (1383). Schrecken und Entsetzen erfüllte alle Gemüther. Zuerst wurden die an den Thoren errichteten hölzernen Bollwerke und die in den Straßen gemachten Einrichtungen zu Barricaden zerstört; dann ging es an die Bürger selbst. 300 der reichsten wurden verhaftet und von Zeit zu Zeit einige derselben hingerichtet, um die Anderen zu schrecken und so das Aeußerste von ihnen zu erpressen; außerdem mußten alle Waffen abgeliefert werden. Vergebens legte die alte Herzogin von Orleans, König Johann's Schwester, sowie die ganze Pariser Universität Fürbitte ein; statt die Strafen und das Verfahren zu mildern, ward man mit jeder Woche strenger und härter. Das Schrecklichste war, daß dies Alles dem Volke nothwendig als eine Art von Tortur vorkommen mußte, durch welche man Steuern erpressen wolle; denn nachdem durch gerichtliche Verfolgungen und durch Hinrichtungen Alles eingeschreckt war, wurde im Namen des Königs eine Steuerverfügung erlassen, welche das Volk endlich unter das Joch brachte, dessen es sich bis dahin erwehrt hatte. Man führte nämlich ohne Zustimmung der Stände alle Abgaben aus Karl's V. Zeit wieder ein und erklärte geradezu, daß die Bestimmung der Steuern eine rein königliche Sache sei und daß darüber nur von den Parlamenten verhandelt werden solle. Gleich nachher ward die Stadtverfassung von Paris wesentlich geändert und den Bürgern das Wahlrecht in Bezug auf die Magistratspersonen genommen. Das Aergste folgte nach und schreckte um so mehr, je feierlicher und ungewöhnlicher die Art seiner Bekanntmachung war. Der König ließ das Volk versammeln, und nachdem der Kanzler eine Rede gehalten hatte, welche Jedermann in Todesangst versetzte, ward für die noch übrigen Gefangenen Gnade verkündigt. Die Gnade wurde aber so gegeben, daß sie selbst den Zeitgenossen als ein blutiger Hohn erschien; denn die Gefangenen mußten ihre Freilassung mit ihrem ganzen Vermögen bezahlen. Auch viele andere Bürger der reichen Klasse wurden ihrer Habe beraubt und förmlich an den Bettelstab gebracht. Die ganze Art, wie man damals

in Paris hauste, hätte nicht ärger sein können, wenn statt des Königs und seines ritterlichen Heeres Mongolen, Türken oder Araber plötzlich über Frankreich hereingebrochen wären. Dessen ungeachtet ward durch dieses Verfahren nur äußerst wenig für die königliche Schatzkammer gewonnen; die erpreßten Summen wurden, nach dem Bericht eines ehrlichen und schlichten Zeitgenossen, größtentheils zur Bezahlung der gemietheten Raubschaaren bestimmt, deren man sich zur Ausführung der grausamen Maaßregeln bedient hatte, die Anführer derselben behielten aber Alles für sich, und die Miethlinge begannen deshalb nachher wieder ihre Raubzüge im Lande. Auf diese Weise wurde in Frankreich die absolute Feudalmonarchie hergestellt oder eigentlich neu eingerichtet.

Aehnlich wie in Paris wurde unmittelbar darauf in Rouen verfahren. Auch bei dieser Gelegenheit blieb die Staatskasse leer, weil Burgund und Berry die erpreßten Summen unter sich theilten. Man mußte deshalb auch die herrschende Unzufriedenheit bald durch eine neue drückende Steuer vermehren. Ein königlicher Befehl verordnete nämlich eine allgemeine jährliche Abgabe von dem Einkommen und Besitzthum der Steuerpflichtigen, zu welchen Adel und Geistlichkeit nicht gehörten. Natürlich waren durch alle diese Maaßregeln die Unruhen nur zum Schein gedämpft und die Regentschaft hatte sich und den jungen König nur verhaßt gemacht. Nichtsdestoweniger glaubte man jetzt wieder an den Krieg mit England denken zu dürfen.

4. Spanien und Portugal in der nächsten Zeit nach Peter dem Grausamen.

Heinrich II. von Castilien brachte vom ersten Augenblick seiner Thronbesteigung an die traurige Weise, wie er zur Herrschaft gelangt war, durch seine vortreffliche Regierung in Vergessenheit. Es ward daher später auch allgemein beklagt, daß seine Regierung so kurz dauerte (1369—1379), während sein Zeitgenosse, der Tyrann Peter IV. von Aragonien, über 50 Jahre regierte. Heinrich hatte gleich anfangs schwere Kämpfe zu bestehen, weil sowohl seine beiden Nachbarn, die Könige von Aragonien und Portugal, als auch Eduard's III. Bruder, Johann von Lancaster, aus dem Umstande, daß er nicht in rechtmäßiger Ehe erzeugt sei, Vortheil zu ziehen suchten. Der genannte englische Prinz war, wie bereits angegeben worden ist, Gemahl der ältesten Tochter Peter's des Grausamen, gründete darauf ein Erbrecht an die castilianische Krone und hatte seit Peter's Ermordung den Titel König von Castilien angenommen, konnte aber wegen der Lage der Dinge in England sein Recht nicht sogleich geltend machen. Ferdinand von Portugal erhob ebenfalls Ansprüche an die

Krone von Castilien, weil er als Enkel einer castilianischen Prinzessin, der Gemahlin Alfons' IV., der einzige männliche Sprößling der castilianischen Königsfamilie aus rechtmäßiger Ehe sei. Er verband sich daher schon im Jahre 1369 mit dem habsüchtigen König Peter IV. von Aragonien und mit Mohammed von Granada, welcher dem vorigen castilianischen Könige unzählige Schaaren leichter Reiter zu Hülfe geschickt hatte und seit dem Untergange desselben raubend in Castilien umherzog. Der Letztere schadete dem König Heinrich so wenig, daß selbst die maurischen Geschichtschreiber fast keine einzige That ihrer Landsleute in diesem Kriege aufzuzählen wissen; nur Algesiras besetzten sie auf einige Zeit. Auch Ferdinand von Portugal führte den Krieg auf nachlässige Weise, und Peter von Aragonien war durch seine Bemühungen, den ihm ganz unnützen Besitz von Sardinien gegen die Genuesen und gegen die Einwohner der Insel selbst zu behaupten, ebenfalls gehemmt. Gegen den Letzteren fand übrigens Heinrich einen Bundesgenossen, der im Inneren von Aragonien selbst Unruhen zu erregen drohte. Dieser Bundesgenosse war der aragonische Prinz Jakob III., der Sohn des unglücklichen letzten Königs von Majorca. Jakob war nach seines Vaters Tode von Peter IV. 14 Jahre lang in Haft gehalten worden, hatte, als er endlich aus derselben entkommen war, den Titel eines Königs von Majorca angenommen und war nachher (1363) dritter Gemahl der neapolitanischen Königin Johanna I. geworden. Sein roher, abenteuerlicher Sinn hatte jedoch gleich anfangs Zwietracht zwischen ihm und seiner Gemahlin erzeugt; er war daher bald wieder aus Neapel abgezogen und hatte sich nach Castilien zu Peter dem Grausamen begeben, mit dessen Hülfe er sein väterliches Reich wieder zu erobern hoffte. Dort war er in der Schlacht bei Montiel Gefangener Heinrich's II. geworden, als dieser 1365 seinen Bruder an der Spitze französischer Banden angriff. Johanna hatte ihn nachher zwar für ein Lösegeld von 40,000 Dukaten wieder losgekauft, er verließ sie aber bald zum zweiten Male und ging nach Frankreich, wo er, unterstützt vom Herzog von Anjou, einen Zug gegen Aragonien rüstete.

Der König von Castilien hatte in dem Kriege mit seinen beiden Nachbarn noch den besonderen Vortheil, daß die von Peter dem Grausamen aufgehäuften Schätze in seine Hände gefallen waren. Mit diesen und mit einer von den Ständen des Reiches gewährten ansehnlichen Beisteuer entledigte er sich zunächst der dem Bertrand dü Guesclin und seinen Banden gemachten Versprechungen; er bezahlte ihnen nicht allein den ausbedungenen Sold, sondern kaufte auch die Herrschaften und Städte zurück, die er ihnen vertragsmäßig hatte abtreten müssen. Ferdinand von Portugal und Peter von Aragonien schadeten

dem castilianischen Könige im Felde nicht; denn der Erstere führte den Krieg so schlecht, daß der castilianische Geschichtschreiber Pedro Lopez de Ayala sagt, er würde besser gethan haben, wenn er ihn gar nicht angefangen hätte; und der Letztere entzweite sich in Folge eines Betruges mit seinem Bundesgenossen, indem er die Subsidien, welche dieser zahlte, zu seinen eigenen Zwecken verwendete. Andererseits gab sich Papst Urban V. im Jahre 1370 angelegentliche Mühe, den Frieden auf der Halbinsel wiederherzustellen. Die allgemeine Politik ward nämlich im Mittelalter auf dieselbe Weise von dem römischen Hofe diplomatisch geleitet, wie gegenwärtig durch gewisse Hauptmächte Europas; das Ansehen der Päpste erhielt dadurch auch eine politische Bedeutung, weil es unter dem unaufhörlichen Geräusche der Waffen nur auf moralischer Macht beruhte und weil durch die diplomatische Thätigkeit Roms die Verbindung zwischen allen christlichen Staaten erhalten und nicht selten Blutvergießen verhindert ward. Urban schickte nicht nur zwei Legaten nach Spanien, sondern er schrieb auch dringende Briefe an die Könige von Castilien, Aragonien und Portugal und an die Gemahlinnen der beiden Ersteren. Doch gelang es ihm damals nicht, Frieden zu stiften. Dagegen kam gleich nach seinem Tode ohne die Vermittelung der Legaten eine Uebereinkunft zwischen Ferdinand und Heinrich zu Stande (1371). Der von Beiden geschlossene Vertrag setzte außer der Zurückgabe aller genommenen Plätze auch die Vermählung des noch unverheiratheten portugiesischen Königs mit der Tochter Heinrich's von Castilien fest. Dieser Friede zerfiel jedoch gleich nachher wieder in sich selbst, weil Ferdinand ebenso, wie einst sein Vater Peter I., der Sklave einer Leidenschaft ward und, obgleich auf sein Gesuch Heinrich von Castilien ihn von der eingegangenen Heirathsverpflichtung entband, dadurch Anlaß zu neuem Zwiste gab. Ferdinand lernte bald nach dem Friedensschluß **Leonore Tellez**, die Gemahlin eines der ersten portugiesischen Herren, kennen, faßte eine heftige Leidenschaft zu ihr, und da er gewohnt war, seinen Neigungen jede religiöse oder moralische Rücksicht nachzusetzen, so ruhte er nicht, bis Leonore ihm Gehör schenkte. Sie verstieß ihren Gemahl, der sich nach Castilien begab, ihre Ehe ward gegen den Willen der Geistlichkeit getrennt und der König vermählte sich mit ihr, so laut auch Klerus und Volk ihren Unwillen darüber äußerten.

Bald nachher schloß sich Ferdinand an den Herzog von Lancaster an und trieb dadurch Heinrich von Castilien zum Bunde mit den Franzosen, denen seine Flotte in ihrem englischen Kriege wesentliche Dienste leistete. Die Verbindung zwischen Portugal und England, welche im Sommer 1372 ein förmliches Schutz- und Trutzbündniß zur Folge hatte, konnte dem ersteren Reiche nur schaden, weil der

König von England zu sehr von dem französischen Kriege in Anspruch genommen war, als daß er an Castilien hätte denken können. Heinrich von Castilien brach mit einem zahlreichen Heere in Portugal ein, die Portugiesen wichen vor ihm zurück und eine Stadt nach der anderen fiel in seine Gewalt. Bei diesem Zuge verdient zur Ehre der Spanier, welche sonst ihre Kriege mit afrikanischer Grausamkeit führten, ein einzelner Umstand besonders hervorgehoben zu werden. Heinrich verleugnete nämlich beim Angriff auf Coimbra die der spanischen Nation, wie dem Zeitalter des Ritterthums eigenthümliche Galanterie gegen das weibliche Geschlecht so wenig, daß er sie sogar gegen die verhaßte Leonore Tellez bewies und ihr zu Gefallen seinen Kriegsplan änderte. Er hätte nothwendig die Stadt Coimbra angreifen müssen, zog aber, als er erfuhr, daß Leonore dort ihre Niederkunft erwarte, sogleich wieder ab, nachdem er der schönen Dame ein freundliches castilianisches Compliment hatte sagen lassen. Er wandte sich gegen Lissabon und begann, sobald die castilianische Flotte im Tajo erschienen war, eine Belagerung dieser Stadt. Nachdem er Lissabon einen ganzen Monat hindurch hart bedrängt hatte, gelang es endlich dem Legaten, welchen Urban's V. Nachfolger, Gregor XI., geschickt hatte, einen Frieden zwischen Portugal und Castilien zu vermitteln (Mai 1373). Zu diesem Zwecke kam er, nach einem Gebrauche, der sich bis in die Neuzeit erhalten hat, mit den beiden Königen auf dem Tajoflusse in geschmückten Barken zusammen. Bei dieser Gelegenheit bewährte der König von Castilien, wie bei jeder anderen, zugleich seine großen Herrscher-Eigenschaften und seinen edeln ritterlichen Sinn; denn obgleich er das Land seines Feindes besetzt hatte und sogar die Hauptstadt desselben ernstlich bedrohte, so machte er doch keine anderen Forderungen, als die, welche er auch vorher gemacht haben würde. Er verlangte blos, daß Ferdinand den nach Portugal entflohenen Castilianern, welche ihn nicht als rechtmäßigen König anerkennen wollten und Castilien öfters durch Streifzüge beunruhigt hatten, den Aufenthalt in seinem Reiche verbiete. Der König von Portugal versprach dies, entsagte außerdem seiner Verbindung mit England und trat dagegen dem zwischen Castilien und Frankreich bestehenden Bunde bei. Beide Könige schlossen unmittelbar darauf noch ein Angriffsbündniß gegen Peter von Aragonien, welcher castilianische Grenzstriche besetzt hielt und den König von Portugal durch seinen Betrug mit den Subsidiengeldern erbittert hatte.

Peter von Aragonien kam durch die Verbindung Heinrich's und Ferdinand's sehr ins Gedränge; denn er lag damals wegen der Insel Sardinien mit den Einwohnern derselben und mit den Genuesen im Streit und ward jetzt zugleich von den Castilianern und von dem

Titularkönig des Reiches Majorca angegriffen. Er entschloß sich daher auch bald zu einem Frieden mit Heinrich. Der Letztere erlangte, was er allein gesucht hatte: er erhielt die castilianischen Herrschaften, deren sich Peter bemächtigt hatte, zurück und zahlte dagegen eine Summe Geld für den Schaden, den er im Kriege angestiftet hatte. Außerdem wurde damals sein Sohn und Erbe, Johann I., mit einer Tochter Peter's verlobt. Jakob von Majorca ward ein Opfer dieses Friedens; der aragonischen Uebermacht nicht gewachsen und von allen Seiten eingeschlossen, konnte er sich kaum der Gefangennehmung entziehen. Er floh nach Castilien, wo er bald nachher in Soria am Duero (nächst dem alten Numantia) mit gebrochenem Herzen starb.

Nachdem Heinrich alle während der inneren Unruhen verlorenen Gebiete an Castilien zurückgebracht hatte, machte er auch Biscaja zu einer Provinz des Reiches und zwar so, daß es nicht wieder getrennt werden konnte und daß dadurch kein Recht verletzt wurde. Er zog nämlich dieses Fürstenthum beim Tode seines Bruders Don Tello, der es besessen hatte, ein und erklärte der Tochter Ferdinand's de la Cerda, welche in Frankreich den Herzog von Alençon geheirathet hatte und Biscaja für ihre Kinder als rechtmäßiges Erbe in Anspruch nahm, er wolle es diesen als Lehen übertragen, wenn sie nach Spanien kämen. Er wußte recht gut, daß die Söhne des Herzogs von Alençon nicht dem französischen Reich entsagen würden, um Spanier zu werden und konnte folglich, als dies nicht geschah, das Fürstenthum rechtlicher Weise an sich ziehen. Auch gegen die Einwohner desselben bewies er seine Gerechtigkeit und Mäßigung, da er ihnen ihre alten Rechte bestätigte. Dem König von Navarra entriß er zwar die Städte, die derselbe in Biscaja besetzt hatte, er entschädigte ihn aber durch eine Summe Geld für die auf die Befestigung derselben verwendeten Kosten. Heinrich schonte überhaupt, wenn er durch Geld einen Krieg vermeiden konnte, das Blut seiner Unterthanen. Dies nöthigte freilich auch ihn, zu dem traurigen Mittel zu greifen, dessen sich die Regierungen des Mittelalters da zu bedienen pflegten, wo man sich in unserer Zeit durch Anleihen hilft, nämlich zur Verschlechterung der Münzen. Außerdem schmälerte er die unmittelbaren Besitzungen der Krone dadurch sehr, daß er, um Freunde und Anhänger zu gewinnen, mit einer Freigebigkeit, die man fast Leichtsinn nennen konnte, Landschaften, Städte und Burgen verschenkte. Der Geschichtschreiber Mariana hat aber diese übermäßige Großmuth Heinrich's recht gut aus politischen Gründen erklärt. Heinrich selbst sah wohl ein, daß er dem augenblicklichen Zwecke das künftige Schicksal der Regenten habe nachsetzen müssen, und gab deshalb noch auf dem Todtenbette seinen Nachfolgern eine Weisung, wie sie die Umstände zu

benutzen hätten, um alle veräußerten Fürstenthümer und Herrschaften ohne Aufsehen wieder an die Krone zu bringen; denn er verordnete in seinem Testament, daß diese Herrschaften nur auf die Kinder, nicht auf die Seitenverwandten der Besitzer vererbt werden dürften.

Heinrich's II. Sohn und Nachfolger, Johann I. (1379—1390), gewann ebenso, wie sein Vater, durch Milde, Gerechtigkeit und Güte der Castilianer volle Gunst, hatte aber dessen ungeachtet manche Schwächen und verwendete viele Summen auf nutzlose Kriege. Gleich nach seinem Regierungsantritt ward er in Streitigkeiten mit Portugal verwickelt, welche dem Herzog von Lancaster Gelegenheit gaben, die Ansprüche seiner Gemahlin auf Castilien endlich einmal ihrem Ziele näher zu bringen. Johann hoffte den Umstand, daß Ferdinand von Portugal nur eine einzige rechtmäßige Tochter, Beatrix, aber keinen Sohn hatte, benutzen zu können, um Portugal und Castilien in einer nahen Zukunft zu vereinigen; er suchte zu diesem Zweck eine Verlobung seines Sohnes Heinrich und der Beatrix zu Stande zu bringen, obgleich Heinrich erst ein Jahr alt war. Johann erreichte zwar seine Absicht, allein gleich nachher verbündete sich der König von Portugal, trotz der lächerlichen Verabredung, mit den beiden englischen Prinzen, welche die Töchter Peter's des Grausamen geheirathet hatten. Ferdinand schloß mit denselben zwei Verträge, in welchen eine gemeinschaftliche Bekriegung Johann's I. verabredet, das Recht des Herzogs von Lancaster an die Krone Castiliens anerkannt und die Erbin von Portugal dem Sohne des mit der jüngeren Tochter Peter's des Grausamen vermählten Prinzen Edmund zur Ehe versprochen wurde (1380). Johann von Castilien hatte nicht sobald von diesen Verträgen Nachricht erhalten, als er in Portugal einbrach. Er schlug die portugiesische Flotte und eroberte die Festung Almeida. Die unter Edmund's Führung gelandeten englischen Truppen drangen zwar nachher mit den Portugiesen vereinigt in Castilien ein, sie betrugen sich aber nach ihrer gewohnten Art so brutal gegen Freund und Feind, daß Ferdinand selbst nach zwei Jahren ihrer los zu werden und sich deshalb mit dem Könige von Castilien abzufinden suchte. Er traf mit diesem eine Uebereinkunft, nach welcher zwischen beiden Reichen Friede sein und die Erbin von Portugal mit einem castilianischen Prinzen verlobt werden sollte; doch wurde dazu nicht der Prinz Heinrich, sondern dessen jüngerer Bruder Ferdinand ausersehen, damit Portugal künftig nicht mit Castilien vereinigt werde. Edmund konnte mit seinen eigenen Truppen den Krieg nicht fortsetzen und kehrte deshalb wieder nach England zurück. Bald nachher starb Johann's Gemahlin und nun wurde jene Verabredung dahin abgeändert, daß er selbst sich mit der für seinen Sohn bestimmten Prinzessin ver-

wählte. Nach dem neuen Vertrage, welcher damals geschlossen wurde, sollte die Krone von Portugal dem Kinde zufallen, welches in dieser Ehe würde geboren werden; wenn aber die Ehe kinderlos bliebe und auch die andere Tochter, welche Ferdinand hatte, keine Nachkommen hinterlasse, so sollte Portugal an Johann kommen, also mit Castilien vereinigt werden.

Diese Verabredung hatte nicht sowohl den Zweck, die Absichten des Königs von Castilien, als vielmehr die herrschsüchtigen Pläne der Leonore Tellez zu fördern, welche die Rolle der Königin spielte, deren Verbindung mit Ferdinand aber nicht als eine rechtmäßige Ehe anerkannt wurde. Leonore sah die Gesundheit ihres Gemahls schwinden und seinen Tod herannahen, sie wollte daher dessen Brüder, Johann und Dionysius, von der ihnen gebührenden Nachfolge ausschließen und mit Hülfe des castilianischen Königs die Regentschaft an sich bringen. Leonore gehörte zu der furchtbaren Klasse von Weibern, deren Charakter wir im Norden glücklicher Weise nur aus gerichtlichen Verhandlungen kennen, und die wir daher, um nicht in der Vorstellung von der menschlichen und besonders von der weiblichen Natur irre zu werden, als Ausnahmen oder als unglücklich organisirte Wesen ansehen können. Sie hatte, seitdem sie ihrem rechtmäßigen Gemahl untreu geworden war, eine ganze Reihe von Verbrechen begangen. Sie hatte namentlich des Königs Bruder, den Infanten Johann, der mit ihrer Schwester Maria Tellez vermählt war, auf eine grausame Weise unschädlich zu machen gewußt. Sie verdächtigte nämlich die Treue seiner Gemahlin und spiegelte ihm zugleich die Hoffnung vor, daß er, wenn er derselben los wäre, die Hand der Beatrix und damit die Nachfolge auf dem Thron erhalten werde. Johann ließ sich täuschen, mordete seine Gemahlin zu Coimbra in ihrem Schlafzimmer mit eigener Hand, und mußte deshalb aus dem Reiche fliehen. Er fand in Castilien, wo damals noch Heinrich II. herrschte, Gastfreundschaft und Schutz; als jedoch dessen Sohn Johann I. König ward, sah ihn dieser als einen Mitbewerber an, nahm ihn in Haft und benutzte seine Gefangenschaft zur Abschließung eines geheimen Vertrages mit Leonore, obgleich seine Räthe ihn vor den Kabalen derselben warnten und besonders darauf aufmerksam machten, wie unsicher der Grund sei, auf den er baue. Leonore verpflichtete sich, Johann's I. Gemahlin, Beatrix, unmittelbar nach Ferdinand's Tode als dessen Nachfolgerin ausrufen zu lassen; Johann dagegen versprach, daß Leonore dann die Regentschaft so lange führen solle, bis der von Beatrix zu hoffende Sohn mündig geworden sei. Dieser Vertrag war noch vor der Vermählung des castilianischen

Königs geschlossen worden. Wenige Monate nach derselben starb der König von Portugal (October 1383).

Leonore ließ sogleich die Königin von Castilien und ihren Gemahl zu Beherrschern des Reiches ausrufen und übernahm für sich selbst die Regentschaft; allein ihr ganzer Plan scheiterte an dem Geiste des portugiesischen Volkes. Man kannte ihre Kabalen und haßte sowohl sie selbst, als auch ihren Liebhaber d'Andeiro, mit welchem sie seither ganz öffentlich in anstößiger Vertraulichkeit gelebt hatte; man wollte sich daher ihre Herrschaft nicht aufdringen lassen. Zwar befanden sich die beiden einzigen rechtmäßigen Thronerben, die Infanten Johann und Dionysius, in der Gewalt der Castilianer, da auch der Letztere sich schon längst nach Castilien geflüchtet hatte; allein es erhob sich gegen Leonore sogleich ein anderer gefährlicher Nebenbuhler, der Großmeister des Ritterordens von Avis, Johann, ein natürlicher Sohn des Königs Peter I. Dieser wollte die Umstände benutzen, um die Regierung und wo möglich auch die Krone an sich zu bringen. Er stieß den verhaßten Günstling der Königin in ihrem Palast mit eigener Hand nieder und erschien dadurch bei einer Nation, welche von Moral und von Mord ganz andere Ansichten hatte als wir, nicht nur als Rächer der Ehre seines verstorbenen Halbbruders, sondern auch als Vertheidiger der Volksrechte. Nachdem er hierauf die Königin gezwungen hatte, aus der Residenz zu fliehen, ward er schon drei Monate nach Ferdinand's Tod zuerst vom tobenden Volke und dann auch vom Adel zum Regenten und Defensor des Reiches erwählt (December 1383). Es war ihm dabei nichts so sehr zu Statten gekommen, als die Verbindung der Leonore mit dem castilianischen König und die drohenden Rüstungen des Letzteren; denn die Portugiesen waren, weil es die Rettung ihrer Nationalität galt, fast einstimmig in ihrer Wahl gewesen. Der neue Regent trat übrigens anfangs nur als Stellvertreter des noch ungeborenen Sohnes der Beatrix auf, bahnte sich aber durch schlau gewählte Mittel den Weg zum Throne. Seine Herrschaft hatte mit einem Morde begonnen und wurde dadurch weiter geführt und befestigt, daß er alle Freunde der Königin und der Legitimität absetzte und ihres Eigenthums beraubte, allen denjenigen dagegen, welche seine Sache zu der ihrigen machten, die erledigten Stellen und die eingezogenen Güter gab. Johann folgte hierin dem Rathe eines alten angesehenen Bürgers von Lissabon, Alvaro, der ihm gesagt haben soll: „Wollt ihr von mir einen Rath annehmen, der eure Sache fördern wird, so gebt weg, was nicht euer ist, versprecht, was ihr nicht habt, und verzeiht dem, den ihr nicht strafen könnt!“ Auf diese Weise verschaffte sich Johann einen so starken Anhang, daß die Portugiesen, wie die Franzosen der neuesten

Zeit, sich sogar schweren Abgaben unterwarfen, um den von der Nation gerufenen Gründer einer neuen Dynastie in den Stand zu setzen, den erledigten Thron für sich zu behaupten.

Das Volk und die Bürgerschaft waren die Hauptstützen des Regenten. Der Adel oder mit anderen Worten die Militärmacht schien anfangs nicht geneigt, sich für die neue Regierung aufzuopfern; die drohende Vereinigung mit Castilien weckte aber einzelne Helden zum Kampfe für die Nationalunabhängigkeit, und da der castilianische König zum Unterschied von dem Regenten nichts zu verschenken hatte, so wandte sich bald auch der Adel, von dem anfangs ein Theil sich an die Castilianer angeschlossen hatte, dem Regenten ganz zu. Im Anfang des folgenden Jahres (1384) rückte König Johann von Castilien, welchen Leonore dringend um Hülfe gebeten hatte, von seiner Gemahlin Beatrix begleitet in Portugal ein. Er war kaum mit Leonore zusammengekommen, als er sie, mit oder ohne Recht, einer Verschwörung beschuldigte und in ein castilianisches Gefängniß bringen ließ. Jetzt hatte er die ganze Königsfamilie in seiner Gewalt; das konnte ihn aber bei den Portugiesen nicht empfehlen und gewährte nur dem Regenten Nutzen. Die Portugiesen waren, obgleich sie sehr hartnäckig kämpften und ihre Festungen überall vertheidigten, den Castilianern im Felde nicht gewachsen, auch ihre Flotte ward geschlagen und Johann von Castilien belagerte endlich sogar Lissabon zu Wasser und zu Lande. Schon hatte er eine nahe liegende Festung erobert und die Stadt durch das Abschneiden der Zufuhr aufs Aeußerste gebracht, als eine ansteckende Krankheit in seinem Heere solche Verwüstungen anrichtete, daß er sich in Eile nach Castilien zurückziehen mußte. Zuvor bemächtigte er sich noch der von Leonore gesammelten Schätze, indem er eine ihrer Kammerfrauen so lange foltern ließ, bis sie den geheimen Aufbewahrungsort derselben zu Santarem angab. Die Gefahr, in welcher Lissabon und das ganze Reich gewesen waren, mußte in der Nation den Wunsch erregen, ihre Unabhängigkeit gegen das Ausland gesichert zu sehen; dies benutzte der Regent zu seinem Vortheil. Er hatte bisher immer behauptet, daß er das Reich für den zu erwartenden Erben der Beatrix verwalte und blos gegen die Castilianer streite; auch erkannten die Commandanten der Festungen und ein Theil des Adels entweder nur Beatrix und ihren künftigen Sohn oder einen der in Castilien gefangen gehaltenen Infanten als Thronerben an. Der Regent versammelte daher im März 1385 die Cortes zu Coimbra, um die Dankbarkeit der Nation für sich in Anspruch zu nehmen. Der eigentliche Zweck der Berufung war vorauszusehen, und die Erreichung desselben hatte keine große Schwierigkeit: das Volk mißhandelte jeden, der dem Regenten entgegen war;

der tüchtige Feldherr Alvarez Pereira war ein eifriger Anhänger desselben; der berühmte portugiesische Jurist Johann das Regras, ein Schüler des Bartolus, bot seinen Scharfsinn und seine Gelehrsamkeit auf, um zu beweisen, daß die Ansprüche der Beatrix und der beiden Infanten unbegründet seien, und daß die Nation bei einer Erledigung des Thrones das Recht habe, sich einen König zu wählen; der Regent selbst that alles, was bei solchen Gelegenheiten zu geschehen pflegt, und spielte zuletzt auch noch die Rolle des Spröden. Nach wenigen Wochen war das ganze Schauspiel der Debatten zu Ende gebracht und der Regent wurde am 6. April ohne Widerspruch zum König gewählt.

Der neue König Johann I. d'Avis (d. h. Großmeister des Ordens von Avis), auch der Unechte genannt, hatte schon während der Belagerung von Lissabon einen Vertrag mit England und besonders mit dem Herzog von Lancaster, dessen Recht an den castilianischen Thron er anerkannte, geschlossen. Als daher Johann von Castilien, von den Franzosen unterstützt, aufs neue in Portugal einbrach, schickte der Herzog von Lancaster den Portugiesen 500 Mann Hülfstruppen. Diese bestanden größtentheils aus englischen Bogenschützen, den berühmtesten in Europa, und erschienen gerade in dem Augenblick, als Johann I., kühn und tapfer wie er war, den Entschluß gefaßt hatte, die Feinde nicht in Lissabon zu erwarten, sondern ihnen entgegen zu ziehen und im Felde eine Entscheidung zu suchen, obgleich sein Heer an Zahl um drei Viertheile schwächer war, als das der Castilianer. Bei Aljubarota, vier Meilen von Lissabon, wurde im August 1385 die entscheidende Schlacht geliefert, die zugleich den Grund zu jener Macht und zu jenem Ruhme legte, welche die kleine portugiesische Nation unter der echt nationalen Regierung Johann's und seiner Nachkommen im 15. Jahrhundert erlangte. Der bei Aljubarota erfochtene glänzende Sieg ist deshalb auch im Andenken des Volkes geblieben und von Camoens in den Lusiaden gepriesen worden; ja er ward noch im vorigen Jahrhundert als der Anfang der wiederhergestellten Nationalunabhängigkeit jedes Jahr allgemein gefeiert. Die Castilianer kehrten nach ihrer Niederlage über die Grenze des Reiches zurück. Der König von Castilien begab sich eilig von der Tajomündung aus zu Schiffe nach Sevilla. Johann von Portugal schob die Verfolgung der Feinde bis zur Ankunft des Herzogs von Lancaster auf und benutzte die Zwischenzeit, um durch die Eroberung derjenigen Festungen, welche noch immer im Namen der Beatrix behauptet wurden, Herr in seinem eigenen Lande zu werden. Nachher unterstützte er den Herzog von Lancaster gegen den castilianischen König und knüpfte dadurch, daß er eine Tochter desselben aus erster

Ehe, Philippa, zur Gemahlin nahm, das Bündniß mit ihm noch enger. Die gemeinschaftliche Unternehmung der Portugiesen und Engländer scheiterte aber, weil die Castilianer dieselbe Festigkeit und Einheit des Nationalgeistes bewiesen, welche vorher in Portugal den Angriff der Fremden vereitelt hatte. Die Bewohner von Castilien zeigten sich sogar noch einträchtiger und ausdauernder, als die Portugiesen; keine Stadt öffnete den Fremden ihre Thore, keiner der Großen ging zu dem Prätendenten über. Dieser mußte eilig nach Portugal zurückweichen. Er trat hierauf mit seinem Gegner in Unterhandlung und schloß endlich (1387) zu Bayonne einen förmlichen Friedensvertrag, in welchem er seinen Bundesgenossen, den König von Portugal, sich selbst überließ. In Gemäßheit dieses Vertrags verlobte der Herzog von Lancaster seine Tochter Catharina, welche ihm von der castilianischen Prinzessin geboren worden war, mit dem Sohne und Erben des castilianischen Königs, Heinrich III., und übertrug ihr als Mitgift seine und seiner Gemahlin Ansprüche an Castilien; dagegen wurden ihm die Kriegskosten ersetzt und seine Gemahlin erhielt als Infantin von Castilien nicht nur eine jährliche Apanage von 40,000 Goldfranken, sondern auch zur Entschädigung für das ihr gebührende Erbtheil ihres Vaters eine Anzahl Städte und Herrschaften. Uebrigens wurde damals dem Infanten Heinrich III. der Titel Prinz von Asturien gegeben und zugleich verordnet, daß auch alle künftigen Erbprinzen von Castilien diesen Titel führen sollten; so wurde die Provinz geehrt, von der das neue christliche Staatswesen in Spanien ausging und deren Bewohner zum Theil noch heut auf ihre von arabischem und jüdischem Blut unberührte Abstammung stolz sind.

Portugal und Castilien setzten nach dem Frieden von Bayonne ihren Krieg noch einige Jahre in der Weise der Ritterfehden fort; sie wurden aber des fruchtlosen und kostspieligen Kampfes, welcher nur ihre Ritterschaft bereicherte, bald müde, und schlossen 1389 einen Waffenstillstand. Obgleich dieser von keiner Dauer war, so ward er doch nach einigen Monaten wieder auf drei Jahre erneuert und dann auf weitere 15 Jahre verlängert. König Johann von Castilien starb 1390 durch einen Sturz vom Pferde, König Johann von Portugal dagegen lebte noch weit in das nächste Jahrhundert hinein (bis 1433); unter ihm begannen die Großthaten der Portugiesen an den Küsten von Afrika.

5. Innere Unruhen in England während der Minderjährigkeit Richard's II.

Nach Eduard's III. Tode, mit welchem eine ganz neue Periode der englischen Geschichte beginnt, drohten des jungen Königs Charak-

ter und seiner Vatersbrüder Herrschsucht und Habgier dem englischen Reiche ebenso viel Unglück, als das Betragen der Prinzen, welche damals den französischen Staat beherrschten, diesem Reiche brachte. Auch wurde um jene Zeit England ebenso, wie Frankreich, durch Unruhen aller Art in einen Zustand völliger Anarchie versetzt. Diese Unruhen hatten ihren Grund theils in der Kindheit und Schwäche des Königs Richard II. und in dem Charakter seiner Oheime, theils aber auch in dem Umstande, daß die unterste Volksklasse von den Vortheilen, welche die Verfassung dem Bürgerstande gewährte, ausgeschlossen war und von Seiten des Adels und der Geistlichkeit den härtesten Druck erdulden mußte. Die beiden ersten Stände der Nation erlaubten sich in gleich großem Maaße einen Mißbrauch ihrer Gewalt; das gedrückte Volk richtete daher, als es sich der schweren Last ihres Druckes gewaltsam zu entledigen suchte, seine Wuth gegen beide. Dazu kam noch, daß das Licht, welches in diesem Jahrhundert in Italien aufgegangen war, sich allmählich den Ländern mittheilte, die mit Italien in Verbindung standen oder doch in den dortigen Lehranstalten und in den Schriften der Männer, welche die neuere Wissenschaft und Poesie schufen, ihre Bildung suchten und fanden. Jene Unruhen waren also zugleich von politischer und von religiöser Natur; die Unfähigkeit des Volkes aber, die ihnen mitgetheilten Stellen der Bibel zu verstehen, sowie die Unfähigkeit der als Lehrer auftretenden Priester, sie ihnen gehörig zu erklären, verleitete die empörten Massen zu so tollen Ausschweifungen, daß die eng verbundene Hierarchie und Ritterschaft die Bewegungen nicht nur leicht wieder unterdrückte, sondern auch das Schicksal des Landvolkes nachher noch härter wurde, als es gewesen war.

Das wiedererwachende Studium des Alterthums, die in Italien durch den allmählichen Untergang der Verfassung, Einrichtung und Sitte des Mittelalters hervorgebrachte Bewegung und der dort vollendete Uebergang in die neuere Zeit hatten sich am Ende des 14. Jahrhunderts schon mehr oder minder ausgebreitet, und es traten auch in England einige kühne Gegner der Hierarchie auf, welche predigten, was Dante und sogar Petrarca, wenn er einmal mit dem römischen Hofe nicht zufrieden war, gesungen hatten. Diese Männer erhoben sich daher nicht blos gegen die Entstellung der apostolischen Kirchenverfassung und gegen das entartete Leben der Geistlichen, sondern auch gegen die Irrthümer der Kirchenlehre. Sie eiferten aber zugleich auch wider das Uebermaaß der unverständig ausgedachten, schlecht vertheilten und durch Blutsauger erhobenen Auflagen, welche den niederen Theil des Volkes erdrückten, ohne die Regierung dauernd zu bereichern. Die Ritterschaft turnierte, sang und tanzte, prunkte

und schwelgte und befehdete sich raubend auf Unkosten der Bauernschaft, welche neben oder unter ihren Burgen in stallähnlichen Hütten angesiedelt war. Die Geistlichkeit machte es in ihrer Weise ebenso; ihre Rohheit hatte schon unter Eduard III. einen so hohen Grad erreicht, daß dieser kräftige König manchmal eingreifen und das weltliche Gut der Kirche mit Beschlag belegen mußte, um Bischöfe und geistliche Behörden durch Gewalt dahin zu bringen, daß sie wenigstens den gröbsten Frevelthaten des Klerus steuerten. Wir sehen z. B. aus einem Schreiben Eduard's, daß 1371 das Kapitel der Paulskirche in London diese zu einem förmlichen Bierhause oder zu etwas noch Aergerem gemacht hatte, und die rücksichtslose Strenge des Königs zur Ordnung gewiesen werden mußte. Während die Geistlichkeit in Schwelgerei lebte, Kirchen baute und mitunter Himmel und Hölle prächtig an die Wände derselben malen ließ, machte sie ihren Dienstpflichtigen durch harten Druck das irdische Leben zur Hölle. Dies weckte die neuen Propheten, welche freilich, um ihre leidenden Brüder zu trösten, die Aussprüche der Bibel oft wunderlich und verkehrt genug den Dogmen und Ceremonieen der Kirche entgegenstellten.

Das Letztere gilt besonders von den Predigten des mehr durch unverständigen Eifer als durch Kenntnisse ausgezeichneten Mönchs John Ball, welcher schon seit 1356 umherziehend predigte und nach Art der heutigen Methodisten bald da bald dort den Armen das göttliche Wort als Trost und Ermunterung verkündigte. Er gehörte wahrscheinlich zu der strengeren Franziskaner-Secte, deren Häupter Ludwig dem Baiern so gute Dienste gegen den Papst geleistet hatten. John Ball trat hauptsächlich gegen Mönche und Weltgeistliche, gegen Ritterschaft und Reichthum auf und stellte dem Volke Freiheit und Gleichheit als den Grundsatz der christlichen Offenbarung und als den Inhalt der Geschichte des jüdischen Volks, sowie der ersten Christen und ihrer Apostel dar. Dies geht schon aus dem Verse hervor, den die leibeigenen Bauern, an welche er seine Predigt richtete, nachher zu ihrem Wahlspruch machten:

Als Adam pflügt' und Eva spann,
Wer war wohl da ein Edelmann? *)

Neben John Ball predigte seit 1360 auch John Wycliffe, geboren 1324 zu Wycliffe in Yorkshire, welcher später Professor an der Universität Oxford war, das Evangelium der Apostel statt des Systems

*) Englisch: When Adam delved and Eve span, Who was then a gentleman? Der Spruch machte, dem Geiste des Zeitalters entsprechend, die Runde durch Europa und wurde mehr als hundert Jahre später gesprächsweise dem Kaiser Maximilian entgegengehalten, der darauf mit dem Vers entgegnete: „Ich bin ein Mann wie andre Mann, Nur daß mir Gott die Ehre gann (gönnte)."

der gelehrten Theologen; Beide unterschieden sich aber ebenso sehr durch ihren Charakter als durch ihre Stellung von einander. John Ball war ein eifernder, gemeiner und im Ganzen ungelehrter Mönch, John Wycliffe ein angesehener Pfarrer und Gelehrter, welcher gewandt, behutsam und mitunter sehr schlau verfuhr, mit der Dialektik und Scholastik der Schulen jener Zeit ausgerüstet war und es deshalb in den gelehrten Klopffechtereien, die man Disputationen nannte, mit jedem Gegner aufnehmen konnte. Wycliffe richtete sich anfangs als Lehrer zu Oxford ausschließend gegen den Mißbrauch der Kirchengewalt, gegen den Reichthum und die Ueppigkeit des weltlichen Klerus und gegen die Ausartung des Mönchthums. Später griff er aber auch die wesentlichen, erst im Mittelalter aufgestellten kirchlichen Dogmen, besonders die Lehre von der Brodverwandlung im Abendmahl, mit gelehrten und philosophischen Gründen an und bildete sich eine Art Mönchsorden, die sogenannte Gesellschaft der armen Geistlichen, welche seine Sätze in allen Grafschaften predigte. Diese umherziehenden Apostel eiferten überall gegen Aberglauben und Mönchthum. Sie verbreiteten zugleich eine Uebersetzung, welche Wycliffe zuerst von einzelnen Theilen der Bibel und später von der ganzen heiligen Schrift gemacht hatte, um diese der sogenannten Tradition entgegenzusetzen. Damals hatten sich die normannisch-französische und die sächsische Sprache zu einem Idiom verschmolzen, das anfangs als die halbsächsische, sodann als die neusächsische oder englische Sprache bezeichnet wurde; den Stoff derselben oder den volksthümlichen Wortvorrath entnahm sie wesentlich dem angelsächsischen oder deutschen Element. Aus dem Bedürfniß der Verständigung hervorgegangen, entledigte sie sich der grammatischen Formenfülle und des kunstreichen Satzbaues, der das Lernen anderer Sprachen erschwert. Sie war von großer Bedeutung für die Verbindung der beiden Stämme; auch zeigte sie sich in der Epoche, von der wir reden, hinlänglich ausgebildet, daß Wycliffe sie zur Uebersetzung der Vulgata anwenden konnte. Bald gewann sie erhöhten Geist und Wohllaut, indem ein wahrhaft schöpferischer und sprachgewaltiger Dichter, Chaucer, sich ihrer bediente.

Die Umstände waren damals in England einer Reformations-Predigt ungemein günstig; denn Johann von Lancaster nahm die der römischen Lehre entgegenstrebenden Geistlichen in Schutz und das Parlament handelte nach den von ihnen aufgestellten Grundsätzen. Auch konnte, wie schon die frühere Geschichte zeigt, nur in England der Hierarchie eine Schranke gesetzt werden, weit dort König und Nation, wenn ihre Beschlüsse Bestand haben sollten, in Verbindung handeln mußten, die Pfaffen und der Papst aber ohne das Volk stets

machtlos waren. So war schon 1365 das wichtige Statut Praemunire (von dem Anfangsworte so genannt) erlassen worden, das jede Berufung von einem königlichen Gericht an ein auswärtiges bei den schärfsten Strafen untersagte. Die eigenmächtige Besetzung erledigter Bisthümer und Pfründen durch die Curie, die Erhebung eines Jahreseinkommens von jedem neu eingesetzten Prälaten (die sogenannten Annaten) und andere Erpressungen hatten den äußersten Unwillen erregt. Ein Jahr nach der Verkündigung jenes Statuts wurde mit Zustimmung der Geistlichen beschlossen, daß der Jahreszins von 1000 Mark, zu welchem einst König Johann sich oder vielmehr das Land verpflichtet hatte (Bd. V, S. 460), nie mehr ausbezahlt werden sollte; und Wycliffe, der diese Maaßregel rechtfertigte, hatte den größten Theil des Adels und des Volkes für sich. Vergebens erließ Gregor XI. ein heftiges Schreiben gegen ihn und seine Lehren, vergebens ordnete er 1377 ein geistliches Gericht gegen ihn an; die beiden angesehensten Männer in England, der Herzog von Lancaster und Percy, Graf von Northumberland, entzogen Wycliffe, als er gerichtet werden sollte, durch ihren Schutz dem Urtheilsspruche der erbitterten Geistlichen und der Wuth des fanatischen Volkes. Doch rettete sich Wycliffe damals trotz des Schutzes der beiden ersten Herren nur dadurch, daß er sich hinter einen Wall von Beschränkungen, Erklärungen und Vorbehalten versteckte und den eigentlichen Papismus unberührt zu lassen schien. Auch ließ er seitdem denjenigen Theil seiner Lehre, den er anfangs mit John Ball gemein zu haben schien, daß nämlich eine erbliche Macht und ein erblicher Landbesitz überhaupt mit dem Glauben der Apostel unvereinbar seien, völlig zur Seite. Um so nachdrücklicher bestand er dagegen auf dem Satze, daß die Geistlichen keinen Landbesitz und keine weltliche Macht haben dürften. Diese Lehre war großen Herren, wie Percy und Lancaster, ebenso sehr erwünscht, als der Ritterschaft und den Gutsbesitzern; denn sie erhielten dadurch eine geistliche Stütze und wissenschaftliche Gründe für manche Gewaltthätigkeit, die sie sich gegen die Glieder des Klerus erlaubten, sowie für ihr fortdauerndes Bestreben, dem Papste und der Hierarchie Schranken zu setzen. Als nun gar beim Tode Gregor's XI. (1378) zwei einander als Feinde verfolgende Päpste gewählt wurden und diese, um sich die Mittel zum Kampfe gegen einander zu verschaffen, den Glauben an die Kirchengewalt und an mechanischen Gottesdienst auf gewissenlose Weise mißbrauchten und als zu gleicher Zeit das Parlament für den jungen König Richard eine Art vormundschaftlicher Regierung bestellte, war Wycliffe durch die Umstände noch weit mehr als vorher begünstigt und konnte eine ganz andere Sprache führen, namentlich da er die einträgliche Stelle eines Rectors oder

Pfarrers zu Lutterworth in der Diöcese von Lincoln erhalten hatte. Die Erpressungen, welche durch die Kirchenspaltung in England veranlaßt wurden, reizten nicht blos den größten Theil der Aristokratie, deren jüngere Söhne auf Pfründen und Pfarreien angewiesen waren, sondern jetzt trat auch der vom König gefürchtete Lancaster ganz öffentlich als Beschützer der Lehre auf, durch welche Wycliffe die Dogmen, den sittlichen Zustand und die Hierarchie der Kirche verbessern wollte. Dieser ging nun so weit, die Anbetung der Heiligen, die Ohrenbeichte und das Messelesen für die Seelen im Fegfeuer zu verwerfen; ferner erklärte er es für unzulässig, daß Priester, die eine Todsünde begangen, die Sacramente vertheilten. Auch das Parlament that um diese Zeit (1380) sehr entschiedene Schritte gegen den Mißbrauch, welchen Papst und Hierarchie im Reiche trieben. Es verbannte fremde Mönche aus dem Lande, weil sie Lehren predigten, welche mit dem, was jeder Engländer mit der Muttermilch einsauge, im Widerspruche ständen. Es erließ außerdem das Gebot, daß der Papst keine englische Pfründe mehr an Ausländer verleihen dürfe, und da das englische Parlament dem Oberhaupt der Kirche nicht gebieten konnte, so wurde dieser Acte eine Bestimmung hinzugefügt, die es jedem Fremden, welchem der Papst etwa eine Pfründe geben würde, unmöglich machte, Vortheil daraus zu ziehen: es ward nämlich jedem Engländer verboten, Pfründen und geistliche Güter von einem Fremden zu pachten oder in dessen Namen zu verwalten.

Während der angesehene, gelehrte und gewandte Pfarrer Wycliffe durch den Schutz der großen Herren der ersten Verfolgung glücklich entging, erlag der polternde gemeine Mönch John Ball der Gewalt des geistlichen Gerichts, weil er, wie man sich jetzt ausdrückt, die Lehre des Communismus predigte und sich daher zugleich die Reichen, die Mächtigen und die Pfaffen zu Feinden machte. Er wurde zur Verantwortung gezogen und da Niemand ihn schützte, auf Befehl des Erzbischofs in einen Kerker geworfen, aus welchem er nie mehr herausgekommen sein würde, wenn ihm nicht ein weit verbreiteter Volksaufstand die Freiheit wieder verschafft hätte. Dieser Aufstand brach aus, als die unter der vormundschaftlichen Regierung sich selbst überlassene Aristokratie und Geistlichkeit die Masse der Leibeigenen durch übermäßigen Druck zur Verzweiflung getrieben hatte. Die nächste Veranlassung zur Empörung gab der klägliche Zustand der Finanzen unter einem jungen Könige, wie Richard II. damals war. Das Parlament hatte schon früher, um der Verlegenheit der Regierung abzuhelfen, eine neue Kopfsteuer zugestanden; diese war aber, wie das im Mittelalter gewöhnlich geschah, auf eine solche Weise erhoben worden, daß nur die Einnehmer und Pächter der Steuer sich bereicherten und

dagegen die Staatskasse leer blieb. Es mußte also, um den Ausfall zu decken, eine neue, noch drückendere Steuer ausgeschrieben werden, welche dann dadurch, daß die Regierung sich mit den Pächtern und Einnehmern zum Verderben der Armen verband, einen Volksaufstand veranlaßte. Die Pächter und Einnehmer erdrückten nämlich auch jetzt wieder das Volk und betrogen die Regierung und der König stellte sie nicht etwa vor Gericht, sondern er handelte mit ihnen über eine in seine Kasse zu bezahlende Summe und fand sich so zu seinem Vortheil mit den Blutsaugern ab. Diese suchten sich für die dem König gegebenen Gelder an dem Landvolk zu erholen und verfuhren dabei mit unerhörter Frechheit und Unmenschlichkeit. Jetzt gerieth das ganze Land in Gährung und eine schwere Kränkung, die sich die Steuerbeamten in Kent erlaubten, trieb die Sache zum Ausbruch, wobei das Volk sich um den Ziegelbrenner Walter oder, wie er gewöhnlich genannt wird, Wat Tyler sammelte (1381). Dieser jagte zuerst die Einnehmer, die ihn gepeinigt hatten, fort und forderte dann das Volk auf, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Bald erhoben sich überall die niederen Volksklassen und Wat Tyler stand nach kurzer Zeit an der Spitze einer aus allen Gegenden zusammengeströmten Menge von Landleuten, Handwerkern und Arbeitern. Diese beschlossen nach London zu ziehen, um vom König die Aufhebung des ganzen herrschenden Systems zu verlangen. Sie befreiten auf ihrem Zuge den Volksprediger John Ball und dieser predigte nun Lehren, wie sie in unseren Tagen unter den Franzosen Lamennais in gewisser Hinsicht, allerdings in edlerem Ton, verkündigte: er drang auf eine gänzliche Umgestaltung der Dinge, auf Abschaffung aller Lasten, Vertheilung des Eigenthums und Vertilgung der Reichen und Vornehmen. Auch setzten die erbitterten zahlreichen Schaaren das, was John Ball lehrte, sogleich in Ausführung: sie plünderten die Güter des Adels, verbrannten die Urkunden und mordeten schonungslos die Beamten. Gegen den König selbst hatten sie nichts im Sinn, vielmehr wollten sie sich seines Ansehens bedienen, um ihren Zweck zu erreichen; desto heftiger waren sie gegen den eigentlichen Regenten, den Herzog von Lancaster, erbittert. Als sie von Wat Tyler, John Ball und einem anderen Geistlichen, Jack Straw, geleitet, in die Nähe von London gekommen waren, lagerten sie sich auf der Höhe von Blackheath und waren dreist genug, durch Abgeordnete den König zu sich zu entbieten. Richard, welcher nur eine geringe Anzahl Ritter und zugleich den alten verhaßten Erzbischof Simon von Canterbury, sowie den Steuer-Commissär, den Haupturheber der letzten drückenden Maaßregel, bei sich hatte, folgte der Aufforderung und fuhr die Themse hinab zu den Empörern; als er aber in ihre Nähe gekommen war, riethen ihm die Seinigen so

dringend ab, ans Land zu gehen, daß er wieder umkehrte. Hierauf brach die erbitterte Menge sogleich nach London auf (12. Juni 1381).

Der Magistrat von London wollte dem wilden Haufen die Thore verschließen, der Pöbel der Stadt gab dies aber nicht zu und vereinigte sich mit den Einziehenden, welche dann zwei Tage lang plündernd, mordend und zerstörend in der Stadt hausten, am furchtbarsten im savoyischen Palast, wo der Herzog von Lancaster wohnte; hier wurden die Goldgeräthe zerbrochen, die Edelsteine in Mörsern zerstampft, das Gebäude in Brand gesteckt. Der König flüchtete sich mit seinen Räthen in den Tower, ward aber hier enge eingeschlossen. Er benahm sich mit großer Unerschrockenheit; er ließ ihnen einen Ort angeben, wo er sie sprechen wolle und fand sich wirklich mit wenigen Begleitern bei den zahllosen bewaffneten Schaaren ein; er sah sich freilich genöthigt, den Empörern die Abschaffung der Kopfsteuer, sowie die Aufhebung der Leibeigenschaft und der Frohndienste im ganzen Reiche zu versprechen. Inzwischen aber drangen einige hundert mit Piken und Prügeln oder auch gar nicht bewaffnete Leute in den Tower ein, schleppten den Erzbischof und den Steuer-Commissär, den Beichtvater des Königs und drei andere Personen heraus und ermordeten sie; der Kopf des Erzbischofs wurde am Thurme der Londonbrücke festgenagelt. Der König stellte den Empörern über die ihnen gemachten Zugeständnisse eine Acte aus, er versprach auch noch Anderes, wie die Aufhebung der Jagd- und Fischerei-Rechte, und die empörten Haufen blieben beisammen, um die Ausfertigung der darüber zu gebenden Urkunden abzuwarten. Auf den Rath seiner Umgebung zog Richard dann am 15. Juni mit seinem Gefolge aus dem Tower, um mit den Anführern im Angesicht alles Volkes zu unterhandeln. Er blieb in einiger Entfernung von den empörten Haufen stehen und Wat Tyler begab sich, wiewohl erst nach einigem Bedenken, zu ihm. Dies benutzten mehrere muthige Männer im königlichen Gefolge, um die empörte Menge des einzigen Mannes zu berauben, welcher nicht nur überwiegendes Ansehen bei ihr besaß, sondern sich auch in dem französisch-englischen Kriege Kriegserfahrung erworben hatte und eine Sache zu leiten verstand. Der Lordmajor Walworth durchbohrte dem Wat Tyler, als derselbe die Hand an des Königs Zügel legte, die Kehle und einige Ritter hieben ihn dann vollends zusammen. Den Vorwand zum Meuchelmorde nahm man daher, daß Wat Tyler mit seinem kurzen Schwerte allerlei drohende Bewegungen gegen den König hin gemacht haben sollte. Zwar erhob sich die durch den Mord ihres Führers erbitterte Menge sogleich in Wuth, Richard aber rettete sich und seine Umgebung durch ungewöhnliche Geistesgegenwart. Er ritt sogleich gegen die tobenden Schaaren hin und rief ihnen mit

besänftigenden Worten zu, der Getödtete sei ein Verräther und Räuber gewesen, er selbst wolle ihr Führer sein. Die Massen folgten ihm unwillkürlich und er führte sie aus der Stadt hinaus an einen Ort, wo sie von den Gerüsteten angegriffen werden konnten. Hier erschien dann unter Walworth die geübte Bürgermacht von London und zugleich mit ihr die vom größten englischen General jener Zeit, Robert Knowles, geführten Schaaren der Reisigen. Obgleich diese Mannschaften nur aus wenigen Leuten bestanden, so war doch damals, wie immer, eine kleine Zahl regulärer Truppen vielen Tausenden ungeübten Volkes überlegen. Die aufrührerische Masse wurde in wenigen Augenblicken besiegt und zerstreute sich ebenso schnell, als sie sich früher gesammelt hatte. Nun folgte eine Reihe peinlicher Processe, bei welchen der Oberrichter Tresilian, gleich so vielen Rechtsgelehrten anderer Staaten und Zeiten, seine Wissenschaft und deren Formeln nicht zur Rettung, sondern zur Unterdrückung der Unschuld anwendete und die richterliche Gewalt zum Mordschwert, die Gerechtigkeit zur Furie machte. Unter den Ersten, welche hingerichtet und zwar in Ketten aufgehängt wurden, waren John Ball und Jack Straw. Das arme Volk kehrte in seine alten Fesseln zurück und Niemand hatte von dem Aufstande Gewinn, als die vornehmen Herren, welche die Mehrzahl des Parlaments bildeten.

Das Parlament wurde im November eröffnet und vom König ersucht, den Beschwerden der Landleute abzuhelfen und die drückenden Vorrechte der Grundeigenthümer abzuschaffen; allein die Mitglieder desselben bestanden größtentheils aus solchen Leuten, deren Rechte dadurch geschmälert worden wären, und widersetzten sich daher der Aufopferung der Vortheile, welche den Aufstand hervorgerufen hatten, auf dieselbe Weise, wie die englische Aristokratie unserer Tage der Aufhebung der Korngesetze. Manche waren von Eigennutz und Rachegefühl so erfüllt, daß sie sogar verlangten, es solle den Leibeigenen untersagt werden, ihre Kinder zur Schule zu senden oder für den geistlichen Stand zu bestimmen. Die meisten wollten freilich nicht öffentlich eingestehen, daß sie dem Volke entgegen seien; sie schoben deshalb die Schuld des Druckes von den Gutsherren auf die Regierung und benutzten zugleich die Umstände, um sich und ihre Güter von harten Verpflichtungen gegen dieselbe zu befreien. Das Parlament erklärte nämlich, die Unzufriedenheit des Volkes habe ihren Grund nicht in den Dingen, welche die Regierung abgeschafft haben wolle, sondern in den unaufhörlichen Forderungen neuer Auflagen, in den Lieferungen, welche die Hofbeamten für ihre eigenen und des Hofes Bedürfnisse ausschrieben, und in dem von der Regierung geduldeten Unfug der Raubritter, aus denen das königliche Heer bestehe.

Das Parlament drang auf die Abschaffung dieser Mißbräuche, verweigerte neue Auflagen und zwang endlich die Regierung, nicht nur alle Forderungen zu gewähren, sondern dies auch feierlich zu verbürgen. Unglücklicher Weise war die Regierung von denen, welche durch die Gunst des jungen Königs oder durch Zufall Antheil an derselben erhielten, schlecht geleitet, und das Parlament erhielt in Folge davon eine Bedeutung, die es bis zum Jahre 1688 stets nur unter schwachen Regierungen hatte; denn unter kräftigen Herrschern war das erst seit dem Ende des 17. Jahrhunderts ganz aristokratische England immer wieder monarchisch. So lange Richard II. lebte, finden wir das Parlament, statt daß es rathend und gesetzgebend hätte sein sollen, fast beständig drohend und scheltend und sehr oft im eigentlichen Sinne des Wortes regierend. Das letztere trat namentlich bald nach dem Volksaufstande ein, als die von dem unmündigen König und der Regierung Begünstigten ungeachtet der gegebenen Zusicherungen bei der alten Weise verharrten und als deshalb das Parlament sich nicht nur allen Maaßregeln der höchsten Gewalt im Reiche widersetzte, sondern zuletzt auch gewissermaaßen die ganze Regierung auf einige Zeit an sich riß. Dies hatte einen förmlichen Bruch zwischen Parlament und Regierung zur Folge, und zwar in einem Augenblick, wo auch die englische Kirche mit einer Spaltung bedroht ward.

Wycliffe hatte sich, als ihn der Klerus auf Befehl des Papstes zuerst vor Gericht zog, durch den Schutz der beiden angesehensten Großen und durch seine zu Gunsten des Papismus gemachten Einschränkungen gerettet. Unmittelbar nachher nahm die Zahl seiner Anhänger oder, wie sie gewöhnlich heißen, der Lollharden*) sehr zu und Wycliffe begann im Vertrauen auf den Unwillen des Volkes über den Druck, den die Geistlichen als Besitzer des Zehnten und als Eigenthümer dieser Grundstücke ausübten, dreister zu predigen. Er eiferte jetzt auch gegen die nach und nach herrschend gewordenen, früher unbekannten Lehren vom Abendmahle und von der wunderbaren Wirksamkeit priesterlicher Sündenvergebung, und ein Ereigniß ähnlich dem, welches später unseren Luther zum Reformator der Kirche machte, ward Veranlassung, daß die Zahl seines Anhanges bedeutend zunahm. Der Papst schickte nämlich kurz vor dem Volksaufstande einen Kardinal-Legaten nach England, der die Vermäh-

---

*) Das Wort stammt aus den Niederlanden, wo es zuerst die Mitglieder einer Brüderschaft bezeichnete, die aus gutem Willen bei Leichenbegängnissen Dienste that; es ist wohl von lullen, d. i. leise und einförmig singen, abzuleiten. Bald wurde es auf andere Genossenschaften übertragen, die zum Theil außerhalb des herrschenden Kirchenthums standen.

lung Richard's mit Anna, einer Tochter des Kaisers Karl IV., betreiben, hauptsächlich aber durch Ablaß-Verkäufe eine recht große Summe Geld in England zusammenbringen sollte. Dieser Legat muß seinen Auftrag sehr gut ausgeführt haben, da selbst ein gegen Wycliffe sehr erbitterter Geschichtschreiber aus der nächsten Zeit, der Mönch Walsingham, nicht Worte genug finden kann, um seinen Aerger über die Art und den Unfug der päpstlichen Erpressungen auszusprechen. Für Wycliffe's Bestreben mußte ein solcher Mißbrauch der hierarchischen Gewalt sehr förderlich sein, und daraus erklärt sich auch, daß trotz der Verfolgung John Ball's und Anderer seine Predigten über die Nothwendigkeit einer Kirchenverbesserung gerade zu der Zeit, als die gehoffte Staatsverbesserung ganz verunglückt war, viel heftiger wurden. Dies deutet auch jener Mönch an, indem er den Aufstand unter Wat Tyler und die über ganz England verbreitete Volksbewegung der Predigt Wycliffe's auf dieselbe Weise Schuld gibt, wie man den Philosophen des 18. Jahrhunderts die französische Revolution oder den sogenannten Rationalisten in Deutschland den Widerstand gegen die Fürsten und ihre Minister zuzuschreiben pflegt. Gleichwohl geht auch aus den Berichten Walsingham's hervor, daß die Hörigen eine große Vorliebe für die Bettelmönche hatten, deren entschiedenster Gegner Wycliffe war; und Johann von Gent, gegen den sich die Empörung am heftigsten wandte, galt bei ihrem Ausbruche noch für einen Beschützer des Reformators. Wycliffe machte damals sieben Sätze bekannt, welche gegen die römischen Anmaaßungen, gegen die Steuererhebungen des Papstes, gegen die Verleihung englischer Pfründen an Fremde und Kardinäle, gegen den Ablaß und gegen jede Geldausfuhr aus England gerichtet waren. Die edelsten, auf Menschenwürde und Nationalfreiheiten mit Recht stolzen Engländer erkannten diese Sätze sogleich als Ausdruck ihrer eigenen Gesinnung und betrachteten daher Wycliffe als den Verfechter ihrer Rechte gegen Papst und Pfaffenthum. Unter solchen Umständen war es für die schwache Regierung und für die geistlichen Gerichte sehr gewagt, das gegen den Klerus heftig erbitterte Volk durch die Verurtheilung eines beliebten Predigers zu reizen. Außerdem vertheidigten der Kanzler der Universität Oxford, Robert Rigge, sowie der neu ernannte Universitätsprediger Nicolaus Hereford, und Rappingdon, einer der angesehensten Domherren von Leicester, sammt anderen Theologen Wycliffe's Lehre, indem sie behaupteten, dieselbe gründe sich auf die Bibel, welche Wycliffe, wie später Luther, übersetzt und unter dem Volke verbreitet hatte. Als der Bischof von London eine Verfolgung über die Ketzer verhängen wollte, ward sein Verfahren, nachdem er es kaum begonnen hatte, durch den Lordmayor und die Bürgerschaft gewaltsam gehemmt. Auch der neue Erzbischof

von Canterbury, der Nachfolger des im Tower ermordeten, wurde öffentlich verhöhnt, als er das höhere Gericht einschreiten ließ, und die bürgerliche Polizei rächte sich sogar auf boshafte Weise an den Geistlichen, indem sie die Gesellschafterinnen der Herren vom Klerus einziehen und als gemeine Dirnen öffentlich zur Schau ausstellen ließ. Man mußte daher endlich das Parlament, in welchem die Geistlichen großen Einfluß hatten, zu Hülfe nehmen. Das Oberhaus befahl nun zwar den weltlichen Gerichten durch ein förmliches Gesetz, die geistlichen Gerichte mit allem Nachdruck zu unterstützen; doch wurde es den Verfolgten nicht schwer, sich durch gegebene Erklärungen scheinbar dem Ansehen der Kirche zu unterwerfen und so hinter dem Walle scholastischer Spitzfindigkeiten des Mittelalters versteckt ihre eigene Meinung zu retten. Wycliffe blieb seinen Ansichten treu, wie er sie denn auch in einer Schrift zusammenfaßte, die er als Trialogus (Dreigespräch) bezeichnet. Gichtleidend und schwach, erschien er 1382 vor einer Synode zu Oxford, auf der er sich zu keinem Widerrufe verstand. Er wurde von der Universität ausgeschlossen, blieb aber weiter Rector zu Lutterworth, wo er am letzten Tage des Jahres 1384 in der Kirche von einem Schlaganfall ergriffen wurde. Die biblische Lehre und die neue Uebersetzung der Bibel verbreiteten sich zum großen Aerger der Pfaffen im ganzen Lande, es erfolgte fast eine öffentliche Spaltung und die Zahl der Lollharden wuchs während der steten Streitigkeiten des Parlaments mit den Regierungen zu Tausenden an.

Bei der Niederlage der Bauern vor London hatte man den König eine Hauptrolle spielen lassen. Davon nahm er trotz seiner Minderjährigkeit und seiner Abneigung gegen ernste Arbeit Veranlassung, seine Minister, welche seither vom Parlament ernannt worden waren und jedes Mal eine Art Oligarchie gebildet hatten, selbst zu wählen und seinen Lieblingen Stellen und Güter zu verleihen. Dies hatte einen Zwist mit dem Parlament und Jahre lang dauernde Streitigkeiten über Verfassung und Regierung zur Folge, welche damals manche Leiden nach sich zogen, dafür aber auch zur Begründung gesetzlicher Freiheit sehr viel beitrugen. Gerade wegen dieser Zwistigkeiten nämlich ward es nöthig, die Repräsentanten der Bürgerschaft in die zur Untersuchung der königlichen Regierung ernannten Ausschüsse des Parlaments, von welchem sie seither ausgeschlossen waren, aufzunehmen; gerade in dieser trüben Zeit ward die Verantwortlichkeit der Minister zum ersten Mal nicht auf tückische Art, sondern auf rechtliche Weise durch einen Kriminalproceß geltend gemacht.

Jede neue Parlamentsverfassung führte neue Streitigkeiten herbei, mochte nun der König oder das Parlament den aus einem Kanzler, einem Schatzmeister, einem Siegelbewahrer, einem Oberkammer-

herrn und einem Oberhofmeister bestehenden Kabinetsrath ernennen, weil es in beiden Fällen mit der Verwaltung gleich schlimm stand. Der junge König gefiel sich in der Pracht eines königlichen Glanzes, und sein Hof, an welchem einige tausend Menschen täglich auf Staatskosten unterhalten wurden, wo allein in der Küche mehr als hundert beschäftigt waren, glich einem orientalischen. Richard war aber nicht nur schwach und verschwenderisch, er entzweite sich auch noch unvorsichtiger Weise mit seinen beiden Oheimen, Johann von Lancaster und Thomas Buckingham, von welchem der Erstere sich freilich bald nachher (1386) wegen seiner Ansprüche auf Castilien für einige Zeit aus dem Reich entfernte. Er brachte außerdem durch die übermäßige Begünstigung zweier Lieblinge alle Welt gegen sich auf. Diese Günstlinge waren Robert de Vere und Michael de la Pole, zwei junge Männer, welche in dem aristokratischen England schon aus dem Grunde verhaßt waren, weil sie keinem vornehmen Hause angehörten und nicht einmal in dem Ritterstande einen Familienanhang hatten. Den Ersteren ernannte Richard 1385 zum Marquis von Dublin und gleich darauf sogar zum Herzog von Irland, auch überließ er ihm gegen eine geringe Abgabe alle Einkünfte dieser Insel; den Anderen, den er schon früher zu seinem Kanzler gemacht hatte, erhob er nicht allein zur Würde eines Grafen von Suffolk, sondern er wies ihm auch einen bedeutenden Jahrgehalt aus der Staatskasse an. Zwar ernannte er, um diese Begünstigung zu beschönigen, zugleich seinen Oheim Thomas Buckingham zum Herzog von Glocester, einen anderen Oheim, den bisherigen Grafen von Cambridge, Edmund, zum Herzog von York und Lancaster's Sohn, Heinrich Bolingbroke, zum Grafen von Derby; alles dies konnte aber ihm und seinen Günstlingen um so weniger nützen, da gerade um dieselbe Zeit Michael de la Pole als Kanzler den groben politischen Fehler beging, daß er, um des Königs Geld zu seinem Privatvortheil verwenden zu können, den Gentern in ihrem Kampfe mit Frankreich die zugesagte Hülfe versagte und sie dadurch nöthigte, sich ihren Feinden zu unterwerfen. Auch war England damals wegen der schlechten Leitung des französischen Krieges sogar mit einer Landung bedroht; außerdem machten die Schotten, welche mit den Bewohnern der angrenzenden englischen Landstriche in einem ähnlichen Verhältniß standen, wie noch kürzlich die Bergvölker des Kaukasus mit den Russen, verheerende Einfälle ins Reich. Auch in Irland wußte die Regierung ihr Ansehen nicht aufrecht zu halten, weil die Staatsgelder auf leichtsinnige Weise verschwendet wurden. Alles dies rief 1386 eine Bewegung gegen das Ministerium hervor, an deren Spitze sich der Herzog von Glocester stellte. Das Parlament verlangte die Entlassung der Minister und beschloß

sogar, den Grafen von Suffolk vor dem Staats-Tribunal des Oberhauses anzuklagen. Der trotzige König gab auf diese Forderung die übermüthige Antwort, er werde dem Parlament zu Gefallen nicht einmal einen Küchenjungen absetzen, und erklärte bald nachher sogar, lieber, als daß er sich von seinem Parlamente Gesetze vorschreiben lasse, wolle er sich mit dem König von Frankreich aussöhnen, um mit dessen militärischer Hülfe sein monarchisches Ansehen herzustellen. Das Parlament beharrte jedoch fest auf seiner Forderung, und da die Könige des Mittelalters keine Militärmacht hatten, welche, gleich den Heeren unserer Zeit, statt dem Vaterlande zu dienen, den Fürsten angehörte und wesentlich gehorchend war, so sah sich Richard zuletzt gezwungen, nachzugeben.

Der Graf von Suffolk wurde seines Amtes entsetzt und zu einer Geldstrafe verurtheilt, und der König mußte sich zugleich gefallen lassen, daß das Parlament die Regierung auf ein Jahr einem seiner Ausschüsse übertrug, welcher auch alle seitherigen Schenkungen und Anstellungen, ja sogar die Urtheilssprüche, die sich auf die Staatseinnahmen bezogen, prüfen und nach Befinden cassiren sollte. Jetzt suchten sich der König und seine Günstlinge durch das Ansehen und die Rechtsgelehrsamkeit des seit der Unterdrückung des Bauernaufstandes um das Königthum so sehr verdienten Oberrichters Tresilian zu helfen. Richard begab sich mit demselben und mit anderen Freunden nach Nottingham und ließ insgeheim die Richter von England zu sich entbieten, welche dann, von Tresilian beredet, das Gutachten ausstellten, daß das Verfahren des Parlaments den Grundgesetzen des Reiches widerstreite (August 1387). Mit diesem Rechtsgutachten wollte Richard nicht eher hervortreten, als bis er die Urheber der Parlaments-Acte, durch welche ihm die Regierung entzogen worden war, hätte ergreifen und vor Gericht stellen lassen; Glocester erhielt aber Kunde von dem, was man beabsichtigte, zog mit einem Heere nach London, wohin der König zurückgekehrt war, und nöthigte ihm die Erklärung ab, daß alle die, welche die Ausstellung des Nottinghamer Gutachtens angerathen und betrieben hätten, deshalb vor Gericht gestellt werden sollten. Diese entkamen jedoch glücklich aus London und der König ließ sie insgeheim auffordern, ein Heer zu seiner Befreiung zu sammeln. Der Herzog von Irland, Robert de Vere, vereinigte auch wirklich 5000 Mann und rückte mit denselben gegen London vor; sein Heer ward aber durch eine gute strategische Maßregel des Grafen von Derby, Heinrich Bolingbroke, geschlagen und zerstreut. Jetzt war die Sache der Freunde Richard's verloren. Drei von ihnen, der Herzog von Irland, der Graf von Suffolk und der Erzbischof von York, retteten sich glücklich aus dem Reiche und kehr-

ten nachher auch nicht wieder zurück; den grausamen Juristen Tresilian aber traf das Schicksal, welches er durch manchen Justizmord verdient hatte; er ward auf Befehl des Parlaments oder vielmehr der Herren, welche dasselbe leiteten und die Regierung jetzt ganz in ihrer Gewalt hatten, mit dem Strange hingerichtet. Auch andere Männer traf dasselbe Loos. Verhaftungen, Güter-Einziehungen und Hinrichtungen waren eine Zeit lang an der Tagesordnung; selbst die Oberrichter von England wurden gefänglich eingezogen, und man übte damals ebenso schauderhafte aristokratische Greuel, wie vorher John Ball und seine Radikalen demokratische geübt hatten. Das Parlament, welches den König wieder unter Vormundschaft stellte und jetzt zugleich die gesetzgebende, richtende und verwaltende Macht in sich vereinigte, verfuhr so tyrannisch und grausam, daß ihm die Nachwelt deshalb den Beinamen des unbarmherzigen gegeben hat. Nach der Entlassung desselben war Glocester der eigentliche Regent, indem die vom Parlament eingesetzte Regierungs-Commission ganz unter seinem Einflusse stand, bis nach Verlauf eines Jahres der König einen entscheidenden Schritt that. Richard merkte nämlich bald, wie wenig die Nation mit der Herrschaft der Großen und Prinzen zufrieden sei, und benutzte daher den Umstand, daß er majorenn war, um sich der aufgedrungenen Vormundschaft zu entledigen. Er hielt im Mai 1389 eine glänzende Versammlung, erklärte vor derselben, daß er jetzt das gesetzmäßige Alter habe und die Regierung selbst übernehmen wolle, und löste die Regentschaft nebst dem vom Parlament ernannten Ministerium auf. Man ward durch das Unerwartete der Sache überrascht und niemand wagte zu widersprechen, obgleich jedermann fürchten mußte, daß Richard weit mehr nach seinen Launen, als nach den Wünschen, Bedürfnissen, Gesetzen und Sitten des Landes regieren werde.

6. Frankreich und Flandern in der nächsten Zeit nach der Schlacht bei Roosebeke.

Nach dem glänzenden Siege, welchen das französische Reichsheer über die Genter erfochten hatte und nach der barbarischen Unterdrückung der Städte Paris und Rouen wurden in Langue d'oc oder Südfrankreich ebenso wie in Langue d'oil oder Nordfrankreich drückende Steuern ausgeschrieben, welche nicht nach der seitherigen Gewohnheit durch die Bevollmächtigten der Stände, sondern durch königliche Commissäre vertheilt und erhoben wurden. Dies regte zwar die ganze Bevölkerung von Südfrankreich auf, sie mußte sich aber nichtsdestoweniger unter dasselbe Joch fügen, dessen sich die Bewohner von Langue d'oil vergebens zu erwehren gesucht hatten. Man benutzte außerdem den

mit ritterlicher Macht gedämpften Aufstand der Tüchins und die zu gleicher Zeit unterdrückten Bewegungen, welche in den unseren ehemaligen Reichsstädten zu vergleichenden Städten von Südfrankreich ausgebrochen waren, um diese mit dem Schicksal von Paris und Rouen zu bedrohen und ihnen durch den Schrecken Geld abzupressen.

Während auf solche Weise die französischen Bürgerschaften der Königsgewalt und dem streitbaren Adel erlagen, setzten die flämischen ihren Widerstand fort. Die Genter hatten sich nach dem Abzuge des französischen Heeres an die Engländer um Hülfe gewendet und zwei günstige Umstände verschafften ihnen alsbald den gewünschten Beistand. Ihr Gesuch fiel nämlich gerade in die Zeit, als der kriegslustige britische Adel nach Beendigung des Bauernkrieges eine andere Beschäftigung suchte, und die Kirchenspaltung bot einem rüstigen englischen Geistlichen, dem Bischof Heinrich Spenser von Norwich, der sich im Kampfe gegen die Schaaren Wat Tyler's besonders hervorgethan, die ersehnte Gelegenheit dar, einen ritterlichen Kreuzzug gegen die Franzosen zu veranlassen. Die beiden Gegenpäpste waren damals Urban VI. und Clemens VII.; von diesen ward der Erstere, dem auch die Römer anhingen, in England und im deutschen Reiche, der Zweite in Frankreich wie in Schottland als allein echter Papst anerkannt und Beide kamen im Jahre 1383 auf den gottlosen Einfall, Einer gegen den Anderen das Kreuz predigen zu lassen. In England sammelte sich hierauf wirklich ein Kreuzheer, welches außer dem zahllosen gemeinen Haufen, der bei den Heeren des Mittelalters nie fehlte, einige tausend treffliche Ritter enthielt und Heinrich Spenser trat unter dem Namen eines Gonfaloniere oder Bannerträgers der Kirche an die Spitze desselben. Anstatt jedoch in Frankreich einzudringen, zogen diese Kreuzfahrer von Calais aus nach Flandern, weniger um den Gentern gegen ihren Grafen und gegen die Franzosen beizustehen, als vielmehr weil sie dort leichter Beute zu machen hofften (Mai 1383). Sie schlugen gleich anfangs den Grafen Ludwig von Flandern, eroberten Dünkirchen und andere Küstenplätze und begannen die Belagerung von Ypern. Ludwig wandte sich hierauf wieder an seinen Lehensherrn, Karl VI. von Frankreich, um Hülfe. Der französische König bot sogleich das Reichsheer auf und die Vasallen folgten seinem Rufe um so zahlreicher, als es nicht blos einen Reichskrieg, sondern zugleich einen Kreuzzug zu Gunsten des französischen Papstes galt. Die kleine Schaar der Engländer war dem großen französischen Heere durchaus nicht gewachsen, sie nahm es aber doch mit demselben im offenen Kampfe auf; denn ihr König hatte versprochen, mit der englischen Reichsmacht nachzufolgen. Richard hielt indessen nicht Wort. Dagegen schickte er seinen Oheim Lancaster ab,

um wegen eines Friedens oder Waffenstillstandes zu unterhandeln. Dieser kam im Anfang des Jahres 1384, wenige Tage nach dem Tode des Grafen Ludwig III., in dem Dorfe Leulinghem zu Stande und schloß auch die Bundesgenossen beider Mächte, nämlich die Schotten und Castilianer von der einen und die Genter von der anderen Seite, in sich. Die Art, wie Graf Ludwig ums Leben kam, verdient in Beziehung auf den Zustand der Sitten jener galanten ritterlichen Zeiten, auf den Charakter und den Ton unter den ersten Herren des französischen Reiches bemerkt zu werden. Ludwig zankte sich eines Tages in St. Omer mit dem Herzog von Berry, dem Oheim des französischen Königs, wegen der Lehensabhängigkeit der Grafschaft Boulogne von Flandern und der Herzog warf ihm dabei mit solcher Heftigkeit ein Messer in den Leib, daß sein Leben nicht zu retten war. Die Grafschaft Flandern kam nun an seinen Schwiegersohn, Philipp von Burgund.

Der Krieg dauerte, ungeachtet des Waffenstillstandes, mittelbar in Flandern und an der schottischen Grenze fort, weil die Republikaner von Gent sich den von den Engländern für sie eingegangenen Bedingungen nicht fügen, namentlich dem Herzog von Burgund nicht huldigen, die schottischen Herren und Ritter aber, welche aus Krieg und Raub ein tödtliches Geschäft machten, ihre Raubzüge nach England nicht aufgeben wollten. Gegen die Letzteren unternahm der Herzog von Lancaster einen kostspieligen, aber unglücklichen Kriegszug. Er gerieth dabei mit dem tapferen Sohne des Grafen von Northumberland, Heinrich Percy, welcher wegen seiner ritterlichen Eigenschaften den Beinamen Heißsporn erhalten hat, in tödtliche Feindschaft. Percy vermochte nämlich die Grenzfestung Berwick nicht gegen die Schotten zu vertheidigen und wurde deswegen auf Lancaster's Betreiben vor das Pairs-Gericht gestellt, welches ihn seiner Ehren und Lehen verlustig erklärte. Er verschaffte zwar nachher dem König jene Festung wieder und wurde vollständig begnadigt, blieb aber dessen ungeachtet ein Todfeind Lancaster's. In Flandern breiteten sich die Genter mit Hülfe ihres Bundesgenossen, des Grafen von Hennegau, weiter aus und ihr Oberhaupt, Ackermann, war mächtiger als viele Fürsten jener Zeit.

Als der Waffenstillstand zwischen Frankreich und England 1385 abgelaufen war, schlug Karl VI. von Frankreich jeden Antrag zur Verlängerung desselben aus und faßte sogar den Beschluß, mit der Reichsmacht nach England überzusetzen. Es ward unter dem Admiral, Johann von Vienne, eine Flotte ausgerüstet und eine Schaar ritterlicher Abenteurer, an deren Spitze Ingelram von Coucy stand, sollte auf derselben einstweilen nach Schottland gebracht wer-

den. Diese kam dort gerade in dem Augenblick an, als die Engländer zur Rache für die Raubzüge ihrer Nachbarn alles Ackerland und selbst alle Wälder von Südschottland in eine kahle Oede verwandelt hatten. Die gelandeten Franzosen geriethen daher in Noth und Mangel und kamen dann mit den Schotten selbst in Streit. Nichtsdestoweniger machten Beide einen gemeinschaftlichen Raubzug nach England und hausten hier so arg, daß endlich die ganze englische Reichsmacht gegen sie aufgeboten wurde. Die Franzosen kehrten, noch ehe dieses Heer in Schottland erschien, nach Hause zurück, der schottische König aber zog sich in das Innere seines Landes und wartete dort, bis die Dienstzeit der englischen Vasallen verflossen sei. Die Engländer drangen verheerend bis nach Edinburg; sobald aber nach dem Ablauf der Dienstzeit ihr Heer sich auflöste, folgten ihnen Schwärme schottischer Raubritter, welche französische Subsidien erhalten hatten, auf dem Fuße nach. Die beabsichtigte große Unternehmung der Franzosen gegen England wurde zuerst durch verschiedene Umstände und dann besonders dadurch verzögert, daß Philipp von Burgund die Reichsmacht von Frankreich gegen die Genter gebrauchen wollte, um mit ihr entweder das ererbte Flandern zu erobern oder doch eine friedliche Uebereinkunft zu erzwingen. Der König selbst zog an der Spitze des Heeres nach Flandern und nahm sogleich die kurz vorher von den Gentern eroberte Stadt Damme ein. Hierauf verschaffte Philipp von Burgund durch seine Anhänger in Gent den Gegnern der Engländer die Oberhand und bewirkte auf diese Weise, daß Ackermann und zwei andere dem neuen Grafen ergebene Bürger den Auftrag erhielten, mit diesem zu unterhandeln. Da Philipp ein Mittel fand, seine oder vielmehr seiner Gemahlin Ehre mit dem Vortheil der fast unabhängig gewordenen flandrischen Städte zu vereinigen, so kam endlich im Herbste 1385 ein Frieden zu Stande. Dem Herzog Philipp wurden die Rechte zuerkannt, die dem Grafen von Flandern über seine freien Städte gebührten und welche denen des deutschen Kaisers über die Reichsstädte zu vergleichen waren; dagegen ertheilte Philipp den Gentern und den mit ihnen verbündeten Städten nicht blos die Bestätigung ihrer alten Freibriefe, sondern er gab ihnen auch noch neue dazu.

Jetzt wurde der Plan einer Landung in England aufs neue betrieben und mit noch größeren Kosten als vorher eine zweite Ausrüstung von Heer und Flotte gemacht (1386). Allein das Unternehmen unterblieb, weil der Herzog von Berry erst dann beim Heere eintraf, als man wegen der Herbststürme an keine Ueberfahrt mehr denken konnte. Dies war um so schlimmer, als damals unter den Engländern die oben erwähnten Unruhen ausgebrochen waren und die

Schotten bei einem neuen Einfall in England die Verwüstung ihres Landes durch Rauben, Brennen und siegreiche Kämpfe gerächt hatten. Durch Volksdichtung und Sage verherrlicht ist vor Allem die nächtliche Schlacht bei Schloß Otterburne unweit Newcastle, in welcher zwar der ritterliche schottische Führer, Jakob Douglas, den Tod fand, aber auch 600 geharnischte Engländer blieben und Heinrich Percy der Heißsporn mit seinem Bruder Ralf in Gefangenschaft gerieth (August 1388). Der Connetable Olivier dü Clisson beschämte im folgenden Jahre den französischen König und seine Oheime, da er ein Heer von 3000 Rittern ausrüstete, um für sich allein einen Kriegszug nach England zu machen. Zum Glück für die Engländer ward er durch den Herzog der Bretagne, Johann von Montfort, an der Ausübung seines Vorhabens gehindert. Johann von Montfort, welcher seine Lehensverbindlichkeit gegen Frankreich nicht anders ansah, als die deutschen Herzoge und Markgrafen die ihrige gegen den Kaiser, hatte zwar den Zug nach Flandern mitgemacht, war aber nichtsdestoweniger mit Lancaster in Verbindung geblieben und haßte den Connetable, dem auch die Herzoge von Berry und Burgund sehr abgeneigt waren. Er ließ daher Olivier dü Clisson, der sein Vasall war, treuloser Weise verhaften, im Gefängniß mit dreifachen Ketten belasten und jeden Tag mit dem Tode bedrohen, bis derselbe in die Forderung des Herzogs, ihm eine Anzahl Burgen und 100,000 Goldfranken zu geben, einwilligte. Darüber geriethen natürlich auch die Rüstungen dü Clisson's ins Stocken und die bereits versammelten Truppen mußten wieder entlassen werden. Eine Genugthuung wurde übrigens dem Connetable wegen der Kabalen der Herzoge von Berry und Burgund erst im folgenden Jahre gewährt und auch dann nur halb: der Herzog von Bretagne ward nämlich blos gezwungen, ihm die Burgen zurückzugeben und brauchte das ihm abgepreßte Geld sogar erst innerhalb vier Jahren in Terminen zu bezahlen. Mit England ward 1389 ein Waffenstillstand geschlossen, welcher nachher mehrmals verlängert wurde.

Wenn, wie das Verfahren gegen Johann von Montfort zeigt, die königliche Regierung in Frankreich zu wenig Kraft hatte, um dem schwächeren Unterthan gegen einen mächtigen Vasallen zum Rechte zu verhelfen, so fand sie sich dagegen stark genug, diejenigen zu berauben, welche ihr Eigenthum nicht selbst zu vertheidigen vermochten. Auf diese Weise ward nach dem Tode Karl's des Bösen von Navarra (1387), der sich trotz seiner Verbrechen im Besitze seiner französischen Güter behauptet hatte, dessen junger Sohn und Nachfolger, Karl III., der Edle, beraubt. Die Regenten von Frankreich benutzten nämlich den Tod des Ersteren, um gegen den unschuldigen Sohn das zu thun,

was sie gegen den schuldigen Vater nicht gewagt hatten und führten ihr Vorhaben auf hinterlistige Weise aus. Sie verfuhren, als wüßten sie nicht, daß Karl der Böse gestorben sei, machten ihm den Proceß wegen vieler Verbrechen, verurtheilten ihn und zogen in scheinbar rechtlicher Form alle seine Güter ein, die man sonst seinem unschuldigen Sohne nicht wohl hätte vorenthalten können.

Der König von Frankreich war damals noch immer nur dem Namen nach mündig und die Verwaltung ward fortwährend von Bourbon, Berry und Burgund geführt. Die beiden Letzteren gebrauchten den jungen König für ihre persönlichen Zwecke und opferten diesen jede andere Rücksicht auf. Uebrigens war Philipp von Burgund der Hauptregent. Der Herzog von Berry erschien nur von Zeit zu Zeit bei Hofe. Er hielt sich meistens in seiner Statthalterschaft Languedoc auf, wo er, wie sein Vorgänger Ludwig von Anjou, Geld zu sammeln suchte. Er benahm sich dort auf solche Weise, daß das Land fast zu Grunde gerichtet ward und daß ihm Karl endlich (1389) die Stelle eines Statthalters nehmen mußte. Der Zustand von Languedoc glich unter ihm dem Zustand vieler deutschen Länder. Der Herzog trieb die Einwohner durch Erpressungen zur Verzweiflung oder zur Auswanderung; jede Burg war ein Raubnest; ritterliche Abenteurer durchzogen und brandschatzten das Land; die Engländer verheerten von den Burgen aus, die sie in Limousin, Auvergne und Quercy besetzt hatten, diese Provinzen und statt sie zu bekämpfen, kaufte sie der Herzog mit 150,000 Goldfranken ab.

Im November 1388 kam Karl VI. bei Gelegenheit einer feierlichen Versammlung von Edelleuten und Geistlichen zu Rheims auf denselben Gedanken, welchen sechs Monate später Richard II. in England ausführte. Er übernahm plötzlich die Regierung, behielt von seinen drei Vormündern nur den Herzog von Bourbon bei sich und entfernte die beiden anderen vom Hof und von den Geschäften (1388). Er war damals 20 Jahre alt und seit 1385 mit der um zwei Jahre jüngeren Isabella (Isabeau), einer Tochter des Herzogs Stephan von Baiern und Urenkelin des Kaisers Ludwig, vermählt worden. Mit seinem Eintritt in die selbstständige Regierung, den das Volk nach seiner Gewohnheit jubelnd begrüßte, war auch die Entlassung der von Berry und Burgund angestellten Beamten und die Einsetzung eines neuen Staatsrathes verbunden.

II. Italien und Deutschland von Urban V. bis auf das Concil zu Pisa.

1. Neapel und Sicilien.

Im neapolitanischen Reiche waren bald nach der mißglückten Unternehmung, welche Johanna I. und ihr Gemahl, Ludwig von Tarent, gegen Sicilien gemacht hatten, innere Unruhen entstanden. Einer der Brüder Ludwig's maaßte sich mehr Gewalt an, als ihm gebührte, die Barone des Reiches befehdeten einander und des Königs Vetter, Ludwig von Gravina, empörte sich, weil er nicht genug Einfluß zu haben glaubte; die zu den Besitzungen der Johanna gehörende Provence war schon längst ein Raub der Söldnerbanden. Mitten in dieser Verwirrung starb Ludwig von Tarent (1362). Er hatte seine ausschweifende Gemahlin streng in Schranken gehalten, ihr keinen Einfluß auf die Staatsgeschäfte eingeräumt und sich sogar erlaubt, sie wie ein gemeines Weib körperlich zu züchtigen. Johanna wollte daher, als sie sich nach einem dritten Gemahle umsah, nur einen solchen Mann wählen, welcher ebenso unter ihr stände, wie sie unter Ludwig gestanden hatte. Diesen glaubte sie in dem aus der spanischen Geschichte bekannten Titularkönig Jakob III. von Majorca zu finden. Jakob nahm wegen seiner Armuth, welche für ihn bei dem Streben Majorca wieder zu erobern doppelt drückend war, nicht nur den Antrag der Königin Johanna, deren Reize die Zeit längst verwischt hatte, gern an, sondern er ließ sich auch die dabei von Johanna gemachten Bedingungen gefallen. Er sollte weder den Titel eines Königs von Neapel, noch irgend einen Antheil an der Verwaltung des Reiches erhalten. Er gerieth jedoch, als er kaum nach Neapel gekommen war (1363), mit seiner Gemahlin und deren Anverwandten in Zwietracht, begab sich schon im folgenden Jahre, um Majorca zu erobern, wieder nach Castilien und ward dort Gefangener Heinrich's von Trastamara. Seine Gemahlin kaufte ihn für 40,000 Dukaten wieder los, er gab aber auch nachher trotz des Unwillens, den er dadurch bei Johanna erregte, seinen alten Plan nicht auf und lebte mit ihr in der größten Zwietracht. Johanna suchte ihn von seinem abenteuerlichen Ehrgeiz durch ein Mittel zu heilen, welches ganz demjenigen entsprach, das ihr voriger Gemahl angewendet hatte, um ihre Sinnlichkeit in Schranken zu halten: sie ließ ihn einsperren und hielt ihn mehr als sechs Monate in Haft. Der Erfolg war in beiden Fällen derselbe: Ludwig von Tarent besserte durch seine Schläge seine Gemahlin nicht und Jakob verlor im Gefängniß seine unruhige Natur nicht. Er begab

sich nach Frankreich und unternahm von dort aus einen neuen Zug gegen Aragonien, nach dessen unglücklichem Ausgang er 1375 zu Soria am Duero starb.

Johanna hatte schon 1367 durch die Rückkehr ihres Freundes, des Papstes Urban V., nach Rom eine neue Stütze erhalten; sie war aber fast zu gleicher Zeit auch von einer neuen Gefahr bedroht worden. Ambrosius Visconti, ein natürlicher Sohn des mailändischen Tyrannen Barnabas, hatte die Schaaren des englischen Bandenführers Hawkwood an sich gezogen und war, nachdem er Toscana und den Kirchenstaat furchtbar verheert hatte, in das Neapolitanische eingefallen. Johanna verband sich gegen diese Räuber mit Urban; der Letztere nahm eine große Schaar Abenteurer in Sold, sie selbst rief die Vasallen ihres Reiches unter die Waffen und das vereinigte päpstliche und neapolitanische Heer errang im Herbst 1369 einen vollständigen Sieg über Ambrosius. Dieser ward selbst gefangen und seine Bande zersprengt. Johanna gab ihn bald wieder frei und Ambrosius spielte nachher aufs neue eine Hauptrolle bei den Kriegen und Verwüstungen Oberitaliens. Der Papst dagegen ließ 600 gefangene Söldner des Ambrosius theils sogleich, theils nachher hinrichten. Er selbst und die Königin mußten aber, wenn sie Ruhe haben wollten, andere Raubschaaren in ihre Dienste nehmen. Dies lockte aus allen Gegenden Europas, in welchen Raub und Ritterthum mit einander verbunden waren, neue Schaaren nach Italien und der alte Papst Urban wurde dort so bedrängt und war endlich der ewigen Unruhen und Entbehrungen, denen er sich in Rom unterwerfen mußte, so müde, daß er noch kurz vor seinem Ende den dringenden Bitten der französischen Kardinäle nachgab und 1370 die Rückreise nach Avignon antrat; wenige Wochen nachher starb er. Sein Nachfolger wurde der Kardinal Graf von Beaufort, der den Namen Gregor XI. annahm und sich bald nach seiner Wahl in Marseille einschiffte, um den Sitz des Papstthums wieder nach Rom zu verlegen; viele Kardinäle blieben jedoch in Avignon zurück. Freilich sah es dort und in der Provence überhaupt noch ärger aus, als in Italien; denn Johanna war in Neapel zu sehr beschäftigt, um an jenes Land denken zu können, und Raub, Verwüstung und Anarchie herrschten daselbst in solchem Grade, daß die provençalischen Stände 1367 den Landleuten hatten befehlen müssen, alle nicht durch Mauern oder Burgen geschützte Dörfer zu verbrennen und sich in die befestigten Orte zu begeben.

Im Neapolitanischen war seit der Niederlage des Ambrosius die Ruhe auf einige Zeit gesichert. Johanna machte auch dem noch immer fortdauernden feindlichen Verhältniß zum Reiche Sicilien ein Ende. Friedrich III. von Sicilien war ein schwacher, kränklicher, halb blöd-

sinniger Mann und hatte in seinem eigenen Lande genug zu thun; denn er behauptete sein Ansehen nur durch die vielen catalonischen Abenteurer, welche nach und nach auf der Insel angesiedelt worden waren, und diese hatten mit dem sicilianischen Adel, besonders mit der Familie Chiaramonti, unaufhörliche Fehden, in welchen beide Theile wie Räuber hausten. Friedrich verstand sich daher 1372 zu einem Frieden mit Johanna. Er erkannte ihr Recht auf sein Reich an, und gestattete ihr nicht nur, daß sie sich fernerhin Königin von Sicilien nenne, während er selbst den Titel eines Königs von Trinakria annahm, sondern er erklärte sich auch für einen Vasallen des Reiches Neapel und des römischen Stuhles und verpflichtete sich gegen Beide zu einem jährlichen Tribut. Daß unter diesen Umständen Papst Gregor XI. den Vertrag bestätigte und zugleich den seit langer Zeit auf Sicilien ruhenden Fluch zurücknahm, versteht sich von selbst. Doch machte Gregor dabei in Betreff der geistlichen Stellen, Güter und Pfründen so harte Bedingungen, daß Friedrich III. sich erst nach zwei Jahren entschließen konnte, dem Vertrag mit ihm und Johanna durch öffentliche Bekanntmachung Gesetzeskraft zu geben.

Den zwischen Sicilien und Neapel geschlossenen Friedensvertrag nahm Johanna's alter Gegner, Ludwig der Große von Ungarn, zum Vorwand eines neuen Streites mit Johanna. Er weigerte sich standhaft, Friedrich III. als König von Sicilien anzuerkennen, und forderte von Johanna die Abtretung der Provence und anderer Länder. Um ihn zu beschwichtigen, ernannte Johanna, welche keine Kinder hatte, einen Prinzen ihres Hauses, der von Ludwig sehr begünstigt wurde und, wie es schien, zu seinem eigenen Erben in Ungarn bestimmt war, zu ihrem künftigen Nachfolger. Dieser Prinz war Karl der Kleine, ein Neffe des früher unter dem Namen Karl von Durazzo angeführten Schwagers der Johanna und seit kurzem Gemahl der Margaretha, der einzigen Tochter und Erbin des Letzteren. Ludwig machte zwar hierauf seine Forderungen nicht weiter geltend, Johanna konnte aber weder ihm noch dem Prinzen Karl, welcher bald wieder nach Ungarn zurückkehrte, trauen. Sie suchte daher durch eine vierte Vermählung eine neue Stütze zu erhalten, und sah sich zu diesem Zwecke nach einem tapferen Manne um, welcher unter den Abenteurern, aus denen die italienischen Heere damals bestanden, Ansehen hätte, und im Nothfall eine Kriegsmacht leicht zusammenbringen und gehörig anführen könne. Man empfahl ihr einen der bekannten Haudegen jener Zeit, den Prinzen Otto von Braunschweig, welcher zuerst Ritter des deutschen Ordens gewesen war, dann in Paris bei König Johann den Helden gemacht und hierauf in Italien als Condottieren-Hauptmann dem Papste und dem Markgrafen von

Montferrat gedient hatte. Johanna bot ihm, wie einst dem unglücklichen Könige von Majorca, ihre Hand, nicht aber auch ihr Reich an, und obgleich jene ohne dieses bei einer bereits 50 Jahre alten Frau wenig Anlockendes hatte, so ging doch Otto auf den Antrag ein. Er vermählte sich 1376 mit Johann, erhielt den Titel eines Herzogs von Tarent und ward, da er nichts als seinen Degen besaß, mit diesem Fürstenthum und mit einigen anderen Gütern belehnt.

Zwei Jahre später (1378) starb Gregor XI. und es begann die große Kirchenspaltung, welche ganz Europa verwirrte und auch auf das Schicksal von Neapel einen unmittelbaren Einfluß äußerte. Die Kardinäle, unter denen elf Franzosen waren, wählten bei Gregor's XI. Tode Urban VI., den bisherigen Erzbischof von Bari, unter großer Befriedigung der aufgeregten Römer zum Papste. Dieser beleidigte gleich anfangs durch sein gewaltsames Verfahren die Mehrzahl der Kardinäle, sowie die Königin von Neapel und das römische Volk. Zwölf Kardinäle trennten sich daher im Einverständniß mit Johanna, die sich durch Urban's inniges Verhältniß zu Karl dem Kleinen und zum ungarischen Könige mit einem Kriege bedroht sah, von den übrigen und wählten zu Anagni einen neuen Papst, Robert von Genf, Bischof von Cambray, der den Namen Clemens VII. annahm, sich zuerst nach Neapel begab und hierauf in Avignon seinen Sitz aufschlug. Beide Päpste verfolgten einander sogleich mit Bannflüchen und Urban richtete auch gegen Johanna seine Waffen. Er that sie in den Bann, ließ das Kreuz gegen sie predigen und nahm Condottieren-Schaaren in seinen Sold, um sich zuerst den Kirchenstaat, in welchem sein Ansehen wenig galt, zu unterwerfen und dann gegen Neapel zu ziehen. Zugleich reizte er Ludwig von Ungarn gegen Johanna auf und trieb ihn an, Karl den Kleinen mit einem Heere nach Neapel zu schicken. Dies ward anfangs durch einen Krieg Ludwig's mit den Venetianern verhindert; im Jahre 1381 aber waren die mit diesen angeknüpften Friedensverhandlungen nicht sobald ihrem Ziele nahe gebracht, als Karl an der Spitze eines Heeres über Rom, wo ihn der Papst Urban feierlich mit Neapel belehnte, nach Unteritalien zog. Otto von Braunschweig war während dieser Zeit zwischen der Sorge für Johanna's Reich und für die Markgrafschaft Montferrat, deren junger Regent unter seiner Vormundschaft stand, getheilt und konnte weder hier noch dort mit seiner gesammten Söldnerschaar erscheinen. Er that nachher das Unmögliche, um seine Gemahlin zu retten, scheiterte aber an der Niederträchtigkeit und Treulosigkeit des neapolitanischen Volkes. Auch beschleunigte Johanna selbst durch einen unbesonnenen Schritt, den sie schon früher gethan hatte, ihren Sturz. Sie hatte nämlich kaum von den Anstalten des ungarischen Königs

Nachricht erhalten, als sie (um 1379) den aus der französischen Geschichte bekannten Herzog Ludwig von Anjou an Sohnes Statt annahm und dadurch Karl den Kleinen unversöhnlich erbitterte. Dieser neu ernannte Erbe ihres Reiches ward, gerade als er ihr hätte nützlich sein können, durch seine im Namen seines Neffen Karl's VI. übernommene Regentschaft in Frankreich zurückgehalten, während die von Johanna im Sommer 1380 bekannt gemachte Verfügung, durch welche er zum Erben von Neapel eingesetzt wurde, den Prinzen Karl um so mehr erbittern mußte, als nicht nur er, sondern auch seine Gemahlin wegen ihrer Abstammung von Ludwig's des Heiligen Bruder Karl I., dem Stifter des älteren Hauses Anjou, alle Ansprüche dieses Hauses in sich vereinigte.

Als Karl, von Urban und dem ungarischen König unterstützt, in das Reich Neapel eindrang, wurden Otto und das getreue Häuflein der unter ihm dienenden Söldlinge von den Neapolitanern eben so schändlich verrathen, wie dies seit Manfred's Zeit allen Königen jenes Reiches im Augenblick der Gefahr geschehen ist. Otto und sein Mündel, Johann von Montferrat, mußten an der Grenze, wo sie bei St. Germano tapfer fochten, schnell zurückweichen, weil sie sich von den Neapolitanern verlassen sahen und dadurch in Gefahr kamen, vom Feinde umgangen zu werden. Gleich nachher wiederholte sich der Verrath in der Hauptstadt des Reiches. Otto und Johann von Montferrat wollten diese vertheidigen, aber ebendieselben Leute öffneten dem Feinde die Thore (Juli 1381). Die beiden tapferen Vertheidiger der Königin zogen sich mit ihren Leuten nach Aversa zurück, Johanna selbst floh in die Burg von Castel Nuovo, welche sogleich von Karl belagert wurde. Johanna hoffte auf Rettung durch die provençalische Flotte, die sie bereits nach Neapel beschieden hatte. Diese säumte aber, und Otto's kühne Versuche, die Burg zu entsetzen, wurden vereitelt. Die Königin mußte daher capituliren. Sie schloß mit Karl eine Uebereinkunft, nach welcher sie sich, wenn bis zu einem bestimmten Tage kein Entsatz komme, ihm ergeben sollte. Otto versuchte noch einmal das Aeußerste, um seine Gemahlin zu retten. Er wagte am letzten Tage des Termins einen verzweifelten Angriff; allein der Markgraf Johann verlor dabei das Leben, er selbst ward schwer verwundet und, höchst wahrscheinlich von einem neapolitanischen Verräther unter seinen Leuten, gefangen genommen, und seine Truppen ergriffen hierauf die Flucht. Am folgenden Tage mußte sich Johanna dem Sieger ergeben. Die so lange und so sehnlich erwartete provençalische Flotte erschien erst vier Tage später. Otto blieb einige Jahre in Karl's Haft, seine Gemahlin aber ward 1382, als der von ihr zum Erben eingesetzte Ludwig von Anjou endlich mit einem Heere in Ita-

lien erschien, getödtet. Ueber die Art ihrer Ermordung weichen die Nachrichten von einander ab; nach der einen wäre sie erdrosselt, nach der anderen unter Federbetten erstickt worden. Karl selbst leugnete nicht, daß er sie habe tödten lassen, nur entschuldigte er sich mit einem ausdrücklichen Befehle des ungarischen Königs, welcher ihm geboten habe, keinen von denen, die einst an der Ermordung seines Bruders Andreas Antheil gehabt, am Leben zu lassen. Uebrigens ereilte die späte, der Sünde mit lahmem Fuße nachfolgende Strafe die Königin Johanna zu einer Zeit, wo sie ihre Bildung besser anwandte, als in früheren Jahren; Johanna hatte seit dem Tode ihres zweiten Gemahles (Ludwig's von Tarent) mit Weisheit und Mäßigung regiert und sich sogar gegen Karl den Kleinen, als dieser bereits in feindlicher Absicht nach Rom gekommen war, dadurch freundlich erwiesen, daß sie seiner Gemahlin Margarethe und seinen beiden Kindern, Ladislaus und Johanna II., erlaubte, sich zu ihm zu begeben. Auch Karl war ihr anfangs in ihrer Haft sehr freundlich begegnet, Johanna hatte sich aber dadurch nicht im mindesten täuschen lassen; denn als die Befehlshaber der zu spät angekommenen provençalischen Flotte zu ihr in das Gefängniß gekommen waren, sprach sie gegen dieselben aus, daß ihr ein trauriges Ende bevorstehe. Dessen ungeachtet hatte sie nicht bewogen werden können, ihre Verfügung zu Gunsten des Herzogs von Anjou zurückzunehmen.

Ludwig von Anjou hatte mit den in Frankreich erpreßten Geldern Tausende von Rittern in Sold genommen und führte, als er endlich nach Italien aufbrach, ebenso, wie einst Richard von Cornwallis in Deutschland, ganze Wagen voll Geld mit sich. Wer Geld hatte, fand damals überall, besonders in Italien, Leute genug, welche bereit waren, ihm zu dienen. Als Ludwig daher, vom Papst Clemens unterstützt, 1382 über die Alpen gelangte und durch Italien marschirte, wuchs sein Heer gleich einer rollenden Lawine. Er sammelte auf diese Weise eine Kriegsmacht, welche den Truppen Karl's wenigstens um das Dreifache überlegen war. Auch fehlte es dem Heere Ludwig's nicht im geringsten an Tapferkeit und an militärischer Uebung. Dagegen besaß er selbst ebenso wenig die Talente eines Feldherrn, als die eines Regenten, während Karl im Kriegswesen sehr erfahren war. Auch hatte der Letztere auf die Nachricht von dem ihm drohenden Angriffe die vorzüglichsten Banden und die besten Führer derselben in Dienst genommen. Diese waren Alberich da Barbiano, welcher an der Spitze einer italienischen Söldnerbande stand, und Hawkwood, der bekannte Führer der großen englischen Compagnie.

Als Ludwig von Anjou durch die Abruzzen in Karl's Reich eingedrungen war, sammelten sich viele angesehene Neapolitaner um ihn,

weil die Gunst der ersten Familien des Landes sich in der letzten Zeit wieder der Königin Johanna zugewendet hatte, der man wegen ihrer späteren Verdienste die früheren Schwächen ihres Geschlechtes und die Laster ihrer Jugend verzieh. Beide Gegner mußten ihrer Finanzen wegen eine schnelle Entscheidung im Felde wünschen; aber Karl schenkte dem Rathe seiner zwei Söldnerführer, welche zum Zögern riethen, Gehör. Diese wählten ihre Stellungen so gut und richteten ihre Bewegungen so bedachtsam ein, daß Ludwig anderthalb Jahre lang (vom Herbst 1382 bis zum Frühling 1384) in den Küstenprovinzen Capitanata und Terra di Bari, so wie in den campanischen Grenzgebirgen aufgehalten ward und nicht nur seine lange gesammelten Schätze völlig erschöpfte, sondern auch durch die Winterkälte in den Gebirgen und durch den Mangel an Pflege Tausende von Pferden und seine besten Streiter verlor. Als daher im April 1384 beide Heere bei Barletta schlagfertig einander gegenüber standen, hatten sich Ludwig's Reihen sehr verdünnt und eine offene Feldschlacht schien nur zum Vortheil seines Gegners ausfallen zu können. Nichtsdestoweniger widerriethen Alberich und Hawkwood dieselbe, weil sie nach dem Grundsatze der Condottieri die sichere Wirkung des Zauderns dem unsicheren Glanz eines Treffens vorzogen. Dieser Rath setzte den König Karl, welcher bereits, der Sitte seiner Zeit gemäß, seinen Gegner zur Schlacht hatte herausfordern lassen, in Verlegenheit. Er beschloß daher, einen dritten berühmten Feldherrn zu Rathe zu ziehen. Er ließ Otto von Braunschweig aus seinem Gefängnisse ins Lager führen und fragte ihn um seine Meinung. Auch Otto widerrieth, nachdem er Stellung und Heer betrachtet hatte, die Schlacht und erklärte sogar, daß Ludwig's Heer ebenso gewiß im offenen Kampfe siegen werde, als es sich, wenn man zaudere, von selbst auflösen und zerstreuen werde. Die Meinung der drei Feldherren bestätigte sich, als Karl mit wenigen Heeresabtheilungen ein Treffen versuchte: die Franzosen trugen den Sieg davon. Karl wich daher von jetzt an jedem entscheidenden Kampfe aus und setzte den Krieg in der bisherigen Weise fort. Ludwig mußte seine Truppen bald nach verschiedenen Gegenden hin vertheilen, weil es ihm an allen Bedürfnissen fehlte, und der Krieg zog sich ohne Entscheidung den ganzen Sommer hin. Im Herbst erlag endlich der Herzog von Anjou dem Klima, den Beschwerlichkeiten des Krieges und dem Kummer; doch behaupten einige Berichterstatter, wie dies bei solchen Todesfällen gewöhnlich ist, er sei durch Gift umgekommen, andere, er sei an der Pest gestorben (September 1384). Zum Erben seiner Ansprüche an Neapel und an die Provence hatte er seine beiden Söhne, Ludwig II. von Anjou und Karl von Maine, ernannt; für jenen war aber

an das erstere Reich vor der Hand gar nicht zu denken, weil Ludwig's Heer sich nach seinem Tode gänzlich auflöste und nur wenige feste Orte von seinen Anhängern besetzt blieben, und um die Provence mußten sie mit der Partei Karl's, welcher wegen seiner Abstammung von dem Stifter des neapolitanisch-provençalischen Hauses Anjou, Karl I., gerechtere Ansprüche hatte, einen Krieg führen.

In Neapel wurde Karl der Kleine oder König Karl III. nach seines Gegners Tod mit großem Jubel empfangen. Er erkannte selbst an, daß Otto von Braunschweig durch seinen Rath ihm den Thron gesichert habe und entließ ihn daher ohne Lösegeld aus der Haft. Dagegen zerfiel er aus Gründen, welche unten in der Geschichte der Päpste jener Zeit angegeben werden sollen, mit Urban VI., der ebenfalls Vieles dazu beigetragen hatte, daß Karl den Besitz des neapolitanischen Reiches erlangte. Dieser ward deshalb sogar nebst seiner Gemahlin in den Bann gethan. Dabei hausten in seinem Reiche immerfort zügellose Banden, welche vorgaben, den Erben Ludwig's oder dem Papste zu dienen. Nichtsdestoweniger verließ Karl, von der Aussicht auf den Besitz der ungarischen Krone geblendet, ein Land, welches durch seine Entfernung zugleich inneren und äußeren Feinden preisgegeben wurde. Er segelte 1385 mit Alberich da Barbiano und einer Anzahl Getreuer nach Dalmatien und Kroatien, wo er sich früher im Dienste Ludwig's des Großen als Ban oder Fürst die Bevölkerung sehr geneigt gemacht hatte, und ließ Gemahlin, Sohn und Tochter in Neapel zurück.

König Ludwig der Große, welcher Ungarn und Polen unter seiner Herrschaft vereinigt hatte, war 1382 mit Hinterlassung zweier Töchter, Maria und Hedwig, gestorben, von denen die Erstere mit dem damals 15jährigen Sigismund, dem nachherigen deutschen Kaiser, verlobt, die Andere aber noch ledig war. Ein als gültig anerkanntes Gesetz über die Nachfolge war weder in Ungarn noch in Polen vorhanden und eine von Ludwig kurz vor seinem Tode mit einigen Magnaten beider Reiche getroffene Verabredung konnte nur für die, welche Theil daran genommen hatten, bindend sein. Nach dieser Verabredung sollten die beiden Kronen an Ludwig's ältere Tochter, Maria, übergeben werden und seine Wittwe, Elisabeth, in der ersten Zeit die Regentschaft führen. Die Polen verlangten aber die jüngere Tochter, Hedwig (Jadwiga), und waren durchaus nicht zur Annahme der Maria zu bewegen, weil sie keine Königin wollten, die nicht nebst ihrem Gemahle beständig im Reiche bliebe. Elisabeth ließ deshalb, nachdem sie lange anscheinend widerstrebt hatte (vermuthlich war der Plan von ihr selbst heimlich begünstigt), Hedwig nach Polen reisen. Die junge Fürstin war schon in der Wiege mit

dem Herzog Wilhelm von Oestreich, einem Sohne des bei Sempach gefallenen Leopold, verlobt worden und der stattliche Jüngling gewann bei einem Besuch in Krakau (1385) ihre Neigung. Doch waren die einflußreichsten polnischen Großen gegen das beschworene Bündniß und besonders die Geistlichkeit lag der jungen Fürstin an, dasselbe zu lösen und sich mit dem rohen und häßlichen Großfürsten Jagiel oder Jagello von Litthauen zu vermählen, weil man durch diese Verbindung endlich Ruhe vor einem wilden Nachbarvolke erlangen konnte. Doch mußte Jagiel vorher das Christenthum und zwar das römische annehmen und auch seine rohen Litthauer in den Schoß der abendländischen Kirche treiben, obgleich alle seine Nachbarn außer den Polen dem griechischen Christenthum angehörten. Auf diese Weise wurden 1386 Polen und Litthauen vereinigt und es regierte seitdem über beide Länder eine lange Reihe mächtiger Könige, welche, von Jagello und Hedwig abstammend, die Jagellonen genannt werden; Jagello zog in Krakau ein, wurde vom Erzbischof von Gnesen getauft und erhielt den Namen Ladislaus (Wladislav). In Ungarn wurde Ludwig's des Großen Verfügung anfangs befolgt, Maria als Königin oder vielmehr nach ungarischer Sitte als König ausgerufen, Sigismund, ihr Verlobter, mit dem Titel eines Reichsbeschützers geschmückt und Elisabeth als Regentin anerkannt. Allein die Letztere war ohne Charakter oder Grundsatz, ihre Tochter Maria ein Kind, Sigismund zugleich ein Fremder und ein schlecht erzogener, unerfahrener junger Mann und der Palatin des Reiches, welcher alle Geschäfte hätte leiten sollen, Nikolaus von Gara, hatte eine mächtige Partei gegen sich, weil er durch die Gunst der Elisabeth vom Range eines niederen Edelmannes zum Magnaten und zur höchsten Stelle des Reiches emporgehoben worden war.

Unter diesen für seinen Ehrgeiz günstigen Umständen kam Karl der Kleine, welcher als der nächste männliche Verwandte Ludwig's des Großen und wegen einer früheren Verfügung desselben einen Anspruch an die ungarische Krone hatte, in Dalmatien an. Von hier aus trat er, während Sigismund, um Hülfe zu holen, nach Böhmen gegangen war, mit Elisabeth und ihrer Tochter, sowie mit der Partei, welche Beiden entgegen arbeitete und sich seiner wider sie bedienen wollte, in Unterhandlung. Nachdem er ein ganzes Vierteljahr lang Alles gehörig vorbereitet hatte, begab er sich von der kroatischen Hauptstadt Agram aus nach Ofen. Elisabeth und Maria suchten ihn, er sie zu überlisten. Jene reisten ihm daher entgegen. Sie zogen mit ihm feierlich in die Stadt ein; er gab ihnen aber schon gleich anfangs seinen Sinn dadurch zu erkennen, daß er nicht im königlichen Schlosse einkehrte. Gleich am folgenden Tage ließ er sich von seinen Anhän-

gern zum Gubernator des Reiches ausrufen und nahm dann als solcher, nicht als Gast der Königin, seine Wohnung im Schlosse, das er von seinen Italienern und Kroaten besetzen ließ. Von diesem Augenblick an waren Elisabeth und Maria gewissermaaßen seine Gefangenen. Er suchte Maria zur Entsagung zu bewegen; als diese sich aber hartnäckig weigerte, schrieb er einen Reichstag aus, auf welchem ihn dann seine Partei zum König ausrufen ließ (31. December 1385). Gewaltthätigkeit übte Karl gegen die beiden Damen nicht, er ließ sie vielmehr im Schlosse wohnen und ihren Hofstaat, ja sogar die Wache ihrer Getreuen behalten. Darauf gründeten Elisabeth und ihr Günstling, Nikolaus von Gara, einen Mordplan, in dessen Anlage und Ausführung sich der Charakter des bosniakischen Volkes, welchem die verwittwete Königin und der Reichs-Palatin angehörten, recht deutlich zu erkennen gibt. Man erwirkte von Karl die Erlaubniß, daß Nikolaus eines Tages mit einer Anzahl roher Dienstleute in den Schloßhof kommen durfte, um sich, wie vorgegeben ward, bei den Königinnen für eine anzutretende Reise zu verabschieden. Zu derselben Zeit ward Karl arglistig in die Wohnung der beiden Damen gelockt. Als er, von Alberich da Barbiano und einem ungarischen Fürsten begleitet, sich hier eingefunden hatte, erschien plötzlich Nikolaus mit einigen Leuten und einer von diesen hieb ihm sogleich auf das Haupt, so daß die beiden Damen über und über mit Blut bespritzt wurden. Karl's Begleiter vertheidigten ihn zwar insoweit, daß er sich in seine Gemächer retten konnte; diese waren aber blos von Kroaten bewacht, während Alberich's Söldner sich in der Stadt zerstreut hatten. Die Ersteren wurden von den Leuten des Palatin übermannt und Karl festgenommen. Nikolaus ließ ihn, schwer verwundet, wie er war, in einen Kerker werfen und dann in die Festung Wissegrad bringen, wo er nach 14 Tagen harter Haft den Tod fand (Februar 1386). Auch von Karl's italienischen Söldnern wurde ein Theil getödtet, die Mehrzahl derselben aber rettete sich mit Alberich nach Dalmatien. Des ermordeten Königs Leiche blieb lange Zeit unbeerdigt, weil er in Urban's Banne gestorben war.

In Neapel und in der Provence hatte Karl's Wittwe, Margaretha, mit großen Hindernissen zu kämpfen. Sie sollte nach dem Tode ihres Gemahls die Regierung im Namen ihres 10jährigen Sohnes, Ladislaus, führen und hatte doch zugleich eine mächtige Partei und die zwei Päpste gegen sich; von diesen war Urban schon längst ein Todfeind ihres Gemahls gewesen und sein Gegenpapst, der Franzose Clemens VII., that alles Mögliche, um die Freunde und Anhänger Ludwig's von Anjou für dessen Sohn, Ludwig II. zu bewaffnen. Die Provence fiel fast ganz in die Gewalt der Anhänger des

jüngeren Hauses Anjou, und auch in Neapel, wo die mächtige Familie der Sanseverini an der Spitze von Ludwig's Partei stand, schien die Sache des jungen Ladislaus verloren zu sein. Ludwig's II. Mutter, Maria von Blois, welche von der Provence her die Partei ihres Sohnes leitete, nahm Otto von Braunschweig in ihre Dienste und schickte ihn an der Spitze eines Heeres mit unumschränkter Vollmacht nach Neapel. Hier stand bereits Alles so günstig für Ludwig, daß die Anhänger desselben sogar eine Regierungs-Commission, deren Haupt Thomas Sanseverino war, hatten einsetzen können, und kaum war Otto mit seinen Truppen erschienen, als Margaretha und ihr Sohn aus einem Castell der Stadt Neapel, in welchem sie sich noch gehalten hatten, vertrieben wurden und in Gaëta Schutz suchen mußten. Auch in der Provence wurden jetzt alle Städte, welche der Margaretha und ihrem Sohne anhingen, genöthigt, sich dem jüngeren Hause Anjou zu unterwerfen. Maria selbst verdarb aber bald nachher durch einen unbesonnenen Schritt wieder alles, was die Freunde ihrer Familie Gutes für sie in Neapel gethan hatten. Sie schickte nämlich den Herrn von Montjoye als Oberstatthalter nach Neapel und beleidigte dadurch Otto von Braunschweig und die Sanseverini so sehr, daß der Erstere mit seinen deutschen Reisigen zu Ladislaus überging und die Letzteren sich auf ihre Güter in Calabrien zurückzogen, von wo sie unbekümmert um die beiden streitenden Könige den Krieg für sich allein fortsetzten. Uebrigens zogen sich Margaretha und ihr Sohn, welche in Gaëta an Geldmangel litten und folglich nicht Truppen genug hatten, auf eine schändliche Weise aus dieser Verlegenheit. Man vermählte nämlich den jungen Ladislaus mit Constantia dei Chiaramonti, der Tochter des reichsten Herrn in Sicilien, und nahm mit dem Gelde derselben die Compagnieen Hawkwood's, Alberich's da Barbiano und Otto's von Braunschweig in Dienst; sobald aber das Geld der Constantia ausgegeben war, ließ sich Ladislaus nicht nur von ihr scheiden, sondern nöthigte sie auch mit Gewalt, den Grafen Andreas von Capua zu heirathen; er selbst vermählte sich später in zweiter Ehe mit Maria von Lusignan, einer Tochter des Königs von Cypern.

Das Kriegsglück schwankte zwischen den beiden Häusern Anjou hin und her, je nachdem die Finanzen des einen oder des anderen besser standen, bis der Tod des Papstes Urban VI. (1389) eine Wendung veranlaßte. Durch den Tod eines streitigen Papstes wurde nämlich in der Zeit vom Tode Gregor's XI. (1378) bis zum Concilium von Constanz die Einheit des Papstthums nicht hergestellt; eine Partei unter den Kardinälen wählte vielmehr, unter dem Einflusse von Rom oder Avignon, an die Stelle des verstorbenen Kirchenhauptes ein

neues und das Schisma dauerte fort. Der an Urban's Stelle erwählte Neapolitaner, **Bonifacius IX.**, ein im Kriegswesen und in der Politik ebenso erfahrener, als zur Leitung der Kirche untauglicher Mann, erklärte sich für Ladislaus, nahm die Bannflüche seines Vorgängers zurück und schickte sogar Truppen nach Gaëta. Zwar stritten nachher Ladislaus und sein Gegner Ludwig II., welcher 1390 selbst nach Neapel kam, noch Jahre lang mit einander; allein der rüstige Papst Bonifacius bewirkte, daß nach und nach immer mehr Große des Reiches sich dem Ersteren unterwarfen, daß auch das Haus Sanseverino mit ihm ausgesöhnt ward und daß beim Tode Otto's von Braunschweig die Krone wieder in den Besitz des Fürstenthums Tarent gelangte, durch dessen Verleihung dann einer der mächtigsten Anhänger des jüngeren Hauses Anjou zum Abfall gebracht wurde. Endlich eroberte Ladislaus die Hauptstadt des Reiches (1400) und als das schändliche Volk dem Prinzen Ludwig Alles bis auf den letzten Heller abgelockt hatte, ging auch der Rest der Großen dahin über, wo Geld und Vortheile zu erlangen waren. Der Krieg wurde zwar später erneut, am Ende blieb aber doch Ladislaus Herr im Reiche. Uebrigens ist dieser Krieg für die spätere Geschichte Neapels bis zur neuesten Zeit noch durch den besonderen Umstand wichtig, daß die zahllosen, dem ganzen Staate verderblichen Rechte neapolitanischer Barone hauptsächlich in den damals mit denselben geschlossenen Verträgen befestigt oder neu begründet wurden.

Im Reiche **Sicilien** war während der letzten 25 Jahre des 14. Jahrhunderts die Verwirrung und Verwilderung nicht geringer, als in Neapel. Der an Körper und Geist sieche König Friedrich III. starb 1377, nicht lange nach dem Friedensvertrage, in welchem er von Neapel und vom römischen Stuhl als rechtmäßiger Beherrscher, als König von Trinacria, anerkannt worden war. Er hinterließ eine unmündige Tochter, **Maria**, und hatte ihr in einem Testament das Reich vermacht, jedoch mit der Clausel, daß dasselbe, im Fall Maria ohne Erben stürbe, an seinen natürlichen Sohn Wilhelm und bei dessen kinderlosem Tode an den König von Aragonien fallen solle. Der Letztere behauptete jedoch als nächster männlicher Verwandter ein besseres Erbrecht, als Maria, zu haben und die Großen gaben ihm bald Gelegenheit, dasselbe geltend zu machen. Die königliche Gewalt war in Sicilien ein bloßer Schatten geworden, jede Stadt gehorchte einem der Barone als Statthalter oder als Herrn und diese Barone theilten sich in Parteien, an deren Spitze irgend eine der reicheren Familien stand. Nach dem Tode Friedrich's bildeten sich drei Hauptparteien, als deren Häupter der Reichsverweser Don Artal von Alagona, der natürliche Sohn Friedrich's, Wilhelm, und Manfred aus-

dem Hause der Chiaramonti galten. Jede von diesen drei Parteien, welche an Stärke ziemlich gleich waren, wollte über die Hand der Prinzessin verfügen, damit der neue König ihr allein sein Ansehen verdanke und sie allein begünstige. Peter IV. von Aragonien eilte daher um so mehr, ein Reich an seine Familie zu ziehen, für dessen einzigen rechtmäßigen Erben er sich hielt. Er schenkte dasselbe 1380 seinem zweiten Sohne, Martin von Montblanc, der es bald an seinen Sohn, Martin den Jüngeren, abtrat. Maria ward, als Don Artal sie mit einem Visconti vermählen und deshalb gewaltsam nach Mailand bringen wollte, von den Aragoniern gerettet und 1382 nach Spanien gebracht. Hier vermählte sie sich in demselben Jahre, in welchem Peter IV. starb (1387), mit Martin dem Jüngeren; der französische Papst, Clemens VII., krönte ihren Gemahl als König von Sicilien und der ältere Martin rüstete in Aragonien eine Flotte, um seinen Sohn und seine Schwiegertochter in ihrem Reiche einzusetzen. Doch verzögerte sich die Abfahrt der Aragonier nach Sicilien bis zum Jahre 1392. Während dieser ganzen Zeit war auf Sicilien jede Spur der Monarchie verschwunden und vier mächtige Barone hatten, von dem römischen Papst, Bonifacius IX., unterstützt, nicht nur die Herrschaft an sich gerissen, sondern 1391 auch einen Bund geschlossen, vorgeblich um die Rechte der jungen Prinzessin zu vertheidigen, in der That aber um unter diesem Vorwande den vom französischen Papst begünstigten Gemahl derselben und seinen Vater von der Insel abzuhalten.

Die Kraft dieses oligarchischen Bundes beruhte hauptsächlich darauf, daß man sich in Sicilien vor dem fürchtete, was man dort catalonischen Einfluß und catalonische Herrschaft nannte. Martin von Montblanc brachte jedoch ein tüchtiges Heer mit und hatte schon vor seiner Ankunft einige sicilianische Barone zu gewinnen gewußt. Der Adel und die Ritterschaft Aragoniens waren nämlich, da ihr König Johann I., Martin's Bruder, keineswegs einen rüstigen Sinn zeigte, gern mit Martin auf Abenteuer ausgezogen und dieser hatte den Sicilianern durch vorausgeschickte Unterhändler erklären lassen, sein Sohn habe sich von dem unrechtmäßigen französischen Papste zu dem römischen, den die Sicilianer als den ihrigen erkannten, gewendet. Als daher die Aragonier in Sicilien landeten, wurde die Insel bald unterworfen und schon im Herbst (1392) waren Maria und ihr Gemahl allgemein als Herrscher anerkannt. Kaum waren jedoch Heer und Flotte wieder abgezogen, um die aragonische Herrschaft in Sardinien zu befestigen, als ein allgemeiner Aufstand erfolgte. Der Graf von Montblanc, welcher in Sicilien zurückgeblieben war, hatte nämlich gleich nach der Besitznahme der Insel die Maske abgeworfen und

sich wieder für den französischen Papst erklärt. Dadurch hatte die kaum erst besiegte Gegenpartei neue Kraft gewonnen, Martin wurde in kurzer Zeit aus allen Städten außer Messina, Syrakus und Catania getrieben und zum Unglück konnte oder wollte sein Bruder, der König von Aragonien, ihn nicht unterstützen, weil damals auch Sardinien abgefallen war und zu gleicher Zeit von Granada aus ein Krieg drohte. In dieser Noth suchte und fand Martin von Montblanc die Hülfe, die er von seinem Bruder vergebens erwartete, bei einem seiner Freunde. Bernardo de Caprera nahm gegen Verpfändung seiner catalonischen Güter bei verschiedenen Handelshäusern die für jene Zeit außerordentlich große Summe von 150,000 Goldgulden auf, warb mit diesem Gelde eine Kriegsmacht und brachte dieselbe am Ende des Jahres 1393 nach Sicilien. Jetzt begann ein blutiger Krieg, der mit großer Grausamkeit gegen die Barone geführt wurde und an welchem auch die im nächsten Jahr erscheinende aragonische Flotte Theil nahm. Doch rief gerade diese Grausamkeit einen stärkeren Widerstand hervor und Caprera mußte noch manchen harten Kampf bestehen, ehe der Krieg beendigt werden konnte. Ja, die Insel würde sich vielleicht gar nicht unterworfen haben, wenn nicht Martin von Montblanc durch den 1395 erfolgten Tod seines Bruders König von Aragonien geworden wäre und seine Gemahlin ihm hierauf sogleich ein Heer und eine Flotte zugesandt hätte. Jetzt erst verzagten die sicilianischen Barone und suchten jeder für sich mit Martin über vortheilhafte Bedingungen übereinzukommen.

Martin kehrte im December 1396 nach Aragonien zurück, nachdem er für seinen Sohn und dessen Gemahlin einen Regentschaftsrath eingesetzt hatte, dem ein getreuer Vasall, Ramon von Moncado, als Präsident vorstand und zu welchem außerdem noch der Bischof von Catania, sowie verschiedene Aragonier und Catalonier gehörten. Die Königin Maria starb schon 1402 und ihr Gemahl Martin der Jüngere 1409, so daß sein Vater ihn überlebte; in Folge dessen kam es zur dauernden Vereinigung Siciliens mit der Krone von Aragonien.

2. Geschichte Ober- und Mittelitaliens von Urban's V. Rückkehr nach Rom bis auf Papst Bonifacius IX. und Beginn der großen Kirchenspaltung.

In der Lombardei war zu derselben Zeit, als in Mittelitalien Florenz immer höher emporstieg und Pisa immer mehr an Macht und Gewicht verlor, das Haus Visconti die Hauptmacht geworden. Im Beginn der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts hatten zwei Männer dieses Hauses, Barnabas und Galeazzo II., mit einer allen göttlichen und menschlichen Dingen Hohn sprechenden Politik durch

Söldner, die mit dem Schweiß der Unterdrückten bezahlt wurden, und durch jene eiserne Consequenz, welche nachher von Machiavelli als echte Staatsklugheit gepriesen wurde, ihre Herrschaft fest gegründet. Mit beiden Männern war die Kirche in stetem Streite, und ungeachtet der 1364 zwischen ihnen und dem römischen Stuhl zu Stande gebrachten Aussöhnung hatten sich Barnabas und Galeazzo diesem gleich nachher wieder so furchtbar gemacht, daß der päpstliche Feldherr und Staatsmann Albornoz im Jahre 1367, noch ehe sich Urban V. von Viterbo nach Rom begab, die Feinde der Visconti in einen Bund vereinigen mußte, und daß Urban im folgenden Jahre aufs neue einen ohnmächtigen Bannstrahl gegen beide Tyrannen schleuderte. Jenes Bündniß ward zwischen Urban, dem Kaiser Karl IV., dem ungarischen König Ludwig dem Großen und den Häusern Carrara, Este und Gonzaga geschlossen. Karl übernahm dabei die Verpflichtung, noch einmal mit einem Heere nach Italien zu ziehen; er ward aber durch sein Streben, an Deutschlands Ostgrenze für sich und seine Nachkommen ein großes germanisch-slavisches Reich zu gründen, diesseits der Alpen zurückgehalten. Er suchte damals seinen Sohn Wenzel, den er schon als Knaben zum König von Böhmen ernannt hatte, unablässig durch Eidverbrüderungen, durch Kauf oder durch Tausch zu bereichern, und begab sich nicht eher nach Italien, als bis er die Ober- und Nieder-Lausitz, einen großen Theil von Schlesien, sowie Herrschaften und Güter in vielen anderen Gegenden des Reiches an sein Haus gebracht hatte. Er würde seinen zweiten Römerzug sogar noch länger aufgeschoben haben, wenn nicht die Herren von Mailand neue Verbindungen geschlossen und neue Vergrößerungspläne entworfen hätten. Galeazzo hatte damals den englischen Prinzen Lionel, der jedoch bald nachher starb, nach Italien gezogen und mit seiner Tochter vermählt, und Barnabas bedrohte nicht nur Reggio und Mantua, sondern er begünstigte auch das Unternehmen seines natürlichen Sohnes Ambrosius, welcher mit 8000 Mann Toscana und den Kirchenstaat verwüstete und dann in das Neapolitanische einfiel, wo er durch die vereinigte Macht des Papstes und der Königin Johanna völlig geschlagen wurde.

Der Kaiser brach endlich im April 1368 mit einem Heere nach Italien auf, kurz nachdem ihm von seiner dritten, schlesischen Gemahlin Elisabeth ein Sohn, Sigismund, geboren war. Er verfuhr wieder gerade so, wie auf seinem ersten Römerzug; er focht mit diplomatischen Waffen statt mit dem Schwerte, erpreßte Geld von seinen Anhängern und ließ sich von den Feinden bestechen. Auch sein Freund, der Platoniker und Rhetor Petrarca, benahm sich diesmal auf die gewohnte Weise. Die Visconti wollten sich des glatten Hofmannes

zu diplomatischen Zwecken bedienen, sie schmeichelten daher seiner Eitelkeit durch große Ehrenbezeugungen und schickten ihn im Juni als Unterhändler an den Kaiser und an den Papst. Der eitle Mann täuschte sich jedoch diesmal über den Zauber des Glanzes, den sein mystisches schwärmerisches Wesen um ihn verbreitet hatte; weder der Papst noch der Kaiser ließen sich mit ihm ein. Karl machte sich schon auf seinem Zuge durch das Veronesische verächtlich, blieb dann in der ihm befreundeten Stadt Mantua so lange liegen, bis er sie ausgesogen hatte, und schloß hierauf einen Waffenstillstand mit den Visconti, von denen er bei dieser Gelegenheit Geld nahm. Auf seinem weiteren Zuge ließ er sich in Lucca, in Pisa und überall anderwärts kleine Geldsummen geben, mußte nichtsdestoweniger bei einem Florentinischen Kaufmann seine Krone für 1600 Goldgulden versetzen, was man in dem damals ungemein reichen Italien sehr anstößig fand, und erhielt nachher, damit er nur schnell wieder abziehe, von der Stadt Siena die zur Einlösung dieser Krone erforderliche Summe. Dabei ließ er auf dem ganzen Zuge durch seine Kanzlei eine große Zahl Diplome ausstreuen; auch gab man in Worten seinen Forderungen nach, in der That aber blieb die alte Anarchie nicht nur bestehen, sondern sie ward sogar noch ärger. Wer erkennen will, daß ebenso im Mittelalter, wie in unseren Tagen, die Geschichte, die den guten Deutschen diplomatisch und officiell mitgetheilt wurde, ganz verschieden von dem war, was wirklich vorging, der braucht nur den Stand der Dinge, wie er aus den italienischen Chroniken hervorgeht, mit den Briefen, welche Karl nach Deutschland schrieb, und mit den langen ehrenvollen Friedensverträgen, die er dahin schickte, zu vergleichen.

In Rom, wo Karl im October eintraf, dachte er blos an Ceremonieen und äußere Gunstbezeugungen und der Papst freute sich ungemein, als er den Kaiser auf den Mechanismus des Cultus so sehr erpicht sah, daß derselbe z. B. beim Hochamt eifrig die Geschäfte des kaiserlichen Subdiakonus verrichtete. Auch wollte und erlangte Karl im Grunde nichts weiter als die Krönung seiner Gemahlin. Im December verließ er Rom wieder. Er verfuhr nachher in Mittel- und Oberitalien wieder ebenso, wie auf der Hinreise. In Siena, wo er zwischen den Einwohnern Frieden stiften wollte, wäre er bei einem Volksaufstande beinahe erschlagen worden, und ließ sich seine Verzeihung für eine beträchtliche Summe abkaufen. In Lucca sicherte er freilich den Bürgern die Unabhängigkeit, die sie nach langer Unterdrückung durch die Pisaner erlangt hatten, und diese Stadt ehrte ihn dafür durch ein Denkmal und durch das Gepräge ihrer Münzen als den Wiederhersteller ihrer Freiheit; allein bei seinem Abzuge gab er dieselbe Stadt dem Kardinal Guido von Montfort als Unterpfand

für 50,000 Goldgulden, die ihm der Papst geliehen hatte, und dieser Kardinal wich nachher nicht eher, als bis sich die Luccaner mit einer weit größeren Summe gelöst hatten. Als Karl während seines Aufenthaltes in Lucca Miene gemacht hatte, sich des Papstes thätig anzunehmen, beeilten sich die Visconti, Unterhandlungen anzuknüpfen und (Februar 1369) mit dem Kaiser und dem Papst einen Frieden zu schließen, den sie nach der Entfernung des Ersteren sogleich wieder zu brechen entschlossen waren. Auch hatte Karl kaum den italienischen Boden verlassen (August 1369), als Barnabas durch Hawkwood, der in seine Dienste getreten war, die Florentiner angreifen ließ und wieder, wie früher, Religion, Kirche und Völkerrecht verhöhnte. Barnabas fiel daher nach einigen Jahren aufs neue in den Bann, verachtete und verspottete aber auch jetzt wieder die geistlichen Waffen des Papstes. Daß er indessen damals die beiden Kardinäle, welche ihm die Bannbulle überbrachten, gezwungen habe, dieselbe im Angesichte des ganzen Volkes zu verzehren, ist aus guten Gründen zu bezweifeln. Auch beruht diese Angabe nur auf der Versicherung eines sehr unzuverlässigen Chronikschreibers.

Schon ein Jahr nach Karl's Entfernung faßte auch der Papst den Entschluß, wieder nach Avignon zurückzukehren, und wenn man bedenkt, daß durch die Erscheinung des Kaisers der traurige Zustand Italiens nicht im geringsten geändert worden war, so wird man dies sehr begreiflich finden. In Italien drohte auf der einen Seite der König von Ungarn mit seinen rohen Horden, auf der anderen Barnabas mit seinen Banden, der Papst selbst konnte ohne Söldner sein Gebiet nicht behaupten, und doch waren diese Söldner ihren Freunden ebenso lästig als ihren Feinden. In Avignon dagegen lebten Papst und Kardinäle ruhiger und angenehmer als in Rom. Urban V. schenkte daher im Herbst 1370 den dringenden Bitten seiner französischen Kardinäle Gehör und begab sich, wie oben erzählt, nach Avignon zurück. Hier starb er schon am Ende desselben Jahres.

Sein Nachfolger, Gregor XI., gehörte einer der angesehensten Familien von Südfrankreich an und war zugleich ein guter Theologe und ein gelehrter Kenner des römischen Rechtes. Auch dieser Papst hatte an den Visconti seine ärgsten Feinde. Schon im Jahre 1372 wüthete der Krieg zwischen den Letzteren und Gregor's italienischen Bundesgenossen aufs neue, und das Geld, welches der Papst durch Kreuzpredigten gegen die Osmanen zusammenbringen ließ, mußte gebraucht werden, um einen Hawkwood und einen Otto von Braunschweig mit ihren Schaaren in päpstliche Dienste zu nehmen. Bann und Interdict wurden wieder gegen die mailändischen Tyrannen erlassen und Kardinäle zogen an der Spitze räuberischer Banden in Italien um-

her; aber Barnabas und Galeazzo lachten der geistlichen, wie der weltlichen Waffen Gregor's, und wenn auch, wie die päpstlichen Annalisten versichern, viele Burgen von den Truppen desselben wirklich erobert wurden, so war am Ende doch nichts gegen die Visconti ausgerichtet. Merkwürdig ist es übrigens, daß sich schon zur Zeit dieses Krieges, also noch ehe die Kirchenspaltung erfolgte, unter dem besseren Theile des Volkes eine der Hierarchie sehr feindliche Stimmung zeigte. Diese Gesinnung findet man nicht nur in den gleichzeitigen, meist satirischen Gedichten der Deutschen, Franzosen und Engländer, sondern auch eine Chronik von Piacenza spricht sie aus; der Verfasser derselben, welcher nach Sprache und Styl dem Volke angehörte, sagt sogar geradezu, alles Unglück der Zeit rühre von dem Streben der Päpste nach weltlicher Macht her, und die Visconti hätten alle Unfälle, welche ihnen zustießen, dadurch verdient, daß sie vorher den Päpsten zur Erweiterung ihrer Macht behülflich gewesen wären.

Im Jahre 1375 gab das Verfahren der erobernden Legaten, welche noch ärger hausten, als die Anführer der Banden oder als die Visconti, dem Krieg eine für den Papst bedenkliche Wendung. Einer von den Legaten wollte nämlich die Umstände benutzen, um mehrere Städte, welche seit längerer Zeit den Florentinern gehört hatten, an sich zu bringen. Dies machte die Letzteren ernstlich um ihre Freiheit besorgt. Sie traten deshalb mit den mailändischen Tyrannen in Verbindung, ließen den Ruf: Demokratie! Demokratie! von Stadt zu Stadt, von Land zu Land erschallen, verbündeten sich mit den reichen und unabhängigen Republiken Siena, Lucca, Arezzo und sogar Pisa, im Ganzen mit ungefähr 80 Städten, und bestachen einen Hawkwood und andere Hauptleute der Kirche, daß sie zuerst unter allerlei Vorwänden ihre Pflicht versäumten und dann in den Dienst der Feinde des Papstes übertraten. Die ganze Romagna, die Marken, das Herzogthum Spoleto, die Campagna di Roma und zuletzt auch Bologna fielen von der tyrannischen Gewalt der Legaten ab, welche die Schützlinge des römischen Stuhls und ihre Habe räuberischen Söldnerbanden preisgegeben hatten, und schlossen sich an den Freiheitsbund der Florentiner an. Bei diesen unerfreulichen Geschichten von Abfall, Grausamkeit und Blutvergießen bietet uns eine Stelle der kurz zuvor erwähnten Chronik einen Trost dar; denn sie zeigt uns den Enthusiasmus für Freiheit, große Thätigkeit, männlichen Sinn für Selbstständigkeit, kurz Bewegung, Leben und rege Kraft in Gegenden, deren damals freie Bewohner in späteren Zeiten bis in die unsere hinein von Spenden der Geistlichen, von Almosen der Reichen, vom Raube oder von den Reisenden lebten, und nur moralischen Tod, Aberglauben, Sklavensinn und Armuth zur Schau trugen. Der geistigen

Entwickelung und der Freiheit scheinen nur solche Zeiten günstig, in welchen die Verwaltung mangelhaft, Polizei und stehende Heere unmöglich sind, in denen aber der Druck einen Gegendruck hervorruft und der Enthusiasmus die Leidenschaft entzündet. Im alten Griechenland war es ebenfalls nicht anders. Dasselbe gilt von der Lombardei, wo damals der Despotismus der Visconti strenge Polizei hielt und Ordnung, Zucht, Wohlstand, Gewerbe, Künste und Wissenschaft förderte. Ackerbau, Kanalwesen und Bewässerung wurden dort wissenschaftlich und systematisch getrieben, Paläste erbaut, Denkmäler errichtet, Wettrennen, Spiele und Feste gehalten und glänzende Preise ausgetheilt; bei dem Allen war aber die Regierung ohne Scham und ohne Grundsatz, und die Geschichte, die es im Wesentlichen mit der Person der Regierenden und mit ihren Umgebungen zu thun hat, weiß blos schauderhafte Dinge zu berichten. Das Nämliche läßt sich von allen anderen Regentenhäusern sagen, auch vom Hause Scala in Verona. Dort gab Can della Scala in demselben Jahre, in welchem die Florentiner ihren großen Freiheitsbund errichteten, noch auf dem Todbette den Befehl, seinen gefangen gehaltenen Bruder zu ermorden, weil derselbe seinen beiden natürlichen Söhnen Verderben bringen konnte. Damit aber niemand den Getödteten für lebendig ausgebe und auf diese Weise jenen die Herrschaft streitig mache, so ließ Can die Leiche öffentlich ausstellen. Dann nahm er die Sacramente und starb nach seinem und seiner Zeitgenossen Glauben selig (1375). Soweit war es damals mit der christlichen Religion gekommen!

Um die gefallenen Städte, besonders Bologna, wieder zu erobern, ließ Gregor durch den Kardinal Robert von Genf, welcher nachher beim Beginn der großen Kirchenspaltung unter dem Namen Clemens VII. der erste Gegenpapst ward, ein neues Söldnerheer werben. Die Geschichte dieser Raubschaar und ihres Kampfes um Bologna (1376) zeigt am besten, wie es damals in Italien herging, und auf welche Weise zugleich die Visconti und die Gottlosen, die man die Kirche nannte, verfuhren. Barnabas suchte sich, unter dem Vorwande der Hülfeleistung, Bologna's zu bemächtigen und trat zu diesem Zweck insgeheim mit einer Anzahl Bürger in Verbindung; die Sache wurde aber entdeckt, die schlau angebotene Hülfe abgelehnt und eine große Zahl der angesehensten Bürger theils enthauptet, theils verbannt. Unterdessen waren Robert's Schaaren nach einem verheerenden Zuge durch die Lombardei vor Bologna angelangt. Sie wütheten hier weit und breit, sowie bald auch in Toscana mit solcher Grausamkeit und Zerstörungslust, daß dadurch eine allgemeine Bewegung gegen die weltliche Macht der Kirche hervorgerufen ward, und daß Gregor gleich nachher nöthig fand, nach Italien zurückzukehren, damit sich

nicht die sämmtlichen Unterthanen der Kirche an den Bund der Freiheit anschließen möchten. Ehe der Papst dies that, ließ er seinen Zorn auf eine unerhörte Weise an den Florentinern aus, die auf seine Vorladung zwei Abgeordnete an ihn geschickt hatten, welche 1376 in Avignon eintrafen und ihre Vaterstadt nachdrücklich vor dem Papste vertheidigten. Er blieb jedoch gegen sie und ihren Freiheitsbund so erbittert, daß er, um sie besser bekriegen zu können, sich sogar mit den gottlosesten aller Tyrannen aussöhnte. Er schloß einen Vertrag mit den Visconti, hob den gegen sie gesprochenen Bann auf, überließ ihnen Vercelli und über 100 Burgen im Gebiet von Piacenza, Pavia und Novara und erhielt dagegen seinerseits die baare Summe von 200,000 Goldgulden. Dann versuchte er gegen die Florentiner dieselben geistlichen Maaßregeln, welche einst einem seiner Vorgänger gegen die Venetianer so gut gedient hatten; die Demokraten von Florenz benahmen sich aber mit mehr Festigkeit und Muth, als die Aristokraten von Venedig. Durch einen in der ganzen Welt, besonders in Südfrankreich, wo sich Tausende von Florentinern aufhielten, verkündigten Bannspruch gab Gregor nicht nur das Vermögen und die Person aller Florentiner jedem ohne Ausnahme preis, sondern er erklärte auch sie und ihre Nachkommen für ehrlos und unfähig, irgend ein Amt zu bekleiden. Ja, der Statthalter Christi suchte sogar die Christen zu zwingen, den unglücklichen Verfolgten die erste Pflicht der Menschlichkeit zu verweigern; denn er bedrohte in derselben Bulle alle Staaten und alle einzelnen Personen mit Strafe, wenn sie sich nicht der Florentiner und ihrer Güter überall, wo sie derselben habhaft werden könnten, bemächtigten. In sehr vielen Gegenden, besonders in England, nahm man das päpstliche Gebot zum Vorwande der Beraubung und Mißhandlung der Florentiner; in Frankreich brach man in einer Weise gegen sie los, welche an die schlimmsten Judenverfolgungen erinnert. In Pisa und Genua dagegen weigerte man sich, das Gastrecht zu verletzen und dem Papste zu Gefallen die angesehensten Handelsleute zu vertreiben; beide Staaten wurden dafür mit dem Banne belegt. Wenn man dieses Verfahren des Papstes gegen die Florentiner, sowie die unerhörten Grausamkeiten, welche von den päpstlichen Miethlingen unter den Augen und zum Theil auf ausdrücklichen Befehl des Kardinals Robert begangen wurden, ins Auge faßt und zugleich bedenkt, daß nach Gregor's Tode derselbe Wütherich Robert zum Statthalter Christi ernannt ward, so ist es leicht zu begreifen, warum damals alle Welt sich laut über den Verfall der Kirche beklagte und ernstlich darnach strebte, vom Papismus zum Christenthum zurückzukehren.

Die von den Miethlingen Robert's begangenen Greuel waren so

arg, daß selbst diejenigen Berichterstatter, welche treue Anhänger der Kirche und des Papstes sind, sie nicht leugnen können. Daher waren denn auch die päpstlichen Waffen jeder Art gegen die Florentiner ohnmächtig; der von diesen geschaffene Bund erstarkte und die Freiheit schien unter Blut und Trümmern wieder aufzuleben; sie ward für Geld von denselben Banden geschützt, die sie für Geld unterdrückt hatten und man erstaunt über die damalige Thätigkeit und den Fleiß der später in Trägheit und Servilität versunkenen Bürger von Mittelitalien. Auch Rom war erwacht, die Oberherrschaft des Papstes über diese Stadt war nur noch ein leerer Schein, die Römer wurden von zwölf obrigkeitlichen Personen regiert und diese ließen gleich nachher den Papst Gregor, als er aus Frankreich zurückkehrte, nicht eher in ihre Stadt ein, als bis er ihnen eine Art Unabhängigkeit zugesichert hatte. Dieselbe römische Regierung lehnte daher auch, weil sie sicher war, Alles vom Papste erlangen zu können, das Anerbieten der Florentiner ab, als ihnen diese einen Theil ihrer Truppen schicken wollten. Gregor selbst erkannte endlich, daß er nicht säumen dürfe, wenn er die Reste der weltlichen Macht des päpstlichen Stuhles retten wolle; er nahm daher auf die Gegenvorstellungen seiner französischen Kardinäle keine Rücksicht und entschloß sich ohne lange Berathschlagungen zur Rückkehr nach Italien. Im September 1376 schiffte er sich zu Marseille ein und schon im ersten Monat des folgenden Jahres kam er in Rom an. Obgleich es bei seinem Einzuge nicht an Pomp und Jubel fehlte, so empfand Gregor doch bald, daß er sehr wenig Macht habe. Er brachte daher unter dem Vorwande der Luftveränderung den größten Theil des Jahres in Anagni zu. Von dort aus suchte er zunächst die kleinen Dynasten, welche gleich den türkischen Paschas sich aus päpstlichen Statthaltern zu unabhängigen Herren gemacht hatten, zu gewinnen. Dies gelang ihm am Ende des Jahres mit dem Präfecten von Vico. Auch die Bolognesen unterwarfen sich nach langen Unterhandlungen dem Papste, jedoch so, daß dieser nur die Oberhoheit über Bologna erhielt und die Unabhängigkeit der Stadt zugestand. Unterdessen hatten die vom Kardinal Robert angeführten päpstlichen Miethlinge auf eine ganz unmenschliche Weise gegen die Bürger von Cesena gewüthet, weil diese sich ihrer Raubsucht zu widersetzen wagten. Die rohen, blutgierigen Horden metzelten 4000 Menschen nieder, vertrieben 8000 aus der Stadt, plünderten Privatgebäude und Kirchen und erlaubten sich unerhörte Frevel gegen jedes Alter und Geschlecht. Der Krieg war für die Gegenden, in welchen er geführt ward, so verderblich und die Unterhaltung der zügellosen Banden, mit denen er geführt werden mußte, so kostspielig, daß sogar Barnabas Visconti die Herstellung des Friedens wünschte und den

florentinischen Bund mit dem Papste auszusöhnen suchte. Unter seiner Vermittelung wurden in Sarzana Unterhandlungen geführt; diese waren aber kaum begonnen worden, als sie durch den Tod Gregor's XI. (März 1378) plötzlich wieder abgebrochen wurden.

Gleich nach dem Tode dieses Papstes begann das große Schisma der abendländischen Kirche oder die lang dauernde, für das Schicksal der Kirche so wichtige Spaltung der päpstlichen Gewalt. Als Gregor starb, waren sechs Kardinäle noch in Avignon, weil sie ihm nicht hatten nach Rom folgen wollen. Unter den übrigen befanden sich elf Franzosen, ein Spanier und nur vier Italiener. Diese sechszehn Kardinäle versammelten sich zur Wahl eines neuen Papstes, welche unter den obwaltenden Verhältnissen nur sehr schwierig und stürmisch sein konnte. Das römische Volk verlangte tobend und lärmend, daß nicht blos kein Franzose, sondern daß auch ein Römer gewählt werde und sechs Kardinäle sahen sich durch die drohende Haltung des Volkes genöthigt, in der Engelsburg eine Zuflucht zu suchen. Die Uebrigen nahmen hierauf die Wahl vor und wählten zwar nicht einen Römer, aber doch einen Italiener, den Calabresen Prignano, Erzbischof von Bari, welcher den Namen Urban VI. annahm. Dieser hatte die Römer gegen sich, weil sie einen ihrer Geistlichen verlangt hatten, und war den Franzosen nicht angenehm, weil sie einen Papst aus ihrer Nation gewollt hatten; doch blieb ungeachtet der unregelmäßigen Art seiner Erwählung Alles ruhig. Die Kardinäle der Engelsburg fanden sich bei den anderen ein, obgleich sie die Burg fortdauernd durch einen der Ihrigen besetzt halten ließen; auch gaben die sechs Kardinäle von Avignon ihre Zustimmung; die Rechtsgültigkeit seiner Wahl stand außer Zweifel. Allein bald nachher beleidigte Urban durch sein Betragen die französischen Kardinäle und führte dadurch die Kirchenspaltung herbei. Er begünstigte das römische Volk, behandelte alle Kardinäle mit Heftigkeit und sogar mit Grobheit, erklärte gleich anfangs, daß er die seit Jahrhunderten verfallene Zucht der päpstlichen Hofgeistlichkeit wieder herstellen, ihren Aufwand beschränken, ihnen die Annahme von Geschenken untersagen wolle; ja er ergriff Maaßregeln, welche eine unerbittliche Strenge in der Durchführung dieser Absicht verriethen und drohte, durch Wahl neuer Kardinäle von römischer Gesinnung das Papstthum für immer an die Hauptstadt zu knüpfen. Zu gleicher Zeit beleidigte er die Gesandten, durch welche ihm Johanna I. von Neapel zu seiner Wahl Glück wünschen ließ und unter denen sich ihr eigener Gemahl, Otto von Braunschweig, befand. Dies trieb die Königin zu einer Verbindung mit den sehr erbitterten französischen Kardinälen, welche die Engelsburg in ihrer Gewalt hatten und bei einem entscheidenden Schritt gegen Urban auch der

Unterstützung des Königs von Frankreich gewiß sein konnten. Unter dem Vorwand der Hitze entfernten sich zwölf Kardinäle aus Rom; sie nahmen die päpstlichen Kostbarkeiten und die dreifache Krone mit und begaben sich nach Anagni. Von hier aus äußerten sie zuerst in einer mit Urban geführten Correspondenz bescheidene Zweifel über die Rechtmäßigkeit seiner Wahl, dann nahmen sie eine förmliche Prüfung derselben vor, zugleich zogen sie eine Söldnerschaar an sich, mit welcher sie den Römern eine Niederlage beibrachten, und nachdem endlich Urban zur Beseitigung des drohenden Bruches die bei ihm gebliebenen Kardinäle nach Anagni gesendet hatte, ward der letzte Schritt gethan und seine Wahl für nichtig erklärt. Hierauf begaben sich die Kardinäle zu dem Grafen von Fondi, der ihnen seinen Schutz angeboten hatte und nahmen eine neue Papstwahl vor. Diese fiel (20. September 1378) auf den seiner Unmenschlichkeit und Blutgier wegen berüchtigten Kardinal Robert von Genf, der sich den Namen Clemens VII. gab. Die nächste Folge dieser Wahl war ein ärgerliches Toben Urban's gegen Clemens und eine grausame Verfolgung der Fremden in Rom durch Urban und durch die Römer. Rom ward zum Kriegsschauplatz: die Bürger mordeten die Freunde der Kardinäle und die fremden Geistlichen, unter welchen nur die deutschen ziemlich verschont blieben. Außerdem verfolgten beide Päpste sich und ihre Kardinäle mit Bannflüchen; Urban hatte nämlich sogleich ein neues Kardinal-Collegium ernannt. Clemens hielt sich in der nächsten Zeit zu Fondi auf. Er ward nur von Neapel, Spanien, Schottland und Frankreich anerkannt, das übrige Europa hielt zu Urban. Beide Päpste suchten nachher ihr Recht nicht blos durch geistliche Waffen und durch gelehrte juristische Abhandlungen, die sie schreiben ließen, zu vertheidigen, sondern sie warben auch Söldnerschaaren gegen einander und suchten einer dem anderen die Städte im Kirchenstaate durch Versprechungen abspenstig zu machen; auch nahmen sie selbstverständlich beide die Oberlehensherrschaft über Neapel in Anspruch.

Mit tiefer Betrübniß hatten fromme Gemüther schon längst die Gefahren erkannt, die aus der Umsiedelung nach Avignon für die Kirche drohten; die Ueberzeugung von der heiligen Bestimmung Roms trat ihnen um so lebhafter vor die Augen. Aus dem italienischen Bürgerstande ging die merkwürdige Frauengestalt hervor, in welcher sich die Begeisterung für Rom als Hauptstadt der Christenheit fast verkörpert darstellt: die heilige Katharina, Tochter eines Färbers zu Siena, geboren um die Zeit von Cola Rienzi's erster Herrschaft. Von streng ascetischem Wandel — seit ihrem 20. Jahre nährte sie sich einzig von Brod und Kräutern, — neben ihrer Lebensaufgabe nur noch mit Krankenpflege beschäftigt, rührte sie die wilden und ver-

dorbenen Herzen durch die Reinheit ihres Willens und eine natürliche Beredsamkeit. Sie hatte sich der Gesandtschaft angeschlossen, welche Gregor XI. in Avignon aufsuchte, um ihn zur Rückkehr in den Vatican einzuladen; sie hielt nachher standhaft zu Urban VI. und vermochte mehrere Kardinäle, sich ihm zuzuwenden. Dies war ihre letzte öffentliche Handlung; sie starb 1380 zu Rom, 33 Jahre alt und wurde im 15. Jahrhundert durch den Papst Pius II., der wie sie von Siena stammte, heilig gesprochen. Die Dominicaner nahmen ihre Visionen als Beweisgründe für die unbefleckte Empfängniß Mariä an.

Diejenigen Staaten Italiens, welche nicht durch die Unruhen und Fehden litten, die das große Schisma der Kirche veranlaßte, empfanden die Folgen des Streites der beiden Stadtrepubliken Venedig und Genua. Die Fehde, welche aus diesem Streit entstand, nennt man den Krieg von Chioggia. Sie dauerte von 1378 bis 1381 und brachte die venetianische Republik an den Rand des Unterganges. Die Ursache dieses Krieges ist in der fortdauernden Eifersucht der Seemächte Venedig und Genua zu suchen; doch nahmen außer den beiden Republiken auch Franz von Carrara, welcher Padua beherrschte, Ludwig von Ungarn, der Patriarch von Aquileja, die Herren della Scala von Verona und der rüstige Herzog Leopold II. von Oestreich, welchem bei der Theilung mit seinen Brüdern die an das Venetianische grenzenden Lande zugefallen waren, sowie Barnabas Visconti und Andere am Kampfe Theil, der zuletzt Genannte auf Seiten der Venetianer, die Ersteren dagegen als Bundesgenossen Genuas. Zu Lande ward der Krieg durch fremde Miethlinge und durch die rohen Horden des ungarischen Königs geführt und Oberitalien war wieder der wilden Wuth von Barbaren preisgegeben, während zu gleicher Zeit in Mittelitalien die beiden Päpste einander mit Söldnerschaaren bekämpften und in Unteritalien Johanna ebenfalls mit fremden Banden sich und ihr Reich vertheidigte. Zur See waren im ersten Jahre die Venetianer glücklich; im Winter machten aber die Genuesen große Anstalten, um die Venetianer in ihren Lagunen selbst zu beunruhigen und die Aristokratie von Venedig verwarf zu ihrem Unglück den Rath ihres Admirals, Vettor Pisani, der im Herbst nach Venedig zurückkehren wollte. Pisani mußte die See halten und in Pola überwintern. Hier suchte ihn im Frühjahr die genuesische Flotte auf und es kam dann zwischen den Hauptflotten beider Staaten zu hartnäckigen Kämpfen, welche für den Gang des Kriegs entscheidend waren und drei Männer aus dem genuesischen Hause Doria unsterblich gemacht haben. Lucian Doria griff Pisani's Flotte bei Pola an (Mai 1379), er verlor aber das Leben und sein Admiralschiff wurde von den Venetianern genommen. In diesem Augenblick, wo sich der Sieg

für Pisani zu entscheiden schien, traf Lucian's Bruder, Ambrosius Doria, mit einer Verstärkung ein und erfocht einen vollständigen Sieg; Pisani entkam mit nur sieben Galeeren, die Genuesen machten 2000 Gefangene, unter denen sich 24 Glieder des großen Rathes von Venedig befanden und die meisten dieser Gefangenen wurden zur Rache für den gefallenen genuesischen Admiral kaltblütig niedergehauen. Gleich nachher erschien Peter Doria mit einer neuen Flotte vor Venedig, ward vom Lande her durch Franz von Carrara kräftig unterstützt, griff die schützende Mauer von Chioggia an, eroberte diesen Ort (nördlich von der Mündung der Etsch), den man als das Bollwerk von Venedig betrachtete, mit Sturm, machte Tausende zu Gefangenen und trieb die Venetianer endlich auch aus Malamocco. Der venetianische Senat verzagte und bat demüthig um Frieden, erhielt aber eine schnöde Antwort; denn die Genuesen entehrten ihren Sieg durch Uebermuth und Unverstand und brachten sich dadurch selbst um ihr Glück. Sie hatten dem Herrn von Padua versprochen, ihm Chioggia zu überlassen, hielten aber aus Habsucht und Verblendung nicht Wort, weil sie, was doch unmöglich war, sich dort behaupten zu können glaubten. Die Nähe der verhaßten Feinde und Handels-Nebenbuhler belebte den Patriotismus der Venetianer doppelt; diese machten ungeheure Anstrengungen und der Krieg zog sich hierauf zuerst in die Länge, dann aber wurde die Flotte der Genuesen in einer mondhellen Decembernacht auf Chioggia fest umzingelt (1379) und die Mannschaft mußte sich sechs Monate später mit 32 Galeeren dem Dogen Andrea Contarini ergeben. Nachdem darauf der Krieg noch eine Zeit lang gedauert hatte, wurden zur Beendigung desselben nach einander zwei Kongresse in Ciudella gehalten und erst auf dem zweiten gelang es 1381, sich über einen Frieden zu verständigen.

Unterdessen hatte Papst Urban VI. durch den in seine Dienste genommenen Bandenführer Alberich da Barbiano die Soldtruppen seines Gegners Clemens VII. völlig besiegt (1379) und die Engelsburg, deren Besitz die Kardinäle des Letzteren seither noch immer behauptet hatten, war dem Ersteren übergeben worden. Clemens hatte sich darauf in Fondi nicht mehr sicher geglaubt und in Neapel eine Zuflucht gesucht, wo ihn Johanna II. ehrenvoll aufnahm; das Volk aber war so sehr für den anderen Papst eingenommen, daß es Clemens in seinem Palast enge einschloß und mit dem Tode bedrohte. Der tobende Haufe zwang sogar die Königin, sich für Urban auszusprechen und Clemens begab sich nach Avignon, wo er dann seinen bleibenden Sitz aufschlug. Er lebte dort im Ganzen ruhiger, als sein Gegner Urban in Rom. Dieser zog sich selbst einen Unfall nach dem anderen zu; denn er war so leidenschaftlich, hart und grausam, daß man in

allen seinen Handlungen den echten Calabresen erkennt. Zuerst ward er in Rom selbst von einer Heerschaar der Johanna bedrängt und rächte sich dadurch, daß er diese Königin in den Bann that und Karl den Kleinen gegen sie herbeizog. Nachher zerfiel er wieder mit diesem, weil Karl zwei Neffen Urban's, die sich nur durch Sittenlosigkeit und Gewaltthätigkeit auszeichneten, nicht, wie er einst versprochen hatte, mit Ehren und Gütern bedenken wollte. Zu derselben Zeit gerieth Urban auch mit seinen Kardinälen in einen so heftigen Zwist, daß diese sich sogar von ihm trennten, als er gegen ihren Rath Rom verließ und nach verschiedenen Orten umherzog. Er wurde dadurch vollends erbittert und erließ, als wenn der hohe Klerus nicht schon genug verachtet wäre, Ausschreiben gegen sie, in welchen er von jedem Einzelnen die ärgerlichsten Dinge ans Licht brachte.

Im Herbst des Jahres 1383 begab sich Urban zum großen Verdrusse Karl's des Kleinen nach Neapel. Hier ward er von Letzterem zuerst scheinbar freundlich aufgenommen, dann aber in einer Art freier Haft gehalten, bis die Kardinäle sich für ihn verwendeten. Nachher verstand sich Karl sogar dazu, dem einen von Urban's Neffen, Franz Butillo, welcher wegen eines schweren Verbrechens zum Tode verurtheilt worden war, nicht nur die Strafe zu erlassen, sondern ihm auch die früher versprochenen Herrschaften zu geben. Karl bedurfte des Papstes damals, weil Ludwig I. von Anjou und sein Anhang noch furchtbar waren. Urban überreichte dem Könige die Fahne der Kirche zum Kampfe gegen Ludwig, den er als einen Schützling des Gegenpapstes schon früher in den Bann gethan hatte. Während aber Karl im Felde lag, wollte Urban den Herrn im neapolitanischen Reiche spielen, weil dasselbe ein päpstliches Lehen sei. Er mischte sich in alle Angelegenheiten der Regierung und trieb seine Anmaaßung so weit, daß ihn endlich Karl's Gemahlin in der Stadt Nocera einschließen und durch ihre Söldner bedrängen ließ. Dabei hörte Urban nicht auf, seine Kardinäle und Geistlichen hart und grausam zu behandeln. Einer von diesen veranlaßte deshalb einen der berühmtesten Kanonisten, Bartholin von Piacenza, ein Rechtsgutachten zu geben, dem zufolge man gegen einen halsstarrigen, jeden Rath verschmähenden Papst gerichtlich verfahren dürfe. Dadurch ward Urban noch mehr erbittert. Er ließ fünf Kardinäle, die er im Verdacht hatte, dieses Gutachten unterschrieben zu haben, zuerst in das tiefe Loch einer Cisterne und dann in einen engen Kerker werfen, in welchem sie nicht einmal ausgestreckt liegen konnten. Sie wurden sogar, um sie zum Geständniß ihrer Schuld zu bringen, mehrmals auf grausame Weise gefoltert. Dasselbe Schicksal hatte der Bischof von Aquila. Urban's Geheimschreiber, der ehrliche Deutsche Dietrich von Niem

aus Westphalen, der uns dies Alles berichtet, versuchte in Verbindung mit den übrigen Kardinälen vergebens, den grausamen Mann auf andere Gedanken zu bringen; Urban hatte, wie Dietrich sich ausdrückt, ein Pharaonen-Herz und ließ sich gleich dem Löwen die Beute nicht aus dem Rachen reißen. Mit Karl kam es endlich zu einem vollständigen Bruch; Urban sprach über den König und seine Gemahlin Margaretha den Bann aus, dieser ließ ihn dagegen in Nocera belagern und die Stadt Tag und Nacht mit Kanonen beschießen. So arg übrigens dies Alles auch war, so machte es doch auf den festen Glauben des Volkes durchaus keinen Eindruck, und ein Neapolitaner des 15. Jahrhunderts erzählt uns ausführlich den ganzen Verlauf dieser Begebenheiten, ohne im geringsten etwas Auffallendes darin zu finden. Täglich trat der Papst einige Male auf den Altan seiner Burg, in den Händen eine Glocke und eine brennende Kerze tragend, um die Belagerer zu verfluchen; der Feldhauptmann der Letzteren aber setzte für die Auslieferung des Papstes einen Preis aus. Nach einer fünfmonatlichen Belagerung ward Urban endlich durch die Anhänger des jüngeren Hauses Anjou befreit und nach der Küste geleitet (September 1385). Er schleppte die gefangenen Kardinäle in Ketten mit sich und ließ unterwegs den durch viele Qualen gelähmten Bischof von Aquila, als er das schnelle Reiten nicht aushalten konnte, ohne Weiteres todtschlagen.

Auf einer Flotte, die ihm der genuesische Doge Antoniotto Adorno überlassen hatte, schiffte Urban nach Genua. Der Doge war dabei von Eigennutz und Politik geleitet; denn er erwartete von dem Zuströmen der Menschen zu dem Kirchenhaupte große Vortheile für seine Stadt und hoffte, wenn er den von der einen Hälfte Europas anerkannten Papst in seiner Gewalt habe, die Kirchen-Einheit wieder herstellen zu können. Das Letztere wurde sogleich dadurch vereitelt, daß die Mächte, an welche der Doge schrieb, sich auf seine Vorschläge nicht einließen und auch in Betreff des Ersteren entsprach der Erfolg den Erwartungen der Genuesen nicht. Dagegen machten diese als gute Kaufleute dem Papste für seine Ueberfahrt eine hohe Kostenberechnung und erhielten als Unterpfand ihrer Forderung mehrere Städte. Die gefangenen Kardinäle ließ Urban auch in Genua auf unmenschliche Weise behandeln und endlich geradezu aus dem Wege räumen. Vergebens hatten mehrere andere Kardinäle sie zu befreien gesucht. Diese fielen darauf von Urban ab und bemühten sich, wiewohl vergebens, einen Proceß gegen ihn einzuleiten; sie selbst waren aber nicht viel besser, als Urban. Einer von ihnen z. B., Pileus von Prato, Erzbischof von Ravenna, verließ den italienischen Papst nur, weil er seinen Vortheil dabei fand. Er hatte früher als Legat in

Deutschland große Schätze für Urban erpreßt und trat jetzt, nur um diese Gelder sich zueignen zu können, zu Clemens VII. über. Als Kardinal des französischen Papstes brachte er neue Schätze zusammen, begab sich nachher, als Urban starb und dessen Nachfolger aus dem Verkauf von Pfründen und Ablässen ein förmliches Handelsgeschäft machte, wieder zu diesem und trieb als Legat desselben aufs neue sein Wesen in Deutschland. Man staunt in unseren Zeiten mit Recht über alle diese Dinge; damals sah man dieselben aber ganz anders an. Wie sehr auch Urban und seine Kardinäle sich vergingen, so ward doch von denjenigen ihrer Zeitgenossen, welche den französischen Papst verwarfen, Alles mit dem Mantel Christi bedeckt; Urban und seine Kardinäle galten ihnen als wirkliche Nachfolger und Stellvertreter der Apostel und man durfte nicht bezweifeln, daß jeder, der sie nicht als solche anerkenne oder gar aus der heiligen Schrift einen von der herrschenden Ansicht abweichenden Begriff von Gott, Kirche und Religion aufstelle, des grausamsten Todes würdig sei. So ist das Menschengeschlecht, das sich bald im Dunkel gefällt, bald das Licht mißbraucht!

Urban entzweite sich auch mit Antoniotto Adorno, seinem bisherigen Schützer und mußte im December 1386 Genua verlassen. Er wanderte hierauf nach Lucca, Perugia und anderen Städten, wobei man zwar nirgends ihm die Aufnahme versagte, überall aber keine Befehle von ihm annehmen, sondern ihn der Lokalregierung unterordnen wollte. Auch in Genua hatte man gegen ihn und seine Leute die Gesetze der Stadt geltend gemacht. Während so die Italiener mit einem Manne, wie Urban war, umzugehen wußten, ließen sich die guten Deutschen Alles von ihm gefallen. Sie gaben ihm, um ihr Gewissen zu beruhigen und doch andererseits den bösen Italiener fern zu halten, die Gelder, mit denen er seine Söldner bezahlte; sie versprachen ihm durch eine Deputation von Fürsten und Prälaten alle möglichen Vortheile, wenn er die Hand bieten wolle, um dem Schisma ein Ende zu machen und ließen es sich ruhig gefallen, als er ihre Gesandtschaft schnöde zurückwies. Nichts bezeichnet übrigens den Charakter Urban's besser, als daß er nach seiner Vertreibung von Genua seinem durch Laster aller Art gebrandmarkten Neffen Franz Butillo, gerade als man denselben in Perugia wegen eines schamlosen Streiches halb zu Tode geprügelt hatte, die Krone von Neapel zu verschaffen suchte. Karl's des Kleinen Wittwe, Margaretha, hatte alles Mögliche gethan, um Urban zu besänftigen oder wenigstens dahin zu bringen, daß die wegen seines Bannfluches unbegrabene Leiche ihres in Ungarn ermordeten Gemahls endlich beerdigt werden dürfe. Sie hatte deswegen auch den nichtswürdigen Neffen des Papstes,

welcher vorher seiner Herrschaft beraubt und eingekerkert worden war, in Freiheit gesetzt und an seinen Oheim gesendet. Urban's harter Sinn ließ sich aber nicht erweichen. Der erzürnte Papst warb vielmehr ein zahlreiches Söldnerheer, um an dessen Spitze in Neapel einzudringen. Er hatte seinen Zug kaum angetreten, als er durch einen gefährlichen Sturz erkrankte. Er war in Folge davon genöthigt, sein Vorhaben aufzuschieben, konnte nachher seine Söldner nicht länger bezahlen und mußte deshalb die Sache ganz fallen lassen. Gedemüthigt und todtkrank begab er sich nach Rom, wo er zur Freude der ganzen Christenheit im October 1389 starb. Da man schon längst von allen Seiten her auf Urban's Absetzung und auf ein allgemeines Concilium zur Beilegung des ärgerlichen Kirchenstreites gedrungen hatte, so eilten seine Kardinäle, einen neuen Papst zu erwählen, ehe noch irgend einer der Staaten, von welchen er als Papst anerkannt worden war, auf die Nachricht von seinem Tode geantwortet habe. Schon nach 14 Tagen ernannten sie einen Neapolitaner, der sich den Namen Bonifacius IX. gab, zu Urban's Nachfolger.

3. Ober- und Mittelitalien in der nächsten Zeit nach dem Kriege von Chioggia.

Die Hierarchie Roms sank unter Bonifacius IX. noch viel tiefer als unter Urban VI., da der neue Papst ganz offen und ohne Scham Alles käuflich machte und die Summen, die er durch das Feilbieten geistlicher Stellen und Wohlthaten oder durch offenbaren Betrug erwarb, zur Wiederherstellung der weltlichen Macht des römischen Stuhles anwendete. Dietrich von Niem füllt zwölf ganze Kapitel seiner Geschichte mit der Aufzählung aller der unglaublichen Mittel, durch welche Bonifacius Jahre lang das Festland seines baaren Geldes beraubte. Auch die geizige Mutter des Papstes und seine Brüder trieben ein Gewerbe mit dem Verkaufe von geistlichen Würden, von Pfründen, von Ehrenstellen und von Sündenvergebung. Wo Geld nicht zu haben war, ließ Bonifacius sich auch mit Naturalien, Getreide oder Vieh, abfinden. Ein deutscher Chronikschreiber jener Zeit sagt daher mit besonderer Beziehung auf Deutschland, das päpstliche Ansehen sei durch diesen unerhörten Mißbrauch der päpstlichen Gewalt ganz in Verachtung gekommen und der schon vorher verhaßte Klerus immer tiefer in der öffentlichen Meinung gesunken. Dennoch überwog die Einfalt der Gläubigen, die monarchische Einrichtung der Kirche, so wie das Heer von Mönchen und Weltgeistlichen, das man von Rom aus in Bewegung setzte, alles, was der gesunde Menschenverstand hie und da geltend machte, und Bonifacius erreichte seinen Zweck. Es gelang ihm, den Kirchenstaat wieder zu unterwer-

fen, und selbst in Rom bemächtigte er sich der hohen und niederen Gerichtsbarkeit wieder. Unter ihm wurden auch die Annaten, d. i. der ganze oder doch der halbe Jahresertrag der verliehenen Pfründen, als eine regelmäßig an die Curie zu entrichtende Steuer festgesetzt.

Während auf diese Weise der Papst neben den Florentinern wieder die Hauptmacht in Mittelitalien ward, wuchs in Oberitalien die Macht der Tyrannen von Mailand und der schlauen Venetianer, weil weder Kaiser Karl IV. noch sein Sohn und Nachfolger Wenzel sich der kleinen Herren und Städte annahmen. Die Scala in Verona und die della Carrara in Padua, welche das ganze Jahrhundert hindurch ein Gleichgewicht erhalten hatten, gingen ganz unter oder verloren doch ihre Bedeutung. Diese Häuser, sowie die Visconti, die Markgrafen von Montferrat, die Grafen von Savoyen und andere Herrscher Oberitaliens waren allein durch die fremden Krieger, mit welchen die ganze Halbinsel überschwemmt war, mächtig geworden. Nur die Este waren auch wegen ihrer Abstammung zu fürstlichem Ansehen berechtigt; denn diese war und blieb bei den germanischen Völkern von großer Bedeutung, weshalb auch Barnabas und Galeazzo II. Visconti sich Mühe gegeben hatten, durch Heirathsverbindungen mit deutschen, französischen und englischen Fürstenhäusern einen Schein von Legitimität zu erlangen. Das Haus Scala ging durch Thorheit und Verblendung unter. Es hatte seine frühere Größe dem besten unter allen den Herren verdankt, welche seit Rudolf's von Habsburg Zeit als Vasallen der deutschen Kaiser mächtige Fürsten geworden waren. Der von Dante mit Recht gepriesene siegreiche und edle Can della Scala hatte im Nordosten der Lombardei eine Art Königreich gegründet; denn er herrschte, als er 1329 in der Blüthe der Jahre starb, von Verona bis nach Feltre und Ciudale. Nach seinem Tode bemächtigten sich seine Neffen, Mastin und Albert, der Herrschaft, und als der Erstere 1351 starb, kam dieselbe an seinen Sohn Can Grande, welcher eine Tochter Ludwig's des Baiern zur Gemahlin hatte. Dieser schloß seine beiden Brüder, Can Signore und Paul Alboin, vom Antheil an der Regierung aus, und der Erstere tödtete ihn deshalb 1359 auf offener Straße. Can Signore regierte hierauf eine Zeit lang mit seinem Bruder gemeinschaftlich, ließ denselben aber nachher entweder wegen einer Verschwörung oder unter dem Vorwande derselben einkerkern, und vollbrachte dann, wie bereits erzählt worden ist, noch auf dem Todbette den zweiten Brudermord. Von seinen beiden natürlichen Söhnen, Antonio und Bartolomeo, welche bei seinem Tode (1376) gemeinschaftlich die Regierung übernahmen, trat der Aeltere in des Vaters Spuren: er ließ 1381 seinen Bruder ermorden, nach einigen Chroniken tödtete er ihn sogar mit eigener Hand.

Er gerieth darüber mit Franz von Carrara, dem Beherrscher von Padua, der ihm sein Verbrechen öffentlich vorwarf, in tödtliche Feindschaft, und dies benutzten, wie wir sehen werden, später die Visconti zum Verderben der Häuser Scala und Carrara. Auch in Mantua herrschten um diese Zeit Meuchelmörder. Guido Gonzaga hatte zu seinen Lebzeiten dem ältesten seiner drei Söhne, Ugolino, die Regierung überlassen, welche dieser vortrefflich führte. Die beiden jüngeren Söhne, Ludwig und Franz, ermordeten jedoch ihren Bruder und maaßten sich die Herrschaft an; nach der Angabe Einiger zum großen Kummer des alten Vaters, nach Anderen sogar mit dessen Willen (1362).

Die Regierung der beiden Visconti war militärisch und ganz orientalisch, zugleich aber auch ganz national. Nach den Früchten zu urtheilen, sollte man fast glauben, daß eine solche Regierung für jene Gegenden wie für den Orient die heilsamste sei. Barnabas und Galeazzo II. verfuhren wie die kräftigen Tyrannen des Orients, sie waren Beförderer jeder Civilisation, die ihnen nützen konnte, und nur der Sittlichkeit und Freiheit feindselig, weil diese ihrem Egoismus feindlich und fremd waren. Daher erreichten denn unter ihnen Wissenschaft und Kunst, Ackerbau, Gewerbe und Handel die höchste Stufe. Von ihren Unterthanen hatten die beiden Tyrannen wenig zu fürchten. Die Bürger der Städte und das Landvolk der Ebene waren verweichlicht und schon fast seit hundert Jahren gewohnt, den Krieg denen zu überlassen, die ihn als Handwerk trieben. Diese bildeten für die beiden Tyrannen ebenso, wie jetzt die Heere in den meisten Monarchieen, die eigentliche Stütze ihrer Macht. Sie waren selbst in kleiner Zahl den feigen Bürgern und Bauern stets überlegen; denn sie waren vortrefflich bewaffnet und des Sieges gewohnt, ihre Führer aber besaßen Taktik und Strategie. Wir besitzen noch die in schlechtem Latein abgefaßte Instruction, in welcher auf das Genaueste angegeben ist, wie im Zeitraum von 41 Tagen die verhafteten Feinde Galeazzo's zu Tode gequält werden sollen; eines der schauderhaftesten Actenstücke, welche die Geschichte kennt.*) Barnabas und Galeazzo setzten übrigens ihre Grausamkeiten auch dann noch fort, als sie sich der Freunde der Freiheit längst entledigt hatten. Galeazzo nahm z. B. einst, um sich einen großen Park einzurichten, das Gut eines seiner Unterthanen ohne Weiteres hinweg, und als der Beraubte deshalb einen Anschlag auf ihn machte, ließ er ihn von

*) An jedem zweiten Tage wird ausgeruht (reposetur); dagegen am 15. Tage muß der Gefangene mit geschundenen Füßen über Erbsen gehen; am 23. wird ihm ein Auge ausgestochen, am 27. eine Hand, am 31. ein Fuß abgeschnitten, am 41. wird er gerädert. Dieses Mandat wurde von 1362—63 öfter vollzogen.

Pferden zerreißen und seine Familie aus dem Lande jagen. Barnabas hielt ein Heer von 5000 Jagdhunden, welche bei den reichen Bürgern der Städte einquartiert wurden und über deren Pflege ein besonderes Hundebureau (officio dei cani) die Aufsicht hatte; er ließ jeden, der ein Jagdthier getödtet hatte oder dessen auch nur verdächtig war, martern und verstümmeln und erlaubte dagegen in seinem Lande für 1000 Goldgulden jeden Mord ohne Ausnahme. Galeazzo starb 1378 zu Pavia eines natürlichen Todes; Barnabas aber endete ebenso, wie Alboin und Bartolomeo della Scala und wie Ugolino Gonzaga, durch die Hand seines nächsten Anverwandten. Galeazzo's Sohn, Johann Galeazzo, welcher durch seinen Schwiegervater, den König von Frankreich, Graf von Vertus geworden war, folgte seinem Vater in der Regierung nach und sann von Anfang an auf den Sturz seines Oheims und der vier Söhne desselben. Auch Barnabas hegte dieselbe Absicht gegen seinen Neffen. Anscheinend zur Befestigung der Freundschaft stifteten sie eine Doppelheirath, zu der man sich vom Papst Urban VI. die Dispensation verschaffte; Johann Galeazzo erhielt nämlich Barnabas' Tochter Katharina zur Gemahlin und seine Schwester Violante ward mit dessen Sohn Ludwig vermählt. Barnabas glaubte seitdem seinen Neffen als sichere Beute betrachten zu können. Dieser wußte aber schleichend und heuchelnd den grausamen und heftigen Oheim zu überlisten. Er stellte sich scheu und furchtsam, ging deshalb nie ohne starke bewaffnete Begleitung aus seinem Palaste und kam nicht nach Mailand, welches bei der Theilung der Herrschaft unter Barnabas und Galeazzo Beiden gemeinschaftlich geblieben war; dabei schwieg er sogar zu manchen Uebervortheilungen, die sich sein Oheim erlaubte, umgab sich mit einem Schein von Grübelei und Frömmelei und wallfahrtete an alle Orte, wo Wunder geschahen und Bilder verehrt wurden. Endlich führte er den lange vorbereiteten Schlag gegen Barnabas und dessen Söhne aus. Er trat scheinbar eine Pilgerreise an, welche ihn in die Nähe von Mailand führen mußte, und da man gewohnt war, daß er auch als Pilger nur von starker Wache umgeben auszog, so konnte seine militärische Begleitung nicht auffallen. Er hatte diesmal den Kern seiner Miethlinge, 400 Lanzen, bei sich und mit den Hauptleuten derselben Alles im Voraus verabredet. Sein Plan war auf die richtige Berechnung gestützt, daß Barnabas und seine Söhne, um Johann Galeazzo's furchtsamen Sinn nicht zu beunruhigen, ihm ohne starke Begleitung entgegen kommen würden. Der schlau ersonnene Streich gelang völlig. Barnabas wurde, als er seinen Neffen auf einer Brücke empfangen wollte, mit zweien seiner Söhne, Rudolf und Ludwig, gefangen genommen (Mai 1385). Die anderen beiden Söhne entflohen zwar,

sie konnten sich aber nirgends behaupten; denn alle Städte huldigten mit Freuden dem neuen Herrscher, weil sie sich längst gesehnt hatten, der grausamen Tyrannei des Barnabas entledigt zu werden. Von jenen beiden Flüchtlingen rettete sich der Eine, Karl, zu seinem Schwager, dem Herzog Leopold II. von Oestreich, der Andere, Mastin, ein Kind von zehn Jahren, ward eine Zeit lang von Freunden seines Vaters in Brescia vertheidigt und, als die Stadt sich ergeben mußte, mit dem Versprechen einer monatlichen Pension von 1000 Goldgulden nach Venedig entlassen. Mit Barnabas nahm Johann Galeazzo eine Art gerichtlichen Verfahrens vor und der Tyrann kam in harte Haft wegen seiner vielen Greuelthaten, welche sein Neffe alle in einem öffentlich bekannt gemachten Actenstück aufzählte, erkrankte nach sieben Monaten und starb, nachdem er in tiefer Zerknirschung die Sacramente genommen. Viele seiner Einrichtungen bewährten sich als nützlich; auch wurden ihm, wie so manchem grausamen Sultan, einzelne Handlungen durchgreifender und fast humoristischer Gerechtigkeit nachgerühmt. Das Benehmen des neuen Herrschers im ganzen mailändischen Gebiet wurde von Niemand anstößig gefunden; Frankreich verband sich sogar noch enger mit Johann Galeazzo, als es schon vorher mit ihm verbunden war. Zwei Jahre später ward nämlich Johann Galeazzo's Tochter erster Ehe, Valentine, mit des Königs Karl VI. damals noch unmündigem Bruder, Ludwig von Touraine, verlobt, welcher nachher als Herzog von Orleans eine merkwürdige Rolle in der französischen Geschichte spielte. Zur Mitgift erhielt sie die Stadt Asti nebst allem, was ihr Vater sonst in Piemont besaß, nebst 400,000 Goldgulden. Diese Verbindung erhielt im Anfange des 16. Jahrhunderts eine große Bedeutung, als zugleich das Haus der Visconti und die Nachkommenschaft Karl's VI. ausstarben und ein Enkel der Valentine auf den französischen Thron gelangte.

Gleich nach dem Sturze des grausamen Barnabas ging auch das in Verona herrschende Haus Scala durch die Unbesonnenheit des Brudermörders Antonio della Scala unter. Dieser war in Verona nicht beliebt und man behauptete außerdem, daß er ein untergeschobener Sohn des Can Signore sei; dennoch begann er 1385, von den Venetianern angetrieben, einen Streit mit Franz von Carrara, dem Beherrscher von Padua, ohne zu ahnen, daß er ein Opfer der Politik der arglistigen venetianischen Aristokratie sein werde. Franz von Carrara hatte nämlich kurz vorher dem Herzog Leopold II. von Oestreich einige Städte in der Trevisaner Mark entrissen und griff 1385 den Patriarchen von Aquileja und die kleine Republik Udine an. Die letztere wandte sich an die Venetianer, und diese bewogen hierauf durch Geld und große Versprechungen Antonio della Scala, den Bedrängten Hülfe zu

leisten. Franz von Carrara, in politischen Geschäften ergraut und seiner gewohnten Weise treu bleibend, bot anfangs die Hand zur Aussöhnung, obgleich der junge und leidenschaftliche Antonio mit Anspielung auf den Namen seines Vaters und seines Großvaters (Can d. i. Hund) ihm hatte sagen lassen: der alte Fuchs von Padua werde bald von dem jungen Hunde von Verona aus seinem Bau getrieben werden. Allein die Venetianer hintertrieben durch ihre Kabalen die Aussöhnung. Antonio setzte freilich durch seinen Angriff den Herrn von Padua in große Verlegenheit, weil dieser jetzt zugleich auf zwei Seiten seines Landes Krieg führen mußte, und die veronesischen Truppen drangen auch im nächsten Jahre, nachdem sie die paduanische Miliz geschlagen hatten, bis vor die Thore der Hauptstadt; jetzt zog aber Franz von Carrara aus allen Gegenden Banden von Miethlingen herbei und diese vernichteten mit Einem Schlage alle Hoffnungen des jungen Antonio, welcher bereits der Eroberung von Padua sicher zu sein glaubte. Selbst nach diesem und einem zweiten glänzenden Siege bot Franz die Hand zum Frieden; denn er sah ein, daß er den Herrn von Verona nur in Verbindung mit Johann Galeazzo völlig vernichten könne, daß er in diesem Falle aber als der Schwächere betrogen werden und sich also durch einen mit Johann Galeazzo's Hülfe erfochtenen Sieg sein eigenes Verderben bereiten würde. Als die Venetianer den verblendeten Jüngling wieder in seinem Trotze bestärkten, ließ er ihm mit Hindeutung auf Johann Galeazzo und auf die Venetianer die Aesopische Fabel von dem Frosch und dem Maulwurf, deren gegenseitige Bosheit sie Beide zur Beute des Geiers machte, erzählen. Alles war vergeblich und Franz trat daher endlich mit Johann Galeazzo in Unterhandlung. Der lauernde Tyrann von Mailand hegte schon lange den Gedanken, sowohl Franz als Antonio zu betrügen. Erst als zwischen ihm und Franz von Carrara ein Vertrag zu Stande gekommen war (1387), gingen dem jungen Manne die Augen auf; denn er gerieth auf die Nachricht davon in Verzweiflung und klagte in seinem Schmerze besonders die Venetianer an. Er sah jetzt wahrscheinlich das, was nachher wirklich erfolgte, voraus, daß nämlich Venedig seinen Untergang nur abwarte, um dann in Verbindung mit dem Herrn von Mailand auch Franz zu vertreiben. Er wandte sich an den deutschen König Wenzel um Hülfe, dieser schickte aber nur einen Bevollmächtigten, keine Kriegsmacht. Nichtsdestoweniger gerieth Johann Galeazzo dadurch in große Verlegenheit, weil Antonio dem Abgesandten des Reichsoberhauptes die Stadt und Citadelle von Verona übergeben wollte; der verschmitzte Tyrann wußte sich aber zu helfen. Er hatte mit Bevilacqua, einem Einwohner von Verona, ein geheimes Verständniß angeknüpft, und

dieser mußte jetzt die längst gefüllte Mine springen lassen. Bevilacqua veranlaßte einen Aufstand in der Stadt, ehe dieselbe dem königlichen Bevollmächtigten übergeben war, und öffnete den Mailändern ein Thor. Antonio floh nach Venedig, mußte aber, als nachher die Venetianer eine enge Verbindung mit Johann Galeazzo schlossen, diese Stadt wieder verlassen, begab sich in die Romagna und kam hier im folgenden Jahre (1388) durch Meuchelmord ums Leben. Bevilacqua war, nachdem er Verona verrathen hatte, sogleich nach Vicenza geeilt, welches dem Franz von Carrara hatte zu Theil werden sollen. Da diese Stadt schon wegen des nachbarlichen Hasses die Herrschaft der Mailänder der paduanischen vorzog, so hielt es dem Verräther Bevilacqua nicht schwer, sie zu einer schnellen Uebergabe an Johann Galeazzo zu bereden. Der Letztere stellte sich zwar, als wenn er geneigt sei, Vicenza dem Vertrage gemäß an Franz zu überlassen, erklärte aber zugleich, die Bürger von Vicenza wollten sich durchaus nicht unter die paduanische Herrschaft begeben und seine Gemahlin, eine Tochter des Barnabas und der mit diesem vermählten Tante des letzten Scala, in deren Namen er Besitz von der Stadt genommen habe, bestehe auf ihrem Erbrecht. Diese politischen Sophistereien Johann Galeazzo's waren nicht besser und nicht schlechter, als die, welche in den officiellen Zeitungen der neueren Zeit so häufig zu finden sind; denn da noch zwei Söhne des Barnabas am Leben waren, so hätte das Recht an das Erbe der Scala nur für diese geltend gemacht werden können. Johann Galeazzo ließ übrigens neben den leeren Betheuerungen seiner Bereitwilligkeit, Vicenza abzutreten, auch durch eine vicentinische Gesandtschaft die Erklärung abgeben, daß die Stadt seiner Gemahlin durchaus treu bleiben und keine andere Herrschaft zulassen wolle.

Der alte Franz von Carrara fügte sich in die Umstände, die er längst vorausgesehen hatte, und war zu klug, um einen Mächtigen zu reizen. Das schon lange drohende Verderben kam bald genug auch über ihn. Er suchte, um sich zu retten, mit Udine und dem Patriarchen von Aquileja Frieden zu schließen; der Markgraf Albrecht von Este übernahm die Vermittelung und im Januar 1388 war auf einem Congreß bereits Alles bis zum Abschluß geordnet, als Johann Galeazzo seinen Bevilacqua schickte. Dieser schlug den zum Congreß versammelten Staaten eine Theilung des paduanischen Landes vor und fand Gehör. Johann Galeazzo, Venedig, Gonzaga von Mantua, die Republik Udine und der Markgraf von Este schlossen einen Theilungsvertrag und Franz von Carrara war verloren. Die Paduaner hatte er so behandelt, daß von ihnen mehr zu fürchten als zu hoffen war, und Johann Galeazzo hatte schon früher geheime Verständnisse mit ihnen angeknüpft. Ueberdies wurde Franz im Augenblick der

Noth von seinen Freunden ebenso verrathen, wie er selbst stets Andere verrathen hatte. Seine vertrauten Räthe riethen sogar seinem Sohne, Francesco Novello, den allgemein verhaßten Vater einzukerkern und die Regierung zu übernehmen, was jener jedoch mit Abscheu verwarf. Ohne Geld, ohne Verbündete, ohne Truppen hielt Franz fürs beste, nach der Stadt Treviso, auf deren Dankbarkeit er Anspruch zu haben glaubte, zu gehen und die Regierung von Padua seinem Sohne zu übergeben, weil die Paduaner demselben gewogen schienen. Aber auch dieser Ausweg war erfolglos. Francesco Novello sah sich in Padua, Franz in Treviso von Verrath umgeben, die Festungen des Landes wurden eine nach der anderen von den Mailändern genommen, Franz selbst mußte sich bei der Annäherung der Feinde in die Burg von Treviso zurückziehen und sein Sohn war schon im Herbst genöthigt, durch eine Capitulation die Stadt Padua an Johann Galeazzo zu überlassen und sich selbst in dessen Hände zu geben. Gleich nachher schloß auch Franz einen Vertrag mit Johann Galeazzo und lieferte sich mit Padua, Treviso, allem, was er besaß, an ihn aus (1388). Obgleich Beide, Vater und Sohn, ihre Ergebung an gewisse Bedingungen geknüpft hatten, so verfuhr doch der schleichende Tyrann von Mailand gegen sie nach seiner gewohnten tückischen Weise: er ward dem mit ihnen geschlossenen Vertrage weder geradezu ungetreu, noch erfüllte er ihn. Den alten Franz ließ er zuerst einige Jahre in ritterlicher Haft halten, dann immer enger beschränken und zuletzt auf einer Felsenburg einkerkern, wo derselbe bis zu seinem im Jahre 1394 erfolgten Tode blieb. Dem Sohne wies Johann Galeazzo, um ihn desto sicherer umgarnt zu halten, eine Burg bei Asti und ein anständiges Einkommen an; der junge Mann wußte sich ihm jedoch bald durch die Flucht zu entziehen.

Unterdessen sann der Beherrscher von Mailand in seiner Residenz Pavia unabläſsig auf die weitere Ausbreitung seiner Macht. Er traute keinem Menschen, er wagte sich ohne starke Bedeckung nicht einmal aus seinen Zimmern und diese, namentlich sein Schlafzimmer, wurden ebenso ängstlich bewacht, als man von denen des älteren Dionysius erzählt. Er erschien nirgends an der Spitze seiner Truppen, siegte aber überall durch Arglist. Den Venetianern trat er, um sie vorerst zu beruhigen, die in dem Theilungsvertrage ihnen vorbehaltenen Städte der Trevisaner Mark ab. Dann richtete er seine ganze Aufmerksamkeit auf Bologna und Florenz, nach deren Unterwerfung ihm zur Eroberung von ganz Italien wenig mehr im Wege gestanden hätte. Zu diesem Zwecke benutzte er auch die Niederträchtigkeit des damaligen Herrschers aus dem Hause Este in Ferrara, sowie die Verhältnisse in der Romagna. Auf seinen Rath mordete

Albrecht von Este beim Tode seines Bruders Nikolaus (1388) dessen ganze Familie und befleckte dadurch das einzige alte und legitime Herrschergeschlecht der Lombardei mit einem schauderhaften Verbrechen, so daß dasselbe seinen Unterthanen verhaßt und folglich genöthigt wurde, mit Johann Galeazzo zu stehen und zu fallen. Die in Ravenna herrschenden Polenta machten sich ebenfalls durch ihre Greuelthaten verhaßt und der Adel von Perugia übte Frevel gegen die Bürger. Johann Galeazzo warb daher Truppen, um die Unzufriedenheit in beiden Städten zu benutzen. Er machte bei dieser Gelegenheit sogar einen Versuch, Bologna zu besetzen, der nur durch Zufall mißglückte. Florenz war indessen seit längerer Zeit das Hauptziel seiner Kabalen und er hatte sich in Toscana auch schon eine Partei gemacht, als Francesco Novello von Carrara alle seine Pläne vereitelte.

Francesco Novello hatte sich, als er dem Tyrannen glücklich entkommen war, nach vielen Abenteuern zu den Pisanern gewendet, welche ihn zwar freundlich aufnahmen, ihm aber nicht lange Schutz geben konnten, weil Johann Galeazzo drohte. Er war hierauf nach Florenz gegangen, wo seine ganze zahlreiche Familie mit dem Reste ihres Vermögens zu ihm kam (April 1389). Auch von seinem Vater erschien ein Bote, durch welchen dieser ihn auffordern ließ, ohne Rücksicht auf ihn Alles zu wagen, um Padua wieder zu besetzen. Zugleich empfing er von diesem Boten drei Rubinen, welche 150,000 Ducaten werth waren, das Einzige, was der alte Franz den Händen Johann Galeazzo's vorzuenthalten gewußt hatte. Die Florentiner hatten den Flüchtling anfangs kalt aufgenommen, weil sie damals ebenso, wie Bologna, mit Johann Galeazzo über einen Bund unterhandelten; bald wurden ihnen aber die Pläne des Letzteren bekannt und nun vereinigten sie sich mit Bologna zur Unterstützung Francesco's, damit der Tyrann von Mailand an einer anderen Stelle beschäftigt werde. Auf den Rath beider Städte begab sich Francesco zu dem Herzog Stephan von Baiern, der mit einer Tochter des Barnabas vermählt war und also einen persönlichen Grund hatte, sich mit Johann Galeazzo's Feinden zu verbinden. Stephan versprach auch ein Heer zu schicken, wenn Florenz und Bologna den Sold für dasselbe zahlten. Johann Galeazzo erhielt jedoch noch früher, als die Florentiner und Bolognesen, Nachricht von dem Erfolge der Reise Francesco's und schloß deshalb mit den Gesandten beider Städte, welche schon seit sechs Monaten bei ihm verweilten, schnell den gewünschten Bund. Bologna und Florenz kündigten jetzt durch Boten dem Francesco auf, welcher unterdessen nach Kärnthen gereist war und dort Erkundigungen eingezogen und Verbindungen angeknüpft hatte, um über Friaul einen Versuch gegen das paduanische Gebiet zu machen. Seine Pläne schie-

nen jetzt auf einmal vereitelt; denn ohne Geld war an ein baierisches Heer nicht zu denken und er allein konnte es mit Johann Galeazzo nicht aufnehmen. Dieser zog ihn jedoch selbst aus der Verlegenheit. Johann Galeazzo hatte nämlich nicht sobald erfahren, daß Florenz und Bologna im Vertrauen auf den mit ihm abgeschlossenen Bund die deutsche Hülfe abbestellt hätten, als er die Maske abwarf und in Verbindung mit seinen Freunden in der Romagna und in Toscana beide Städte bekriegte. Jetzt schickten diese eilig Gesandte an Francesco und ließen durch dieselben die mit Stephan geschlossene Verbindung erneuen. Stephan versprach, im Mai mit einem Heere aufzubrechen; da er aber als unzuverlässig bekannt war, so wartete Francesco nicht auf ihn, machte sich mit geringer Begleitung einstweilen auf den Weg nach Friaul, wo seine Freunde insgeheim einige hundert Lanzen für ihn gesammelt hatten, und rückte gegen das Paduanische vor, nachdem er auch mit der Partei eines Sohnes von Antonio della Scala, des sechsjährigen Can Francesco, welcher in der Romagna lebte und damals nach Venedig gebracht wurde, Abrede getroffen hatte, um seinen Gegner zugleich vom Veronesischen her zu bedrohen. Sobald Francesco das ehemalige Gebiet seines Hauses erreicht hatte, erhob sich überall das Landvolk in Masse und die Söldner Johann Galeazzo's mußten sich, um nicht abgeschnitten zu werden, hinter die Schanzen von Padua zurückziehen. Bald (Juni 1390) fiel auch diese Stadt in Francesco's Gewalt, das ganze Land und alle kleineren Festen erkannten ihn als ihren Herrn an und Venedig, Florenz und Bologna schlossen ein Bündniß mit ihm. 500 auserlesene Reiter, welche Johann Galeazzo der Besatzung in Padua zu Hülfe gesandt hatte, kamen zu spät; sie retteten ihm aber dagegen Verona, dessen Bewohner sich bereits für den jungen Can Francesco erhoben hatten. Mit unerhörter Grausamkeit stellten sie des Tyrannen Herrschaft in Verona wieder her. Dann zogen sie gegen die Stadt Padua, deren zwei Burgen noch von mailändischen Truppen besetzt waren; die Florentiner und Bolognesen schickten aber ihre Söldner dem bedrohten Francesco zu Hülfe, bei welchem unterdessen auch Stephan von Baiern eingetroffen war. Die mailändische Besatzung in den Burgen von Padua mußte aus Mangel an Lebensmitteln abziehen, Francesco Novello von Carrara behauptete sich in seiner Herrschaft und das Gleichgewicht war in Ober- und Mittelitalien gegen die wachsende Macht von Mailand wieder hergestellt (1398).

4. Letzte Zeit Karl's IV.

Kaiser Karl IV. betrachtete das deutsche Kaiserthum als Mittel, nicht als Zweck und verdiente in Rücksicht auf Italien alle die Vor-

würfe, mit welchen Dante Rudolf von Habsburg und seinen Sohn Albrecht unverdienter Weise überhäuft hat. Er gewann auf seinem letzten Römerzuge keine andere Ehre, als die einer leeren Ceremonie, die Krönung seiner Gemahlin. In Deutschland vermehrte er durch Verpfändung kaiserlicher oder freier Städte und durch die rastlose Thätigkeit, mit welcher seine Kanzlei Diplome austheilte, die Anarchie und die unaufhörlichen Raubfehden der Ritter und Fürsten.

Um ohne allgemeine Schilderungen und ohne Prunk der Worte die im ganzen Reiche waltende Anarchie anschaulich zu machen, brauchen wir nur einen Blick auf den Zustand der Mark Brandenburg und auf die Lage der Dinge in Schwaben, in Franken und am Rhein zu werfen. Die Ritter oder vielmehr die ritterlichen Räuber, die man Stellmeisen nannte, machten in der Mark und in Mecklenburg alle Straßen unsicher, nahmen die Waaren weg und beraubten die Nachbarn und der Markgraf Otto, welcher seit dem Tode seines Bruders, Ludwig's des Römers, (1365) Brandenburg allein besaß, vermochte so wenig in seinem Lande, daß endlich die Herzoge von Mecklenburg und die Stadt Lübeck die Handhabung der Polizei und der Kriminaljustiz statt seiner übernehmen mußten: diese zerstörten nämlich in einer Gegend der Mark die Raubschlösser und verfuhren mit den Rittern wie mit gemeinen Straßenräubern. Dadurch wurden freilich die raubenden Herren in anderen Gegenden nicht abgehalten, mit regelmäßigen Heeren Plünderung und Zerstörung zu üben, während ihre Nachbarn, die niedersächsischen Ritter, Otto's Ohnmacht zu Raubzügen in sein Land benutzten und zu gleicher Zeit von den anderen Seiten her nicht nur rohe Polen in Brandenburg einfielen, sondern auch die pommerischen Herzoge bis zum Jahre 1372 einen verheerenden Fehdekrieg mit Otto führten. Ganz ähnlich war der Zustand anderer Theile des Reiches. Die herrschende Unordnung und die zunehmende Verwickelung der Verhältnisse wurde insbesondere noch durch den Umstand befördert, daß neben den geistlichen und den weltlichen Fürsten auch die Städte eine große Bedeutung erhalten hatten. Die sogenannten Reichsstädte hatten Reichthum und Ansehen erlangt und waren ganz selbstständig geworden, weil sie sich durch eigene Kraft zu schützen wußten und ihre bewaffnete Bürgermacht das, was ihr an Uebung in ritterlichen Waffen abging, durch den Gebrauch großer Büchsen ersetzte. Die meisten von ihnen befanden sich jedoch, wenigstens in Oberdeutschland, in einer eigenthümlichen Lage, weil in ihnen ein Patriciat bestand, welches zum Theil der Ritterschaft angehörte und wie in Italien liegende Güter und Herrschaften besaß, zum Theil der Stadt einverleibt und durch diese mächtig war. Außerdem bildeten in den meisten Städten gewisse Quartiere oder

einzelne Personen und Häuser, welche unter der Gerichtsbarkeit eines bestimmten Bischofs standen, sowie die innerhalb der Mauern liegenden selbstständigen Stifter und Klöster einen förmlichen Staat im Staate und die Grenze zwischen republikanischer und municipaler Freiheit war nicht genau bestimmt. Das letztere war besonders zur Sprache gekommen, als Karl IV. sein kaiserliches Recht über die Städte, welches sie willig anerkannten, sehr oft finanziell benutzte und gerade den Landherren, denen diese kaiserlichen Städte, wie sie selbst sich gern nannten, entgehen wollten, die Vogtei über sie ertheilte oder auch die Stände selbst zu Pfand gab. Obwohl ein kluger Staatsmann, besaß er doch nicht genug Tiefblick und schöpferischen Geist, um das Bürgerthum in die richtige Stellung zum Reiche zu bringen. Sehr verwickelt war auch das Verhältniß der reichsunmittelbaren und der mittelbaren Ritterschaft, welche mit den Landherren durch Verwandtschaft und Verbindung zusammenhing, weil Beide den meisten Fürsten, die nur erst nach und nach aus ihnen hervorgetreten waren, an Adel ganz gleich standen. Die Ritterschaft nahm mit eben dem Rechte, wie die Fürsten, den Vorzug in Anspruch, ihre Streitigkeiten mit Schwert und Lanze zu entscheiden und war den Fürsten, welche keine andere Kriegsmacht als diese Ritterschaft selbst hatten, durch enge Verbindung unter sich im Felde gewachsen und oft überlegen. Die Ritter befolgten nämlich das Beispiel der Städte und Fürsten, welche das, was durch Reichsgerichte und durch den Kaiser nicht zu erlangen war, d. h. eine rechtliche Ordnung und die Ausführung der gesprochenen Urtheile, durch Bündnisse zu erlangen suchten; sie setzten diesen Bündnissen ähnliche Verbindungen entgegen, um durch vereinigte Kraft das Faustrecht zu behaupten.

Diese Bündnisse der Ritter knüpften theils Familien, theils Gaue zusammen, theils umfaßten sie ganz entlegene Gegenden. Es bestanden solche unter den verschiedensten Benennungen in Mecklenburg, in Sachsen, in Brandenburg, in Westphalen, in Thüringen, in Hessen, am Rhein, besonders aber in Schwaben, wo es keinen bedeutenden Fürsten gab, bis sich die Grafen von Würtemberg durch Gewalt und Kriegsglück übermächtig machten. Es bestand z. B. in Hessen ein Sternenbund, welcher 355 Inhaber von Schlössern oder im Ganzen mehr als 2000 Herren aus Hessen, Westphalen, Franken und der Wetterau umfaßte und einen aus dem Wappen des Bundes-Hauptmannes, des Grafen von Ziegenhain, entlehnten Stern als Abzeichen angenommen hatte. In Westphalen bestand, wie in Schwaben, ein Bund der Schlägler, welcher eine kleine Keule zum Bundeszeichen hatte; im Breisgau, am Rhein und zum Theil auch in der Wetterau waren die Ritter vom Löwen, in Schwaben die vom St. Wilhelms-

und vom St. Georgen-Schild u. s. w. Alle diese Verbindungen betrachteten den Raub ebenso wie die Jagd als ein Vorrecht edler Ritter und waren besonders gegen die zur Erhaltung ihrer Bürger-Freiheit und ihres Gewerbes und Handels mit einander verbundenen Städte gerichtet. Sie brachten das Reich fast in denselben Zustand, in welchem heut zu Tage Kurdistan, Arabien und ähnliche Länder sich befinden.

Karl IV. folgte in Bezug auf diese Verhältnisse, wie in allen anderen Dingen, der damals in Italien herrschenden Politik, oder mit anderen Worten, er huldigte dem allgemein anerkannten Princip der neueren Zeit, seine Grundsätze und Maaßregeln den augenblicklichen Umständen anzupassen. Bald war er Freund der Städte, begünstigte ihre Bündnisse und befreite sie von Vogtei und Verpfändung, bald wies er wieder bei Geldanlehen seine Gläubiger auf die sparsamen und fleißigen Bürgerschaften an oder verlieh solchen Landherren, welche diesen am meisten feindlich waren, das Schutz- und Gerichtsrecht über sie. Hauptgegner der Städte war damals Eberhard der Greiner von Würtemberg, sowie nach Karl's Tode Leopold II. von Oestreich. Karl hatte, wie oben berichtet worden ist, den Grafen Eberhard zuerst gegen die Städte gebraucht und zum Reichsvogt in Schwaben ernannt, dann aber ihn um der Städte willen bekriegt. Gleich nachher war Eberhard wieder in so gutem Einverständniß mit ihm, daß er von ihm zuerst unter denjenigen deutschen Fürsten, die nicht Kurfürsten waren, die geschlossene Landeshoheit erlangte oder von allen Gerichten außer den höchsten Reichsgerichten ausgenommen wurde. Auch erhielt er die ihm zuvor abgenommene Vogtei wieder. An Frieden war seitdem in Schwaben nicht zu denken. Bald nach seiner Aussöhnung mit dem Kaiser gerieth Eberhard mit dem Ritterbunde der Schlägler, der ihn damals durch einen nächtlichen Ueberfall im Städtchen Wildbad beinahe gefangen nahm, in Krieg und zog mit den Städten verbündet gegen denselben zu Felde. Unmittelbar nachher bekriegte er wieder die Letzteren, als sich viele derselben zu einem Bunde gegen die Ritterschaft vereinigten. Die Edelleute nahmen den Feldhauptmann der schwäbischen Städte, den Grafen von Helfenstein, gefangen und ließen ihn in der Haft sterben. Hierüber erbittert, wandte sich der Bund gegen Eberhard den Greiner, den man für den Anstifter der That hielt. Dieser aber besiegte das Heer der Städte zu Altheim auf der Alb (1372) und erpreßte bei der Gelegenheit beträchtliche Summen von ihnen, da er vom Kaiser beauftragt war, des Reiches Steuern von den Städten einzutreiben; dieser bedurfte nämlich damals bedeutender Mittel, um seine Absichten in Brandenburg durchzusetzen. Die Städte geriethen später wieder in große Bewegung,

als Karl 1376 die Erwählung seines Sohnes Wenzel zu seinem Nachfolger von den Fürsten mit Geld und von der Ritterschaft mit glänzenden Festen erkaufte und dieser Ausgaben wegen die schwäbischen Städte Weil, Eßlingen und Gmünd, sowie einige Dörfer von Rottweil für 40,000 Gulden an Eberhard verpfändete. 18 Städte vereinigten sich unter dem Vortritt von Ulm zum Widerstand gegen diese Ungerechtigkeit und der Kaiser zog, um sie zu demüthigen, mit einer Kriegsmacht gegen sie. Er scheiterte aber diesmal vor Ulm fast auf dieselbe Weise, wie er einst vor Zürich gescheitert war. Er mußte um seiner kaiserlichen Ehre willen froh sein, als die Herzoge von Baiern die Vermittelung übernahmen. Er entbot damals die Städte nach Nürnberg, vorgeblich um die Sache auf dem Wege Rechtens auszumachen, in der That aber um Alles beim Alten zu lassen. Die Städte verharrten daher bei ihrem Widerstande und Fehden und Verwüstungen wurden so allgemein, daß Karl seinen Sohn Wenzel nach Deutschland schicken mußte, um in seinem Namen Gericht und Recht zugleich gegen die Herren und gegen die Städte geltend zu machen. Glänzend war der Erfolg dieser ersten und einzigen Erscheinung Wenzel's im Reiche, welche blos innere deutsche Angelegenheiten zum Zweck hatte, durchaus nicht, obgleich Wenzel auf kurze Zeit seinen Sitz in Rothenburg an der Tauber nahm und für Franken, Baiern, Südschwaben und den Mittelrhein einen sogenannten Landfrieden zu Stande brachte (April 1377); denn der Krieg wüthete in Nordschwaben fort und gerade der kaiserliche Vogt Eberhard zeigte sich damals als den wildesten unter den ritterlichen Räubern. Ein besonders glücklicher Zufall schaffte indessen damals den Städten auf einige Zeit Ruhe: Eberhard's Sohn Ulrich erlitt nämlich bei einem Angriffe auf R e u t l i n g e n eine solche Niederlage, daß die Ritterschaft vor der Hand ihren Kampf einstellen mußte, um sich zu erholen (Mai 1377). Dies bewog auch den Kaiser zu einem Schritte, welcher den Städten endlich Ruhe und Sicherheit zu verschaffen schien. Weil diese sich nämlich als die Mächtigeren erwiesen hatten, so suchte Karl vor seinem Ende seinem Sohne die Freundschaft derselben zu verschaffen. Er nahm daher (1378) Eberhard dem Greiner die Vogtei wieder ab, übertrug sie dem Freunde und Bundesgenossen der Städte, dem Herzog Friedrich von Baiern, welcher schon die Landvogtei Elsaß hatte, befreite die größeren schwäbischen Städte von der Verpfändung an Eberhard und ließ ihm nur die kleineren Orte als Unterpfand seiner Schuld.

Während Raub und Verheerung im Reiche wütheten, war Karl fortwährend nur auf die Vergrößerung und Blüthe seines Erblandes Böhmen bedacht. Er richtete nach seinem zweiten Römerzuge sein

Streben hauptsächlich darauf, ganz Schlesien und den Rest von Brandenburg mit Böhmen zu vereinigen. Sein Schwiegersohn Otto, welcher seit dem Tode Ludwig's des Römers die Mark Brandenburg allein beherrschte, hatte im Lande fast gar kein Ansehen; er war überdies leichtsinnig und verschwenderisch, borgte nach und nach eine bedeutende Summe bei Karl und gewährte demselben dadurch ein einfaches Mittel, immer mehr Orte der Mark an sich zu bringen. Endlich zerfiel Otto mit seinem Schwiegervater, söhnte sich mit seinem Bruder Stephan von Baiern und mit seinen Vettern in der Pfalz aus und suchte Alles so einzurichten, daß bei seinem Tode die Mark Brandenburg an seine Anverwandten zurückfallen könne. Karl störte ihn eine Zeit lang in seinem Beginnen nicht, weil er nicht rathsam fand, früher mit ihm zu brechen, als bis es ohne Gefahr geschehen könne. Dies war erst dann möglich, wenn Karl den König Ludwig von Ungarn, der sein Feind und mit dem baierischen Hause verbündet war, entweder für sich gewonnen oder doch von den Baiern abgezogen hatte. Erst 1373 gelang es ihm, den ungarischen König zu einem Waffenstillstand auf zwei Jahre zu bewegen, und nun drang er sogleich an der Spitze eines kleinen Heeres in die Mark ein. Otto und sein Neffe Friedrich, dem derselbe bereits als seinem Erben in mehreren Städten hatte huldigen lassen, konnten keinen Widerstand leisten und sahen sich bald zu einem Vertrage genöthigt. Dieser ward im kaiserlichen Lager bei Fürstenwalde geschlossen und stellte nicht allein das frühere Erbrecht Karl's in Brandenburg wieder her, sondern entriß auch dem Markgrafen Otto Alles bis auf den Titel und die Rechte eines Kurfürsten, während er dafür nur einen kleinen Jahrgehalt und eine durch Verpfändung von vier Reichsstädten ihm verbürgte Summe Geld erhielt. Stephan war freilich mit dem Ausgang der Sache nicht zufrieden und fiel plündernd und verheerend in Böhmen ein; aber der Kaiser scheute sich nicht, ihm seine Verwüstungen damit zu vergelten, daß er das Faustrecht gegen ihn in Baiern übte und schon im October (1373) mußte daher auch Stephan den Vertrag von Fürstenwalde anerkennen. Die Beibehaltung der Kurwürde verleitete den schwachen Otto anfangs zu Ausgaben, welche mit seinen Umständen in keinem Verhältnisse standen; er zog sich endlich auf das Schloß Wolfstein in Baiern zurück, wo er mit einer Müllerin seine letzten Tage verlebte und starb dort tief verschuldet im Jahre 1379. Die Kurwürde hatte er schon mehrere Jahre vor seinem Tode ebenfalls an den Kaiser abgetreten, so daß ihm zuletzt von dem ganzen brandenburgischen Besitze nur noch die Wahlstimme übrig geblieben war. Die Markgrafschaft Brandenburg hatte Karl zuerst mit dem Königreich Böhmen vereinigt, nachher aber

trennte er sie wieder von demselben und gab sie seinem zweiten Sohne Sigismund.

Während Karl die deutschen Städte entweder der Raubgier der Ritter preisgab oder, wie der Vertrag von Fürstenwalde und sein Verfahren in Schwaben zeigen, zur Förderung seiner Privatvortheile verpfändete, sorgte er in Böhmen mit Eifer und Nachdruck für bürgerlichen Wohlstand, für Sicherheit, für Recht und für Bildung, hob dadurch die Städte dieses Landes und machte sein monarchisches Recht gegen den Trotz des böhmischen Herren- und Ritterstandes geltend. Böhmen erfreute sich daher unter ihm eines glücklichen Zustandes, welcher freilich nicht viel länger dauerte, als er lebte; denn bald nach seinem Tode ward es auch dort ärger als je. Auch die Künste und Wissenschaften, von welchen Karl ebenso wie von Handel und Gewerbe in Italien ganz andere Begriffe erhalten hatte, als seine ritterlichen Landsleute, suchte er nach Böhmen zu ziehen. Er bemühte sich, seine Universität Prag zum Mittelpunkt der in Italien blühenden Wissenschaften zu machen und berief auch italienische Künstler dahin. Außerdem hatte er den Gedanken, die Elbe für den böhmischen und brandenburgischen Handel zu benutzen und den Städten seiner Erblande durch Lübeck einen Antheil am Welthandel zu verschaffen. Die Producte von Böhmen und Brandenburg sollten auf der Elbe über Magdeburg und Lübeck in die Ost- und Nordsee gebracht werden und Karl's enge Verbindung mit dem Markgrafen von Meißen bürgte dafür, daß die Schiffahrt zwischen jenen beiden Ländern immer offen sein werde. Er hatte Tangermünde im Magdeburgischen zum Stapelplatze gewählt und reiste, als Alles in Ordnung gebracht war (October 1375), nach Lübeck. Hier hielt er nach seiner gewöhnlichen Weise einen glänzenden Einzug und erkannte bei der Gelegenheit die Stadt Lübeck laut und öffentlich als einen der fünf Haupt-Freistaaten der damaligen Welt an, indem er ihr den gleichen Rang mit Rom, Venedig, Florenz und Pisa gab und ihren Senatoren dieselbe Würde zugestand, welche niemand den ganz unabhängigen Staaten von Venedig und Florenz streitig machte. Er redete Bürgermeister und Rath von Lübeck mit dem Namen Herren an und erklärte laut, dieser Titel gebühre ihnen, weil Lübeck eine der fünf Hauptstädte des römischen Reiches sei. Gleichwohl verfuhren sie gegen ihn sehr behutsam und gingen auf keinen der Vorschläge ein, welche ihn zum Haupt der Hansa gemacht hätten.

In Deutschland entschädigte sich Karl für das viele kostspielige Umherreisen und für seine glänzende Hofhaltung dadurch, daß er die Ehrenrechte der kaiserlichen Majestät kaufmännisch benutzte. Er verpfändete zu diesem Zweck nicht nur die ihm unmittelbar untergebenen

Städte oder gab sie für Geld den Landvögten preis, sondern er mißbrauchte auch seinen gesetzlichen Einfluß bei geistlichen Wahlen. Für das Letztere kann der Streit über das Bisthum Mainz um so mehr als Beispiel dienen, weil derselbe zugleich zeigt, welche traurigen Folgen es hatte, daß eine auf Moral gegründete Religion wie die christliche mit Politik und weltlicher Macht verbunden worden war. Die Mainzer Domherren waren bei der Wahl eines neuen Erzbischofs (1373) in zwei Parteien zerfallen und hatten, die Einen den Speierer Bischof, Adolf von Nassau, die Anderen den Bischof von Bamberg, Ludwig von Thüringen, einen Bruder des Landgrafen von Meißen und Thüringen, gewählt. Wer von Beiden der am wenigsten Würdige war, ist schwer zu sagen; denn offenbar war weder der Eine noch der Andere sittlich, viel weniger also geistlich. Adolf soll seinen Vorgänger vergiftet haben, und wenn dies auch nicht erwiesen sein mag, so ist dagegen doch unleugbar, daß er ein arger Räuber war und später von Wenzel wegen Anlegung zweier unerlaubten Zollstätten bekriegt werden mußte; Ludwig war als toller Jäger, Trinker und Tänzer so berüchtigt, daß man, als er endlich bei einer tollen Faschings-Lustbarkeit den Hals brach, seinen Tod dem unmittelbaren Eingreifen des Teufels zuschrieb. Da Beide wegen der mangelnden Vollzähligkeit der Stimmen nur durch die Anerkennung des Papstes und des Kaisers zum Besitze des bischöflichen Stuhles gelangen konnten, so wandten sie sich an Karl und Gregor XI. Kaiser Karl, welcher stets mehr von Politik und Aberglauben als von der Rücksicht auf die Moral geleitet wurde, erklärte sich für Ludwig, weil dieser ihm besser dienen konnte, um seinem Sohn Wenzel die Wahl zum römischen König zu verschaffen. Zugleich bewog er auch den Papst Gregor XI., sich für Ludwig auszusprechen (1374). Adolf hatte jedoch den größten Theil des Mainzer Bisthums besetzt und ward von der Ritterschaft des Rheins und der Wetterau unterstützt, ebenso von Erfurt und anderen Orten, welche das Erzstift Mainz in Thüringen besaß, denn diese wollten nicht einen Bruder des benachbarten meißnischen Fürsten zu ihrem Oberherrn haben. Adolf achtete daher weder auf seines Kaisers Befehl noch auf den Bann, den der Papst gegen ihn aussprach, und griff zu den Waffen. So waren jene Zeiten: die Faust mußte über das Recht entscheiden. Es entstand ein mörderischer Krieg, dessen Verheerungen sich vom Rhein bis nach Thüringen ausbreiteten, da Ludwig von seinem Bruder und von der thüringischen und meißnischen Ritterschaft unterstützt wurde. So kam es denn, daß der Kaiser wiederum durch seine persönliche Erscheinung an der Belagerung einer deutschen Stadt, diesmals Erfurt, theilnahm; er gewann dabei ebenso wenig Erfolg

als bei Zürich und später bei Ulm. Endlich vermittelte er eine Uebereinkunft, welche ihm Ludwig's Stimme für Wenzel's Wahl sicherte, die Entscheidung selbst aber hinausschob und unterdessen das Mainzer Land preisgab: jeder sollte den erzbischöflichen Titel einstweilen fortführen und den von ihm besetzten Theil des Bisthums behalten, Ludwig aber sich der Bannbriefe des Papstes gegen Adolf nicht ferner bedienen (1375).

Im nächsten Jahre (1376) brachte Karl ohne große Mühe die Erwählung seines Sohnes zum römischen König zu Stande. Der brandenburgischen Stimme war er wegen der Abhängigkeit, in welche Otto gekommen war, so sicher, wie seiner eigenen; Ludwig figurirte als Kurfürst von Mainz; der Herzog von Sachsen war sein bester Freund und die anderen Kurfürsten wurden durch Geld und durch Reichsgüter, welche nie mehr an die deutsche Krone zurückkamen, für des Kaisers Wunsch gewonnen. Auch die Zustimmung des Papstes erkaufte Karl auf Unkosten der deutschen Nation; denn er ließ ihm durch seinen Sohn eine Urkunde zustellen, deren wesentlicher Inhalt darauf hinausläuft, daß die Abhängigkeit des Reiches vom römischen Stuhle mittelbar anerkannt wurde. So handelte er in den wesentlichsten Stücken gegen sein eigenes Reichsgesetz, die goldene Bulle. Wenzel ward in Frankfurt gewählt und gleich nachher mit allem möglichen Aufwand in Aachen gekrönt. Um die guten Deutschen darüber zu beruhigen, daß ihr Reich aufs neue an Böhmen verkauft wurde, hatte Karl vorher in einer eigenen Schrift bewiesen oder beweisen lassen, wie vortrefflich der gute Wenzel von Schulmeistern mit allerhand Kenntnissen versehen worden wäre und wie er in der kaiserlichen Kanzlei, wo freilich recht viel geschrieben und gesiegelt ward, stets neben dem Vater hingepflanzt sei. Die Erfahrung hat freilich nachher bewiesen, daß Wenzel bei den langweiligen Schulmeistern stets an das Vergnügen der Jagd und im Staube der Kanzlei an einen guten Trunk gedacht hatte. Die vielen Kosten der Erwählung und Krönung sollten wieder die Städte bezahlen; wir haben aber bereits gesehen, daß diese zur Abwehr entschlossen waren und daß deshalb der Kaiser von seiner Forderung abstehen mußte.

Obgleich Karl schon lange an Podagra und an anderen Uebeln litt, so unternahm er doch am Ende des Jahres 1377 noch einmal, und zwar in Begleitung seines Sohnes Wenzel, eine Reise nach Paris, weil der König Karl V. von Frankreich seiner Eitelkeit dadurch geschmeichelt hatte, daß er ihn in seinem Streite mit England gewissermaaßen zum Richter machen oder vielmehr sich seiner Entscheidung über die englisch-französischen Angelegenheiten als einer Autorität bedienen wollte. Für den Kaiser war die Reise freilich beschwerlich

und kostspielig; ihn trösteten aber die vielen schönen Ceremonieen und Ehrenbezeugungen, die man ihm überall erwies, und die Reliquien, welche er unterwegs betrachten und verehren konnte, für den dabei gemachten Aufwand. Dieser war höchst bedeutend und erschöpfte seine durch häufige Erpressungen und durch manches schmutzige Geschäft gefüllte Kasse so sehr, daß Wenzel nachher keineswegs, wie man oft behauptet hat, einen großen Schatz von seinem Vater erbte. Karl ward auf Veranstalten des französischen Königs mit Ehren aller Art überhäuft; allein der Letztere trug ängstlich Sorge, daß dadurch ja nicht das Vorurtheil der Oberhoheit eines römischen Kaisers über fremde Könige genährt werde. Weil z. B. ein deutscher Kaiser in deutsche Städte immer auf einem weißen Zelter einzog, so ließ Karl V. seinem Gaste in jeder französischen Stadt ausdrücklich einen Rappen geben. Auch mußten die Beamten, welche den Kaiser empfingen, in ihren Reden ausdrücklich zu verstehen geben, daß sie nicht aus Pflichtgefühl gegen den Kaiser oder aus eigener Bewegung, sondern auf Befehl ihres Herrn und in seinem Namen handelten; sie mußten, damit der Kaiser aus seinem feierlichen Empfang nicht das Recht herleite, in Frankreich ebenso wie in Deutschland Ehrenbezeugungen zu fordern, ihre Anreden stets mit den Worten schließen: „So hat es uns der König unser Herr geboten." Uebrigens ging Karl erst nach Weihnachten über die französische Grenze, höchstwahrscheinlich weil er das dem Kaiser zustehende Subdiakonat oder das Recht, auf Weihnachten das Evangelium mit dem Schwerte in der Hand zu lesen, nicht in Frage stellen wollte; denn er legte auf dieses byzantinische Ehrenrecht einen solchen Werth, daß er es während seiner ganzen Regierung nur ein einziges Mal durch Krankheit gehindert nicht ausgeübt hat. Die Angabe der ihm in Frankreich bereiteten Feierlichkeiten und Ehrenbezeugungen und die Darlegung der Verehrung, welche er unterwegs allen Reliquien erwies, füllen in zwei französischen Chroniken einen ganzen Band; wir übergehen dies Alles aber, um anzudeuten, wie der König von Frankreich den deutschen Kaiser zu seinen Zwecken gebrauchte. Karl V. vereinigte in Paris die deutschen Großen, welche den Kaiser begleitet hatten, mit den französischen zu einer glänzenden Versammlung, um unter des Kaisers und seinem eigenen Vorsitz den Streit mit England wie einen Proceß verhandeln zu lassen. Es ward ganz in der gewöhnlichen Weise eine gerichtliche Komödie gespielt. Der französische König selbst hielt, indem er zugleich die Actenstücke vorlegte, eine zwei Stunden lang dauernde Rede, und der Kaiser, welcher bekanntlich durch seine Abkunft und Erziehung ein halber Franzose war, machte den Dolmetscher und übersetzte den deutschen Großen, was der französische König gesagt hatte. Hierauf ward

an den Kaiser die Frage gerichtet, ob er glaube, daß der König von Frankreich Recht habe und ob er dafür halte, daß derselbe seinerseits Alles gethan habe, um Blutvergießen zu verhindern. Der Kaiser gab den Engländern Unrecht und erklärte, Frankreich habe schon zu viel gethan. Dann sammelte er wie im Gerichte die Abstimmungen der anwesenden Deutschen, welche natürlich ganz zu Gunsten seiner Meinung ausfielen. Diese sonderbare Scene wirkte wie heut zu Tage ein diplomatischer Zeitungsartikel: den Deutschen wurde dadurch geschmeichelt und ihre veröffentlichte Erklärung vertrat die Stelle eines Manifestes.

Gegen Ostern 1378 war der Kaiser wieder nach Deutschland zurückgekehrt; er ordnete noch zu Nürnberg die schwäbischen Angelegenheiten, erließ sodann ein Münzgesetz, erlag aber schon im November dem Uebel, an welchem er lange gelitten hatte. Seine letzte Sorge war der Vertheilung der von ihm ererbten oder erworbenen Herrschaften gewidmet. Sein ältester Sohn, Wenzel, erhielt Böhmen, Schlesien und die Oberpfalz; dem zweiten, Sigismund, war schon früher Brandenburg und die mit dieser Mark verbundene Kurwürde gegeben worden; der jüngste Sohn, Johann, erbte die Niederlausitz nebst Jauer, Schweidnitz und Görlitz. Den beiden Söhnen seines verstorbenen Bruders Johann Heinrich, Jodokus oder Jobst und Prokopius, überließ Karl die Markgrafschaft Mähren; sein noch lebender Bruder aber, Wenzel, blieb in dem ihm schon längst zu Theil gewordenen Besitze des Familieneigenthums Luxemburg.

5. Das deutsche Reich unter Wenzel bis zur Gründung des Herzogthums Mailand (1395).

Die Lage der Dinge war schwierig, als der kaum 18jährige König Wenzel im November 1378 die Regierung des Reiches antrat; denn nicht nur mußte zwischen den deutschen Städten und Landherren, welche im offenen Kampfe mit einander waren, entschieden oder vermittelt und der raubenden Ritterschaft endlich eine Schranke gesetzt werden, sondern die Kirchenspaltung drohte auch das so lange erhaltene Band zwischen Frankreich und dem luxemburgischen Hause gänzlich zu zerreißen, da der französische König sich für Clemens VII. erklärt hatte, Wenzel und die deutschen Stände aber dem Gegner desselben, Urban VI., treu blieben, welchen Karl IV. noch kurz vor seinem Tode als den echten Papst anerkannt hatte. Die Kirchenangelegenheiten blieben indessen in Deutschland auf sich beruhen, bis sie gegen das Ende des Jahrhunderts von Frankreich aus zur Sprache gebracht wurden, und erst im folgenden Jahrhundert veranlaßten sie

daselbst blutige Fehden. In der nächsten Zeit gewährten sie dem deutschen Reiche sogar den Vortheil, daß durch sie die Beendigung des von Karl IV. nicht ausgeglichenen Streites über das Bisthum Mainz herbeigeführt ward. Dies hängt mit den ersten Regentenhandlungen des jungen Königs enge zusammen.

Von den deutschen Fürsten hatte einer, Ruprecht I. von der Pfalz, in Betreff der beiden Päpste sich noch nicht erklärt, zwei andere aber für Clemens VII. Partei genommen. Diese beiden Fürsten waren Adolf von Nassau, welcher den größten Theil des Bisthums Mainz besetzt hielt und der östreichische Herzog Leopold III., der vierte Sohn Albrecht's des Weisen, ein Neffe des Kämpfers bei Morgarten. Beide zeichneten sich durch Raubsucht und wüstes Leben vor allen anderen Fürsten aus und hatten sich blos deshalb gegen den vom Reiche anerkannten Papst erklärt, damit sie dadurch den Kaiser nöthigten, ihnen in anderen Dingen nachzugeben. Der gefährlichste von Beiden war Leopold. Er besaß der Sitte des habsburgischen Hauses gemäß die östreichischen Lande mit seinem Bruder Albrecht III. gemeinschaftlich, hatte aber dabei auch einen großen Theil derselben zur alleinigen Beherrschung erhalten. Dies waren die Güter im Elsaß, in Schwaben und in der Schweiz, sowie Kärnthen, Krain und andere an Italien grenzende Striche. Leopold suchte nun für seine besonderen Besitzungen den möglich größten Vortheil aus dem Zwiste der beiden Päpste zu ziehen und schloß zu diesem Zwecke mehrere Verträge mit Clemens VII., während sein ruhiger und edler Bruder, Albrecht, dem er das Leben sehr sauer machte, den vom Reich angenommenen Papst anerkannte. Indessen konnte Leopold dem französischen Papste in Deutschland nur wenig nützen, weil er mit Venedig, mit den schwäbischen Städten und besonders auch mit einer Schaar französischer, englischer und gasconischer Abenteurer genug zu thun hatte. Die Letzteren waren 1374 unter einem berühmten französischen Anführer, Ingelram von Coucy, in Burgund oder in die jetzige wälsche Schweiz eingebrochen, weil Ingelram dort einen Erbschaftsstreit auszumachen hatte; dann waren sie bis nach Luzern hin gedrungen und die Grafen von Nidau und Kyburg hatten sich aus Haß gegen Leopold ihnen angeschlossen. Sie hatten aber zuerst im Entlibuch und dann zweimal im Berner Lande eine blutige Niederlage erlitten und Ingelram selbst war hierauf in Folge des großen Verlustes nach Savoyen gezogen, die Hauptmasse seiner räuberischen Ritter dagegen hatte sich in den Elsaß gewendet und machte hier noch Jahre lang dem Herzog Leopold zu schaffen. Diesem übertrug Wenzel, um ihn für den italienischen Papst zu gewinnen, gegen eine Summe von 40,000 Goldgulden die Landvogtei in Ober- und Niederschwaben. Leopold setzte zwar auch

nachher seine Verbindung mit Clemens VII. fort; dies konnte jedoch dem Letzteren nichts nützen, weil der Kaiser sowohl Adolf von Mainz, als den Pfalzgrafen Ruprecht auf die Seite des römischen Papstes zu ziehen wußte. Ruprecht ließ sich leicht gewinnen, als er sah, daß die übrigen Reichsfürsten bei der Anerkennung Urban's VI. verharrten. Adolf von Nassau wurde dadurch zum Abfall von Clemens gebracht, daß Wenzel seinen Gegner, Ludwig von Thüringen, bewog, ihm das Bisthum und Kurfürstenthum Mainz zu überlassen und dagegen Erzbischof von Magdeburg zu werden. Freilich war dies für die Kirchenzucht in Deutschland ein schlimmer Ausweg, weil dadurch ein roher räuberischer Graf wie Adolf Primas der deutschen Geistlichkeit wurde und ein ganz sittenloser Wüstling wie Ludwig das wichtigste Bisthum in Norddeutschland erhielt. Was das Verhältniß zu Frankreich betrifft, so wollte Wenzel zwar die Verbindung mit diesem Reiche nicht geradezu abbrechen, obgleich dasselbe den Gegenpapst anerkannte; aber er war doch genöthigt, sich den Engländern zu nähern, welche ebenso wie Deutschland Urban VI. als rechtmäßigen Papst angenommen hatten. Er schloß 1381 mit dem englischen König Richard II. ein enges Bündniß gegen die Feinde des römischen Papstes oder gegen die sogenannten Schismatiker und gab ihm seine Schwester Anna zur Gemahlin. Die Vermählung wurde im Januar 1382, kurz nach Unterdrückung des furchtbaren Aufstandes unter Wat Tyler, vollzogen und gab Veranlassung zu einer Amnestie. Beide nun verschwägerten Fürsten haben in ihren Schicksalen viel Gemeinsames; auch trugen die Verbindungen, welche Richard's erste Gemahlin mit ihrem Heimathland unterhielt, zum Eindringen der reformatorischen Ideen in Böhmen wesentlich bei; als Wycliffe verschied, stand Hus im Knabenalter. Vor der Hochzeit ließ sich Kaiser Wenzel von den Engländern eine sehr ansehnliche Summe bezahlen; denn er brauchte viel Geld und wußte nie, woher er es nehmen solle. Uebrigens war Wenzel weder rücksichtsvoll gegen die Geistlichkeit, noch abergläubisch wie sein Vater. Er verfuhr vielmehr in seinen Erblanden, so oft es ihm einfiel, militärisch oder auf slavische Weise mit dem Klerus und zeigte sich in Rücksicht der Lehre als einen Freund der Männer, welche Wycliffe's Schriften nach Böhmen und seine Lehre auf die Katheder und Kanzeln von Prag brachten.

In Bezug auf die Städte schien Wenzel das von seinem Vater zuletzt angenommene System verlassen zu wollen. Er wandte sich von ihnen ab den Fürsten zu und gab unter dem Vorwande, die Reichssteuern von ihnen zu erheben, die Städte den Erpressungen der Landherren preis. Dies geht daraus hervor, daß er dem Herzog Friedrich, welcher den Städten gewogen war, die Reichsvogtei in Schwaben

nahm und sie dem Feinde jedes Bürgerwesens, dem Herzog Leopold von Oestreich, übertrug. Zum Glück hatte der Letztere damals zugleich mit den Venetianern und mit den Resten von Ingelram's Banden genug zu thun. Die Städte in Schwaben suchten sich dadurch zu schützen, daß sie ihren Bund sicherten und erweiterten. Dagegen machte aber jetzt Eberhard von Würtemberg Anstalt, die verschiedenen zur Erhaltung des Faustrechtes geschlossenen Rittergesellschaften in eine allgemeine Conföderation zu vereinigen. Dies bewog dann nicht nur einen Theil der rheinischen Städte, sondern auch den Pfalzgrafen am Rhein, die Herzoge von Baiern, den Markgrafen von Baden und einige andere friedlichere Herren, sich an den schwäbischen Städtebund anzuschließen, um bei der Ohnmacht des Kaisers und des Reichstages sich selbst zu helfen (1381). Auf solche Weise bildete sich in Schwaben, im Elsaß und am Rhein ein großer Bund, welcher größtentheils aus Städten bestand und ebenso mächtig im Süden war, als die Hanse im Norden. Die Städte mißbrauchten aber diesen zur Vertheidigung geschlossenen Bund bald zum Angriff, ihr Uebermuth wuchs und ihre Heere erlaubten sich ähnliche Dinge, wie die Miethvölker der italienischen Freistaaten. Dadurch wurden Fürsten, Grafen und Herren aufmerksam gemacht, daß auch sie ihre Kraft vereinigen müßten und das Uebel ward bald so arg, daß in ganz Süd- und Mitteldeutschland Blut floß. Endlich kam Eberhard von Würtemberg, welcher seither den Städtebund bekriegt hatte, auf den Gedanken, diesen mit seinem Ritterbunde zu vereinigen, damit fortan nicht mehr die Faust, sondern das Recht und unparteiische Schiedsrichter zwischen der Ritterschaft und den Städten entschieden. In Ehingen wurden 1382 auf Eberhard's Veranstalten beide Bündnisse zu einem Landfrieden vereinigt, indem die Glieder derselben sich bei allen ihren Streitigkeiten einem gemeinschaftlichen Bundesgericht oder dem Spruche gewählter Schiedsrichter unterwerfen sollten. Obgleich diese Vereinigung vor der Hand nur für ein Jahr geschlossen war und deshalb blos als eine Art von Waffenstillstand angesehen werden konnte, so war dadurch doch eine Veränderung eingeleitet, welche, wenn man nicht schnell Einhalt that, die monarchische Ordnung des Reiches oder die Macht des Kaisers und der Fürsten lähmen und die republikanische Macht oder den Einfluß der Städte vorherrschend machen mußte. Dies wird einleuchtend sein, wenn wir nur einige wenige außerhalb Schwaben gelegene Städte anführen, welche zu dem Bunde gehörten; wir finden unter ihnen Mainz, Frankfurt, Wetzlar, Koburg, Nürnberg, Regensburg, München, Basel, Straßburg u. A.

Nicht blos die Fürsten wurden durch die von den Städten her drohende Gefahr erschreckt, sondern auch Wenzel, der in Böhmen auf

der Jagd und beim Trunke die deutschen Reichsgeschäfte ganz vergaß, erwachte aus dem Schlummer und reiste noch vor dem Ende des Jahres, für welches die Vereinigung der beiden Bündnisse geschlossen war, nach Deutschland. Er hatte die Absicht, einen allgemeinen Landfrieden unter kaiserlicher Autorität an die Stelle desjenigen zu setzen, welcher durch Eberhard und den schwäbischen Bund aufgerichtet worden war. Zu diesem Zweck berief er einen Reichstag nach Nürnberg, wo dann (März 1383) ein allgemeiner Landfriede auf zwölf Jahre befohlen, zur Behauptung desselben das Reich in vier Kreise eingetheilt und für jeden von diesen bestimmte Leiter ernannt wurden. Wenn man das damals in Nürnberg aufgesetzte Actenstück liest, so muß man allerdings in jedem einzelnen Artikel den gesunden, praktischen Sinn einer biederen und bedächtigen Generation anerkennen; dessen ungeachtet blieb das ganze Werk fruchtlos, weil es so eingerichtet war, daß nothwendiger Weise das Mißtrauen der Städte erregt werden mußte. Nur mit Landherren war die Sache berathen worden, da sich blos wenige Städte in Nürnberg eingefunden hatten; nur Fürsten hatten Wenzel's Vorschlag angenommen und nur Fürsten waren in den vier Kreisen zu Wächtern des Rechts, der Polizei und der Befolgung der einzelnen Artikel angeordnet worden; ja, gerade diejenigen beiden Fürsten, welche das Bürgerthum am meisten zu unterdrücken suchten, Eberhard und Leopold, nahmen den Nürnberger Landfrieden zuerst an und es schien sogar fast, als wenn das Ganze von ihnen ausgegangen wäre. Auch ließ Wenzel selbst die Städte bald fühlen, was sie zu erwarten hätten, wenn der in Nürnberg beschlossene allgemeine Reichsbund zu Stande käme und sie also der Willkür der Fürsten überlassen würden; denn er bestätigte Leopold von Oestreich als Landvogt von Schwaben und hob, dem Mainzer Bischof und Domkapitel zu Gefallen, eine der Stadt Mainz drei Jahre vorher ertheilte Freiheits-Acte wieder auf. Die Städte verweigerten daher ihren Beitritt zu den Nürnberger Beschlüssen. Auch Wenzel gab dieselben bald wieder auf, weil man ihn wahrscheinlich darauf aufmerksam gemacht hatte, daß er durch die neue Landfriedens-Acte sein kaiserliches Ansehen in die Hände der den vier Kreisen vorgesetzten Fürsten gebe. Er kam deshalb gleich im folgenden Jahre wieder nach Deutschland und berief des Landfriedens wegen einen Reichstag nach Heidelberg (Juli 1384). Daß er hier ungeachtet der angeführten Vorgänge eine ansehnliche Zahl von Abgeordneten der Städte zusammenbrachte, um eine neue, auch den Städten genügende Einrichtung machen zu können, wird besonders dem alten einsichtsvollen Kurfürsten Ruprecht I. von der Pfalz zugeschrieben. Es ward in Heidelberg eine Friedensordnung, Einigung oder Stallung, verab-

redet, welche unbeschadet aller früheren Verbindungen vom Juli 1384 an bis zum nächsten Pfingstfeste und dann noch drei Jahre weiter im Reiche beobachtet werden sollte und den Städten wurde dabei nicht nur gestattet, ihren Bund beizubehalten, sondern sie sollten auch zur Kreisverwaltung und zu dem Bundesgericht zugezogen werden. Räumlich dehnte sich der Umkreis dieser Friedensordnung vom Hauenstein oberhalb Basel bis zur Lahn und zum Böhmenwald aus. Allein die Wiedervereinigung der Städte mit den Fürsten und mit der Ritterschaft war an die alten Bedingungen geknüpft; denn das Bundesgericht mußte auf die alten Satzungen und auf das in der Theorie fortbestehende Verhältniß halten, verweigerte Steuern mußten also bezahlt und die an Leopold übertragene Landvogtei anerkannt werden. Dies konnten und wollten die Städte sich um so weniger gefallen lassen, als sie durch ihren Bund die stärkere Partei bildeten. Gerade die beabsichtigte allgemeine Vereinigung mußte daher die Veranlassung zu einer allgemeinen Fehde werden. Ueberdies hatte Leopold von Oestreich gerade damals einen Krieg, den er wegen der Trevisaner Mark mit Franz von Carrara führte, beendigt und bedrohte jetzt die Städte mit seiner ganzen Macht. Sie verbanden sich daher 1385 in Constanz mit mehreren Städten des südlichsten Schwabens oder der jetzigen Schweiz, welche damals noch zum Reiche gehörte, aber nur, wenn es vortheilhaft war, Rücksicht auf dasselbe nahm. Diese mit den Urkantonen verbundenen schweizer Städte waren Zug, Zürich, Bern, Solothurn und Luzern. Auch sie hatten mit den benachbarten Grafen und Rittern, besonders mit dem Oberhaupt und Repräsentanten derselben, Leopold von Oestreich, unaufhörliche Streitigkeiten. Bei dem Bunde, den sie mit den schwäbischen Städten zu gegenseitiger Hülfeleistung schlossen, wurden die Letzteren offenbar übervortheilt; denn diese verpflichteten sich, den schweizer Städten überall zu Hülfe zu ziehen, die schweizer Städte sollten aber blos innerhalb eines engen Kreises zum Beistande verbunden sein.*) Selbst innerhalb dieses Kreises fanden die Letzteren bei drei oder vier Mahnungen, welche nach dem Constanzer Vertrag an sie ergingen, immer einen Vorwand, sich ihrer Verpflichtung zu entziehen. Die deutschen Städte und Bern mit ihnen hielten daher auch bald für rathsam, die Verbindung wieder aufzugeben und sich mit Leopold auszusöhnen, welcher gern die

*) In den Verhandlungen dieser Zeit nahmen sechs rheinische Städte sowie Regensburg einen besonderen Rang als freie Städte in Anspruch, gegenüber den anderen Reichsstädten; jene behaupteten, nie einem Kaiser gehuldigt und nie jenseits der Alpen Kriegsdienst geleistet zu haben, auch keiner Verpfändung zu unterliegen; ein angeblicher Vorzug, von welchem in späteren Jahrhunderten kaum mehr die Rede ist.

Hand dazu bot, weil ihm Alles daran liegen mußte, den Constanzer Bund zu trennen.

Dies geschah gerade in dem Augenblick, als Leopold nothgedrungen einen Krieg mit den vier Waldstätten beginnen mußte, um zu verhindern, daß diese ihm ohne Unterlaß Einkünfte und Unterthanen entzögen. Die Ritterschaft drückte nämlich in der Schweiz wie in Deutschland ihre Unterthanen mit Frohnden und mit Zöllen. In der letzten Zeit hatten daher die Luzerner öfters die an ihren Grenzen gemachten Zolleinrichtungen zerstört und die Unterthanen der Grafen und Herren in ihr Bürgerrecht aufgenommen. Daraus waren Fehden entstanden, in welchen die Luzerner stets vom ganzen Schweizerbunde unterstützt wurden und fast immer den Sieg davon trugen, weil die Schweizer zusammenhielten und das deutsche Reich, das seine Glieder hätte schützen sollen, ein leerer Schatten war. Auf diese Weise hatten Leopold und seine besten Freunde Vieles eingebüßt. Endlich trieb die Zerstörung eines festen Ortes, welchen die Luzerner zum Hohn der Grafen und Herren von Grund aus schleiften, diese und ihren Anführer Leopold zu einer vereinten Unternehmung, die durch Eberhard den Greiner und andere, welche den Eidgenossen „absagten", unterstützt wurde, die jedoch durch die Tollkühnheit, mit der sie begonnen wurde, den Rittern selbst verderblich ward und den Namen der Schweizer aufs neue in ganz Europa furchtbar machte. Leopold bot nämlich die ganze Ritterschaft der nördlichen Schweiz auf und führte sie, von einigen tausend elenden Lanzenknechten begleitet, gegen die Schweizer. Bei Sempach traf die Ritterschaft (Juli 1386) auf diese und begann mit ihrer gewöhnlichen unüberlegten Heftigkeit eine Schlacht, obgleich die Gegend dem geübten, vortrefflich bewaffneten und für Haus und Hof kämpfenden Fußvolk der Kantone durchaus günstig, für die schwer gepanzerten Pferde der Ritter dagegen ganz unwegsam war. Der Ausgang des Kampfes konnte nicht zweifelhaft sein, wiewohl dem Heere Leopold's nur 1500 Schweizer gegenüber standen; denn diese waren auserlesene Leute und hatten vor ihren Feinden nicht nur den Vorzug einer passenden Bewaffnung und großer Beweglichkeit voraus, sondern sie standen auch den eigentlichen Kämpfern an Zahl beinahe gleich, da die von Leopold mitgeschleppten Tausende elender Bauern keiner Erwähnung verdienen. Ueberdies ward die Schlacht gerade im heißesten Monat geliefert und man brauchte daher, als die Ritter absaßen, um zu Fuße zu kämpfen, dieselben nur umzuwerfen, weil sie sich nicht wieder erheben konnten und unter ihrer eigenen Rüstung ersticken mußten. Daß 2000 der armen Bauern Leopold's erschlagen wurden, ist keineswegs merkwürdig oder als ein besonderer Beweis schweizerischer Tapferkeit anzusehen; da-

gegen ward es für die Geschichte der Ritterschaft und des ganzen ihr unterworfenen Landes entscheidend, daß 650 Männer aus den ersten Häusern Deutschlands, unter ihnen Herzog Leopold selbst, in der Schlacht blieben. Die Eidgenossen schreiben den Sieg der römischen Heldenthat des Arnold von Winkelried zu, deren Wahrscheinlichkeit zu prüfen hier unnöthig sein würde. Er umfaßte, heißt es, die vorragenden Speere der Ritter, drückte sie in seinen Leib und bahnte auf diese Weise seinen mit Hellebarden und Streitäxten gerüsteten Landsleuten den Eingang in die geschlossenen, gepanzerten Reihen ihrer Feinde.*) Fortgesetzter Krieg, sowie Eroberung und Kauf vergrößerten seitdem den Bund der Schweizer, außerdem schlossen sich viele Herren, Ritter und Ortschaften an denselben an, theils um den Schutz der Kantone zu genießen, theils um den Ruhm derselben und den damit verbundenen Sold der italienischen Staaten zu theilen und auch Bern trennte sich damals wieder von Deutschland. Uebrigens erschien die Ritterschaft bald wieder im Felde; sie hatte aber bei Sempach ihre besten Streiter und in Leopold ihren tapfersten Führer verloren und erlitt zwei Jahre nachher (April 1388) bei Näfels von den Glarnern unter Matthias am Bühl eine neue blutige Niederlage, deren Andenken noch jetzt alljährlich am ersten Donnerstag im April dort begangen wird. Dies war der dritte Sieg, der dem Schweizer Fußvolke den Ruf der Ueberlegenheit über die unbeholfene gerüstete Ritterschaft verschaffte.

Auch für die deutschen Städte war das Treffen bei Sempach mittelbar vortheilhaft, weil sie dadurch Leopold's entledigt wurden. Wenzel bestellte statt seiner einen einfachen Edelmann, der kein fürstliches Gebiet zu bewahren oder zu erwerben hatte, zum Landvogt in Schwaben und versprach später (1387) sogar, daß er keinen Fürsten mehr zum Landvogt machen wolle. Doch fehlte es an Streitigkeiten zwischen

---

*) Die Untersuchungen beziehen sich zum Theil auf eine dichterische Beschreibung der Schlacht bei Sempach, die einem Mitkämpfer, dem Halbsuter von Luzern, zugeschrieben wird und jedenfalls zu den frischesten Schöpfungen der in jenem demokratischen Zeitalter aufkommenden Gattung historischer Volkslieder gehört; es schließt mit dem triumphirenden Ausrufe, daß der Löwe dem Stier seine Weide lassen müsse. Die That Winkelried's schildert der volksthümliche Dichter in den Worten: „Hiermit so that er fassen Ein Arm voll Spieß behend; Den Seinen macht' er ein Gassen, Sein Leben hat ein End." Aus dem entgegengesetzten Lager haben wir einen Bericht über dieselbe Schlacht von Peter Suchenwirt, einem wandernden Meistersinger, der um jene Zeit als eine Art von Hofpoeten in Oestreich fungirte; seine Litanei schließt mit dem kläglichen Spruche: „Das sechs und achtzig Jahr regniert Mit mancherhande Schmerzen; Deß klag' ich Peter Suchenwirt Mit Treuen in dem Herzen." Neuere Untersuchungen von O. Lorenz, Liebenau und Rauchenstein (letztere Aarau 1861 u. 62).

den Fürsten und Städten nicht und der innere Zustand von Deutschland blieb wie er gewesen war. Wenzel selbst war schon damals unabläßig mit der Jagd beschäftigt und gegen Reichsangelegenheiten so gleichgültig, daß er oft einen ganzen Monat lang zu keiner Unterschrift zu bewegen war. Auch kam er in zwei Jahren (1385—1387) nicht ein einziges Mal nach Deutschland, obgleich die Heidelberger Friedensordnung 1388 ihr Ende erreichte, wenn sich nicht der Kaiser Mühe gab, daß sie verlängert ward. Dabei ertheilte er einzelnen Reichsständen, welche zu ihm nach Böhmen kamen, ohne vorher eingezogene Erkundigung Urkunden und Privilegien, so daß diese oft mit anderen im Widerspruch standen und die Verwirrung vermehrten. Die deutschen Fürsten und vor allen der alte Kurfürst Ruprecht I. von der Pfalz sahen endlich ein, daß beim völligen Hinschwinden der Nationaleinheit und beim Mangel aller rechtlichen Ordnung das Reich nothwendig untergehen müsse und es geschahen daher rasch nach einander (1386) zwei Schritte, um das fürstliche und das königliche Ansehen wieder herzustellen. Zuerst schlossen viele Fürsten und Herren, um ihr Recht und ihr Ansehen gegen Willkürlichkeiten und besonders auch gegen die Städte und ihre Söldner zu schützen, ein Schutzbündniß mit einander; dieser Fürstenbund erhielt den an die Justiz der Assassinen erinnernden, dem westphälischen Geheimgerichte eigenen Namen der Vehme*) und hatte auch ungefähr die Einrichtung des westphälischen Vehmgerichts, welches, eine Anomalie wie alles Andere, zuweilen durch einen gerichtlichen Mord an Recht, Gesetz und Ordnung erinnerte. Dann schickten die Urheber dieses Bundes, welcher am Ende den Kaiser ganz entbehrlich machen konnte, eine Deputation an Wenzel und ließen ihm nicht nur die Bitte, daß er nach Deutschland kommen möge, vortragen, sondern wahrscheinlich auch zugleich andeuten, man müsse einen König absetzen, der sich um das Reich nicht bekümmere.

Wenzel kam im nächsten Frühjahr (1387) nach Nürnberg, gab aber zugleich zu erkennen, daß er den Fürsten und ihrem Bunde nicht viel Gutes zutraue. Er zeigte sich den Städten sehr günstig, beruhigte sie, wie bereits angegeben ward, wegen der Landvögte und verbürgte 39 Städten den Heidelberger Landfrieden, wogegen diese ihm ihren Beistand versprachen, wenn die Fürsten den Versuch machen sollten, sich seiner zu entledigen. Dadurch wuchs dann der Trotz und Uebermuth der Krämer, Handwerker und Ackerleute und der als Patricier

---

*) Im November 1386 warnt das demokratische Ulm die rheinischen Städte, „es hätten etliche Fürsten und Herren insgeheim ein Bündniß, die Faym, beschworen und vermehrten dasselbe alle Tage.“

mit ihnen vereinigten Glieder des Ritterstandes, welche die Bevölkerung der Städte ausmachten; es schlossen sich immer mehr Landstädte an die ursprünglich kaiserlichen Städte an und alle Fürsten und Herren waren von einer städtischen Demokratie gefährdet. Man rüstete sich daher von beiden Seiten um so mehr zum Kriege, als das Ende des Heidelberger Landfriedens herannahte. Zur Verlängerung desselben schrieb Wenzel auf den Herbst eine Versammlung nach Mergentheim aus, zu welcher er jedoch nicht selbst kam, sondern drei seiner Räthe schickte. In dieser Versammlung ward dann auf Grundlage der Heidelberger Artikel ein neuer Landfriede bis zum Jahre 1390 zu Stande gebracht. Allein schon 14 Tage später wurde derselbe gebrochen und es entstand ein förmlicher Krieg zwischen den Städten und Fürsten. Der Herzog Friedrich von Baiern-Landshut ließ nämlich im November 1387 den Erzbischof Pilgrim von Salzburg, mit welchem er über mancherlei Dinge im Streit lag, bei einem Vergleichsversuche zu Raitenhaslach treuloser Weise gefangen nehmen, obgleich derselbe ein Verbündeter der Städte und von ihnen ausdrücklich wegen jener Streitigkeiten in den Mergentheimer Landfrieden aufgenommen worden war. Die Städte nahmen sich ihres Verbündeten an und da die baierischen Herzoge unmittelbar nachher auch den Straßenraub gegen alle Waaren und Güter, welche von Bürgern der Reichsstädte durch ihr Gebiet geführt wurden, wieder begannen, so war der Krieg unvermeidlich. Wenzel selbst schickte einen Absagebrief an den Herzog Friedrich, beauftragte die Städte mit der Beschützung und Vertheidigung des Landfriedens und soll ihnen anfangs sogar einiges Hülfsvolk aus Böhmen geschickt haben; sonst nahm er aber an dem damals zwischen den beiden Theilen der Nation ausbrechenden Kriege keinen Antheil.

Die sämmtlichen schwäbischen, fränkischen und rheinischen Städte hielten eine Versammlung und erließen bereits im Januar 1388, wie es in dem Actenstück heißt, von ihrer Aller wegen eine Kriegserklärung an die Fürsten. Auf diese Weise begann zugleich in Schwaben, in Franken und am Rhein ein Krieg, in welchem beide Theile, die Städte wie die Herren, durch Rauben, Brennen und Morden gegen einander wütheten. Die Städte gebrauchten dabei gemiethetes Volk, das sich den ärgsten Unfug gegen die armen Unterthanen der Fürsten und gegen das Landvolk überhaupt zu Schulden kommen ließ. Dadurch steigerten sie bei ihren Gegnern die Erbitterung bis auf den höchsten Grad. Anfangs bedrängten sie die baierischen Lande schwer, so daß diese sich sogar an den König von Frankreich, der mit Herzog Stephan's Tochter Isabeau vermählt war, um Hülfe wandten. Inzwischen erbot sich Pfalzgraf Ruprecht zur Vermittelung des Streites und nament-

lich die bedachtsamen Nürnberger zeigten sich bereit, darauf einzugehen. Doch zerschlugen sich die Unterhandlungen und die sonst unter einander nicht gerade sehr einträchtigen Landherren hielten von nun an gegen den republikanischen Uebermuth der Städte fest zusammen. Der Vortheil war bald auf Seiten der Fürsten und Ritter. Diese griffen zu gleicher Zeit in verschiedenen Gegenden ihre Feinde einzeln an; die eigentliche Bürgermacht der Städte konnte nicht beständig im Felde sein, wie die Ritter, deren einzige Beschäftigung die Jagd und der Krieg war; auch hatten die Städte, neben einer allerdings großen Zahl ländlich und bürgerlich Gewaffneter, so wenige ritterlich Geübte unter ihren Truppen, daß sich z. B. in einer der Hauptschlachten dieses Krieges unter den Ulmern nur 83, unter den Baselern nur 70, unter den Nürnbergern nur 72 und unter den Lindauern gar nur 2 Mann in voller Rüstung befanden. Die Führer der Söldnerschaaren, meist Adeliche, waren mit dem Herzen wenig bei der Sache, für die sie fechten sollten. Die fränkischen Städte erlagen ohne eine entscheidende Schlacht einzeln den Waffen des Burggrafen von Nürnberg und des Bischofs von Würzburg, welchen die Markgrafen von Thüringen und Meißen Hülfe gesandt hatten. Die schwäbischen Städte wurden durch Eberhard von Würtemberg bei Döffingen mit Einem Schlage niedergeworfen (August 1388). Sie hatten kurz vorher einen verheerenden Zug durch Eberhard's und seiner Verbündeten Gebiet unternommen und belagerten gerade den befestigten Friedhof von Döffingen, wohin das unglückliche Landvolk alle seine Habe gerettet hatte, als Eberhard und sein Sohn Ulrich, unterstützt vom Pfalzgrafen Ruprecht dem Aelteren, von Rudolf von Baden, dem Bischof von Würzburg und vielen Grafen, mit ihrer Ritterschaft zur Rettung und Rache herbeieilten. Das Heer der Städte, welches 4000 streitbare Männer, aber auch ein nur des Raubes wegen mitgezogenes, völlig unbewaffnetes Gesindel von tausend Mann enthielt, leistete tapferen Widerstand und erschlug 600 Feinde, unter denen sich auch Ulrich befand; Eberhard erfocht aber dennoch einen glänzenden Sieg, besonders lebhaft unterstützt durch eine unvermuthet einbrechende Schaar pfälzischer Ritter.*) 1500 Reisige vom Heere der Städte fielen im Kampfe, ihre Anführer und Ritter geriethen entweder in Gefangenschaft oder wurden erschlagen; unter den Letzteren war der Feldhauptmann von Ulm, Konrad Besserer; nur Wenige retteten sich durch die Flucht. Drei Monate nachher erlitten auch die rheinischen Städte,

*) Erst später wird Wolf von Wunnenstein, der gleißende Wolf, dem Grafen ebenso feind wie den Städtern, als Derjenige genannt, der durch plötzliches Eintreten in die Schlacht dieselbe entschieden habe; s. unten.

welche mit gedungenem Gesindel die Pfalz verheert hatten, eine furchtbare Niederlage. Sie wurden bei Pfeddersheim durch den Pfalzgrafen Ruprecht I. so geschlagen, daß von ihrem Heere nur 100 Mann entkamen. Hierauf erging es den Frankfurtern ebenso. Sie hatten zwar, 200 Mann stark, einen Sieg über die Ritter des Taunus erfochten und die Höfe und Forsten von Kronberg verheert (Mai 1389); während sie aber mit Beute heimkehrten, wurden sie zwischen Eschborn und Praunheim von einem Zuge pfälzischer Ritterschaft überfallen, denen nachher noch 200 Lanzen vom Harste (der Reisigenschaar) des Pfalzgrafen Ruprecht zu Hülfe kamen; gegen hundert Frankfurter wurden getödtet und über 600 gefangen genommen; das starke Lösegeld, das für diese zu leisten war, verursachte später in der Stadt ein großes Wehklagen. Auf diese Weise erlagen die Städte allenthalben der Uebermacht der Fürsten und Ritter. Unterdessen war in Deutschland alle Ordnung völlig aufgelöst und es ging daselbst ebenso her, wie jetzt in Afrika oder in Kurdistan. Erzählen uns doch etwas spätere Chroniken mit großer Behaglichkeit und mit beifälliger Bewunderung, daß Eberhard's Erbfeind, der gräßliche Wolf von Wunnenstein, bei Döffingen blos deshalb seinem Feinde Eberhard zu Hülfe gekommen sei, weil er die Bürger noch mehr gehaßt habe als diesen und daß er unmittelbar nachher wieder den armen Bauern Eberhard's fast unter den Augen desselben ihre Heerden geraubt! Dieselben Chroniken berichten daher auch ganz ruhig und als etwas ganz Gewöhnliches, daß sich beim Heere der schwäbischen Städte mehr als tausend Menschen befanden, welche, wie im Orient Raben und andere Raubvögel, demselben blos der Beute wegen folgten, daß in dem rheinischen Heere 60 allgemein bekannte Räuber und Diebe waren und daß der Pfalzgraf diese in einem Ziegelofen verbrennen ließ, also auf eine Weise bestrafte, welche ebenso roh war, als die von ihnen begangenen Verbrechen.

Die Städte hatten die Blüthe ihrer Mannschaft verloren, sie mußten für die Auslösung ihrer Gefangenen sehr bedeutende Summen zahlen, sie wurden von allen Seiten gedrängt und zugleich von dem vorher mit ihnen verbundenen Theile der Ritterschaft verlassen. Sie wandten sich daher an den Kaiser. Auch die Fürsten hatten jedoch bereits mit diesem Verbindungen angeknüpft und forderten ihn auf, den Bund der besiegten Städte zu trennen und nach Deutschland zurückzukommen, um durch Decrete dasjenige zu vollenden, was sie selbst im Felde so glücklich begonnen hatten. Wenzel war in großer Verlegenheit, so daß er damals sogar auf den Gedanken kam, die deutsche Krone niederzulegen. Er schrieb auf Ostern 1389 einen Reichstag nach Eger aus, nachdem er den Abgesandten der Fürsten die bittere

Antwort ertheilt hatte, daß er nicht Lust habe, gleich seinem Vater und Großvater die böhmischen Gelder auf Reisen in Deutschland zu verwenden. Schon vor der Eröffnung des Reichstages ward er durch den Herzog Friedrich von Baiern, welcher zu ihm reiste, gegen die Städte eingenommen; auf dem Reichstage selbst erschienen nur wenige Abgeordnete von diesen, dagegen aber lauter solche Fürsten und Bischöfe, welche geborene Feinde der bürgerlichen Selbstständigkeit und der von keiner Mittelbehörde, sondern blos vom Kaiser abhängigen Städteverwaltungen waren. Es kann uns daher auch nicht wundern, daß Wenzel noch vor der Abfassung eines neuen Reichsbeschlusses die Bündnisse der Städte in einem besonderen Ausschreiben als feindlich gegen Kaiser und Reich, auch Gott und dem Rechte zuwider bezeichnete und daher aufhob, die Bündnisse der Fürsten und Ritter aber mit Stillschweigen überging. Sein Befehl fand jedoch solchen Widerstand, daß man in dem Landfrieden, welcher zu Eger verabredet wurde, alle Bündnisse ohne Unterschied untersagen mußte. Zugleich wurden in dieser neuen Friedensordnung, welche man dem geduldigen Pergament anvertraute, Schiedsgerichte, sowie Maaßregeln zur Vollstreckung ihrer Urtheile angeordnet. Die Sache hatte indessen für die Dauer nicht viel mehr Erfolg als ähnliche frühere Verordnungen: einige Städte erklärten sogar ausdrücklich, daß sie trotz des Reichstages ihren Bund beibehalten würden, und auch die meisten Ritterbündnisse blieben fortbestehen; ja der Bund der Schlegler, vom niederen Adel in Schwaben und am Rhein begründet, trat von dieser Zeit an erst recht hervor und veranlaßte die größeren Landesherren zum Einschreiten, wobei ihnen mitunter die Städte behülflich waren. Letzteres war der Fall im Jahr 1395, als Graf Eberhard der Milde von Würtemberg, Nachfolger des Greiners, mit Unterstützung von Städten, darunter sogar Ulmer, drei „Schlegelkönige" zu Heimsheim oder Heimsen gefangen nahm, kurz bevor Wenzel das Mandat erließ, die Gesellschaft „als gröblich wider ihn und das Reich", müsse sich auflösen.

Die größte Merkwürdigkeit in dem 1389 zu Eger abgefaßten Actenstück ist der Rang, den das Bürgerthum trotz seiner letzten Niederlage zum ersten Male von Kaiser und Reich erhielt. Die Artikel von Eger beginnen nämlich mit den Worten: „Die Kurfürsten, Fürsten, Herren und Städte sollen einander behülflich sein, das Recht nach Anweisung des Landfriedens zu handhaben", und es wird dann weiter verordnet, daß ein Schiedsgericht eingesetzt werden soll, zu welchem die Kurfürsten, Fürsten und Herren einerseits und die Städte andererseits je vier Männer aus ihrer Mitte zu ernennen hätten. Die Reichsstädte erscheinen also hier zum ersten Male neben den Fürsten, Grafen und Herren als eigent-

licher Reichsstand. So bedeutend waren die Fortschritte, welche Handel und Gewerbe in Deutschland gemacht hatten. Diese waren alleiniges Eigenthum des Bürgerstandes, auch der ritterliche Minnegesang war damals schon in den bürgerlichen Meistergesang übergegangen und im folgenden Jahrhundert nahm die Poesie ihren Sitz sogar ausschließend in den Städten.

Wenden wir uns zur Betrachtung des Charakters von Wenzel, so hat dieser Kaiser in unseren Tagen, wo man ja auch einen Wallenstein zum Helden und Napoleon zum Gott gemacht hat, ebenso wie der Dänenkönig Christian II. eifrige Vertheidiger gefunden. Wir für unseren Theil wagen freilich nicht, dem Augenschein Trotz zu bieten oder sophistisch zu beweisen, daß das weiß sei, was der gesunde Menschenverstand seit vielen Jahren schwarz gefunden hat; nichtsdestoweniger müssen wir gestehen, daß Wenzel viele gute Eigenschaften hatte, und daß er, was sehr schwer war, zugleich in Böhmen auf slavische Weise und in Deutschland nach germanischem Herkommen regieren mußte. Er war zum Unglück von seinem Vater pedantisch gehalten und Tage lang auf der Schreibstube gelangweilt worden, gab sich nachher, als er sein eigener Herr ward, leidenschaftlich der Jagd, sowie in Folge einer Krankheit dem Trunke hin und sank später immer tiefer herab. An und für sich war er keineswegs ein roher Mann, sondern vielmehr gut unterrichtet, freundlich, gewandt und gerecht; er besaß dabei natürlichen Verstand und viel Mutterwitz und hatte auch in seinem Cabinet Leute von Einsicht und Energie. Allein seine zügellose Jagdliebe und seine unmäßige Trunksucht rissen ihn oft bis zu einem solchen Grade von Wildheit und Jähzorn hin, daß er wie ein reißendes Thier wüthete. Man wird unter diesen Umständen leicht begreifen, wie es möglich ist, zugleich viel Gutes und viel Böses von ihm zu sagen. „Wenn er", sagt ein Berichterstatter, der ihn persönlich kannte, „nur bis zu einem gewissen Maaße getrunken hatte, so waren seine Geisteskräfte erhöht und er zeigte sich witzig und lustig mit Verstand; überschritt er aber im Trinken das Maaß oder hatte er sich, in Begleitung roher Genossen und von den verständigen Männern seines Rathes getrennt, in seine Schlösser und Wälder vergraben, dann trat jene Raserei und Mordwuth ein, welche oft die eigentlichen Trinker ergreift und meist Schlaffheit oder Wahnsinn zur Folge hat. In solchen Stunden beging er die ärgsten Thorheiten und Grausamkeiten, welche er nachher in nüchternem Zustande bereute." Die Erzählungen von diesen Verbrechen sind übrigens später unstreitig vervielfältigt und ausgeschmückt worden. Einige wenige mögen hier folgen, um zu zeigen, was man von Wenzel's Jähzorn und von seinen trunkenen Streichen erzählte hielt ungeheure Hunde und

hatte immer einen von ihnen Nachts an seinem Bette liegen; von diesen erstickte einer (1386) seine erste Gemahlin Johanna (eine Tochter des baierischen Herzogs Albrecht von Holland), ein anderer einen seiner treuen Räthe. Er selbst soll einst auf der Jagd ganz kaltblütig einen Mönch niedergeschossen haben. Da diese Anekdoten, welche sich zum Theil auf die früheren besseren Jahre Wenzel's beziehen, von einem Manne erzählt werden, der erst im Jahre 1412, als Wenzel schon ganz gesunken war, zu ihm nach Böhmen kam, so erscheinen sie nicht sehr zuverlässig; wir wollen daher die böhmische Gerechtigkeit, welche Wenzel übte, an einer durchaus beglaubigten Begebenheit seiner früheren Jahre zeigen. Die Einrichtung der Universität zu Prag, auf welcher die deutschen Studenten und Professoren große Vorrechte vor den Böhmen voraus hatten, war der noch jetzt in England bestehenden ähnlich: die verschiedenen Corporationen enthielten nämlich die angesehensten Männer in und außerhalb Prag, so daß die vielen Tausende, welche zu denselben gehörten, alle gebildeten Klassen und Personen des reifen Mannesalters umfaßten. Diese machten bei den Streitigkeiten, welche durch die großen Vorrechte der deutschen Studenten von Zeit zu Zeit hervorgerufen wurden, von dem überall geltenden Faustrecht Gebrauch und die ungeheuren Herbergen der Stadt bildeten dann Kasernen und Festungen der Studenten. Als nun einst bei einem solchen Streite die böhmischen Studenten sich in zwei Wirthshäusern versammelten, um von da aus die deutschen zu bekriegen, ließ Wenzel die beiden Wirthe verhaften und aus dem einzigen Grunde, weil sie diese Versammlungen in ihrem Hause geduldet hatten, öffentlich enthaupten.

Mit den Bürgerschaften stand sich Wenzel sowohl in Deutschland als in Böhmen ganz gut; auch war und blieb er bei den niederen Ständen, deren Sitten er hatte, deren Sprache er redete und denen auch seine Diener und Beamten meistentheils angehörten, stets beliebt. Dagegen lag er mit der Geistlichkeit und dem Herrenstande oft in Streit. Ein Hauptgrund dieses Zwistes war die fortwährende Geldverlegenheit Wenzel's, welche daher rührte, daß ein großer Theil der Krongüter an die Geistlichen und Ritter gekommen war. Der Erzbischof von Prag besaß allein acht Städte und Herrschaften und sieben feste Orte, welche ehemals der Krone gehört hatten. Vom Adel zog Wenzel eine Anzahl früherer Krongüter auf gewaltsame und blutige Weise wieder an sich, nachdem er vorher den gütlichen Weg vergebens eingeschlagen hatte. Er wies auf einem Landtag (1389) den Ständen die Unmöglichkeit nach, seine Ausgaben mit den ihm übriggebliebenen Einkünften zu bestreiten und ersuchte sie deshalb, den Ausfall zu decken. Als die Stände nach langen Berathschlagungen

seine Bitte zurückwiesen, half er sich durch ein echt türkisches Mittel. Er vereinigte eine Anzahl Truppen und versammelte dann seine Ritterschaft auf freiem Felde unter Zelten. Hier ward einer der Herren nach dem anderen vorgerufen und von Wenzel selbst aufgefordert, anzugeben, welche Summe er ehemals auf das in seinen Besitz gekommene Krongut geliehen, und was er aus dem Gute bezogen habe, damit man abrechnen könne. Wer hierauf nicht eingehen wollte, ward augenblicklich in ein besonderes Zelt gebracht und daselbst enthauptet.

Mit der Geistlichkeit, welche ebenso wie die Ritterschaft von Abgaben frei sein wollte und doch den größten Theil der liegenden Güter besaß, verfuhr Wenzel meistens nicht schlimmer, als sie durch ihre Sitten und ihre Habsucht verdient hatte. Auch hatte er hierin die volle Zustimmung der städtischen Behörden, und das von ihm eingehaltene Verfahren war so durchgreifend, daß sich die geistlichen Herren gern fügten. Das sehen wir gleich im Anfange seiner Regierung (1381), als das Domkapitel in Breslau sich einen argen Mißbrauch der geistlichen Gewalt erlaubte. Der Dechant hatte nämlich, im Widerspruch mit der damaligen kleinlich strengen Zunft- und Stadtabgaben-Verfassung, fremdes Bier nach Breslau kommen lassen und der Magistrat dasselbe weggenommen. Dafür thaten die Geistlichen die ganze Stadt in den Bann und stellten jeden Gottesdienst ein. Wenzel nahm Partei für die Stadt, jagte das Domkapitel auf zwei Jahre hinaus und gab dessen Güter preis, bis sich die Geistlichkeit in seinen Willen fügte. Er konnte übrigens ohne Bedenken auf solche Weise mit dem Klerus verfahren, weil dieser bei den Böhmen durchaus nicht beliebt war und weil die römischen Päpste wegen der Kirchenspaltung es nicht gern mit ihm verderben wollten. Er selbst war von dem kindischen Aberglauben, dem mechanischen Gottesdienst und der Reliquien-Verehrung seines Vaters weit entfernt. In Bezug auf die Kirchen-Disciplin verfuhr er nach seinen eigenen Grundsätzen; er wollte z. B. bei seinem oft ganze Monate dauernden Jagdleben in den dichten Wäldern von den dazu schlecht passenden Fasten nichts wissen, und der päpstliche Legat mußte deshalb, so sehr auch die Geistlichen dagegen tobten, ihn und seinen ganzen Hof von den Fasten dispensiren. Ebenso war er in Rücksicht des Dogmas sehr aufgeklärt und suchte auch unter das Volk bessere Begriffe zu bringen; denn obgleich er würdige Geistliche, ja selbst Klöster von Zeit zu Zeit königlich beschenkte, so beförderte er doch auch die Predigt der rein biblischen Lehre, welche durch Wycliffe's Schriften aus England nach Böhmen verpflanzt wurde, und verkündigte in seinen königlichen Schreiben das Bedürfniß und die Nothwendigkeit, die Religion in der Landessprache zu lehren. Er verhöhnte unter Andern ganz laut die Lehre

vom Fegfeuer, und als zwei reiche Bürger die nachher durch Hussen's Predigten berühmt gewordene Kirche Bethlehem zu Prag erbauten, damit eine Stätte vorhanden sei, in welcher dem Volke statt der Ceremonieen und des Bilderdienstes die Predigt des göttlichen Wortes in der Landessprache dargeboten wurde, so bestätigte Wenzel nicht blos die Stiftung, sondern er erklärte dabei auch ausdrücklich, daß diejenige Art von Gottesdienst, für welche die Kirche Bethlehem gegründet wäre, die einzig wahre und fruchtbringende sei. Ueber die Pfarrer seines Erblandes hielt er strenge Polizei und er selbst brachte die zu diesem Zwecke angeordneten Maaßregeln in Ausführung. Er holte z. B. einst in eigener Person die Gesellschafterinnen der Prager geistlichen Herren aus den Häusern derselben und ließ sie, gerade wie zu der nämlichen Zeit der Stadtrath von London es machte, sammt den Geistlichen an den Pranger stellen. Bei allen diesen Maaßregeln fand er so wenig Widerstand, daß er sogar einmal bei einer offenbaren Ungerechtigkeit gegen den Erzbischof von Prag, Johann von Jenstein, ohne Nachtheil für sich wie ein Wahnsinniger rasen konnte. Der Erzbischof gerieth nämlich (1383) über die Fischerei in der Elbe mit dem Hofmarschall in Streit, zerstörte ein von diesem erbautes Wehr und weckte dadurch Wenzel's Jähzorn. Dieser ließ ihn auf dem Karlstein festnehmen und gab, um von ihm und dem Prager Domkapitel Gehorsam zu erzwingen, die geistlichen Güter in der Stadt der Beraubung eines Jeden preis. Er erreichte dadurch seinen Zweck vollkommen, weil es nicht an Leuten fehlte, die sich auf Unkosten der Geistlichkeit zu bereichern suchten. Bei einem anderen Streite mit dem Prager Domkapitel ließ er sich zwar in einen Proceß ein, sicherte aber nachher durch eine kaiserliche Verordnung seine Regentenrechte; denn er gebot, daß künftig die böhmischen Pfründen nicht mehr nach dem Gutdünken der Kapitel oder nach päpstlichen Bewilligungen ausgetheilt, sondern lediglich an seine Hofgeistlichen und an die Regierungsbeamten, welche bekanntlich damals gleich den Aerzten fast nur aus den Geistlichen genommen wurden, gegeben werden sollten. Im Jahr 1389 brach in der Hauptstadt eine der grausamsten Judenverfolgungen aus, gewiß ohne Wenzel's Veranlassung, indem derselbe die Juden, wie alle zurückgesetzten Stände, zu begünstigen pflegte, doch benutzte er die begangenen Greuel, um die geraubten Reichthümer an die königliche Kammer zu bringen.

Wenzel's Jähzorn trieb ihn 1393 zu einem barbarischen Verfahren gegen die ersten Geistlichen von Prag, welches ihm in ganz Europa den Ruf eines moralischen Ungeheuers verschaffte, obgleich er dies, von einzelnen Handlungen abgesehen, gewiß nicht war und obgleich in jener Zeit noch gräßlichere Handlungen unbestraft blie-

ben oder kaum Aufsehen machten. Der Erzbischof von Prag war ihm aus vielen Ursachen zuwider, besonders auch darum, weil er zu den vielen böhmischen Herren gehörte, die sich auf Unkosten der Krone bereichert hatten; Wenzel wurde daher doppelt erbittert, als sich derselbe seiner Justiz zu widersetzen oder zu entziehen suchte. Der Unterkämmerer des Königs oder mit anderen Worten der angesehenste Rechts- und Verwaltungsbeamte in Böhmen, Siegmund Huler, war mit dem Erzbischof über weltliche und geistliche Gerichtsbarkeit in Streit gerathen und deshalb von ihm ohne Rücksicht auf sein Amt in den Bann gethan worden. Ja der Erzbischof unterstand sich sogar, ihn durch seinen Official, Nikolaus Puchnik, und den Generalvicar Johann aus Pomuk (Nepomuk) vor sein geistliches Gericht laden zu lassen. Uebrigens hatte er auch den Hofmarschall und andere Hofleute, mit denen er in Zwist war, ganz nach der Weise tobender Geistlichen behandelt, und sie z. B. in einer dem Könige eingereichten Klageschrift Gottes und der Kirche größte Feinde, des Teufels Handlanger und des Antichrists Botschafter genannt. Endlich reizten die geistlichen Herren noch den König, indem sie die Kladrauer Abtei nach dem Tod ihres Inhabers rasch und gegen die Absichten Wenzel's neu besetzten. Dieser gerieth in Wuth, die sich noch steigerte, als seine ersten Beamten sich bei ihm in der Stadt Bethlern, wo er damals gerade residirte, über die Anmaaßungen des Erzbischofs beschwerten. Er eilte sogleich nach Prag und ließ den Erzbischof vor sich rufen. Dieser hatte sich jedoch bereits mit den beiden genannten Geistlichen glücklicher Weise aus der Stadt geflüchtet. Wenzel schickte ihm ein kurzes Billet nach, dessen Inhalt wörtlich so lautete: „Du, Erzbischof, gib mir Raudnitz und meine anderen Schlösser zurück und packe dich fort aus meinem Böhmen; und wenn du etwas gegen mich oder meine Leute unternimmst, so will ich dich ersäufen und so den Streit beendigen. Komm' nach Prag!" Man sieht übrigens aus diesem sonderbaren Schreiben, daß Wenzel dem Erzbischof hauptsächlich wegen der Krongüter zürnte. Dieser war kaum nach Prag zurückgekehrt, als Wenzel den erzbischöflichen Official, den Vicar desselben und andere Geistliche ins Gefängniß werfen ließ; der Erzbischof selbst wußte der Verhaftung zu entgehen, er floh in seinen festen Palast und schützte sich hier durch zahlreiche Bewaffnete. Mit den Verhafteten verfuhr Wenzel nach seiner gewöhnlichen Art: dem Official und seinem Vicar drohte er gleich anfangs, er werde sie ins Wasser werfen lassen, einen anderen Domherrn mißhandelte er mit eigener Hand. Dann verlangte er von ihnen, sie sollten eine Schrift unterzeichnen, in welcher sie des Königs Ansehen anerkannten und sich von dem Erzbischof lossagten. Nur zwei ließen sich dazu bewegen,

Puchnik und Pomuk verweigerten standhaft ihre Unterschrift, obgleich sie auf die Folter gespannt wurden und Wenzel selbst die Fackel des Henkers ergriff, um sie mit eigener Hand zu brennen. Dies machte den jähzornigen König völlig wüthend. Er ließ den Johann von Pomuk so knebeln, daß er sich nicht rühren konnte, und dann von einer Brücke herab in den Moldau-Fluß werfen, wo derselbe ertrank (März 1393). Gleich nachher bereute Wenzel seine Heftigkeit. Er bot dem Erzbischof die Hand zum Frieden, und dieser versöhnte sich sowohl mit ihm, als mit dem Unterkämmerer. Den Letzteren behandelte Wenzel später ebenso, wie die Domherren behandelt worden waren: er ließ ihn auf demselben Rathhause, wo man diese gefoltert hatte, enthaupten; Puchnik aber wurde im Jahre 1402 durch den Besitz der erzbischöflichen Würde von Prag entschädigt.*) Während des Streites zwischen Wenzel und dem Erzbischof hatten Mönche und Weltgeistliche durch Processionen und allerlei andere Feierlichkeiten das Volk ebenso für sich zu bearbeiten verstanden, als die französischen Demokraten 400 Jahre später dasselbe durch ähnliche Mittel gegen sie gewannen. Der Erzbischof glaubte daher einer reichen Entschädigung gewiß zu sein. Als er sich hierin betrogen sah, nahm er Theil an einer insgeheim gegen den König geschlossenen Verbindung. Dies veranlaßte neuen Zwist; Wenzel behauptete aber seine Regentenrechte. Der Erzbischof ging hierauf nach Rom, wurde jedoch sogar vom Papste seinem Schicksale überlassen, weil Bonifacius IX. keine Lust hatte, gegenüber einem Wenzel die Rolle eines Gregor VII. oder Innocenz III. zu spielen. Im Jahre 1396 brachte ihn endlich Wenzel's Bruder, Johann von Görlitz, welcher überhaupt dem Kaiser stets zu helfen suchte, zu dem Entschlusse, sich freiwillig zurückzuziehen.

Noch gefährlicher, als Wenzel's Streit mit dem Erzbischof von Prag, war das, was sein Bruder Sigismund und seine Vettern Jobst

---

*) Der Tod des Generalvicars Johann Welfin aus Pomuk, der früher Notarius des Erzbischofs und Doctor des kanonischen Rechtes war, wurde von der Geistlichkeit geflissentlich mit legendarischen Zusätzen umgeben, indem man ihn zu einem Nationalheiligen umschuf, dessen Bild die Erinnerung an Huß aus dem Sinne des Volkes verdrängen sollte. Daher die Erdichtung, er sei Beichtvater der Königin gewesen, welche in Folge der rohen Jagdgewohnheiten Wenzel's umgekommen sei, und habe die Beichtgeheimnisse derselben nicht verrathen wollen. Aber die Königin Johanna war schon lange verstorben; bereits im Jahre 1389 hatte sich Wenzel, um die Zeit, da er sich den Städten entfremdete und dem baierischen Hause wieder näherte, mit Sophia von Baiern vermählt. Die Letztere war eine Anhängerin des Huß und hatte gerade diesen zum geistlichen Vertrauten. Die Sage von Nepomuk, dem Wasser- und Brückenheiligen, welcher auch Regen spendet und gegen Verleumdungen schützt, erhielt einen neuen Aufschwung, als derselbe 1729 auf Betrieb der Jesuiten kanonisirt wurde.

(Jodocus) und Prokopius gegen ihn thaten. Diese lohnten ihm das Gute, welches er ihnen während seiner Regierung erwies, mit schnödem Undank. Sie hatten am wenigsten Grund und Recht, ihn anzuklagen; denn wenn sie auch vielleicht persönlich weniger tadelnswerth waren und namentlich Jobst nicht geringe Gelehrsamkeit und Schlauheit besaß, so regierten sie doch die ihnen anvertrauten Fürstenthümer schlechter als er. Alle drei waren freilich nicht Trunkenbolde wie er, dagegen waren sie aber in anderer Hinsicht ausschweifend, was dem König Wenzel nur mit dem größten Unrecht vorgeworfen werden könnte. Sigismund war, wie bereits erzählt ist, mit der Erbin von Ungarn, Maria, verlobt. Bald nach dem gewaltsamen Tode des ungarischen Gegenkönigs Karl III. von Neapel hatten die rohen Magnaten, unter Anführung der Familie Horwathi, die Mutter seiner Braut erdrosselt und sie selbst gefangen gesetzt. Unterstützt von Wenzel, befreite Sigismund (1387) seine Braut und erwarb sich dadurch endlich den ungarischen Thron, da gleich nachher seine Vermählung vollzogen ward. Dies machte ihn jedoch keineswegs mächtiger, im Gegentheil, es brachte ihn in größere Verlegenheit, weil er schon vorher sein väterliches Erbe zugesetzt und seine Güter verpfändet hatte, in Ungarn aber weder Abgaben erheben, noch auf die Treue der Magnaten rechnen konnte. Sigismund's Verhältniß zu den Ungarn, das ihm viele Händel zuzog, war am verderblichsten für die Markgrafschaft Brandenburg; denn diese fiel, nachdem Karl IV. wenigstens für einige Zeit Ruhe und Frieden hergestellt hatte, unter Sigismund wieder in die frühere Verwirrung und Unordnung zurück. Da Sigismund nicht nur in Brandenburg und in Ungarn mit Schwierigkeiten aller Art zu kämpfen hatte, sondern sich auch in die polnischen Angelegenheiten verwickeln ließ, so war er in beständiger Geldverlegenheit. Er mußte daher schon 1388 die Mark Brandenburg mit der Kurwürde an seine Vettern, Jobst und Prokopius von Mähren, verpfänden. In Verbindung mit dem einen dieser Beiden, Jobst, der ihm das meiste Geld geliehen und dem er nach des kinderlosen Oheims Tode (1383) auch das Stammland Luxemburg überlassen hatte, suchte Sigismund nachher aus der Lage seines Bruders Wenzel Vortheil für sich zu ziehen, während die anderen beiden nächsten Verwandten desselben, sein Bruder Johann von Görlitz und sein Vetter Prokopius, dem Kaiser stets ihren Beistand gewährten. Jobst stand mit den unzufriedenen böhmischen Landherren ganz offen im Verkehr, Sigismund unterstützte dieselben insgeheim; im Jahr 1390 schlossen Beide auch einen sehr verdächtigen Vertrag mit dem Herzog Albrecht III. von Oestreich, einem Feinde Wenzel's; 1393 verwandelten sie diesen Vertrag sogar in ein förmliches Schutz- und Trutzbündniß, welches nur gegen Wenzel gerichtet

sein konnte. Auch hängt der Frevel, den bald nachher ein großer Theil des böhmischen Adels, der Herrenbund, auf Anstiften Jobst's gegen den Kaiser unternahm, offenbar mit diesem Bündnisse zusammen.

Viele böhmische Herren entwarfen im Einverständniß mit Jobst den Plan, Wenzel insgeheim gefangen zu nehmen und so lange festzuhalten, bis er ihnen die entrissenen Güter sowie auch Theilnahme an der Regierung zurückgegeben und seinem Vetter Jobst allerlei Zugeständnisse gemacht habe. Dies führten sie unter der persönlichen Leitung des Letzteren im Mai 1394 aus. Wenzel ward auf einer Reise überfallen und als Gefangener, wie es hieß unter ehrenvollem Geleite, in das Prager Schloß gebracht. 26 Tage lang weigerte er sich, den unverschämten Forderungen seines Vetters und seiner Großen nachzugeben; allein er wartete vergebens auf Hülfe, da seine Gefangenschaft so geheim gehalten wurde, daß selbst die Prager nur Unbestimmtes darüber erfuhren und daß also weder die ihm stets ergebenen Städte des Landes, noch sein Bruder Johann etwas für ihn thun konnten. Er war daher gezwungen, sich den Forderungen seiner Feinde zu fügen und eine Urkunde auszustellen, in welcher er den Großen die eingezogenen Güter wieder zurückgab und Jobst zum Statthalter von Böhmen oder mit anderen Worten zu seinem Vormund ernannte. Er mußte diese erpreßten Zugeständnisse zugleich für ein Werk seines freien Willens erklären und ward natürlich auch nachher in Gewahrsam gehalten. Kaum hatte jedoch sein Bruder Johann Nachricht von der Sache erhalten, als derselbe mit einem kleinen Heere zu seiner Hülfe herbeieilte. Johann hatte dabei noch einen besonderen persönlichen Grund; denn er war von Wenzel in Folge einer Entsagung Sigismund's zum Erben in Böhmen erklärt worden und ward also durch das Verfahren der Verschworenen auch für sich selbst in Nachtheil gebracht. Er kam mit seiner Hülfe zu spät, weil die Verschworenen bei der Nachricht von seiner Annäherung ihren Gefangenen auf östreichisches Gebiet, nach einer Burg in der Nähe von Linz, führten. Indessen war aber ganz Böhmen in Bewegung gerathen, Johann ward von den Pragern zum Reichsverweser ernannt, Prokopius zog ebenfalls mit einem Heere zur Befreiung Wenzel's herbei und die deutschen Reichsfürsten, die sich in der Person ihres Königs gekränkt fanden, gaben dem Pfalzgrafen als Reichsverweser den Auftrag, für seine Befreiung thätig zu sein. Alles dies setzte die böhmischen Herren und den Herzog von Oestreich so sehr in Schrecken, daß sie Wenzel endlich nach einer Haft von 88 Tagen wieder frei gaben.

Diese Gefangenschaft entriß dem Kaiser einen großen Theil seines Ansehens, so daß er seitdem nicht mehr Macht genug hatte, um ebenso, wie vorher, strenge Gerechtigkeitspflege zu üben, die Sicherheit der

Landstraßen aufrecht zu erhalten und den Uebermuth der geistlichen und weltlichen Herren zu bändigen. In eben dem Grade aber, als sein rechtmäßiges Ansehen schwand, vermehrte sich seine Härte und Grausamkeit. Gleich nach seiner Befreiung rächte er sich auf feige und grausame Weise an dem Bürgermeister und mehreren Räthen der Prager Altstadt, welche wahrscheinlich von seiner Gefangenschaft in Prag mehr gewußt hatten, als sie öffentlich bekannt werden ließen. Er beschied sie in das Schloß und ließ sie hier sogleich ohne alle gerichtliche Untersuchung enthaupten. Auch die böhmischen Großen ängstigte er durch Drohungen, so daß diese schon einen Monat nach der Hinrichtung der Prager Rathsherren sich noch einmal mit Jobst und mit Albrecht von Oestreich gegen ihn verbanden. Wenzel sah sich zu einer schimpflichen Unterhandlung mit ihnen gezwungen, entzweite sich sehr zur Unzeit mit seinem Bruder Johann und mußte sich deshalb mit Sigismund vertragen, welcher wahrscheinlich mit den Verschworenen insgeheim in Verbindung stand. Diesen ernannte er, als Johann (1396) starb, zu seinem Erben und unterwarf sich auf kurze Zeit seiner Verfügung, daß ein unabsetzbarer Regentschaftsrath dem König zur Seite stehen sollte. Dem rohen Jobst aber, den er, angeblich wegen Straßenraubes sogar auf kurze Zeit einstecken ließ, verlieh er zu dem Herzogthum Luxemburg, welches Familieneigenthum war, auch die Landvogtei Elsaß, die dem Reiche gehörte. Noch ärger war es, daß er den deutschen Fürsten, die schon längst seiner Schattenregierung müde waren, den gewünschten Vorwand gab, ihn der Verletzung ihrer Verfassung zu beschuldigen und deshalb nach dem von seinem Vater erlassenen Grundgesetze zur Verantwortung zu ziehen. Er verkaufte nämlich zu derselben Zeit, als er einen Räuber zum Landvogt im Elsaß machte, an den verabscheuten Tyrannen von Mailand, Johann Galeazzo, die Würde eines deutschen Reichsfürsten ersten Ranges, ohne vorher die Reichsstände darüber zu befragen. Dieser Schritt und die einige Jahre nachher erfolgte Absetzung Wenzel's hängen mit der Geschichte Italiens und der Päpste zusammen.

6. Italien und die Päpste von Urban's VI. Tode bis zur Gründung des Herzogthums Mailand.

In Rücksicht Italiens und der Kirchenspaltung befolgte Wenzel auf den Rath der verständigen Männer, welche anfangs seine Staatsgeschäfte leiteten, eine Politik, die in jener Zeit allgemein mißbilligt ward, bei den Diplomaten unserer Tage aber als höchste Weisheit gilt: er wagte nichts, entschied nichts und zog aus der Verwirrung der Dinge so viel Vortheil als möglich für sich. Papst Urban VI. ermahnte ihn oft, einen Römerzug zu machen, Wenzel entschuldigte sich

aber stets mit Geldmangel und als Urban ihm deshalb erlaubte, von der reichen böhmischen Geistlichkeit eine bedeutende Beisteuer zu erheben, that Wenzel dies zwar, zog aber nachher doch nicht nach Italien. Ebenso benahm er sich in Rücksicht der italienischen Staaten, die sich an ihn um Hülfe wandten. Als z. B. der letzte Scala seinen Beistand anrief, schickte Wenzel zwar einen Bevollmächtigten, blieb aber zugleich mit dem Tyrannen von Mailand im besten Verhältniß und sein Bevollmächtigter gab, nachdem er sich vom Verfolger und vom Verfolgten hatte bezahlen lassen, den Letzteren preis. Auch als die italienischen Kardinäle nach Urban's Tode in größter Eile einen neuen und zwar sehr rüstigen Papst gewählt hatten, mischte sich Wenzel weder in die italienischen noch in die kirchlichen Angelegenheiten, wie man dies von ihm als römischem König in ganz Europa erwartet hatte.

Urban's Nachfolger, Bonifacius IX., war erst 45 (nach Anderen gar erst 34) Jahre alt, ansehnlich von Wuchs und Gestalt, kräftig, thätig und ein guter Staatsmann. Moral und Religion führte er zwar stets im Munde, er legte aber weit mehr Werth auf Waffen und Geld, weil diese im äußeren Leben den Ausschlag geben. Der Glaube, daß er Gottes Statthalter auf Erden sei, ward von ihm benutzt, um Geld sammeln, Söldner bezahlen und dann durch Krieg und Blutvergießen die verderbliche Herrschaft der Pfaffen in Italien wieder herstellen zu können. Er trieb den Wucher mit geistlichen Stellen und Pfründen, mit Urtheilssprüchen in den dem Papste vorbehaltenen Processen, mit Dispensationen und Ablässen auf so unerhörte Weise, daß wir es nicht würden glauben können, wenn nicht Dietrich von Niem als Zeitgenosse und Augenzeuge das Einzelne ausführlich aufzählte. Seine Erpressungen wurden selbst zu wahren Gaunereien, da er zuletzt oft dieselbe Stelle oder Pfründe fast gleichzeitig an verschiedene Personen verkaufte. Er konnte übrigens so handeln, weil damals die Macht des Klerus und die Fortdauer seines großen Reichthums ganz allein auf dem Papste zu beruhen schien; denn es herrschte in allen Ländern Europas die größte Erbitterung gegen die Geistlichkeit, da überall die einträglichsten Güter und zwar von einem Viertel bis zu einem Achtel des ganzen Nationalvermögens in die Hände derselben gekommen waren. Uebrigens gelang es dem Papste Bonifacius, durch die Truppen, die er mit dem Gelde der Christenheit bezahlte, den größten Theil des Kirchenstaates wieder zu erobern; er hielt nicht nur ein glänzendes und sehr einträgliches Jubiläum, sondern erklärte, dasselbe solle in jedem Jahrhundert dreimal gefeiert werden, weil Christus ein Alter von 33 Jahren und einigen Monaten erreicht habe. Unter ihm wurde die republikanische Stadt-

regierung beseitigt, der Adel gedemüthigt, die Engelsburg erneuert und das Capitol befestigt.

In Betreff der weltlichen Staaten Italiens blieb die Entscheidung in der Hand der Condottieri und ihrer Hauptleute und die Namen eines Alberich da Barbiano, eines Hawkwood und Anderer sind deshalb eben so bedeutend, als die der Tyrannen, deren Herrschaft und Macht auf den Söldnertruppen beruhte. Während übrigens die Gebieter der einzelnen Staaten Heere von Räubern gegen einander ins Feld stellten, scheuten sie andererseits keine Art von Lüge, Greuel und Verbrechen, wenn es die Erreichung politischer Zwecke galt. Sophisterei, die man jetzt diplomatische oder auch publicistische Weisheit nennt, entschuldigte jedes Verbrechen, welches dem Beherrscher Vortheil brachte und während alle Moral verschwand, diente, wie in unseren Tagen, das Wort Kirche den Pfaffen und Regenten als ein Mittel des Herrschens. Zu Mantua z. B. ließ Franz Gonzaga, angeblich aus Eifersucht, seine Gemahlin, die Tochter des Barnabas Visconti, hinrichten, und dies benutzten Johann Galeazzo's Publicisten, um einen recht einleuchtenden Vorwand zum Kriege gegen den Herrn von Mantua nachzuweisen, obgleich ihr Herr den Barnabas ermordet und dessen Tochter selbst ihrem Gemahl zuerst verdächtig gemacht hatte. Francesco Novello von Padua ließ aus Politik seinen alten Vater bis zu dessen Tode in Johann Galeazzo's Gewalt, weil der Letztere ihm einige Jahre nach der Wiedereroberung des Paduanischen Landes den Frieden unter diesem Vorbehalt gewährte.

Johann Galeazzo saß, seit er seinem Oheim die Herrschaft geraubt hatte, in seinem Palast zu Mailand wie in einem Gefängniß, berechnete und leitete aber von dort aus jede Unternehmung und war allen seinen Feinden an staatskluger Treulosigkeit weit überlegen, während sein Feldherr, Jakob del Verme, den erfahrensten Hauptleuten, die im Solde seiner Gegner standen, im Felde gewachsen war. Die Florentiner hatten Stephan von Baiern, mit welchem nicht wohl auszukommen war, wieder nach Hause gehen lassen und dagegen Hawkwood aufs neue in ihre Dienste genommen. Bald darauf (1391) zogen sie gegen Jakob del Verme einen neuen berühmten Anführer brittischer, gascognischer und französischer Abenteurer nach Italien. Dies war der Graf Johann III. von Armagnac, der Schwager des Herzogs von Berry, eines der Oheime Königs Karl VI. von Frankreich. Johann hatte großes Ansehen bei den Söldnerbanden seines Vaterlandes, welche unter ihm sowohl in Castilien als in Frankreich gedient hatten und konnte daher, als ihn die Florentiner durch große Summen nach Italien lockten, leicht eine bedeutende Zahl Truppen zusammenbringen. Er hatte übrigens noch einen besonderen persönlichen

Grund, dem Rufe der Florentiner zu folgen. Karl Visconti nämlich, der eine von den beiden noch übrigen Söhnen des Barnabas, war mit Johann's Schwester vermählt. Uebrigens beförderte wahrscheinlich auch der französische Papst, Clemens VII., den Zug des Grafen Armagnac, weil er dadurch, daß ein ansehnliches Heer unter der Führung eines Mannes, welcher ihm anhing, in Italien erschien, seinen Gegner Bonifacius in große Verlegenheit bringen konnte. Seine Hoffnung zerrann jedoch ebenso, wie die der Florentiner, in sehr kurzer Zeit. Johann Galeazzo's Leute wußten zuerst den Grafen von Armagnac, welcher mit etwa 7000 Mann in Italien erschienen war, lange aufzuhalten und dadurch seine Vereinigung mit dem anderen Anführer der florentinischen Söldner, Hawkwood, zu vereiteln; dann ließ sich der Graf von den schlauen mailändischen Hauptleuten durch eine verstellte Flucht bis vor Alessandria locken, wo das feindliche Heer hinter den Mauern seiner wartete. Hier zeigte sich der Gegensatz der Kampfweise der französischen Ritterschaft, nach welcher der Krieg den Gesetzen einer gegenseitigen Courtoisie unterworfen sein sollte und derjenigen der Mailänder, die mit nüchterner Berechnung sich jedes Vortheils bedienten und Herausforderungen oder ähnliche ritterliche Zumuthungen unbeachtet ließen. Bei Alessandria fiel der Graf von Armagnac in einen Hinterhalt, der Kern seiner Truppen wurde erschlagen, er selbst fiel schwer verwundet in die Hände des Feindes und starb gleich darauf, der Rest seiner Leute zerstreute sich und wurde von Jakob del Verme verfolgt, welcher noch viele von ihnen tödtete oder gefangen nahm. Die Florentiner waren damals in großer Gefahr. Hawkwood, welcher sich und die Seinigen nur durch einen musterhaften Rückzug gerettet hatte, war ihr einziger Schutz und Halt, weil Pisa und Siena ganz in Johann Galeazzo's Gewalt waren und weil zuletzt im Inneren von Toscana über 20,000 Mann mailändische Truppen standen. Zum Glück konnte Johann Galeazzo, von Padua, Mantua und Ferrara im Rücken bedroht, seine ganze Macht nicht jenseits der Apenninen gebrauchen und daher der Stadt Florenz nur den Handel und die Zufuhr abschneiden. Durch diese Art der Kriegführung litt er jedoch selbst so sehr, daß er bald geneigt war, den ungewöhnlich kostspieligen Krieg durch einen längeren Waffenstillstand zu beendigen. Dieser kam im Januar 1392 auf 35 Jahre zu Stande und gewährte dem Tyrannen von Mailand den besonderen Vortheil, daß er, ohne seine Macht zu schwächen, viele tausend Mann und etwa 8000 Reiter aus seinen Diensten entlassen konnte; denn die von ihm verabschiedeten Schaaren trieben sich raubend in Toscana und im Kirchenstaat umher und waren jederzeit bereit, wieder in seinen Sold zu treten.

Schon im dritten Monat nach der Abschließung des Waffenstillstandes ward zwischen allen anderen Mächten ein Bund gegen die von Mailand her drohende Gefahr geschlossen. Auf diese Weise wurden also, nachdem kaum ein allgemeiner Krieg in Ober- und Mittelitalien geendigt war, Anstalten zu einem neuen gemacht, der auch schon im folgenden Jahre ausbrach. Johann Galeazzo ließ sich nicht überraschen; er unterhandelte, auf Unterstützung rechnend, mit Frankreich und kaufte den im Neapolitanischen gefangenen Alberich da Barbiano los, um sich seiner bedienen zu können. Die Florentiner dagegen verloren 1394 ihren Hawkwood durch den Tod. Zu eben der Zeit starb einer der besten unter den damaligen italienischen Fürsten, der Markgraf Albrecht von Este, welcher in Ferrara, Rovigo, Comacchio und Modena geherrscht hatte. Er hinterließ einen natürlichen Sohn, Nikolaus, mit dessen Mutter er sich, um seine Fürstenthümer auf ihn vererben zu können, noch im letzten Augenblicke seines Lebens vermählte. Auch hatte er ihn früher durch den Kaiser Wenzel und den Papst Bonifacius, welchen nach den Begriffen jener Zeit die Legitimation fürstlicher Ehen und Kinder zukam, für rechtmäßig erklären lassen. Diesem erst neun Jahre alten Erben von Ferrara stellte Johann Galeazzo, um im Trüben zu fischen, einen Prätendenten entgegen. Er bewog nämlich Azzo, den Sohn eines aus Ferrara vertriebenen rechtmäßigen Sprößlings des Hauses Este, Ansprüche an Albert's Länder zu machen und ließ ihn insgeheim durch einen seiner Söldnerführer unterstützen. Andererseits aber nahm sich der kurz zuvor erwähnte Bund, welchem auch Albrecht angehört hatte, des jungen Nikolaus gegen das übermächtige Mailand an.

Den Augenblick, als alle Staaten Oberitaliens durch den Streit über Ferrara beschäftigt waren, benutzte Johann Galeazzo zu einer Unterhandlung mit dem Kaiser Wenzel, um durch diesen die vom Hause Visconti bisher nur im Namen des Reiches geführte Herrschaft über Oberitalien in ein erbliches Fürstenthum verwandeln und unter die großen deutschen Reichslehen aufnehmen zu lassen. Er wußte, daß Wenzel, von seinen Böhmen gedrängt, mit den Rechten und Gütern des Reiches ebenso umging, wie Papst Bonifacius mit denen der Kirche; er wußte außerdem, daß Wenzel nach seiner Freilassung sich in großer Geldnoth befand. Er bewirkte daher durch bloße Unterhandlungen nicht blos, daß die Florentiner, welche ein kaiserliches Decret gegen ihren Feind in Mailand erkaufen wollten, abgewiesen wurden, sondern er verschaffte sich auch für eine Summe von 100,000 Goldgulden die herzogliche Würde von dem Kaiser (1395). Wenzel erklärte durch ein im nächsten Jahre feierlich bestätigtes Diplom einen Mann, der die nächsten Verwandten gemordet hatte, zum Reichs-

fürsten und zum rechtmäßigen Besitzer des Landes, das er durch Raub und Mord an sich gebracht hatte. Man pflegt zwar zur Entschuldigung des Kaisers hervorzuheben, daß Mailand trotz des ausgestellten Diploms beim deutschen Reiche blieb; allein schon die glänzenden Festlichkeiten, mit welchen Johann Galeazzo seine Erhebung in Mailand feierte, beweisen, daß dieser die Sache ebenso ansah, wie von den Nabobs und von den Engländern die Diplome des mongolischen Beherrschers von Indien angesehen wurden. Auch war dabei in der That nicht blos von einem leeren Herzogstitel die Rede, sondern Johann Galeazzo und seine Nachkommen wurden auf dieselbe Weise legitimirt und unter die ersten deutschen Fürsten aufgenommen, wie einst das welfische Haus, als Friedrich II., um den langen Zwist desselben mit den Hohenstaufen zu enden, Braunschweig und Lüneburg zu Reichslehen machte. Zwischen beiden Fällen bestand aber ein großer Unterschied: Kaiser Friedrich hatte vorher das Reich darüber befragt, Wenzel dagegen that dies nicht und das Reich war in seinem vollen Rechte, als es ihm daraus ein Verbrechen machte; denn es durfte nicht zugeben, daß der Kaiser für sich allein willkürlich nationale Rechte und Privilegien, um die er sich sonst nicht bekümmerte, von Böhmen aus für ein Trinkgeld verkaufe. Wenzel gab freilich keine Vortheile des Reiches preis, da er dem neuen Reichsfürsten dieselben Verpflichtungen auferlegte, welche die alten hatten; allein er verletzte die Rechte der Nation, brach den ihr bei seiner Krönung geschworenen Eid und erklärte durch sein Diplom Raub, Verrath, Mord und Trug mittelbar für Recht. Wer ihn damit entschuldigen will, daß nur ein Titel und nur längst Verlorenes verkauft worden sei, der bedenkt nicht, daß die Ehre der Fürsten, welche Repräsentanten eines ganzen Volkes sein wollen, nie eine Waare werden darf, wenn die Nation das Gefühl ihrer Würde behaupten und einen moralischen Werth behalten soll. Das Nationalgefühl aber war in Deutschland noch vorhanden; man betrachtete die Errichtung des neuen Herzogthums als ein Aufgeben der eisernen Krone und empfand dies um so schmerzlicher, als auch bereits das arelatische Königthum so gut wie aufgegeben war. Uebrigens feierte Johann Galeazzo seine Erhebung zum Reichsfürsten aufs glänzendste und gab dadurch seinem herzoglichen Titel in den Augen von ganz Europa das Gewicht der königlichen Würde, wie er dieselbe schon längst in der ganzen Art seines Waltens dargelegt hatte; viele seiner Zeitgenossen rühmen ihn als mild und großgesinnt. Auch war er, gleich mehreren altgriechischen Tyrannen, nicht bloß ein Gönner der Wissenschaften und Künste, sondern hatte auch Verständniß für sie. Vor Allem hat er sich durch Errichtung zweier Bauwerke, die im Styl zu den reichsten in Europa gehören, unsterblich gemacht. Das

eine ist die Certosa (Karthause) nahe bei Pavia, zu welcher er von Marco di Campione den Plan entwerfen ließ; die an Sinnbildern reiche Fülle des Schmuckwerks (namentlich an der später vollendeten Façade) stimmt nicht zum Namen der Kirche. Noch weit berühmter ist der Dom von Mailand, zu dessen Erbauung Johann Galeazzo den deutschen Meister Heinrich Arler von Gmünd (Arrigo da Gamodia) berief (1386) und der ganz aus weißem Marmor errichtet ist. Mag er auch in der Bauart jetzt Ungleichheiten aufweisen und, ganz von aufstrebenden Ornamenten durchzogen, des Eindrucks ruhiger Harmonie entbehren: so ist er doch ein Werk erhabener Pracht und Zierlichkeit, das im Inneren mit seinem Säulenwald in den fünf Schiffen eine mächtige Wirkung übt und mit welchem Johann Galeazzo für die große Stadt und die weite Landschaft einen Mittelpunkt geschaffen hat.

7. Deutschland, Ungarn, Italien und die Kirche in der letzten Zeit Wenzel's.

Schon lange hatten die Deutschen wegen der wieder auflebenden Räubereien und Fehden die Anwesenheit des Kaisers oder eines mit gehöriger Vollmacht versehenen Stellvertreters im Reiche verlangt, als Wenzel 1396 seinen Bruder Sigismund zum Reichsverweser ernannte. Damit war jedoch den Deutschen für ihr augenblickliches Bedürfniß wenig geholfen, dieser Schritt sah vielmehr gerade so aus, als wenn sich Wenzel über sie hätte lustig machen wollen; denn Sigismund war gerade damals tief in die Angelegenheiten seines ungarischen Königreiches verwickelt.

Sigismund entehrte in Ungarn den Anfang seiner Regierung durch ein unmenschliches Verfahren gegen den Verfolger seiner Gemahlin Maria und den Mörder seiner Schwiegermutter Elisabeth. Bewogen von seiner rachgierigen Gemahlin, vor deren Augen man freilich die Mutter getödtet und ihre Leiche über eine Mauer geworfen hatte, ließ er Johann Horwathi, das Haupt ihrer Feinde, an einem Pferdeschweif durch die Straßen der Stadt Fünfkirchen schleifen, dann mit glühenden Zangen kneipen und endlich viertheilen. Die Umstände, unter welchen Sigismund damals die Regierung von Ungarn übernahm, waren so schwierig, daß selbst ein Mann von größeren Fähigkeiten, als er besaß, ihnen nicht würde gewachsen gewesen sein, und seine Finanzen, welche schon vorher unzureichend waren, wurden es vollends, als er 1391 mit den osmanischen Türken in unmittelbare Berührung kam. Unter Sigismund erschienen nämlich die Türken zum ersten Male auf ungarischem Boden, und zu seiner Zeit begannen die unaufhörlichen Kriege zwischen den Türken und Ungarn,

welche nachher Jahrhunderte lang fortdauerten und für welche die von Sigismnnd selbst gemachten Unternehmungen eine sehr üble Vorbedeutung waren. Die Türken hatten 1389 unter ihrem Kaiser Murad (Amurath) I., welcher zuerst den Sitz ihrer Herrschaft nach Europa verlegte, die verbündete Macht der Servier, Bosnier, Bulgaren, Wallachen und Albanesen auf dem Amselfelde in Servien oder, wie die Ungarn es nennen, in der Ebene von Kossowa völlig niedergeworfen. Von beiden Seiten war ein berühmter Held in dieser Schlacht gefallen; der tapfere Fürst der Servier, Lazarus, ward entweder im Kampfe selbst erschlagen oder gefangen genommen und als Opfer für den ermordeten Sultan getödtet; dieser aber fiel durch die Hand eines Serviers, Milosch Kobilowich, welcher nach der gewöhnlichen Erzählung nach entschiedener Schlacht als Verwundeter den vorbeigehenden Sultan tödtete, vielleicht auch unter der Maske eines Ueberläufers ihn niederstieß. Murad hatte sich noch im Tode vom Siege überzeugen können; ihm folgte sein Sohn Bajesid (Bajazeth) I., der Blitz genannt. Dieser unterwarf, während Sigismund mit den Litthauern und Bosniern zu thun hatte, die Servier, Bulgaren und Wallachen; er eroberte jene Städte auf dem erhöhten bulgarischen Südufer der Donau, welche noch heutzutage starke Bollwerke des türkischen Reiches gegen die Kriegsheere aus dem Norden sind: Widdin, Nikopolis, Rustschuk, Silistria. Endlich gerieth er mit den Ungarn, von welchen einzelne Streithaufen schon auf dem Amselfeld mitgefochten hatten, unmittelbar in Berührung, als Sigismund sich durch eine Gesandtschaft bei ihm für den gefangenen Kral oder Fürsten der Bulgaren verwendete. Die ungarischen Gesandten wurden abgewiesen, und die Türken richteten jetzt ihren Angriff zum ersten Male gegen Ungarn selbst: sie brachen 1391 in Sirmien ein, wo sie jedoch durch Johann von Maroth zurückgetrieben wurden. Im nächsten Jahre zog Sigismund selbst gegen sie zu Felde. Er erschien mit einer bedeutenden Zahl Truppen in der Bulgarei und eroberte die Stadt Klein-Nikopolis; kaum zog aber das türkische Heer gegen ihn heran, als er zurückwich und nach Ungarn heimkehrte. Bajesid unterwarf jetzt die Bulgaren völlig, beunruhigte Bosnien und sandte seine streifenden Heerhaufen in die westlichen Provinzen Ungarns. Sigismund wandte sich damals an die ganze Christenheit, damit sie ihm für einen Kreuzzug, den er zugleich zur Rettung von Ungarn und Bosnien, zur Beschützung des Glaubens und zum Entsatz des in Constantinopel von den Türken fast fortdauernd belagerten oder doch eingeschlossenen byzantinischen Schattenkaisers unternehmen wollte, ihren Beistand gewähre. Jetzt starb aber (1395) seine Gemahlin und zwar kinderlos; er mußte daher zuerst seine Herrschaft über Ungarn gegen

die Ansprüche seines Schwagers, des Königs Wladislaus (Jagello) von Polen, und gegen die im Süden des Reiches sich empörenden Großen sicher stellen. Nachdem dies nicht ohne Härte vollbracht war, rief ihn Wenzel zu sich nach Böhmen, um sich seiner, wie oben angedeutet ward, durch die Ernennung zum Reichsverweser in Deutschland zu bedienen, und so groß war damals Sigismund's Geldverlegenheit, daß ihm sein Bruder das Geld für die Reise aus Ungarn nach Böhmen und wieder zurück anweisen mußte.

Unterdessen waren viele der tapfersten Herren und Ritter Frankreichs und eine ziemliche Zahl Fürsten, Grafen und Ritter aus Süddeutschland in Ungarn angekommen, um unter Sigismund's Führung einen Glaubenszug zur Buße ihrer Sünden zu unternehmen. Das französische Heer bestand aus 2000 ritterlich Bewaffneten und aus 6000 Söldnern zu Fuß und zu Pferde; unter ihnen waren außer dem jungen Sohn des Herzogs Philipp von Burgund, Johann von Nevers (später, als Herzog, Johann der Unerschrockene genannt), noch mehrere andere Glieder der königlichen Familie, der Graf von Eu, Connetable von Frankreich, der Großmeister der Johanniter, Philipp von Naillac, mit 500 Rittern, der Admiral Johann von Vienne und der bekannte Ingelram von Coucy, der bei keinem ritterlichen Unternehmen seiner Landsleute fehlte. Der bedeutendste unter den französischen Herren aber war der Marschall von Boucicault, der eine Fahrt nach dem Morgenlande vollbracht hatte und durch seine Erzählungen die Sehnsucht nach einem neuen Kreuzzuge entzündete. Die Ritter trugen glänzenden, ja phantastisch überladenen Schmuck; es werden ihre Schnabelschuhe erwähnt, von deren Spitzen aus vergoldete Ketten an den Beinschienen befestigt waren. In Ofen traf das Heer mit den Deutschen zusammen; unter diesen nennt man besonders den Groß-Prior des deutschen Ordens, Friedrich von Hohenzollern, den Grafen von Mümpelgard, den Burggrafen von Nürnberg, den Grafen Hermann von Cilly, der die steiermärkische Ritterschaft anführte, und einen Sohn des Pfalzgrafen Ruprecht III. Zu diesem Heere ohne Zucht, ohne allgemeine Ordnung und ohne Einheit des Oberbefehls stießen nachher Ungarn, Bosnier und allerlei Gesindel. Das Ganze glich eher einem Zuge aus der Zeit der Völkerwanderung, als einem geordneten und geregelten Unternehmen. Man glaubt, wenn man die Beschreibung dieses Zuges liest, die Geschichte des ersten Kreuzzuges zu lesen, und Sigismund taugte zum Anführer eines so gemischten Heeres nicht viel besser als einst Walter von Habenichts. Indessen ward durch den Uebergang der Ritter und der sie begleitenden Horden über die Donau wenigstens Ein Zweck erreicht — Constantinopel ward entsetzt; denn

Bajesid fand rathsam, die um Constantinopel vertheilten Truppen zusammenzuziehen und sein ganzes Heer in Adrianopel zu vereinigen. Die Christen drangen ohne Widerstand in die Wallachei ein; bei Widdin wurde Prinz Jean l'Intrepide von Burgund mittelst 300 Genossen zum Ritter geschlagen. Nun begann die Belagerung von Groß-Nikopolis an der Donau, ehe noch die vereinigte türkische Kriegsmacht von Adrianopel her an die Donau hatte ziehen können. Diese erschien jedoch bald, um die belagerte Stadt zu entsetzen, und am 28. September 1396 kam es bei Nikopolis zu einer entscheidenden Schlacht. Beide Heere mochten an Stärke einander gleich sein, da die Zahl der Türken und der mit ihnen ziehenden anderen Völker wahrscheinlich übertrieben auf 200,000 angegeben ward; beide waren überdies von einer gleich großen Menge unbrauchbaren Gesindels begleitet. Allein die Türken hatten nicht wie die Christen die größte Gefahr durch ihr eigenes Heer zu erleiden, während dagegen auf Seiten der Christen der Uebermuth der Ritter die Deutschen und Franzosen des Heeres und die besser als sie mit der türkischen Kampfweise bekannten Ungarn gleich anfangs ins Verderben stürzte und die ganze Anordnung der Schlacht ohne alle Rücksicht auf die Eigenthümlichkeiten des Feindes und auf die Beschaffenheit ihrer eigenen Streiter gemacht war. Die vorn aufgestellte französische Ritterschaft erfocht, was nach ihrer Bewaffnung und Uebung vorauszusehen war, anfangs einen entscheidenden Vortheil; sie verfolgte aber auch den errungenen Sieg mit ihrer gewöhnlichen Hitze und Unbesonnenheit, und Sigismund zeigte, obgleich er persönlich tapfer war, sich nicht kräftig genug, um diese Unvorsichtigkeit entweder im Voraus zu hindern oder nachher wieder gut zu machen. Der Ausgang der Schlacht war deshalb sehr verderblich für die Christen. Ihr ganzes Heer ward theils in der Schlacht selbst gefangen oder zusammengehauen, theils auf der Flucht von den leichtbewaffneten, unbarmherzigen Feinden getödtet oder zu Sklaven gemacht. An Rettung zu Lande konnte der kleine Ueberrest der Christen um so weniger denken, als der ungarische Rebell Stephan Latzkowitsch und der Woiwode der Wallachen mit den Ihrigen zu den Ungläubigen übergegangen waren. Der Prinz Johann, der Graf von Eu und der Marschall Boucicault geriethen in türkische Gefangenschaft. Unter den Wenigen, die sich zu Schiffe die Donau hinab retteten, befand sich auch Sigismund. Er traf an den Donau-Mündungen einige venetianische Galeeren an, die ihn mit dem Burggrafen von Nürnberg, dem Erzbischof von Gran, Hermann von Cilly und Anderen unter großen Gefahren nach Ragusa brachten. Auch Tausende von Türken waren gefallen; Bajesid rächte sich durch Hinschlachtung von Gefangenen und durch hohes Lösegeld, das

er für die französischen Herren erhielt.*) Unterdessen hatten nicht nur die Türken einen Theil seines Reiches verheert, sondern Stephan Latzkowitsch und andere Verräther hatten auch in Verbindung mit denen, welche früher Karl's III. von Neapel Anhänger gewesen waren, einen Aufstand veranlaßt und suchten den heimkehrenden Sigismund unterwegs zu fangen. Dieser gelangte daher nur mit Mühe und stets von Gefahren bedroht von Dalmatien nach Ofen. Er ward hierauf mehrere Jahre lang durch die Unruhen in Ungarn beschäftigt, welche sein Leichtsinn und seine Verschwendung veranlaßt hatte und seine Grausamkeit gegen die besiegten Rebellen vermehrte; er gerieth sogar in Gefangenschaft seiner Gegner und konnte für seinen Bruder, der gerade damals seiner bedurfte, nicht als Reichsverweser in Deutschland auftreten. Die Deutschen wurden dadurch endlich genöthigt, sich selbst zu helfen und sich ihres Schattenkönigs, welcher nur durch die Kanzlei regierte, zu entledigen.

Während Sigismund mit den Türken und mit den Ungarn zu thun hatte, machte sich Wenzel durch seine barbarische Gerechtigkeitspflege verächtlich, und weil er gleich seinem Bruder unaufhörlich in Geldverlegenheit war, trieb er schmutzigen Handel mit Freibriefen. Er war weniger wollüstig und verschwenderisch, auch besser unterrichtet, als Sigismund, aber auch nicht so regsam und rüstig wie dieser und dabei ein arger Trunkenbold. Nach seiner Befreiung kam er ebensowenig mit dem unzufriedenen böhmischen Heere, als mit dem unruhigen Markgrafen Jobst in ein ordentliches Verhältniß, weil er weder völlig nachzugeben, noch auch sein Ansehen durch ernste Mittel zu behaupten vermochte, sondern immer von einem Aeußersten zum anderen überging. In den beiden nächsten Jahren übte er zweimal eine Justiz, wie sie nur unter Slaven und Türken, denen der Wille des Herrschers als höchstes Gesetz gilt, gebräuchlich ist. Dies ward ihm nachher bei seiner Absetzung von den deutschen Fürsten mit Recht zum Verbrechen gemacht, weil er dadurch den germanischen Grundsatz verletzte, daß das Gesetz über Fürst und Volk herrsche und durch

*) Von den Helden dieser Schlacht ist Boucicault durch seine Denkwürdigkeiten (Mémoires du bon Messire Jean le Maingre dit Boucicault) vorzugsweise berühmt. In bezeichnendem Gegensatze zu ihm steht ein Deutscher, der ebenfalls bei Nicopoli in Gefangenschaft gerieth und seine Erlebnisse niedergeschrieben hat: der Baier Schiltberger, der über 30 Jahre im Morgenlande blieb und der noch bei Timur und seinen Söhnen war. Dort aller Glanz des Hof- und Ritterlebens, während hier der gute Münchener ein rechtes Musterbild des derb-tüchtigen deutschen Wanderburschen ist, der, zu Hause dem Staatsleben und den höheren Kreisen durchaus fern stehend, auch in der Fremde ganz auf eigene Hand sich durchschlagen muß. Dies gibt seiner treuherzigen Darstellung einen nicht geringen volksthümlichen Werth.

Uebereinkunft unter ihnen festgesetzt werden müsse. Er ritt im Anfange des Jahres 1396, vom Scharfrichter begleitet, durch die Straßen von Prag und ließ Alle, die er nach oberflächlichen Erkundigungen für Theilnehmer der letzten Unruhen hielt, auf den Schwellen ihrer Häuser hinrichten. Schon im nächsten Jahre kam eine Verschwörung gegen ihn zu Stande, und er entging nur mit genauer Noth einer neuen Gefangenschaft und Demüthigung. Er nahm hierauf, von Prokopius unterstützt, im Stillen seine Maaßregeln, um die angeblichen vier Haupturheber jener Verbindung aus dem Wege zu räumen, oder wie wir jetzt zur Entschuldigung eines solchen conservativen Schrittes sagen würden, er gebrauchte da, wo die Kriminalgerichtsbarkeit nicht anwendbar war, Staatspolizei und Cabinetsjustiz. Daß er selbst an die Verschwörung glaubte, ist zweifelhaft; es scheint vielmehr, daß er bei dem empörenden Verfahren, das nun gegen seine ehemaligen Günstlinge eingeschlagen wurde, sich mehr willenlos verhielt. Dabei gaben sich ein deutscher Fürst und mehrere böhmische Herren zu einem Geschäfte her, welches die früheren türkischen Kaiser einem Stummen zu übertragen pflegten. Es ward nämlich unter Wenzel's Vorsitz eine Versammlung der Räthe, unter welchen sich auch die vier Verdächtigen befanden, auf dem Karlstein gehalten und nachdem eine kurze Berathung über die Nothwendigkeit einer Reise Wenzel's nach Deutschland gepflogen worden war, begab sich der Herzog Johann von Troppau mit drei Herren der Versammlung, die sich guter Gesinnung rühmten, in ein Nebenzimmer. In dieses wurden hierauf die vier dem Tode Geweihten gerufen. Sobald sie eingetreten waren, warf Johann ihnen vor, daß sie den König stets von der Reise nach Deutschland abgehalten und dadurch in die Gefahr gebracht hätten, das Reich zu verlieren; dann zog er sein Schwert und stieß einen von den vier Herren selbst nieder, die drei anderen wurden durch die von Johann mitgenommenen Böhmen zusammengehauen. Nach dieser Mordscene befahl Wenzel seinem Vetter Jobst, der die ganze Verschwörung angestiftet zu haben scheint, Prag zu verlassen und nach Mähren zurückzukehren. Zur Entschuldigung jener barbarischen Justiz verfaßte Prokopius ein im Namen Wenzel's an alle Herren, Unterthanen und Gemeinden des Reiches gerichtetes Schreiben. Er erhielt für seinen Beistand die Verwaltung von Böhmen während der Reise Wenzel's nach Deutschland, und auch Johann von Troppau ging nicht leer aus.

Durch solche Grausamkeiten eines Trunkenboldes machte sich Wenzel nicht nur in Böhmen verhaßt, sondern er beschimpfte zugleich auch die deutsche Nation, deren König er war; er erbitterte diese aber in den nächsten zwei Jahren nach seiner Gefangenschaft noch mehr

dadurch, daß er sich Verletzungen des öffentlichen Rechtes und Beeinträchtigung des Privateigenthumes erlaubte, und daß er die dringenden Bitten der deutschen Fürsten, zur Abhaltung einer gesetzgebenden Versammlung und zur Herstellung eines neuen Landfriedens ins Reich zu kommen, unbeachtet ließ. Er oder vielmehr seine Kanzlei ertheilte nämlich nicht nur ohne den Beirath der deutschen Fürsten eine große Anzahl Diplome, sondern es hieß sogar, man könne von ihm auch bloße Blankets oder solche Urkunden erhalten, welche nur mit seinem Siegel und seiner Unterschrift versehen und erst vom Empfänger auszufüllen waren. Das Letztere müssen wir freilich den deutschen Fürsten, die ihm nachher ein Verbrechen daraus machten, aufs Wort glauben, da es sich, nachdem die Blätter einmal ausgefüllt waren, natürlich nicht beweisen ließ. Wenzel's fortwährende Weigerung aber, durch seine Gegenwart im Reiche den Beschlüssen der Friedliebenden Rechtskraft und Rechtsform zu geben, konnte in einem Lande, wo der König verfassungsmäßig den Wahlfürsten Rechenschaft schuldig war, nur als eine strafbare Pflichtverletzung angesehen werden. Erst im Herbste 1397 folgte er endlich dem Rufe der deutschen Fürsten.

Nach Deutschland wurde der Kaiser sowohl deshalb gerufen, damit er den abgelaufenen letzten Landfrieden in rechtlicher Form erneuere, als auch aus dem besonderen Grunde, weil von Frankreich, England, Castilien und Navarra die Angelegenheit der Kirchenspaltung angeregt und das deutsche Reich aufgefordert worden war, ebenfalls das Seinige zur Herstellung der Einigkeit beizutragen. Die Pariser Universität, besonders aber drei Männer derselben, der gelehrte und feste Kanzler Gerson (eigentlich Jean Charlier, geboren 1363 zu Gerson im Sprengel von Rheims) und die beiden durch Talent und Kenntnisse berühmten, um die Vertheidigung des katholischen Christenthums gegen den Papismus unsterblich verdienten Theologen Nikolaus von Clemangis und Peter von Ailly, hatten 1394 dem französischen König Karl VI. ein Gutachten über die Lage der Kirche überreicht und ihm die Nothwendigkeit vorgestellt, daß die beiden streitenden Päpste Clemens VII. und Bonifacius IX., zur Abdankung veranlaßt werden und ihre vereinigten Kardinäle dann ein neues Oberhaupt der Kirche wählen sollten. Diesem Beschlusse gemäß hatte der König von Frankreich mit Clemens VII. zu unterhandeln begonnen, und als der Letztere durch den tüchtigen Kanonisten Peter de Luna, welchen er nach Paris sandte, den König wieder dagegen einzunehmen wußte, hatte die Universität bereits das von ihr abgefaßte Gutachten mit zwei derben und drohenden Briefen nach Avignon geschickt. Clemens war bald nachher gestorben (September 1394). Der gewöhn-

lichen Angabe nach führte der Schrecken über jene Briefe seinen plötzlichen Tod herbei, obgleich Clemens weder als Cardinal Robert von Genf noch als Clemens VII. Beweise von einem zarten Nervensystem gegeben hat. Die Universität bewirkte hierauf, daß der König die Cardinäle zu Avignon ermahnte, vorerst keine neue Wahl vorzunehmen. Diese erwählten jedoch ohne Rücksicht darauf den aus Paris zurückgekehrten Peter de Luna, welcher dort versprochen hatte, Clemens zur Annahme des Vorschlags der Pariser Universität zu bewegen. Sie unterschrieben zwar alle vor der Wahl einen der Ansicht der Universität entsprechenden Revers; dieser war aber ungemein auf Schrauben gestellt und Peter hatte kaum unter dem Namen Benedict XIII. die päpstliche Würde übernommen, als er der Universität ausweichend antwortete. Auch die neuen Anträge, welche der König von Frankreich gleich im folgenden Jahre machen ließ, wußte Benedict unter allerlei Ausflüchten abzulehnen. Der König, die Universität und auch die beiden Päpste waren darüber einig, daß dem Aergerniß in der Kirche, welches in den persönlichen Verhältnissen der letzteren und ihrer Cardinäle seinen Grund hatte, durch Entfernung des einen Papstes abgeholfen werde; dagegen waren sie über die Art der Ausführung ganz verschiedener Meinung. Der König und die Universität verlangten, beide Päpste sollten abdanken und ihre vereinigten Cardinäle dann einen anderen Papst wählen; Benedict dagegen wünschte, daß von beiden Seiten Schiedsrichter ernannt würden, um entweder ihm oder Bonifacius IX. das Papstthum zuzuerkennen; Bonifacius endlich forderte ein allgemeines Concilium. Die drei großen Männer, welche im Namen der Pariser Universität redeten und handelten, sahen sehr wohl ein, daß beide Päpste zur Beendigung des Schismas solche Mittel vorschlugen, durch welche jeder von seiner Seite her den beabsichtigten Zweck zu vereiteln hoffte; sie bestanden daher fest auf ihrem sogenannten Compromiß. Auch ein Nationalconcil, welches der König im Februar 1395 zu Paris halten ließ, sprach sich ganz übereinstimmend mit der Universität aus. Der König schickte die Beschlüsse dieses Concils nach Avignon und ließ den neuen französischen Papst durch eine sehr stattliche Gesandtschaft dringend um die Annahme derselben ersuchen. Allein alle Bemühungen des französischen Königs und seines Hofes waren vergeblich. Man beschloß daher jetzt, sich mit Aragonien, Castilien, Navarra und England über eine gemeinschaftliche Maaßregel in der Kirchenangelegenheit zu verständigen. Der König von Aragonien, dessen Landsmann, Unterthan, Freund und entfernter Verwandter Benedict XIII. war, trug wie dieser auf ein Schiedsgericht an, weil er recht gut wußte, daß ein solches Auskunftsmittel zu keinem Resultate führen werde; die Könige von Ca-

stilien und Navarra dagegen erklärten sich den Franzosen beistimmend für die Absetzung der beiden Päpste und für die Ernennung eines dritten an ihre Stelle. Diesem Vorschlage trat auch die von den Pariser Theologen angeregte Universität Oxford und auf ihre Veranlassung König Richard II. in Rücksicht des von England als Papst anerkannten Bonifacius IX. bei. Hierauf ward durch Bevollmächtigte aller vier Staaten beiden Päpsten ein Termin gesetzt, an welchem man ihnen, wenn sie sich nicht in die gestellte Ordnung fügten, den Gehorsam aufkündigen werde. In Frankreich und Castilien nahmen seitdem die Könige und der Klerus eine drohende Stellung gegen das Papstthum an, und die Gelehrsamkeit der Theologen beider Reiche führte sogar die Erinnerung an die freiere Kirchenverfassung der ersten Jahrhunderte des Christenthums zurück. Im Jahre 1398 ward endlich den Päpsten von den genannten Mächten der Gehorsam wirklich aufgekündigt.

Noch ehe es dahin kam, hatte man auch die deutsche Nation zur Theilnahme an der Beilegung des Kirchenzwistes zu bewegen gesucht. Mit dieser Nation trieb Bonifacius gerade zu derselben Zeit, als alle anderen Völker sich der Willkür und den Bedrückungen des Papstes zu entziehen suchten, ein arges Spiel. Er verkaufte in Deutschland Abläße, Aemter, Pfründen, gerichtliche Entscheidungen und Dispensationen, sowie Anwartschaften in zahlloser Menge, ertheilte die letzteren wohl gar an fünf Personen nach einander und veranlaßte dadurch Mord und Todtschlag. Sein schändlicher Trödel brachte gerade über Deutschland großes Unglück, weil dort viele Aebte und alle Bischöfe Reichsfürsten waren und weil Wenzel nicht daran dachte, dem von anderen Staaten gegebenen Beispiele zu folgen und Reichstage oder National-Concilien den Anmaaßungen des römischen Papstes entgegen zu setzen. Die Bettelmönche trieben in Deutschland den Handel des Papstes mit Ablässen und die Erzbischöfe von Köln und Mainz leisteten keinen anderen Widerspruch, als daß sie unter jede diesen Mönchen ertheilte Vollmacht ihre Unterschrift setzen wollten und dafür gewisse Procente verlangten; als der Papst sich dessen weigerte, hinderten sie den Betrug des Volkes so lange, bis ihnen der verlangte Antheil am Gewinn zugestanden war. Im Jahre 1399 verkaufte Bonifacius sogar an einen Lombarden, der kein Deutsch verstand, das deutsche Bisthum Paderborn, obgleich dies gegen die Rechte der Nation war und in Deutschland sich die geistliche Würde eines Bischofs von der weltlichen nicht trennen ließ. Die Ritterschaft des Bisthums verweigerte diesem ihr aufgedrungenen fremden Herrn den Gehorsam, es ward darüber eine blutige Fehde geführt, bis endlich der 18jährige Sohn des Herzogs von Berg, den die Ritterschaft zu ihrem Fürsten und

Bischof gewählt hatte, sich für Geld die päpstliche Bestätigung verschaffte und Bonifacius dann den Italiener zurückrief. Im Ganzen kam es viel seltener vor als ehedem, daß Männer von geringer Herkunft zu den höheren Kirchenwürden gelangten; der Adel sah in denselben eine willkommene Gelegenheit zur Versorgung jüngerer Söhne und manche Kapitel erhoben grundsätzlich nur Adelige zu Bischöfen. In Mainz wählte 1395 das Domkapitel beim Tode des Erzbischofs mit großer Stimmenmehrheit einen würdigen Mann, den Grafen Gottfried von Leiningen, zu dessen Nachfolger, allerdings nicht ganz in rechtmäßiger Weise. Der Kaiser bestätigte denselben; allein Johann von Nassau erkaufte von Bonifacius für eine bedeutende Summe die erzbischöfliche Würde, besetzte mit seinen Raubrittern das Land und behauptete sich dem Domkapitel und dem Kaiser zum Trotz im Besitze; auch wurde er nun der Haupttheilnehmer an den Umtrieben gegen Wenzel.

Das Betragen des römischen Papstes gegen die deutsche Nation in diesen und in vielen andern Fällen berechtigte die zur Herstellung der Kircheneinheit verbundenen Mächte zu der Hoffnung, daß Wenzel und die Reichsstände ihnen ihre Mitwirkung gewähren und sich zur Absetzung des Papstes Bonifacius entschließen würden; allein der deutsche König und seine Stände konnten sich über das Mittel zur Beilegung des Kirchenzwistes nicht vereinigen. Die Fürsten schickten, nachdem sie auf einer Versammlung zu Frankfurt lange Rath gepflogen hatten, eine Gesandtschaft nach Rom, um durch kräftige Vorstellungen die Schritte der anderen Mächte zu unterstützen. Der Kaiser oder vielmehr sein Cabinet gab, wie es scheint, den nach Wycliffe's Grundsätzen gebildeten Prager Kanonisten Gehör, welche ihm riethen, auf das System eines Johann von Jandun und Marsilius von Padua zurückzukommen. Diese hatten dem Papste das Recht, die Thüren des Himmels und der Hölle zu öffnen und zu schließen, nicht streitig gemacht, dagegen aber alle weltliche Gewalt über Geistliche wie über Fürsten und Herren, als welche allein dem Kaiser gebühre, ihm abgesprochen. Wenzel wollte daher beide Päpste vor Gericht ziehen, um durch seinen kaiserlichen Urtheilsspruch der Kirchenspaltung abzuhelfen. Gegen die deutschen Reichsstände half sich Bonifacius durch ein in neuerer Zeit nur zu sehr bekannt gewordenes Mittel. Er vereitelte die Wünsche der deutschen Nation vermittelst ihrer eigenen Bevollmächtigten auf dieselbe Weise, wie die Regierungen constitutioneller Staaten schon oft die Wünsche der Regierten vereitelt haben: er wußte nämlich die deutschen Abgeordneten durch Vortheile, die er ihnen persönlich gewährte, dahin zu bringen, daß sie auf den Forderungen derer, von welchen sie geschickt worden waren, weiter nicht bestanden.

Des Kaisers Erklärung aber, die aus Wenzel's Kanzlei, nicht aus seinem ernsten Willen hervorgegangen war, kam dem Papste Bonifacius, welchen jener einstweilen noch immer anerkannte, sogar ganz gelegen; denn er wußte, daß Wenzel keine Anstalt Gericht zu halten machen würde und daß, wenn er dies auch thun sollte, die andern Mächte nie einwilligen würden.

In Deutschland, wohin Wenzel im Herbst 1397 kam, bestand gegen ihn bereits eine geheime Verschwörung des Kurfürsten Ruprecht II. von der Pfalz und des Reichskanzlers, Johann von Mainz, bei welcher Bonifacius IX. im Hintergrunde war; es scheint sogar, als wenn Wenzel hauptsächlich durch die Vorstellungen derer, welche dieser papistischen Verschwörung begegnen wollten, bewogen worden sei, sich endlich nach sechs Jahren einmal wieder in das Reich zu begeben. Johann von Mainz war ganz und gar ein Werkzeug des Papstes Bonifacius, mit welchem er es schon aus dem Grunde halten mußte, weil er sein Bisthum von ihm gekauft hatte. Dieser gewissenlose Erzbischof hinderte auf der einen Seite die Unterdrückung des Raubwesens, das er zur Erweiterung seines Gebietes benutzte und sogar selbst mittrieb und unterstützte auf der anderen Seite die Gelderpressungen des römischen Papstes, an welchen er Antheil hatte. Der Kaiser selbst zeigte sich, was man auch sonst von seinem Charakter halten mag, damals und in den nächsten zwei Jahren sehr thätig und traf sehr weise Maaßregeln, indem er in Rücksicht des Landfriedens und der Kirchenspaltung den besten Rathgebern Gehör schenkte. Er hielt (Januar 1398) eine Reichsversammlung in Frankfurt und auf dieser ward dann mit der den Deutschen eigenen Bedächtigkeit und mit dem praktischen Sinne der Leute, die man in jenen Zeiten zu dergleichen Arbeiten gebrauchte, durch einen neuen Landfrieden-Beschluß den Raubrittern eine Schranke gesetzt und der willkürliche Unfug bei allen den Fehden, die man rechtmäßige nannte, gänzlich verboten. Doch wußte der räuberische Erzbischof von Mainz diesen Landfrieden zu beeinträchtigen, indem er mit mehreren Kurfürsten und Städten eine besondere Einigung schloß, die nur auf fünf Jahre gültig sein sollte. Uebrigens kann man aus einem Artikel dieses Reichstagsbeschlusses gelegentlich erkennen, wie weit schon damals der einst so angesehene Stand der gemeinen Freien heruntergekommen war und wie man es anfing, um ihn aus dem ersten Range der Waffentragenden in den Stand der Knechte und Fußgänger herabzudrücken. Jenem Artikel zufolge soll nämlich keiner, der nicht im Stande der Reisigen geboren ist, die Waffen derselben tragen oder mit anderen Worten dem Stande der berittenen und gerüsteten Streiter angehören dürfen. Wie wenig auch diesmal wieder das Gebot des Reichstages geachtet ward, mag die Hinweisung auf

das, was gleich nachher in Franken vorfiel, zeigen. Dort hatte der Würzburger Bischof, ein Graf von Schwarzburg, mit Hülfe thüringischer Ritter sein Bisthum auf eine so harte Weise gedrückt, daß bereits vor Wenzel's Ankunft alle Bürgerschaften des Landes gegen ihn aufgestanden waren. Auch hatte die Stadt Würzburg, die sich dem Bischof gänzlich entziehen wollte, bereits eine Summe Geld nach Böhmen geschickt, um vom Kaiser die Freiheiten und Rechte einer Reichsstadt zu erkaufen; als jedoch Wenzel bei seiner Durchreise durch Würzburg, wo ihn die Bürger mit wehendem Reichsbanner empfingen, dieses Gesuch erfüllen wollte, ward er durch einen drohenden Brief der in Frankfurt versammelten Fürsten, welcher von dem Mainzer Bischof und von Ruprecht III., dem Sohn des kurz vorher (1398) gestorbenen Ruprecht II., ausgegangen war, von seinem Vorhaben abgeschreckt. Der Krieg der mit Würzburg verbündeten Städte gegen den Bischof dauerte drei Jahre. Als endlich (1400) die Ersteren völlig besiegt worden waren, suchte der Letztere die demokratischen Ideen auf eine so schreckliche Weise auszurotten, daß wir den Berichten über das Verfahren eines christlichen Geistlichen gegen seine Unterthanen nicht würden glauben können, wenn sie nicht von einem sehr wackeren Abt des Würzburgischen Landes, welcher hundert Jahre später schrieb, herrührten. Der Bischof ließ viele Bürger seines Bisthums rädern, hängen, viertheilen und zu Tode schleifen, kurz, er wüthete ärger als ein türkischer Pascha gegen seine besiegten Unterthanen.

Die Angelegenheit der Kirche war unterdessen von den Königen der Reiche Castilien und Frankreich sehr lebhaft betrieben worden und diese suchten den deutschen König zu ähnlichen Schritten gegen Bonifacius zu bewegen, als sie gegen Benedict gethan hatten. Beide Staaten hatten dem Letzteren nicht blos den Gehorsam aufgekündigt, sondern Karl VI. von Frankreich hatte ihn auch durch ein Heer in Avignon enge einschließen lassen und Benedict war genöthigt worden, den Königen und der Geistlichkeit von Castilien und Frankreich die Gewährung ihrer Forderung eidlich zuzugestehen. Freilich erklärte derselbe gleich nachher, als er aus dem Gedränge war, diesen Eid für erzwungen und nichtig. Wenzel ward vom französischen Könige eingeladen, sich zu einer persönlichen Besprechung der Kirchenangelegenheit zu ihm nach Rheims zu begeben. Da er ohne die deutschen Stände nicht handeln konnte, so befragte er darüber die Universität zu Prag als die Bewahrerin des geistlichen Rechtes in Deutschland, sowie den Pfalzgrafen Ruprecht III. als den Repräsentanten und Verweser der Reichs-Justiz. Die Universität forderte ihn dringend auf, mit Frankreich gemeine Sache zu machen; der Pfalzgraf dagegen mahnte ihn in einem langen Schreiben von der Reise nach Rheims

ab. Dieses Schreiben warnte den Kaiser vor den Netzen der Franzosen, deren frühere Beleidigungen gegen das Reich alle aufgezählt werden; wir erkennen daraus, daß es schon zu jener Zeit Leute gab, welche einen lächerlichen Franzosen-Haß für deutschen Patriotismus ausgaben und das Volk zu ihrem Vortheile und zum Dienste solcher Leute, wie Johann von Mainz war, durch leere Worte irre leiteten. Zugleich suchte Ruprecht in seinem Schreiben darzuthun, daß Bonifacius der einzige rechte Papst sei und daß Wenzel demselben getreu bleiben müsse, wenn er nicht sein Recht an das Reich verlieren wolle; ja der Pfalzgraf drohte sogar dem Kaiser auf recht grobe Weise mit Abfall und Empörung. Das letztere zeigt deutlich, daß schon damals eine Anzahl Fürsten mit dem Papste und unter sich einig geworden waren, den König nicht um des Reiches willen, wie sie nachher vorgaben, sondern wegen des die Religion und das Reich verderbenden Papstes und noch mehr wegen ihres eigenen Vortheils abzusetzen. Das Schreiben des Pfalzgrafen mußte schon wegen des Tones, in welchem es abgefaßt war, den Kaiser eher zur Reise antreiben, als davon abhalten. Wirklich reiste Wenzel auch gleich nach dem Empfange desselben ab; die Bande, die ihn an England geknüpft hatten, waren durch den im Jahre 1394 erfolgten Tod seiner Schwester, der guten Königin Anna, gelöst; Richard II. selbst hatte sich dagegen durch Vermählung mit einer Tochter des Königs von Frankreich diesem Lande genähert. In Rheims traf Wenzel den König Karl VI. nebst den Herzogen von Burgund, Berry und Orleans, welche seit der ersten Geistesverwirrung desselben die Reichsgeschäfte leiteten. Unglücklicher Weise war Wenzel damals durch seinen Geldmangel gezwungen, 30,000 Franken von den französischen Herren zu borgen und so seinen Feinden in Deutschland einen scheinbar rechtmäßigen Grund zu dem Vorwurfe zu geben, er habe sich in der Sache der Kirchenspaltung von den Franzosen bestechen lassen. Er schloß sich nämlich in Rheims ganz an die Könige von Castilien und Frankreich an. Auch diesen gab er aber nachher gerechten Anlaß zu der Klage, daß er sie betrogen habe. Er ergriff nämlich nicht nur keine Maaßregeln gegen Bonifacius, sondern er schickte sogar, als die Papisten in Deutschland sich gegen ihn verschworen, den schlechtesten Geschäftsträger in geistlichen Angelegenheiten, den er wählen konnte, den Cardinal Pileus von Prato, mit unbegrenzter Vollmacht nach Rom, um vor Bonifacius seine Vertheidigung zu führen, erkannte dadurch selbst den Papst als seinen Richter an und wich einer französischen Gesandtschaft, die ihn an sein gegebenes Wort erinnern sollte, durch schnöde Ausflüchte aus.

Damals war es, daß Wenzel an der deutschen Nation ein Ver-

brechen beging, für das er die Absetzung verdiente; dieses Verbrechen war aber dem, welches die von Bonifacius unterstützten Verschwörer im Reiche ihm vorwarfen, ganz entgegengesetzt. Er gab in Folge seiner Unthätigkeit zu, daß der Primas der Nationalkirche und der Pfalzgraf am Rhein die Nationalkirche verkauften, statt sie zu vertheidigen. Er gerieth nämlich auf seiner Rückreise von Rheims nach Böhmen mit Ruprecht wegen der Grobheiten, welche derselbe ihm geschrieben hatte, in offene Feindschaft; dies ermuthigte die gegen das wahre Wohl der Nation verschworene papistische Partei in Deutschland, und der Kaiser ließ hierauf, durch die von dieser Partei her drohende Gefahr erschreckt, nicht nur die in Rheims verabredeten Maaßregeln fallen, sondern er legte auch die Rechte der deutschen Kirche und sich selbst unter die Füße eines Mannes, wie Bonifacius IX. war. Auf diese Weise geriethen die Deutschen, von ihrem Könige verlassen und von ihrem ersten Geistlichen verrathen, immer tiefer in die römische Sklaverei und zwar zu derselben Zeit, als die Franzosen, von ihrem Könige unterstützt und durch ihre gelehrten Theologen geleitet, die Rechte und Freiheiten ihrer Nationalkirche zum ersten Male proclamirten und den päpstlichen Erpressungen feste Schranken setzten. Die Franzosen erließen nämlich zugleich mit der Aufkündigung des Gehorsams gegen ihren Papst eine Erklärung über ihre kirchlichen Rechte, welche unter dem Namen der pragmatischen Sanction später mehrere Male wieder aufgehoben und endlich (im Jahre 1438) als Grundgesetz verkündigt wurde.

Auch mit Ruprecht von der Pfalz scheint Wenzel auf unwürdige Weise eine Aussöhnung gesucht zu haben; denn er verzieh ihm die erwähnte Beleidigung, ohne etwas Anderes zu fordern, als ein Entschuldigungsschreiben, in welchem Ruprecht sich dem Kaiser aufs neue gehorsam erklärte. Dieses nichtssagende Schreiben zeigt deutlich, welche Taktik durch die von Bonifacius aufgeregten und unterstützten Fürsten befolgt ward. Der Papst ließ diese nämlich immer nur bis auf einen gewissen Punkt vorwärts gehen und dann wieder einige Schritte rückwärts machen. Er selbst und die Fürsten gebrauchten Einer den Anderen als Werkzeug zu ihren Zwecken. Die Kurfürsten benutzten, vom Papst unterstützt, den Unwillen der Nation über Wenzel, um ihren König zu schrecken und die Anarchie zu befördern, damit sie im Trüben fischen könnten; der Papst bediente sich dieses Schreckens, um Wenzel von einer engen Verbindung mit Frankreich abzuhalten und zugleich nach Rom zu locken. Da nämlich die Kaiserkrönung für Wenzel ein Gegenmittel gegen den Abfall Deutschlands war, so suchte ihn der Papst, der sich selbst mit Absetzung bedroht sah, auf schlaue Weise zu bewegen, daß er durch die Annahme der Kaiserkrone sein

Schicksal mit dem des römischen Papstes unzertrennlich verbinde. Uebrigens ließen sich Johann von Mainz und Ruprecht von der Pfalz zu derselben Zeit, wo sie das Reich und die Nationalkirche dem römischen Papste preisgaben, von Wenzel auf Unkosten des Reiches beschenken. Sie erschlichen unrechtmäßige Gunstbezeugungen von ihm, und scheuten sich doch bald nachher nicht, ihm ein Verbrechen daraus zu machen, daß er diese auch Anderen erwiesen habe. Johann ließ sich z. B. einen Monat früher, als er eine vorbereitende Versammlung zum Sturze Wenzel's hielt, die Erlaubniß geben, zwei neue ungerechte Zollstätten anzulegen. Jene Versammlung ward im Juni 1399 zu Marburg gehalten. Es wohnten derselben vier Kurfürsten, Johann von Mainz, Friedrich von Köln, Rudolf III. von Sachsen und Ruprecht III. von der Pfalz, sowie der Landgraf Hermann von Hessen bei, und vermittelst des erstgenannten hatte auch Bonifacius die Hand mit im Spiele. Die Fürsten schlossen zu Marburg eine förmliche Verbindung gegen Wenzel und hielten dann im September zu Mainz eine zweite Versammlung, auf welcher auch der Kurfürst Werner von Trier und die angesehensten deutschen Landherren erschienen. Nur die Städte blieben dem Kaiser getreu und nahmen keinen Antheil an der Verschwörung der Fürsten. Sie hatten unter den letzten Schattenkaisern ein bedeutendes republikanisches Gewicht erlangt; Wenzel hatte sich ihrer wiederholt gegen die geistlichen und weltlichen Herren angenommen und bedurfte der Städte, wie sein Vater derselben bedurft hatte; der anarchische Zustand des Reiches kümmerte sie wenig, da sie innerhalb ihrer Grenzen die Justiz selbst verwalten durften, und außerhalb derselben gleich den Rittern das Recht in ihre eigene Faust genommen hatten; überdies sahen sie in dem Treiben des geistlichen Rädelsführers und seiner weltlichen Genossen nur eine Pfaffenverschwörung gegen Gott und seinen Gesalbten, und die satirischen Gedichte des städtischen Meistergesanges beweisen uns, wie gehaßt und verachtet damals bei den Bürgern das Pfaffenvolk war. So waren sie ihm der Gesinnung nach günstig, doch war ihre Thatkraft und Entschlossenheit während der Verhandlungen gelähmt; offenbar hatten die Unglücksfälle der letzten zwölf Jahre sie eingeschüchtert.

In Mainz beschlossen die Fürsten im Februar 1400 geradezu Wenzel's Absetzung; nur wollten sie die Sache erst noch einmal in einer dritten Versammlung berathen. Zuerst machten sie, woraus ihre eigensüchtigen Beweggründe deutlich hervorleuchten, unter einander aus, daß bei der Wahl eines neuen Königs die Prinzen des luxemburgischen und des habsburgischen Hauses ausgeschlossen sein sollten. Ein solcher Beschluß war durchaus gegen Ordnung und Gebrauch. Bonifacius benutzte denselben sogleich als Schreckmittel gegen

Wenzel und gegen seinen Bruder Sigismund, und suchte den Ersteren dahin zu bringen, daß er zur Vereitelung dessen, was die Kurfürsten gegen ihn beabsichtigten, sich in Rom zum Kaiser krönen lasse und so des Papstes Sache zur seinigen machte. Dies unterblieb freilich, aber nicht weil Wenzel im Gefühl seiner Würde oder im Bewußtsein dessen, was das Beste des Reiches und der Kirche verlange, handelte, sondern weil er zu träge war. Konnte er sich doch damals sogar nicht entschließen, auf zwei von ihm ausgeschriebene Reichstage zu kommen, welche er der Versammlung seiner Feinde entgegensetzen wollte! Eine solche Schlaffheit und der auffallende Unterschied zwischen dem verächtlichen Benehmen Wenzel's gegen Bonifacius und dem entschiedenen Auftreten anderer Fürsten und Nationen gegen Benedict mußte selbst das schwer zu bewegende deutsche Volk, das zum Hohn und Spott von Europa wurde und doch ohne seinen König nicht handeln konnte, gegen diesen in Aufregung bringen und die Sache des Erzbischofs von Mainz und seiner Verbündeten fördern. Johann von Mainz hielt im Mai 1400 eine Versammlung zu Frankfurt, welche sehr zahlreich besucht ward und auf der endlich auch Abgeordnete der Städte erschienen. Hier ward dann beschlossen, daß Wenzel nach Oberlahnstein vorgeladen werden solle, um der goldenen Bulle gemäß durch das Gericht der Kurfürsten gerichtet zu werden. Doch entzweiten sich die Fürsten in Frankfurt unter einander wegen der Wahl eines Nachfolgers. Der Kurfürst Rudolf von Sachsen empfahl seinen Schwager, den Herzog Friedrich von Braunschweig, als einen sehr würdigen Mann; die oberdeutschen Herren aber waren für Ruprecht III. von der Pfalz, und namentlich Johann von Mainz wollte, wie es scheint, von einem Welfen nichts wissen. Man trennte sich in Uneinigkeit, jedoch in der Absicht, zu Oberlahnstein wieder zusammenzukommen. Der Kurfürst Rudolf reiste mit Herzog Friedrich von Braunschweig heimwärts. Unterwegs wurden die beiden Fürsten in der Nähe von Fritzlar ganz unerwartet von einer starken Schaar Bewaffneter angegriffen, unter welchen auch der Graf Heinrich von Waldeck, Johann's Schwager und Oberamtmann der mainzischen Güter in Hessen, sowie mehrere andere mainzische Beamten oder Vasallen waren. Friedrich von Braunschweig ward von einem der Letzteren erschlagen, der Kurfürst von Sachsen aber gefangen genommen und nach Waldeck gebracht, wo man ihn vier Wochen später wieder frei ließ. Dieser Mordanschlag wurde sogleich allgemein dem Kurfürsten von Mainz schuldgegeben, doch mit Unrecht. Der Graf von Waldeck hatte von seiner Großmutter her eine bedeutende Schuldforderung an das Haus Braunschweig, welche ihm längst gerichtlich zuerkannt, aber nie bezahlt worden war, weil in Deutschland niemand war, der gegen den Star-

ken eine Urtheilsvollstreckung übernahm. Er wollte sich daher nach Rittersitte der Person des Herzogs bemächtigen und ihn so lange in Gewahrsam halten, bis die Zahlung geleistet sei; in der Hitze des Kampfes aber ward gegen seine Absicht Friedrich getödtet.

Die Städte hielten auch auf der Frankfurter Versammlung noch an Wenzel fest; sie waren bekanntlich bis zur Zeit des westphälischen Friedens auf den Reichstagen zu keiner entscheidenden Stimme berechtigt und man hatte daher auch damals ihren Gesandten keinen Antheil an dem in Frankfurt gefaßten Beschlusse gewährt, sondern ihnen denselben nur, nachdem er gefaßt war, mitgetheilt. Sie gaben in der Antwort, die sie den Fürsten ertheilten, nicht undeutlich zu verstehen, daß dieser ganz ungewöhnliche Beschluß gegen das Reichsoberhaupt wohl nur in der Absicht gefaßt sei, den Fürsten und Rittern zu Gefallen die städtische Freiheit und das Bürgerthum zu unterdrücken. Wenzel selbst wurde indeß in Böhmen durch neue Widersetzlichkeiten des Herrenbundes beschäftigt; obwohl man in Deutschland das Thronrecht des Hauses Luxemburg in Frage stellte, hatte er doch in diesen Unruhen nur seinen Vetter Prokopius zur Seite, während dessen Bruder Jobst noch immer zu den Gegnern hielt und Sigismund bis nach erfolgter Absetzung zweideutig blieb. Der Papst stand indessen zögernd und unterhandelnd zugleich mit Wenzel und mit den Gegnern desselben in genauer Verbindung; denn auch Johann von Mainz berief sich nachher, als man den Kaiser absetzte, auf die zuvor mit dem Papste gepflogene Berathung. Die Kurfürsten von Mainz, Trier, Köln und Pfalz versammelten sich im August 1400 wirklich sammt dem Burggrafen von Nürnberg und einer Anzahl von Grafen und Herren zu Oberlahnstein, um über den König Gericht zu halten. Das Ergebniß wurde am 20. August auf dem Königstuhl zu Rense verkündigt; die Fürsten verurtheilten ihren König abwesend und ungehört, nachdem er weder nach der Rechtsform noch mit den gebührenden Fristen vorgeladen worden war, zur Absetzung, und der Kurfürst von Mainz selbst las hierauf dem versammelten Volke der umliegenden Gegend das Urtheil mit den Entscheidungsgründen vor. So unhaltbar auch die angegebenen Gründe dieses Schrittes und so schlecht auch die Absichten und Triebfedern der beiden Kurfürsten, welche Alles betrieben hatten, sein mochten, so mußte man doch gestehen, daß für die deutsche Nation Grund genug vorhanden war, ihren gewählten Regenten abzusetzen. Nichtsdestoweniger überlassen wir die Beantwortung der Frage, ob und wie weit das Verfahren der Kurfürsten rechtmäßig war, den eigentlichen Rechtsgelehrten; denn wir erkennen in diesem Gerichte, wie in ähnlichen der neueren Zeit, blos ein für das Volk nöthig gefundenes

Schauspiel, welches nur durch die Waffen Bedeutung erhalten konnte. Dies geht daraus hervor, daß blos die rheinischen Kurfürsten nebst ihren Verwandten, Vasallen, Domherren und Beamten den Urtheilsspruch unterschrieben, und daß statt der fehlenden deutschen Bürgerschaft ebenso die armen rheinischen Bauern, wie in der Schreckenszeit zu Paris Sanscülotten als souveraines Volk zu Zeugen gerufen wurden. Uebrigens werden in dem Urtheil folgende angebliche Vergehen Wenzel's als Entscheidungsgründe aufgeführt: die Ueberlassung des Herzogthums der Lombardei an die Visconti, sowie die Preisgebung von Genua an die Franzosen, die sich 1396 bei Gelegenheit von Unruhen in dieser Stadt zu Herren derselben machten und es nachher bis 1409 blieben; ferner das oben erwähnte Ausgeben von Blankets (Membranen), die unterlassene Beschützung des Landfriedens, Wenzel's widerrechtliches Verfahren in Böhmen, seine Nichtachtung der öfteren Aufforderung nach Deutschland zu kommen, die Versäumniß der Rechtspflege und endlich die Vernachlässigung seiner Pflichten als Schirmvogt der Kirche. Offenbar waren seine Unterlassungsfehler nicht minder durch die unbehülfliche Verfassung des Reiches, ja geradezu durch die Selbstsucht und den bösen Willen der Fürsten herbeigeführt, als durch sein eigenes Verschulden. Dabei ist in Bezug auf den bösartigen Charakter des Kurfürsten von Mainz nicht nur der heuchlerisch frömmelnde Eingang der von ihm ausgefertigten Absetzungsurkunde merkwürdig, sondern auch der gemeine Ton derselben, sowie der Umstand, daß ein Raubritter, wie dieser Erzbischof es war, dem Kaiser die Vernachlässigung des von ihm selbst so oft gestörten Landfriedens vorwerfen konnte.

Schon am nächsten Tage nach Wenzel's Absetzung wählten die Kurfürsten Ruprecht III. von der Pfalz an dessen Stelle, und am dritten proclamirten sie ihn als deutschen König unter der Bedingung, daß er die Raubzölle abstelle, Mailand wieder an das Reich bringe und der Kirche wieder aufhelfe. Ruprecht begab sich sogleich nach Frankfurt, ward aber hier nicht eher eingelassen, als bis er der hergebrachten Sitte gemäß seinen Gegner erwartend sechs Wochen vor der Stadt gelegen hatte. Aachen dagegen öffnete ihm seine Thore durchaus nicht, und er mußte sich daher zu Köln krönen lassen (Januar 1401). Der römische Papst Bonifacius hatte seine Erwählung begünstigt, war aber darum nicht weniger mit Wenzel enge verbunden geblieben. Er schrieb dem Letzteren gerade zur Zeit der Absetzung desselben einen Brief, in welchem er ihn aufs bestimmteste seines Schutzes versicherte.

8. Deutschland, Italien und die Kirche von Wenzel's Absetzung bis zum Concil von Pisa.

Der an Wenzel's Stelle gewählte Ruprecht, der zweite Wittelsbacher, dem die Königskrone zu Theil wurde, war nach allen Chroniken mild, gerecht, gutmüthig, fromm und persönlich tapfer, rüstiger als Wenzel und nach der Behauptung eines fremden Geistlichen der gelehrteste Fürst seines Jahrhunderts.*) Er nahm sich besonders der Universität Heidelberg an, die sein Großoheim Ruprecht I. im October 1386 gestiftet hatte. Für seinen väterlichen Sinn und für seinen Widerwillen gegen Hofleute, die das Volk gern mit Prügeln regieren, mag Ein Beispiel statt vieler zeugen. Singfreiheit war damals für Deutschland, was jetzt die Preßfreiheit ist. Ruprecht's hochadeliger Hof-Polizeimeister ließ aber die Heidelberger Jugend, als sie von seinem gnädigen Herrn bei dessen Rückkehr aus Italien (1402) die Wahrheit sang, durch Stockschläge bestrafen; Ruprecht gebot ihm, den Knaben und Mädchen nicht zu wehren, ihre Spottlieder auf ihren König abzusingen. So viele gute Eigenschaften übrigens der Fürst auch besitzen mochte, so hatte er doch nur in seinem eigenen Lande Glück; alles dagegen, was er als Kaiser unternahm, war nicht durchzuführen. Er wollte anfangs seine Anerkennung von Wenzel mit den Waffen erzwingen und erschien (April 1461) in Böhmen, konnte jedoch nicht eindringen und verband sich daher mit Wenzel's Feinden unter Jobst zur Bekriegung desselben. Nur unter dem ersten Eindruck der Absetzung nämlich hatte es den Anschein, als ob die Luxemburger wieder zusammenhalten wollten; die Eintracht hatte keinen Bestand. Jobst und die böhmischen Herren hofften aus der Lage, in welche nicht nur Wenzel, sondern auch Sigismund gekommen war, Vortheil zu ziehen. Sigismund hatte sich nach seiner Rückkehr von dem unglücklichen Zuge gegen die Türken keineswegs gebessert, er war unzuverlässig, leichtsinnig, verschwenderisch geblieben und befand sich ohne Unterbrechung selbst um kleine Geldsummen in Verlegenheit; es ging ihm daher in Ungarn ungefähr ebenso, wie seinem Bruder in Deutschland. Anfangs hatte er an dem Nikolaus von Gara, dem Sohne des früher erwähnten Mörders von König Karl III., eine Stütze; allein er zerfiel auch mit diesem, und es bildete sich, von Bonifacius unterstützt, eine mächtige Partei zu Gunsten des Königs Ladislaus von Neapel. Im Jahre 1401 wurde Sigismund auf einer Versammlung zu Ofen mit

*) Er führt den nicht ausreichend erklärten Beinamen Klem, den Einige von clemens (der Milde) ableiten; man könnte ihn aber vielleicht eher mit dem mittelhochdeutschen klam zusammenbringen, worin der Begriff des Beengten, Knappen, Geizigen oder Harten liegt.

den härtesten Vorwürfen überhäuft, der junge Ladislaus gegen ihn herbeigerufen und er selbst gefangen gesetzt. Zum Glück für ihn konnte jedoch Ladislaus dem Rufe der Ungarn in der nächsten Zeit nicht folgen. Während Sigismund gefangen saß, waren Ruprecht's Truppen unter der Führung seines Sohnes Ludwig III. in Verbindung mit den Vettern Wenzel's in Böhmen eingefallen, wo sich zugleich die angesehensten Herren, durch die Letzteren aufgereizt, gegen Wenzel erhoben. Dieser ward in Prag enge eingeschlossen, half sich aber dadurch, daß er seinen empörten Vasallen alle ihre Forderungen zugestand. Die Verwaltung des Landes ward, wie wenn er geisteskrank wäre, vier böhmischen Herren übertragen und sein Bruder Sigismund, obgleich derselbe abwesend war, zum Regenten ernannt. Sobald die Böhmen erlangt hatten, was sie wünschten, wandten sie sich vereinigt gegen die in ihr Land eingefallenen Deutschen und diese mußten unverrichteter Sache wieder abziehen. Jobst eilte hierauf an die ungarische Grenze, um sich auch seines andern Vetters Lage zu Nutze zu machen. Er nahm in Verbindung mit seinem Bruder Prokopius den Ungarn einige Orte weg und beförderte dadurch die Freilassung Sigismund's, nachdem der Graf Hermann von Cilly bereits den früheren Palatinus Nikolaus von Gara, welchem Sigismund zur Bewahrung übergeben worden war, zu diesem Zwecke gewonnen hatte. Nikolaus von Gara hatte übrigens auch einen besonderen Grund dabei; denn er konnte unmöglich zugeben, daß Ladislaus, dessen Vater von dem seinigen ermordet worden war, die ungarische Krone erhalte. Alle drei Herren, welche Sigismund's Freilassung bewirkten, ließen sich für ihre Mühe bezahlen. Jobst erhielt von Wenzel für seinen Zug nach Ungarn, sowie für seinen Abfall von Ruprecht's Bunde die Lausitz; Nikolaus von Gara bekam das Palatinat wieder, welches ihm Sigismund früher genommen hatte, und wurde überdies noch von Wenzel reichlich belohnt; Hermann von Cilly endlich ward, durch die Vermählung seiner Tochter Barbara mit Sigismund, Schwiegervater des ungarischen Königs. Dieser eilte darauf, sobald er sein Reich verlassen konnte (Ende 1401), mit einigen tausend Mann ungarischer Reiter nach Böhmen, wo Wenzel ihm die Landesverwaltung einstweilen überließ.

Ruprecht machte keine neue Unternehmung gegen Böhmen. Er entwarf vielmehr den Plan, zuerst in Italien sich die Kaiserwürde zu verschaffen und dann in Deutschland sein Ansehen geltend zu machen. Er hatte sich nicht nur gegen die anderen Kurfürsten zur Bekriegung Johann Galeazzo's von Mailand verpflichtet, sondern er ward auch durch den Papst Bonifacius, der bisher noch immer zwischen ihm und Wenzel geschwankt hatte, sowie durch die Florentiner und durch Francesco Novello von Padua gegen denselben gerufen. Der Papst hatte vor-

her einen recht schlauen Juristen und Staatsmann, Antonio Montecatino, nach Deutschland geschickt, um auszukundschaften, ob Ruprecht Anhang genug im Reich habe und sich den Durchgang durch die Pässe nach Italien verschaffen könne. Die Florentiner, welche von dem mailändischen Herzoge sehr bedrängt waren, hatten nach der Angabe einer Chronik sogar zu Wenzel's Absetzung viel beigetragen und verpflichteten sich in einem Vertrage mit Ruprecht zur Zahlung einer großen Summe. Francesco Novello hatte diesen ebenfalls um einen Zug nach Italien gebeten und führte ihm, als er dort erschien, 2000 auserlesene Reiter zu. Um durch Tyrol in Italien einzudringen, bedurfte Ruprecht der Freundschaft und Unterstützung des Herzogs Leopold III. von Oestreich, welcher seit dem Tode seines bei Sempach gefallenen Vaters das Land um die Etsch und um den Inn, sowie das ganze Gebiet jenseits des Arlberges beherrschte. Dieser Fürst war und blieb freilich mit den anderen östreichischen Herzogen, welche zu dem luxemburgischen Hause hielten, sowie mit Wenzel und Sigismund verbunden, hatte aber nichtsdestoweniger schon vor Wenzel's Absetzung auch mit Ruprecht einen Vertrag geschlossen, obgleich in demselben der Form wegen bemerkt worden war, daß der Bund nicht gegen den Kaiser gelten solle. In Betreff des letzteren Umstandes macht ein östreichischer Geschichtsforscher unserer Tage die vortreffliche Bemerkung: „Dies gehört zu den damals üblichen Kanzleiformen, die alle verbindliche Kraft schon lange verloren hatten. Die gepriesene altdeutsche Treue war seit vielen Jahren nicht mehr zu finden." Ebenderselbe Herzog Leopold unterschrieb einige Monate nachher ohne Bedenken einen Vertrag, durch welchen Johann Galeazzo sich gegen die Folgen der zwischen Leopold und Ruprecht geschlossenen Verbindung zu sichern suchte und ging gleich darauf einen neuen Vertrag mit Ruprecht ein, in welchem dieser ihm für die Erlaubniß des Durchzuges durch Tyrol 100,000 Dukaten und als Unterpfand dafür mehrere Städte und Schlösser, die dem Herzog von Mailand erst entrissen werden sollten, versprach. In einem dritten Vertrage verpflichtete er sich gegen Ruprecht, mit seinen Vasallen zum Heere desselben zu stoßen.

Ruprecht suchte seine Stellung im Auslande auch dadurch zu befestigen, daß er seinen Sohn Ludwig mit Blanca, einer Tochter des neuen englischen Königs Heinrich's IV. aus dem Hause Lancaster, vermählte. Er brach, nachdem er sich durch ein in Venedig gemachtes Anlehen das nöthige Geld verschafft hatte, im September 1401 mit baierischen und pfälzischen Truppen und mit den Schaaren, welche der Burggraf von Nürnberg und drei oder vier deutsche Bischöfe ihm zuführten, von Augsburg aus nach Italien auf. Als er zu Innsbruck verweilte, erließ er ein Mahnschreiben an Johann Galeazzo, den er als

Grafen von Vertus (Virtù) bezeichnete, das Herzogthum herauszugeben. In Trient zog er die Truppen, welche ihm noch zugesagt waren, an sich und ernannte Francesco Novello zum Oberbefehlshaber des ganzen Heeres. Er richtete sich dann zunächst gegen die mailändische Stadt Brescia, und hier kam es am 21. October zu einem Haupttreffen mit den Mailändern. Johann Galeazzo hatte ihm nicht blos die tüchtigsten Feldherren jener Zeit, sondern auch die Blüthe der italienischen Reiterei, welche damals die vorzüglichste in ganz Europa war, entgegen geschickt. Die Mailänder hatten außerdem in der Schlacht alle Vortheile des Bodens für sich und auf Seiten ihrer Gegner ließ der blinde Ungestüm des Burggrafen von Nürnberg nicht zu, daß Francesco Novello's weise Anordnungen befolgt wurden. Ruprecht's Heer wurde daher geschlagen und wäre sogar ganz aufgerieben worden, wenn nicht Jakob von Carrara, Francesco's Sohn, durch eine strategische Maaßregel nach der italienischen Kriegskunst jener Zeit den Rückzug möglich gemacht hätte. König Ruprecht selbst war bei der Schlacht nicht zugegen. Der Herzog Leopold war gleich anfangs in Gefangenschaft gerathen und seine Leute hatten sich augenblicklich, wie auf ein gegebenes Zeichen, zerstreut. Aus dem Umstande, daß er schon nach drei Tagen aus der Gefangenschaft in Ruprecht's Lager zurückkehrte, sowie aus anderen Anzeigen ging klar und deutlich daraus hervor, daß er und mit ihm zugleich der Erzbischof von Köln, ein würdiger Genosse Johann's von Mainz, sich an Mailand verkauft hatten. Er begab sich, als ihn Ruprecht darüber zur Rechenschaft zog, mit diesem Geistlichen nach Hause zurück. Ruprecht, der schon sein Silbergeräth verpfändet hatte, entließ, da er ohne Geld und ohne Aussicht war, auch die anderen deutschen Truppen und ging zu Francesco Novello nach Padua. Nachdem er hier die Florentiner um den Rest der versprochenen Summe und um die Zusendung ihres Heeres gebeten und zuletzt nur 65,000 Gulden von ihnen erhalten hatte, sah er sich außer Stande, noch irgend etwas zu unternehmen. Er zog daher im April 1402 ohne jeden Erfolg, ja ohne Heer nach Deutschland zurück. Uebrigens würde er sich vor seiner Rückkehr vielleicht erst in Rom zum Kaiser haben krönen lassen, wenn er nicht zu edel und patriotisch gedacht hätte, um die Kaiserkrone durch eine Niederträchtigkeit zu erkaufen. Der Papst hatte nämlich das Versprechen von ihm verlangt, daß er sich in den Streit des Papstthums nicht mischen wolle.

Gleich nach Ruprecht's Abzug richtete Johann Galeazzo seine ganze Macht gegen Johann Bentivoglio, den Herrn von Bologna, welcher in diesem Kampfe nur von Francesco Novello und von Florenz unterstützt ward, und doch zugleich auch mit einer Gegenpartei

in seiner eigenen Stadt zu thun hatte. Bentivoglio vertheidigte ungeachtet seiner schwierigen Lage Bologna fast ein ganzes Jahr gegen die besten Kriegsleute von Italien, verlor aber dann in der Nähe von Bologna eine entscheidende Schlacht und ward zwei Tage nachher von seinen Unterthanen ermordet (Juni 1402). Bologna ward hierauf von Johann Galeazzo besetzt. Die Eroberung dieser Stadt schien in Verbindung mit anderen Umständen auch die von Florenz herbeiführen zu müssen und sogar das italienische Königthum wäre jetzt vielleicht in die Hände des Herzogs von Mailand gekommen, wenn ihn nicht das Schicksal nahe am Ziele seines Strebens hingerafft hätte. Sein Tod (September 1402) änderte die ganze Lage. Nach seinem Testament erhielt der ältere von seinen zwei Söhnen, welche Beide noch minderjährig waren, Johann Maria, Mailand und den Herzogstitel, der jüngere, Philipp Maria, unter dem Namen eines Grafen von Pavia diese Stadt nebst einem kleineren Gebiete; einem natürlichen Sohn, Gabriel, vermachte er Pisa und mehrere kleinere Städte und seine Wittwe, Katharina, eine Tochter des gräßlichen Barnabas, sollte mit den alten Rathgebern des Hauses Visconti, den Condottieren-Hauptleuten, die Regentschaft führen. Allein kaum war Johann Galeazzo gestorben, als die Unmündigkeit seiner Erben, der Ehrgeiz der Hauptleute, die Herrschsucht der Parteiführer in den einzelnen, ehemals republikanisch regierten Städten und die Kabalen der Katharina den neuen Staat in seinem Innern zerrütteten und von Seiten aller Nachbarstaaten Angriffe hervorriefen. Die Regierung von Mailand sah sich zuerst (1403) genöthigt, den Papst Bonifacius durch die Abtretung von Perugia, Bologna und Assissi zu versöhnen, welche Städte dann der wilde Kardinal Balthasar Cossa durch blutige Mittel unter der päpstlichen Herrschaft erhielt. Nachdem Bonifacius befriedigt war, entledigte man sich der Unruhstifterin Katharina; sie ward in Monza gefangen gesetzt und starb 1404; man traute ihrem Sohne Johann Maria so entschieden jede Greuelthat zu, daß man ihn beschuldigte, sie durch Gift aus der Welt geschafft zu haben. Pisa, in dessen Besitz Gabriel sich nicht zu behaupten vermochte, ward von demselben an die Florentiner verkauft; die Stadt entledigte sich der neuen Herrschaft bald wieder, war aber zu arm, um dem Heere des mächtigen und reichen Florenz eine genügende Zahl Söldner entgegenstellen zu können und ward zuletzt noch einmal und zwar von ihrem eigenen Oberhaupt oder Capitano, Gambacorta, an die Florentiner verkauft (1406).

Auch Francesco Novello von Carrara, welcher in Padua herrschte, hoffte sich auf Kosten der Visconti bereichern zu können, er bereitete aber dadurch, ohne es zu ahnen, sich und seinem Hause den Untergang.

Nachdem er den Visconti Verona entrissen hatte, erkauften sich diese durch Ueberlassung von Vicenza und Verona die Hülfe der Venetianer, und bald schloß sich auch Franz Gonzaga von Mantua und selbst Francesco Novello's Schwiegersohn, Nikolaus von Este in Ferrara, an die Feinde des Hauses Carrara an. Francesco's ältester Sohn, Jakob (Giacomo) von Carrara, fiel gleich anfangs in die Hände der Venetianer und ward von ihnen eingekerkert. Er selbst capitulirte, nachdem er in Padua eine lange Belagerung ausgehalten hatte, im August 1405 mit seinen Feinden, indem er ihnen gegen die Freilassung seines Sohnes und gegen eine Summe Geld Padua und andere Orte zu überlassen versprach; er nahm aber die bereits abgeschlossene Capitulation wieder zurück, als die Florentiner und Genuesen ihm Hoffnung auf ihre Hülfe machten. Die Venetianer rächten sich dafür auf furchtbare Weise. Die erwartete Hülfe blieb aus, Padua fiel im November und Francesco Novello, mit ihm seine Söhne Jakob und Francesco, wurden auf Befehl der zehn Männer, deren gerühmte, über alle Moral erhabene Politik Venedig groß und herrlich machte, zuerst in einem vergitterten Raum oder Käfig von nicht hundert Quadratfuß Bodenfläche eingekerkert und dann erdrosselt. Von seinen beiden jüngeren Söhnen, die sich während des Krieges mit ihrem Erzieher in Florenz befunden hatten, starb der eine an einer Krankheit, der andere wagte 1435 sich in der Nähe von Padua zu zeigen, ward entdeckt, nach Venedig gebracht, gefoltert und öffentlich enthauptet. Uebrigens kam durch diese Ereignisse die große Handelsrepublik auf die Dauer in den Besitz eines ausgedehnten und reichen Gebietes auf dem Festlande von Italien; denn Padua ebenso wie Verona, Vicenza, Belluno und andere Städte wurden mit Einwilligung der mailändischen Regierung, welche der Freundschaft Venedigs bedurfte, zum venetianischen Gebiete geschlagen; daß sie zum Theil deutsches Reichsgebiet waren, kümmerte Niemanden mehr. Einige Jahre nachher verschafften die Verhältnisse in Ungarn, wo Ladislaus von Neapel dem König Sigismund beständig die Herrschaft streitig machte, aber immer wieder vertrieben wurde, der Republik Venedig auch den anerkannten Besitz der Insel Korfu, die sie thatsächlich bereits unterworfen hatten; Ladislaus verkaufte seinen Anspruch auf Korfu an die Venetianer.

Sigismund hatte sich unmittelbar nach seiner Befreiung aus der Haft zu seinem Bruder Wenzel begeben (Ende 1401), die ganze Regierung in Böhmen an sich gerissen und seine beiden Vettern, Jobst und Prokopius, abgefunden. Er hauste aber mit seinen Ungarn furchtbar im Lande; die Böhmen erkannten daher bald, daß es nicht besser, sondern schlimmer geworden sei, und schon im Mai 1402 war Alles gegen ihn in Bewegung. Er trieb hierauf Jobst aus Böhmen, nahm

Prokopius und Wenzel gefangen, schleppte den Ersteren nach Preßburg und ließ den Zweiten nach Wien bringen, damit er vom Herzog Albrecht IV. von Oestreich, mit welchem Sigismund früher einen Bund geschlossen hatte, in Gewahrsam gehalten werde. Bei der gewaltsamen Abführung des Königs aus Böhmen bediente sich Sigismund des Vorwandes, Wenzel solle nach Rom gebracht und dort zum Kaiser gekrönt werden. Der unglückliche Mann blieb anderthalb Jahre lang in der Haft des Herzogs Albrecht, mit welchem Sigismund im August 1402, um ihn noch enger an sich zu ziehen, zum Nachtheil seiner Vettern eine Erbverbrüderung zwischen seinem und dem östreichischen Hause schloß. Am Schlusse des Jahres 1402 nahm Sigismund die Bergstadt Kuttenberg ein, wo Wenzel's Schatz aufbewahrt wurde; doch war bald seine Anwesenheit in Ungarn von neuem nöthig. Ladislaus von Neapel unternahm nämlich endlich 1403 seinen längst beschlossenen Zug nach Ungarn, landete im August in Dalmatien, ward in Zara von einem päpstlichen Legaten im Beisein des Primas von Ungarn zum König gekrönt und fand in einem Theile des Reiches Anhang. Kaum erschien aber Sigismund wieder in Ungarn, als Ladislaus schon im October nach Neapel zurückkehren mußte; doch blieb ihm ein Theil der Küstenländer treu. Sigismund beschäftigte sich in den nächsten Jahren hauptsächlich mit den inneren Angelegenheiten von Ungarn und machte sich um dieses Land zum ersten Male wahrhaft verdient; er stellte Ruhe und Ordnung wieder her und erließ in Uebereinstimmung mit den Ständen viele vortreffliche Verfügungen. Er berief Abgeordnete des Bürgerthums zu den Reichsversammlungen, begründete die Heeresverfassung auf die Theilnahme des niederen Adels und verlieh somit diesen Ständen einiges Gewicht gegenüber den Prälaten und Magnaten. Er würde auch die Städte am adriatischen Meer seinem Gegner Ladislaus sogleich wieder entrissen haben, wenn er nicht das Reich aufs neue hätte verlassen müssen. Im November 1403 war es nämlich dem König Wenzel gelungen, aus seiner Haft in Wien zu entrinnen und nach Böhmen zurückzukehren, wo man ihn mit Jubel aufnahm und sogleich Sigismund's Beamte und Besatzungen vertrieb. Er rief, da er eines Vormundes bedurfte, seinen Vetter Jobst zu sich, und auch Prokopius, welchen Sigismund im folgenden Frühjahr aus seiner Haft entließ, erschien wieder. Der Letztere war kaum nach Mähren zurückgekommen, als er seine Stadt Znaym zu einer Räuberhöhle machte und durch seine Hauptleute sowohl nach Ungarn als nach Oestreich Raubzüge machen ließ. Sigismund und Albrecht zogen daher vereint gegen ihn zu Felde, sie erkrankten aber Beide bei der Belagerung von Znaym und man

beschuldigte Prokopius, daß er ihnen Gift habe geben lassen; Albrecht starb bald nachher, Sigismund aber bemächtigte sich des Prokopius durch Verrath. Er bewog ihn nämlich durch die heiligsten Versprechungen zu einer Zusammenkunft und ließ ihn, als Prokopius der Einladung gefolgt war, verhaften (Juni 1404). Prokopius starb schon drei Monate nachher im Kerker und man glaubte, daß ihm Sigismund durch Hunger oder Gift das Leben geraubt habe.

Die Kirchenspaltung führte um diese Zeit, nachdem Bonifacius schon früher Sigismund's Gegner Ladislaus als König von Ungarn und im October 1403 Wenzel's Gegner Ruprecht als römischen König öffentlich anerkannt hatte, in Ungarn und Böhmen Maaßregeln gegen den päpstlichen Stuhl herbei, wie sie damals in allen europäischen Reichen, nur nicht in unserem armen Vaterland ergriffen wurden. Die Anerkennung Ruprecht's war ein politischer Fehler des sonst sehr schlauen Papstes und läßt sich nur daraus erklären, daß Bonifacius erwartete, Wenzel werde aus der Gefangenschaft zu Wien nicht wieder erlöst werden. Er trieb dadurch zugleich die Ungarn und die Böhmen zum Abfall vom römischen Stuhl. Die Ungarn setzten durch ein berühmtes Grundgesetz, das im April 1404 auf einem Reichstage zu Preßburg erlassen wurde, den Anmaaßungen der Päpste dieselbe Grenze, die ihnen in England schon längst gesetzt war. Es ward nämlich verordnet, daß alle geistlichen Würden und Pfründen nur vom Könige verliehen werden könnten und daß ohne dessen Erlaubniß kein päpstliches Breve irgend eine Gültigkeit im Reiche habe. Man erhob sich also, was besonders merkwürdig ist, in Ungarn nicht etwa blos gegen des Bonifacius' Person und Betragen, sondern gegen die im Mittelalter herrschenden Grundsätze von päpstlicher Gewalt überhaupt. In Böhmen geschah dies freilich nicht; allein einzelne Prediger traten, von Wenzel geduldet, gegen das ganze Lehrsystem der entarteten Kirche auf und ihre biblische Lehre war nicht so leicht in Vergessenheit zu bringen, als es später, nachdem Sigismund sich von der Hierarchie wieder hatte gewinnen lassen, mit jenem ungarischen Gesetze geschah. Die ganze böhmische Nation war gereizt und beleidigt, als Bonifacius nach drei Jahre langer Täuschung und Vertröstung den Gegner ihres Königs im Reiche anerkannte; man horchte daher begierig der Predigt, welche in der Kirche Bethlehem in böhmischer Sprache verkündigt wurde und billigte freudig die Wycliffe'sche Deutung der christlichen Lehre, welche von England her auf die Prager Katheder gebracht worden war. Schon Karl IV. hatte einige fromme Prediger, welche die Herrschsucht und Sittenlosigkeit der Geistlichen angriffen, wie den Prager Domherrn Milic von Kremsier, in Schutz genommen. Nun

aber ward Johann Huß*) oder Johann von Hussinecz, welcher seit den letzten Jahren des 14. Jahrhunderts Professor an der Prager Universität und seit 1402 Prediger und Vorsteher der Kirche Bethlehem war, nicht blos von Wenzel und von freisinnigen Böhmen, sondern sogar vom fanatischen Erzbischof von Prag, Sbynek Zajik von Hasenburg, der ihn bald nachher grausam verfolgte, in seinen Reformations-Versuchen unterstützt und seine Lehre schlug unvertilgbare Wurzeln.

In Deutschland that Ruprecht was er konnte, um das kaiserliche Ansehen aufrecht zu erhalten. Er bestrafte gleich nach seiner Rückkehr aus Italien die Stadt Aachen für den Widerstand, den sie ihm geleistet hatte, auf sehr harte Weise. Er zwang den Markgrafen Bernhard von Baden, der sein Gebot, wegen räuberischer Unternehmungen Rede zu stehen, verschmäht und sich sogar unter den Lehensschutz eines französischen Prinzen, des Herzogs von Orleans, gestellt hatte, zur Unterwerfung unter die Reichs-Justiz. Er demüthigte ebenso den Grafen von Jülich, der sich noch ärger gegen die bürgerlichen Gesetze und sogar gegen die heiligsten Gebote der Natur vergangen hatte. Auch Sicherheit vor den raubsüchtigen Fürsten und Herren wollte Ruprecht gewähren, als die hessischen, thüringischen und schwäbischen Städte, deren Waaren von den zahllosen Raubrittern auf offener Straße weggenommen wurden, seinen Schutz suchten. Er hatte bereits sieben Raubschlösser der Wetterau zerstört, als der Feind aller Ordnung, Johann von Mainz, ebenso gegen ihn, wie sechs Jahre früher gegen Wenzel, eine Verschwörung anstiftete und der Gerechtigkeit, welche Ruprecht mit kräftiger Hand übte, Einhalt that. Es war dem Kurfürsten von Mainz nicht schwer, einen Bund gegen Ruprecht zu Stande zu bringen, da der Markgraf von Baden bei seiner Unterwerfung einen Theil der gegen ihn erhobenen Beschwerden der Entscheidung der geistlichen Kurfürsten vorbehalten hatte und da Eberhard IV. von Würtemberg ebenso, wie Johann von Mainz, durch das Raubsystem der mit Beiden verbündeten Ritterschaft mächtig war und mit neidischen Blicken auf die zunehmende Macht des zum König gewordenen Pfalzgrafen am Rhein sah. Die genannten drei Fürsten schlossen im September 1405 zu Marbach in Würtemberg mit den Abgeordneten von Straßburg und von 17 schwäbischen Städten ein Vertheidigungsbündniß auf fünf Jahre, welches, obgleich

*) Eigentlich richtiger Hus (Gans); doch ist die andere Schreibart vorherrschend und die Form Hussiten allgemein gültig. Hussinecz, sein Geburtsort, liegt bei Prachaticz in Südböhmen.

der gesetzlichen Form gemäß Kaiser und Reich ausdrücklich ausgenommen wurden, nur gegen Ruprecht gerichtet sein konnte. Selbst wenn dies aber auch nicht der Fall gewesen wäre, so ward doch durch einen solchen Bund eine Macht gegründet, welche sich neben die beiden deutschen Könige hinstellte und jede Handlung unparteiischer Gerechtigkeit hemmte. Ruprecht that alles Mögliche, um die Wiederauflösung des Marbacher Bundes zu bewirken; er ging sogar so weit, daß er sich erbot, alle Beschwerden gegen ihn einem Schiedsgericht zu unterwerfen, in welchem selbst Eberhard unter den Richtern sitzen dürfte; allein Alles war umsonst. Der Bund blieb bestehen und Ruprecht gab 1406 in dem Vertrag von Umstadt in Hessen soweit nach, daß den Ständen das Recht zugestanden wurde, ohne Anfrage Einigungen um des Friedens willen zu stiften. Der Marbacher Bund aber ward noch mächtiger und gefährlicher, als 1407 auch Herzog Ludwig von Baiern und die Städte Worms, Speier, Augsburg und Rotenburg demselben beitraten. So verband sich also fast das ganze südwestliche Deutschland gegen Ruprecht, während die östlichen und nordöstlichen Gegenden des Reiches ihn überhaupt noch gar nicht anerkannt hatten, und es schien, als wenn zu einer und derselben Zeit die beiden im Mittelalter und besonders von Dante als himmlische Einrichtungen gepriesenen Monarchieen zur Erhaltung der Gerechtigkeit und Liebe unter der sündigen Menschheit, die weltliche oder kaiserliche für das Recht und die geistliche oder päpstliche für Liebe und Gnade, sich in blutige Vielherrschaft auflösen sollten. Dies wird in Rücksicht des Papstthums aus den folgenden Andeutungen über die Geschichte desselben bis zur Berufung des Concils von Pisa hervorgehen.

Frankreich und die anderen Staaten, welche Anhänger des Papstes von Avignon waren, hatten zwar diesem ebenso, wie England seinem Papste Bonifacius IX., den Gehorsam aufgekündigt; als aber die deutsche Nation den Letzteren zur Niederlegung seiner Würde weder zwingen wollte noch konnte und endlich sogar durch die päpstliche Anerkennung des neuen Kaisers wieder fest an den römischen Papst geknüpft wurde, forderte die Politik, daß auch die ersteren Staaten ihren Papst wieder aufstellten. Dies geschah 1403 in aller Form. Benedict XIII. ward von Frankreich, Castilien, Portugal und Sicilien (Aragonien war ihm immer treu geblieben) aufs neue als rechtmäßiger Papst anerkannt, nachdem er sich zu dem sogenannten Compromiß verstanden, oder mit anderen Worten nachdem er erklärt hatte, daß er die Papstwürde niederlegen wolle, sobald sein Gegner in Rom das Gleiche thue. Dies geschah von seiner Seite nur zum Schein und ebenso ist auch die von ihm bewilligte Absendung zweier Bischöfe an-

zusehen, welche in seinem Namen den römischen Papst zur Abdankung aufforderten. Bonifacius lehnte seinen Antrag ab, starb aber unmittelbar nachher am 1. October 1404. Die römischen Kardinäle nahmen sogleich eine neue Wahl vor, jedoch so, daß dieselbe kein Hinderniß für die Wiederherstellung der Einheit des Papstthums sein sollte. Sie unterschrieben nämlich vor Notar und Zeugen eine Urkunde, nach welcher derjenige von ihnen, auf den die Wahl fallen würde, sich aufs heiligste verpflichtete, zu diesem Zwecke kein Opfer, selbst nicht das der erlangten Papstwürde, zu scheuen; auch sollte er vorerst keine neuen Kardinäle ernennen oder, falls dies geschehe, sie zu derselben Verpflichtung, die er eingegangen, nöthigen. Dadurch ward für die Zukunft die ganze Schuld des verlängerten Zwiespalts auf Benedict allein gewälzt. Die neue Wahl, mit welcher man schon am 17. October fertig war, traf einen gelehrten, würdigen und geachteten Mann, welcher den Namen Innocenz VII. annahm. Leider hatte derselbe an Ludwig Migliorati einen Neffen, welcher gierig und herrschsüchtig sich der weltlichen Regierung zu bemächtigen suchte, während Innocenz' Geheimschreiber, der berühmte Kenner altklassischer Litteratur, Leonardo Bruni aus Arezzo (Aretinus), sich um kirchliche und gelehrte Angelegenheiten bemühte und, wenn Innocenz lange genug gelebt hätte, eine jener Universitäten angelegt haben würde, welche damals die italienische Nation zur Wiederherstellerin der untergegangenen klassischen Bildung machten.

Gleich nach Innocenz' Erwählung ergriff die Bewegung, die sich nach Johann Galeazzo's Tode in allen oberitalienischen Städten gezeigt hatte, in Verbindung mit dem Streben nach Freiheit und Anarchie auch die Römer. Bonifacius hatte in Rom, wie Johann Galeazzo in seinem Herzogthum, mit Hülfe besoldeter Truppen eine monarchische Regierung hergestellt. Kaum war er gestorben, als von den Römern wieder eine Republik mit sieben frei gewählten Schöffen eingerichtet und das Volk, wie der Name der Freiheit von den Häuptern der großen Familien Roms nach alter Sitte zu ihren Zwecken mißbraucht wurde. Unglücklicher Weise traf schon zwei Tage nach der Wahl des neuen Papstes auch König Ladislaus von Neapel, der von seinem Patron Bonifacius zum römischen Senator ernannt worden war und dies als die erste Stufe zur römischen Kaiserwürde ansah, in Rom ein, um die Verwirrung für sich zu benutzen. Aus Furcht, Innocenz möchte sich, um Frankreich zu gewinnen, den Ansprüchen des jüngeren Hauses Anjou günstig zeigen, blieb er einen ganzen Monat in Rom, trat mit den sieben Schöffen der Republik in Verbindung und zog zugleich einen Verwandten des vorigen Papstes an

sich, welcher Commandant der Engelsburg war und keine Befehle vom neuen Papste annahm. Dann nöthigte er Innocenz zu einem Vertrage, der die Regierung zwischen ihm selbst, dem Papste und dem Volke theilte und den König Ladislaus in Rom mächtiger machte, als der Papst war. Gleich im Anfange des folgenden Jahres ward, als Ladislaus sich entfernt hatte, die Verwirrung grenzenlos und im August 1405 mußte Innocenz selbst aus Rom fliehen, ungeachtet er, um die Römer zu gewinnen, zu den 11 Kardinälen, die er schon im ersten Jahre ernannte, lauter Römer genommen hatte. Sein roher Neffe Ludwig Migliorati war an diesem Unglück schuld. Migliorati ließ nämlich 11 der angesehensten Bürger, welche mit Innocenz unterhandelten, nach der Audienz festnehmen, enthaupten und dann aus den Fenstern auf die Straße werfen. Dies wurde zum Signal eines allgemeinen Aufstandes. Das Volk fiel wüthend über die Leute des Papstes her, Niemand war seines Lebens sicher und Innocenz entkam nur mit großer Noth aus der Stadt. Er floh nach Viterbo, mußte aber dabei so sehr eilen, daß unterwegs 30 Leute aus seinem Gefolge vor Durst und Mühsal umkamen und auch er selbst beinahe verschmachtet wäre. Während seines siebenmonatlichen Aufenthaltes in Viterbo war er in einer sehr bedenklichen Lage; denn das päpstliche Heer, welches unter Balthasar Cossa in Bologna lag, ward von den kleinen Herren der Romagna und von Alberich de Barbiano unaufhörlich in Athem gehalten, und der Gegenpapst Benedict war, um die Florentiner dem römischen Papste zu entziehen, nach der von Franzosen besetzten Stadt Genua herbeigekommen. Glücklicher Weise ward Innocenz durch die Römer selbst aus der Verlegenheit gezogen. Ladislaus schickte Truppen nach Rom, um sich der Herrschaft in der Stadt zu bemächtigen; die Römer ergriffen aber die Waffen, nöthigten die Neapolitaner zum Abzuge, ernannten an die Stelle der sieben Schöffen, die sich mit denselben verbunden hatten, eine neue Obrigkeit von drei Männern und riefen im Februar 1406 den Papst nach Rom zurück. Ladislaus war gezwungen, sich dem Papste, der mit dem Banne drohte, zu fügen und wurde wieder zum Defensor der Kirche ernannt.

Während der sieben Monate, welche Innocenz in Viterbo zubrachte, unterhandelte er beständig mit Benedict wegen der beiderseitigen Niederlegung der Papstwürde. Es war aber weder ihm noch seinem Gegner Ernst damit. Nur die Franzosen, besonders die Pariser Universität, betrieben die Sache der Kircheneinheit mit wahrem und wirklichem Eifer. Ihre Regierung schrieb zweimal dringend an Innocenz und bedrohte andererseits in Verbindung mit der Universität und der

Geistlichkeit den Papst von Avignon mit einer neuen Aufkündigung des Gehorsams. Besonders war der berühmte Kanzler Gerson thätig, dessen Schriften über die Einheit der Kirche und über die Absetzbarkeit (de auferibilitate) des Papstes in der Kirchenfrage großen Einfluß übten. Im November 1406 starb Innocenz. Jetzt bot eine französische Gesandtschaft, welche gerade in Rom anwesend war, Alles auf, um die Kardinäle von der Erwählung eines neuen Papstes abzuhalten. Die Letzteren waren auch lange zweifelhaft, da sie aufrichtig das Ende des Zwiespaltes wünschten, entschlossen sich aber dessenungeachtet vorzugsweise aus Rücksicht auf die Lage des Kirchenstaates zur Vornahme der Wahl. Auch dieses Mal unterzeichneten alle Kardinäle, unter ihnen auch der nachher zum Papst ernannte Angelo Corraro aus Venedig vorher eine ähnliche, nur noch viel bündigere und kräftigere Urkunde, wie die vor der letzten Wahl unterzeichnete gewesen war. Der von ihnen am 2. December 1406 erwählte Papst, der sich Gregor XII. nannte, galt für einen guten, frommen und gelehrten Mann, er war aber schon wenigstens 70 Jahre alt, vor Alter schwach und aus Schwäche eigensinnig. Er ließ noch vor seiner Krönung (im December) an Benedict schreiben, ihn sehr dringend um eine persönliche Zusammenkunft bitten und ihm erklären, daß er die Ausgleichung des langen Streites durch das von Frankreich vorgeschlagene Compromiß herzlich billige. Benedict gerieth dadurch in sehr große Verlegenheit, weil die Geduld der Franzosen erschöpft war und ihm schon damals angedeutet wurde, man werde zum zweiten Male mit ihm brechen. Im Februar 1407 ward sogar ein neues Nationalconcil zu Paris gehalten und auf demselben eine heftige Erklärung und Protestation der Universität vorgelesen, welcher das Concil zwar nicht beitrat, aber auch nicht ausdrücklich widersprach. In dieser Schrift ward auseinandergesetzt, wie schmählich Benedict die Franzosen, die er nur Franzmännlein (Galliculos) zu nennen pflege, betrogen habe. Er habe, heißt es, wie ein wüthender Tyrann die Freiheiten der gallicanischen Kirche in 11 wichtigen Punkten verletzt und sei durch hinterlistige Winkelzüge allen Versuchen der Aussöhnung ausgewichen. Am Schlusse wird ihm sogar der Gehorsam aufgekündigt und an eine allgemeine Kirchenversammlung appellirt. Auch der vom Pariser Concil mit dem Bericht über diese Angelegenheit beauftragte Patriarch Simon von Alexandria kam zu demselben Resultate, daß nämlich jetzt eine allgemeine Kirchenversammlung das thun müsse, was keiner der Päpste thun wolle und werde. Man kam freilich damals noch nicht zu diesem Beschlusse; allein man erklärte doch, daß die Geduld der französischen Nation erschöpft sei, man verbot außer-

dem die päpstliche Einmischung in die Besetzung geistlicher Stellen, man verordnete die Abschaffung der Annaten und aller Erpressungen des Papstes; man setzte endlich neun nachher vom Könige bekannt gemachte Artikel fest, in welchen Gregor's Anerbieten angenommen und der Ausspruch gethan ward, daß, wenn Benedict's Kardinäle sich weigern würden, gemeinschaftlich mit den römischen einen neuen Papst zu wählen, durch die Letzteren allein eine neue Wahl vorgenommen werden sollte.

Als Benedict Ernst sah, stellte er sich aufs neue, als wenn er geneigt sei, der Kirche das Opfer seiner persönlichen Eitelkeit und Herrschaft darzubringen. Er schrieb an Gregor und schickte Gesandte ab, um mit dessen Bevollmächtigten einen Vertrag wegen der persönlichen Zusammenkunft der beiden Päpste und ihrer Kardinäle zu schließen. Dieser Vertrag ward im April 1407 geschlossen und Savona zum Orte der Zusammenkunft bestimmt. Jetzt eröffnete sich aber ein neues Labyrinth von Kabalen, weil beide Päpste die beabsichtigte Verhandlung durch alle möglichen Ausflüchte zu hintertreiben suchten. Gregor ließ sich überdies noch durch seine zahlreichen Neffen geistlichen und weltlichen Standes mißbrauchen. Er forderte zuerst für die Reise nach Savona, die er gar nicht anzutreten geneigt war, von aller Welt Beisteuer und plünderte die römischen Kirchen und Klöster, um zu Savona den Glanz seines Hofhaltes und den Aufwand seiner vielen Neffen bestreiten zu können. Dann bewirkte Ladislaus, vielleicht auf Veranstalten dieser Neffen, einen Aufstand in Rom, indem ihm Alles daran lag, daß Frankreich nicht mit dem römischen Papste ausgesöhnt werde; die Römer vertrieben aber Ladislaus' Truppen nebst den ihm befreundeten Colonna und Savelli, so daß Gregor endlich im Juni der Reise nicht länger ausweichen konnte. Er verließ also die Stadt Rom, kam aber, weil er fortwährend neue Ursachen zur Zögerung fand, erst im Januar 1408 nach Lucca. Obgleich damals sein Gegner von Genua aus nach Porto Venere bei Spezzia gereist war und folglich beide Päpste in wenigen Stunden zusammen sein konnten, so machte doch Gregor neue Schwierigkeiten, bis endlich die zur Zusammenkunft bestimmte Zeit verflossen war. Auf der langen Reise war er auch mit seinen Kardinälen zerfallen, weil er gegen seinen Eid zweimal eine Anzahl neuer Kardinäle, unter welchen auch einige seiner Neffen waren, ernannte. In diesem Zwist hatte er seinen Kardinälen sogar angeboten, daß er ihnen für sehr bedeutende Besitzungen und Pfründen, welche seine Neffen erhalten sollten, das Papstthum verkaufen wolle; die Kardinäle hatten sich aber weder für berechtigt noch für vermögend gehalten, den geforderten Preis zu bezahlen. Auf

Ostern 1408 kam es endlich zu einem völligen Bruch zwischen Gregor und seinen älteren Kardinälen; diese verließen ihn, begaben sich nach Pisa und fanden an den Florentinern eine Stütze, als sie sich für eine durch beide Kardinals-Collegien zu berufende allgemeine Kirchenversammlung erklärten. Uebrigens sorgten Gregor's Neffen dafür, daß, als auch der Kardinal-Legat Balthasar Cossa in Bologna die Partei dieser Kardinäle ergriff, König Ladislaus nach dem Kirchenstaat kam; er landete nämlich mit einem großen Heere in Ostia und hielt im April 1408 unter glänzenden Feierlichkeiten und schallender Kriegsmusik seinen Einzug in Rom, wo er die Souveränität (das plenum dominium) in der Art für sich in Anspruch nahm, wie der Papst sie geübt hatte; bald war ihm der nördliche Theil des Kirchenstaates bis an die Grenze von Toscana unterworfen.

Unterdessen war Benedict wie Gregor mit seinen Kardinälen zerfallen. Im Januar 1408 that nämlich der französische König endlich den Schritt, welchen die Pariser Universität längst angerathen hatte. Er kündigte dem Papst den Gehorsam völlig auf, im Fall derselbe nicht bis zum 24. Mai mit seinem Gegner einig sei. Um dieser Maaßregel zuvorzukommen, ergriff Benedict ein Mittel, welches den Sturm, den er hatte beschwören wollen, noch furchtbarer und schneller, als er dachte, herbeizog. Er ließ nämlich an demselben Tage, an dem jener Termin ablief, dem König von Frankreich ein Breve überreichen, in welchem, wiewohl ohne Nennung von Namen, der Bann gegen alle diejenigen ausgesprochen war, die ihm den Gehorsam aufkündigen würden. Jetzt brach der Sturm los. Die Pariser Universität erklärte Benedict für einen Ketzer und Schismatiker, der König machte diese Erklärung durch die Parlamente bekannt, ließ die Bannbulle des Papstes schimpflich zerreißen, verbot Jedermann, demselben Gehorsam zu leisten und traf im Herbst, als die Spaltung noch fortdauerte, die nöthigen Anordnungen wegen der Verwaltung der geistlichen Angelegenheiten Frankreichs, so lange in diesem Lande kein Papst anerkannt sei. Benedict befand sich damals im Genuesischen, und sechs seiner Kardinäle, welche zur Unterhandlung mit der römischen Partei nach Livorno gegangen waren, hatten sich mit den von Gregor abgefallenen Kardinälen dahin verständigt, daß beide Kardinals-Collegien ein allgemeines Concilium berufen sollten. Benedict gestand seinen Kardinälen das Recht, ohne ihn ein Concilium zu berufen, nicht zu, er entfloh, weil er die Rückkehr nach Avignon nicht wagen konnte, nach seinem Vaterlande Aragonien, dessen König ihm fortwährend befreundet geblieben war und ordnete seinerseits ein Concilium an, das zu Perpignan stattfinden sollte. Seine Kardinäle begaben sich hierauf zu den

von Gregor abgefallenen Kardinälen und beide Collegien schrieben auf den Mai des Jahres 1409 eine allgemeine Kirchenversamlung nach Pisa aus. Dagegen berief auch Gregor ein Concilium nach Udine. Von diesen drei Concilien ward das letztere durch die Venetianer und durch den Magistrat zu Udine verboten und nachher in Friuli von Wenigen besucht; das in Perpignan wurde unter aragonischem Schutze abgehalten, obwohl Benedict außer Spanien fast nur noch in Schottland Anhänger hatte; aber blos das zu Pisa ward (wenigstens am Anfang) allgemein anerkannt. Es erreichte gleichwohl seinen Zweck nicht, weil man unvorsichtiger Weise eine Papstwahl vornahm, durch welche die Kirche sogar noch einen dritten Papst erhielt.

Geschichte des Mittelalters.

V. Uebergang zur Neuzeit.

(Fortsetzung.)

B. Geschichte des fünfzehnten Jahrhunderts
mit besonderer Rücksicht auf den Einfluß der Litteratur.

Einleitung und Uebersicht der Verhältnisse des Ostens vor dem Ende des 14. Jahrhunderts.

Wir sollten die Geschichte des 15. Jahrhunderts eigentlich mit der italienischen Geschichte beginnen, weil in Italien damals die ganze neuere Wissenschaft, die schönen und die nützlichen Künste, die Gewerbe, der Handel und die Schiffahrt vorzugsweise blühten; oder auch mit Deutschland, weil die Kirchenversammlungen zu Constanz und Basel die Reformation vorbereiteten und der Hussiten-Krieg ein Vorspiel der Religions-Kriege des 16. Jahrhunderts war. Wir ziehen aber aus Gründen, welche sich weiter unten ergeben werden, vor, zuerst von den Gefahren zu reden, die dem Christenthum und der Civilisation von Osten her drohten. Wir gehen von den Zügen der Türken und der tatarischen Horden aus, handeln dann von Italien und Deutschland, Frankreich, England und Belgien, und zuletzt von Spanien, Aragonien und Neapel. Die Geschichte der skandinavischen Staaten und Rußlands werden wir, soweit es zum Verständniß des allgemeinen Zusammenhangs der Begebenheiten nöthig ist, mit der Geschichte des 16. Jahrhunderts verbinden, welche wir mit den nordischen Völkern zu beginnen gedenken. Da wir auf den Zusammenhang der litterarischen Bildung mit der fortschreitenden bürgerlichen und politischen Entwickelung der einzelnen Nationen und auch auf unsere Ermittelungen über das Verhältniß Beider zu einander vorzugsweise Bedeutung legen, so werden wir dem Abschnitte über Litteratur einen größeren Raum widmen, als gewöhnlich zu geschehen pflegt. Man gibt in der Regel nur das Allgemeine an, wir werden dagegen so viel Einzelnes und Specielles aufnehmen, als sich nur immer allgemein verständlich vortragen läßt, da dieses Werk die Fortsetzung einer für gebildete, aber nicht gerade gelehrte Leser bestimmten Geschichte ist.

Aus dieser Ursache dürfen wir auch die asiatischen und türkischen Geschichten, sowie die griechischen und die der Donau-Provinzen nur leise berühren, weil wir nur der Geschichte der fortschreitenden Civilisation der europäischen Völker Schritt vor Schritt folgen, nicht bar-

barische oder ritterliche Kriegsgeschichten erzählen wollen. Es scheint uns daher auch, daß schon aus dieser Ursache die Geschichte des 15. Jahrhunderts mit dem fernen Osten begonnen werden muß; denn durch die Kriege der Türken und Tataren wurde das Fortschreiten der Civilisation in Italien gefördert, in Deutschland dagegen gehemmt. Die Eroberungen der Türken und die Verwüstungen der Tataren veranlaßten nämlich einerseits griechische Gelehrte und Künstler aus allen Gegenden des Ostens nach Italien zu flüchten, und hatten andererseits die nachtheilige Folge, daß die deutschen Kaiser, weil sie zu den Türkenkriegen der Päpste bedurften, in den kirchlichen Angelegenheiten das Bestreben der deutschen Nation, sich von römischem Drucke und mönchischer Unwissenheit zu befreien, nicht kräftig unterstützen konnten.

Ehe wir zur Geschichte der Osmanen sowie der lateinischen und griechischen Christen des oströmischen oder byzantinischen Reiches übergehen, müssen wir noch einmal auf die Züge der Tataren und Mongolen einen Blick werfen. Wir wollen nicht auf das Einzelne der früher erzählten asiatischen Geschichten zurückkommen, sondern nur die Hauptpunkte zu einer allgemeinen Uebersicht vereinigen, um zu erklären, warum die Türken ein neues mohammedanisches, in sich einiges und starkes Reich in Europa und Asien errichten konnten, während Mongolen und Tataren blos als raubende Horden furchtbar waren. Die Osmanen waren nur ein Stamm, an den sich andere Stämme anschlossen, sie wurden durch Religion und Organisation ein militärischer Staat; die zahllosen Horden von Tataren und Mongolen dagegen kehrten zu ihrer alten Sitte und Vereinzelung zurück, sobald der Führer, der sie zusammen getrieben und gehalten hatte, gestorben war.

Wir setzen als bekannt voraus, daß der Name Türken und Tataren Völkerschaften von kaukasischer Abkunft und Natur bezeichnet, welche äußerlich den germanischen Stämmen gleichen, daß dagegen die Mongolen der Abkunft und der äußeren Gestalt nach von den Letzteren wesentlich verschieden sind. Wir nehmen ferner als bekannt an, daß in den Zeiten, als Dschingiskhan und seine Nachfolger ihre Mongolen in Bewegung setzten und als nachher Timur seine Kriege führte, die Horden der Tataren von den Mongolen mit fortgerissen und so theils tatarische, theils mongolische Reiche durch die mongolischen Züge begründet wurden. Wenn wir von Türken reden, so werden entweder die Stämme verstanden, welche das Reich der Seldschukken gebildet hatten, oder wilde und rohe, aber auch kräftige und tapfere Turkmannen. Im fünften Bande ist ausführlich berichtet worden, wie zu Anfang des 13. Jahrhunderts Temudschin, der Fürst

einer mongolischen Horde am Altai-Gebirge in Oberasien, alle die Nomaden, welche südlich vom Baikal-See umherzogen, unter seiner Herrschaft vereinigte und als ihr Kaiser den Titel Dschingiskhan annahm. Er unterwarf auch die Tataren und den nördlichen Theil von China bis an den gelben Fluß, ehe er den reißenden Strom seiner Mongolen nach Nordwesten und nach Südwesten richtete und dort auf türkisch-tatarische Stämme traf. Die letzteren nennt Dschingis-khan's Geschichtschreiber Turkmannen, welches in persischer Sprache Leute bezeichnet, die den Türken ähnlich sind. Diese Stämme wurden von den Mongolen mit fortgerissen. Dschingiskhan wandte sich hierauf mehr nordwärts und vertrieb die türkischen Stämme der Kankali oder Kankli, welche östlich von Jaïk wohnten (s. Bd. V, S. 547), aus ihren Sitzen. Die im Westen am kaspischen Meer wohnenden Türken des Kaptschack hatten bald nachher dasselbe Schicksal. In Persien bestand damals das Reich der Chowaresmier, dessen Beherrscher wegen ihrer großmüthigen Unterstützung der Litteratur und Kunst und wegen des Antheils, den sie selbst an Poesie, Wissenschaft und Bildung nahmen, auch in Europa berühmt sind. Sie waren nach Außen hin nur durch die türkischen Heere in ihren Diensten furchtbar, der Krieg der Mongolen mit den Kankali-Türken führte die Ersteren auch in das Land Mohammed's III., des Schah von Chowaresmien. Takasch, der Vater Mohammed's, war nämlich mit der Tochter des Khans eines Zweiges der Kankali-Türken verheirathet, welche unter dem Namen Turkan-Khatune in den persischen Annalen als Amazone und geniale Herrscherin über Gemahl und Sohn berühmt ist, und diese hatte Stämme der oghusischen Türken, denen die Osmanen angehören, sowie Horden von Turkmannen und Kankali nach Persien gezogen, mit deren Hülfe Mohammed das berühmte Reich der Chowaresmier gründete. Diese Stämme waren roh und wild, sie bedrängten nicht blos den Khalifen in Bagdad, sondern sie waren auch dem Sultan selbst gefährlich; deshalb gab Mohammed seiner Mutter Turkan-Khatune, in welcher die Türken das Blut ihrer Herrscher ehrten, einen sonst im Orient nicht gewöhnlichen Einfluß auf die Regierung. Er eroberte kein Land, ohne ihr eine Provinz desselben anzuweisen; sie hatte ein Ministerium von sieben Männern von ausgezeichnetem Verdienste und ihr Tougra oder Monogramm, welches sie mit eigener Hand auf alle Verordnungen schrieb, bestand aus den Worten: „Beschützerin der Welt und des Glaubens, Fürstin der Türken, Königin der Weiber des Weltalls.“ Ihr Wahlspruch war: „Gottes Gnade ist meine Zuflucht.“ Sie nannte sich Gebieterin der Welt (Khudavend-Dschihan). Das traurige Schicksal dieser Herrscherfamilie, namentlich Mohammed's Ausgang (1221) ist oben (B. V, S. 554)

erzählt worden. Wir fügen nur noch hinzu, daß die türkischen Stämme vernichtet oder mit den Mongolen fortgerissen wurden, welche Central-Asien unterjochten, das Land jenseits des Oxus (Dschihun), sowie Khorasan und ganz Persien verwüsteten. Noch bei Dschingiskhan's Leben erreichten die Mongolen im Südosten den Indus, im Westen den Euphrat, drangen nordwestlich am schwarzen Meer nach Georgien vor, überschwemmten die Krim, verwüsteten einen Theil von Rußland und befehdeten die Bulgaren an der oberen Wolga.

An der oben angeführten Stelle ist im Einzelnen berichtet, wie der Mongolen-Fürst nach seinem Zuge gegen den Westen sich wieder gegen China wandte und, als er starb, schon die westlichen Provinzen dieses Reiches unterworfen hatte (1227). Dort (B. V, S. 561) ist ferner nachgewiesen, auf welche Weise unter den ersten Nachfolgern Dschingiskhan's die Mongolen sich nördlich vom kaspischen Meer, vom Kaukasus und vom schwarzen Meer festsetzten und Rußland verwüsteten. Später (unter Timur) wurden diese Angriffe erneut, und die Tataren gründeten im Kaptschak und in Kasan dauernde Reiche. Auch Polen und Ungarn wurden von den Mongolen verheert, sowie andererseits die Länder am Euphrat und Tigris, Armenien, Georgien und Kleinasien unterworfen, nachdem Bagdad, der Sitz der Khalifen, vernichtet war. Endlich eroberten sie auch China ganz und besetzten Tübet und den Theil von Indien, welcher jenseits des Ganges liegt. Auf diese Weise waren ein halbes Jahrhundert nach Dschingiskhan's Tode seine Nachkommen Beherrscher des größten Theils von Asien. Sie zerfielen in vier Dynastieen und eine derselben, welche längere Zeit in Karakorum (südlich vom Baikal-See) ihren Sitz hatte, führte dem Namen nach die Herrschaft über die anderen: diese mußten ihr Reich von dem Oberkaiser zu Lehen nehmen. Dschingiskhan's berühmte Reichs-Statuten setzten fest, daß in keiner der vier von ihm stammenden Dynastieen das Erstgeburtsrecht gelten solle, sondern daß, wenn einer der vier Regenten sterbe, jedes Mal alle Prinzen des Hauses sich versammeln und aus ihrer Mitte einen neuen wählen sollten. Diese Einrichtung, welche in kleineren Staaten, selbst im Abendland, unausführbar sein würde, ward die Veranlassung ewiger Kriege. Der Prinzen waren mit der Zeit unzählig viele, alle hatten ein ansehnliches Gebiet und gemiethete Heere in ihrem Dienst oder kriegerische Nomaden der Wüste zu Verbündeten; der Tod eines Regenten rief daher gewöhnlich einen allgemeinen Krieg hervor. Die einzelnen Fürsten griffen zu den Waffen und führten Krieg unter einander oder auch mit den obersten Regenten. Die Geschichte der Nachkommen von Dschingiskhan's beiden ältesten Söhnen, Tschagatai und Tschutschi, erzählt von nichts Anderem, als von den blutigen Kriegen der Thron-Präten-

denten. Die eine dieser Dynastieen wurde daher schon in der Mitte des 14. Jahrhunderts, die andere am Ende des 15. vernichtet. Anarchische Verwirrung führte auch in Persien gegen das Jahr 1336 den Untergang der Herrschaft von Dschingiskhan's Nachkommen herbei. In China wurden sie um 1368 vertrieben und den Nachkommen des mongolischen Eroberers blieb nur die Herrschaft über die Nomadenstämme und Horden von Mittelasien übrig.

Schon lange vor dem Untergang der von Dschingiskhan und seinen Söhnen gegründeten Reiche schüttelten die Stämme kaukasischen Ursprungs und kaukasischer Bildung, welche wir in den früheren Bänden als Tataren und als Türken bezeichnet haben, das Joch der mehr wilden Thieren als Menschen ähnlichen mongolischen Horden ab. Die seldschukkischen und osmanischen Türken und andere Stämme befehdeten die Christen in Kleinasien; die sogenannten Mamlukken, d. h. gekaufte und als Soldaten gebrauchte Türken, Tataren und andere Kaukasier herrschten in Aegypten und breiteten sich nach Syrien aus, wo sie nachher mit den osmanischen Türken zusammentrafen. Dieser Türken haben wir vorher bei Gelegenheit von Dschingiskhan's Unternehmungen gegen Persien unter dem Namen der Oghusen oder Oighuren gedacht. Eine etwa 50,000 Seelen starke Horde der Letzteren hatte in Hoch-Armenien vor den Mongolen Zuflucht gesucht. Auf einem Zuge den Euphrat entlang ertrank ihr Führer Soliman (1231) und seine vier Söhne suchten nach türkischer Art jeder einen Sitz, wo sie mit ihrem Säbel sich und dem Islam nützlich sein könnten; nur einer derselben aber, Ertoghrul, hat als Gründer des osmanischen Reiches welthistorische Bedeutung erhalten. Der Stamm, dessen Führer er war, erhob sich um die Zeit, als das arabische Khalifenthum, längst kraftlos geworden, dem völligen Untergang nahe war. Die Araber hatten mehr Schwung und geistiges Leben, aber die Zeit ihrer glänzenden Leistungen war vorüber; da war es dem schlichteren und rauheren Volke der Türken beschieden, durch entschlossene Thatkraft und Kriegstüchtigkeit dem Islam, welchem sie treu anhingen, ein neues Gebiet zu erkämpfen. Von Ertoghrul an stand eine Reihe von fast durchgängig kraftvollen und zur Herrschaft befähigten Führern an ihrer Spitze, unter denen das tausendjährige christliche Kaiserthum von Constantinopel erlag und ein moslemisches begründet wurde.

Ertoghrul unterstützte mit der an Zahl geringen Schaar Türken, welche ihm gefolgt war, den seldsukkischen Sultan Alaeddin, einen der vielen kleinen türkischen Fürsten, welche damals in Kleinasien die Griechen oder auch sich selbst untereinander unaufhörlich befehdeten. Er erhielt zur Belohnung dafür ein Lehen in der Gegend von Dory-

läum in Phrygien, machte sich aber bald unabhängig, breitete seine Herrschaft nach Norden hin aus und schuf eine Reiterei, welche nachher von seinem Sohne Osman und seinem Enkel Urchan vermehrt wurde und durch Disciplin und Fanatismus furchtbar war. Unter Osman (seit 1288) strömten alle kühnen türkischen Räuber nach Ertoghrul's Feste Karahissar, dem Sitze seiner Herrschaft. Die neue Macht der Osmanen war den Griechen durch Talent und Muth der Führer, den zahlreichen kleinen türkischen Fürsten des Landes durch Disciplin und Einigkeit um so viel mehr überlegen, als jene Kleinasien vernachlässigten und diese keine eigentliche Organisation hatten; sie waren getheilt und uneinig, ihre Heere glichen Räuberbanden; die Osmanen dagegen organisirten sich nach und nach förmlich als Feudalritterschaft und ihr Sultan Osman vertheilte ihnen die Eroberungen fast unter denselben Bedingungen, unter welchen Wilhelm der Eroberer den normannischen Rittern England vertheilt hatte. Erleichtert wurden den Osmanen ihre Eroberungen im nördlichen Kleinasien dadurch, daß gleichzeitig mit ihnen andere türkische Stämme den Süden und die Westküste dieses Landes verheerten und daß die griechischen Kaiser die Vertheidigung von Bithynien vernachlässigten. Seit Michael Paläologus die Lateiner aus Constantinopel vertrieben und den Sitz des Reiches von Nicäa wieder dahin verlegt hatte (1261), wurden, wie ein einsichtsvoller Grieche es vorhergesehen hatte (B. V, S. 522) alle Streitkräfte des byzantinischen Reiches durch Kriege in Macedonien, in Thracien und im eigentlichen Griechenland aufgerieben. Dies benutzten die Führer der türkischen Banden in Kleinasien. Joseph von Hammer, welcher seine Geschichte der Osmanen aus den sehr reichen türkischen Quellen schöpft und diese oft wörtlich wiedergibt,*) hat aus denselben eine bedeutende Zahl kleiner türkischer Fürsten genannt, die zu Osman's Zeit im südwestlichen Theile von Kleinasien den Griechen Städte und Provinzen entrissen. Die byzantinischen Geschichtschreiber sagen uns, daß Kenchreä, Tripolis am Mäander, Sardes und Ephesus damals entweder erobert oder ganz verwüstet wurden. Während andere Türken die Küste des ägäischen Meeres besetzten, das altberühmte Chios eroberten und von da aus die kleineren Inseln verheerten und plünderten, richteten die Osmanen ihre Züge gegen Bithynien und landeten von Zeit zu Zeit an den Küsten von Thracien. Nur drei Städte Bithyniens, Brusa, Nicäa und Nikomedien, vertheidigten sich über ein Vierteljahrhundert gegen die Angriffe der Osmanen, Smyrna allein bis auf Timur's Zeit, Philadelphia fiel früher. Erst kurz vor

*) Joseph von Hammer-Purgstall, Geschichte des osmanischen Reiches, 10 umfangreiche Bände, zweite Aufl. Pesth 1835—1836.

Osman's Tode (1326) ergab sich das ganz enge eingeschlossene Brusa, die Hauptstadt Bithyniens, an Urchan (Orkhan), Osman's Sohn. Nachdem derselbe seinen Siegeseinzug gehalten, begab er sich zu seinem sterbenden Vater. Osman, von welchem der ganze Stamm, wie das neue Reich den Namen erhielt, wurde vor der neu eroberten, vier Meilen von der Küste des Marmora-Meeres herrlich gelegenen Stadt in einem prachtvollen Gewölbe bestattet, das noch jetzt bei den Türken in höchster Verehrung steht; die „hohe Pforte" zu Brusa war nunmehr der Mittelpunkt des osmanischen Kriegerstaates. Urchan, der in seines Vaters Spuren trat und hauptsächlich von seinem staatsklugen Bruder Alaeddin berathen wurde, eroberte noch Nicäa und Nikomedien, besetzte ganz Bithynien und Paphlagonien und faßte endlich auch in Europa festen Fuß. Seine Raubschaaren besetzten nämlich im Jahre 1357 den thracischen Chersonesus und das diesem nahe liegende Küstenland östlich bis nach Rodosto hin, westlich an der Maritza hinauf bis nach Ipsala und nördlich bis an das Gebiet von Tschorli und Hieraboli. Soliman, Urchan's ältester Sohn, begab sich als Stellvertreter seines Vaters, welcher nie nach Europa kam, in den neueroberten Landstrich und nahm seine Residenz in Kallipolis oder Gallipoli, welches damals noch eine der bedeutendsten Städte des sinkenden byzantinischen Reiches und der glänzendste Handelsplatz der Seeküste war. Soliman starb zwei Monate vor seinem Vater (1358) und Urchan's zweiter Sohn, Murad (Amurath) I., folgte dem Vater in der Regierung. Von Murad und von seinem Nachfolger ist zwar schon an einer anderen Stelle dieses Werkes die Rede gewesen; wir müssen aber hier auf seine Geschichte zurückkommen, weil wir dort nur des Verhältnisses der Türken zu den Ungarn und zur Geschichte des Königs Sigismund gedacht haben, hier dagegen ihrer Unternehmungen in Beziehung auf das christliche Reich zu Constantinopel gedenken müssen.

I. Türkische und byzantinische Geschichten bis auf die Eroberung von Constantinopel.

1. Das byzantinische Reich bis auf die Besetzung von Gallipoli durch die Osmanen.

Obgleich in Constantinopel und im ganzen byzantinischen Reich der griechische Charakter entartet, die griechische Wissenschaft und Kunst erloschen war, so behielt doch immer noch die alte Civilisation

und ganz besonders die alte Litteratur einen mächtigen Einfluß in der alten Hauptstadt des griechischen Reiches, selbst während der militärischen Herrschaft der Lateiner. Kunst und Wissenschaft blühten wieder auf, als Michael Paläologus Constantinopel aufs neue zum Sitze des Reiches machte. Die Venetianer und Genuesen, welche in den Vorstädten von Constantinopel sozusagen zwei Staaten im Staate bildeten, viele Niederlassungen im griechischen Lande hatten und ihren Handel in der Krim, am ganzen östlichen Ufer des schwarzen Meeres und von dort aus, wie Marco Polo's Reisen beweisen, bis nach China und nach Indien hin trieben, verbreiteten byzantinische Kunst und griechische Gelehrsamkeit im Westen. Wir dürfen daher die höchst unerfreuliche Geschichte der Nachfolger des Kaisers Michael Paläologus nicht ganz übergehen. Michael hatte in Europa noch zwei griechische Regenten neben sich, welche in Aetolien, Epirus und Thessalien als Fürsten regierten; diese erkannten seinen kaiserlichen Titel an und nannten sich nur gebietende Herren (despotae). In Kleinasien hatte zu Trapezunt ein Prinz aus dem Stamme der Komnenen ein Herrscherhaus begründet, welches sich den Kaisernamen beilegte und Michael den Paläologen sammt den Seinigen nicht als legitim erkannte. Mit den Resten der lateinischen Herrscher im griechischen Lande war Michael fortdauernd im Kriege. Er unterhielt deshalb ganze Schaaren gemietheter Slaven, Bulgaren und Türken, welche den Krieg als Handwerk trieben. Fallmerayer in seiner Geschichte von Morea*) ist der Meinung, daß Michael trotz der großen Anzahl schwer zugänglicher Ritterburgen, welche die Franken in der Morea errichtet hatten, sie von dort gänzlich vertrieben haben würde, wenn er sich nicht zugleich mit den Despoten von Arta und mit den über Neu-Patras, über Athen, über den Euripus herrschenden Baronen in Krieg eingelassen und die Inseln des ägäischen Meeres zu erobern gesucht hätte. Von Chios, Lesbos, Rhodus und einigen anderen Inseln vertrieb er in der That die Lateiner. Die Pisaner und Genuesen und ihr Handel wurden von ihm sehr begünstigt, die Venetianer und der Papst begünstigten dagegen eine Zeit lang die Unternehmungen des Hauses Anjou, welches sich stellte, als wenn es sich der Rechte des vertriebenen lateinischen Kaisers Balduin annehmen wolle. Michael suchte den Sturm eines gegen ihn zu richtenden Kreuzzuges dadurch abzuwenden, daß er den Papst gewann. Er nahm den Schein an, als wenn er den lateinischen Gottesdienst im griechischen Reich einführen wolle. So betrachteten wenigstens sowohl die Griechen als der Papst

---

*) Phil. J. Fallmerayer, Geschichte der Halbinsel Morea im Mittelalter, Stuttgart 1830—36.

Gregor X. anfangs das Anerbieten, welches Michael auf der Kirchenversammlung zu Lyon (1274) machen ließ, daß er nämlich das oberste Ansehen des Papstes auch im Orient anerkennen lassen wolle. Die Griechen widersetzten sich nicht sehr heftig, so lange nur davon die Rede war, daß des Papstes Namen neben dem der vier anderen Patriarchen im Kirchengesang erwähnt werden müsse, daß der römische Bischof den ersten Rang haben solle und daß man an ihn appelliren könne. Darunter litt nur der Patriarch von Constantinopel. Anders war es, als dem Glaubensbekenntniß vom heiligen Geist die Worte angehängt werden sollten: derselbe gehe aus vom Vater und vom Sohne; die letzten zwei Wörtchen (filioque) brachten Alles in Bewegung. Der Papst ahnte nämlich wahrscheinlich, daß Michael ihn blos abhalten wolle, die lateinische Ritterschaft zu Gunsten des Prätendenten, welcher den Anspruch des lateinischen Kaisers an sich gebracht hatte, gegen Constantinopel aufzubieten; er beruhigte sich daher auch mit dem Zugeständnisse der drei erwähnten Artikel nicht. Auch läßt der Geschichtschreiber Nikephorus Gregoras den Kaiser in der That sich so gegen seine Geistlichkeit aussprechen, daß er zu verstehen gibt, es habe mit der Unterwerfung unter den Papst nicht viel auf sich. Als daher Rom seine Legaten schickte und andere Forderungen machte, gerieth der griechische Kaiser in große Verlegenheit. Er selbst wollte Wort halten, die Geistlichen und das Volk aber wollten ihm in Rücksicht auf Glauben und Cultus nicht gehorchen. Es entstand Streit und Verfolgung und Michael blieb bis an seinen Tod (1282) mit seinen eigenen Unterthanen in einem noch härteren Kampf als mit den Türken, welche sich überall festsetzten. Die griechischen unabhängigen Fürsten in Aetolien, Epirus und Thessalien, der Kaiser von Trapezunt, ja sogar die lateinischen Barone, die noch auf der Insel Negroponte, in Theben, in Athen und im Peloponnes herrschten, nahmen sich der von Michael um des Papstes willen verfolgten Männer an; seine eigenen Geistlichen verfluchten, seine Generale verriethen ihn; fast alle seine weiblichen Verwandten begünstigten die Partei ihrer Landsleute, welche die Unterwerfung unter den Papst verabscheute. Michael verhängte grausame Verfolgungen über diejenigen seiner Unterthanen, welche nicht glauben oder doch wenigstens nicht in ihr Glaubensbekenntniß setzen wollten, daß der Geist vom Sohne wie vom Vater ausgehe. Er gerieth dadurch in einen so heftigen Kampf, daß er zugleich von seinen Geistlichen mit dem Bannfluche belegt und vom Papste, weil er das ihm gegebene Versprechen nicht hatte erfüllen können, ebenfalls aus seiner Kirche ausgeschlossen ward. Er starb daher von beiden Kirchen ausgestoßen. Vom griechischen Patriarchen war Michael als Ketzer so verflucht

worden, daß sein Sohn und Nachfolger, der sich bisher hatte verstellen müssen, sich gleich bei seinem Tode von seinen Grundsätzen völlig lossagte und seine Leiche nicht in Constantinopel beizusetzen wagte, sondern nach Selymbria bringen ließ; die Leiche des Patriarchen Arsenius dagegen, den sein Vater auf eine wüste Insel verbannt hatte, ließ er nach der Hauptstadt bringen und feierlich bestatten.

Michael's Sohn und Nachfolger, Andronikus II. der Aeltere, war, wie fast alle byzantinischen Kaiser der letzten Zeit, ein gründlicher Philosoph, Philolog und besonders Theolog; aber in Büchern vergraben überließ er die Geschäfte Anderen und war für sich selbst unablässig mit den Streitigkeiten der Geistlichen, namentlich der Erzbischöfe seiner Hauptstadt beschäftigt. Unter seiner Regierung streiften eines Theils die Banden der Ritter, welche in den inneren Kriegen Spaniens und in den Kriegen der Engländer und Franzosen als Miethlinge (condottieri) gedient hatten, unter dem Namen Catalonier auf den Inseln und Küsten des mittelländischen Meeres umher, anderes Theils machten die Johanniter-Ritter, die sich, nach dem Untergang der christlichen Herrschaft in Palästina, auf der Insel Cypern niedergelassen hatten, die Insel Rhodus zum Bollwerk der Christen gegen die Türken. Dieselbe war, als die Johanniter sich vom Könige von Cypern trennen wollten, zwischen Griechen und Türken getheilt; der Großmeister Fulko von Villaret reiste daher nach Frankreich, um ritterlichen Beistand zu erhalten und nach Rom, damit der Papst den Glaubenskrieg der Ritter durch Geld fördere. Der Papst zahlte 90,000 Goldgulden, der griechische Kaiser sollte abgefunden und als Lehensherr anerkannt werden; davon wollte aber Andronikus nichts hören, sondern er schickte ein Heer und eine Flotte gegen die Ritter. Villaret griff die Griechen an, schlug sie und eroberte zuerst die Hauptstadt Rhodus (August 1310), dann die ganze Insel, welche von diesem Augenblick an Eigenthum der Johanniter blieb.

Andronikus hatte die Schwäche stolz darauf zu sein, daß er die erste Person einer Trias von Kaisern sei; er gab nicht blos seinem Sohne Michael II., sondern auch dem Sohne desselben, Andronikus dem Jüngeren, den Kaisertitel. Schon vor dem Tode des Sohnes aber (1320) entzweite sich Andronikus der Aeltere mit dem Enkel; nachher schien er Anstalt zu machen, ihn ganz von der Regierung zu entfernen. Er zog einen anderen Enkel, Constantin, hervor und ließ sogar dessen natürlichen Sohn, Michael, welchem die Geschichtschreiber alle Anlagen und Fähigkeiten absprechen, als seinen künftigen Erben behandeln. Der verächtliche Beiname des Katharers, welchen dieser Michael seiner Mutter wegen erhalten

hat, scheint ihn sogar als Sohn einer argen Ketzerin zu bezeichnen. Der jüngere Andronikus war in Wollust und Zerstreuung versunken und hatte weder Verstand zum Regieren noch Kraft zur Empörung; es gesellten sich aber zwei Männer zu ihm, welche seinen Argwohn gegen den Großvater weckten und ihm nachher mit Rath und That beistanden. Diese beiden Männer, von welchen der eine ein gelehrt gebildeter Hofmann war, der andere über die in griechischen Diensten stehenden Slaven und Bulgaren viel vermochte, waren Johann Kantakuzenus und Syrgiannes. Von dem Ersteren besitzen wir ein dickes, gelehrt und sophistisch geschriebenes Buch über die Geschichte seiner Zeit und besonders über seine eigene. Diese Schrift hat viele Aehnlichkeit mit den Büchern, welche von den Großen der Zeit Bonaparte's, sowie von Thiers und Anderen über die Geschichte ihres Kaisers und seines Kaiserthums geschrieben sind, d. h. Johannes stellt sich und seine Partei überall ins vortheilhafteste Licht. Ein Unterschied besteht freilich zwischen Kantakuzenus und jenen Franzosen: die Letzteren sind nämlich ungelehrt, aber unterhaltend, Johann Kantakuzenus dagegen ist grundgelehrt, aber langweilig. Syrgiannes, der sich neben ihm eindrängte, wird von dem damals lebenden Geschichtschreiber Nikephorus Gregoras, welcher als Schriftsteller völlig ein Kind seiner Zeit ist, uns ganze Seiten hindurch von Weibern und Pfaffen unterhält und die Kabalen und Intriguen derselben der Länge nach in seine Geschichte aufnimmt, als sehr praktisch und brauchbar, aber auch als ein Mann ohne Treue und Gewissen geschildert. Des Syrgiannes Großmutter war eine Prinzessin aus griechisch-kaiserlichem Blute, sein Großvater ein Kumane; er selbst hatte sich durch zweimal in einer hohen Stelle geübten Verrath bei dem alten Kaiser so verhaßt gemacht, daß dieser ihn in den Kerker hatte werfen lassen und nachher nur auf flehentliche Bitten seiner Mutter wieder frei gab. Der Verräther verband die Schlauheit der Griechen, von welchen er mütterlicher Seits abstammte, mit der Rohheit und Treulosigkeit der Kumanen, denen sein Großvater angehörte. Er hatte nicht sobald vom älteren Andronikus den Auftrag erhalten, den jüngeren zu beobachten, als er diesen reizte, sich gegen seinen Großvater zu erheben. Auch Johann Kantakuzenus rieth als Freund des jüngeren Andronikus diesem, seinen Großvater zu zwingen, daß er ihm die Huldigung von den Großen leisten lasse, was bei seines Vaters Tode Andronikus der Aeltere verhindert hatte. Die beiden Männer, denen sich der jüngere Andronikus ganz überließ, vertheilten dann die Rollen: Syrgiannes blieb an der Donau zurück, um unter dem Vorwande eines von den jenseits der Donau wohnenden Barbaren drohenden Einbruches ein Heer zu sammeln, Kantakuzenus begab sich nach Gallipoli, von wo aus er mit

dem jungen Kaiser und mit Syrgiannes Briefe wechselte. Synadenus, der Protostrator oder Oberbefehlshaber der Reiterei, welcher in Adrianopel sehr mächtig war, wurde ebenfalls für eine Verschwörung gewonnen, welche vorgeblich nur den Zweck hatte, den jungen Kaiser gegen den nichtswürdigen Sohn der Kathara zu schützen. Die Verschworenen sammelten sich nachher in Constantinopel, sie gewannen auch den Kral (König) von Serbien für sich. Der schlaue Kantakuzenus, der sich als einen echten Patrioten darstellt und diese Geschichten mit großer Breite erzählt, rühmt von sich, er habe damals Syrgiannes mit großer Mühe von offener Empörung zurückgehalten. Der Geschichtschreiber gesteht aber, daß er und die anderen Verschwornen sich trotzig neben den jungen Kaiser gestellt hätten, sobald diesen sein Großvater zur Rechenschaft gezogen habe. Der alte Kaiser ließ sich einschüchtern, er schien seine Rache gegen seinen Enkel aufschieben zu wollen, bis er die beiden Häupter der Verschwörung aus der Residenz entfernt hätte; das warteten aber diese nicht ab, sondern sie bewogen den jüngeren Andronikus, mit ihnen nach Adrianopel zu gehen (1321). Von diesem Augenblicke an standen sich zwei Höfe, zwei Heere, zwei Kaiser in dem von Türken, Lateinern, Bulgaren, Kumanen und Slaven verschiedener Stämme und Zweige verheerten und geplünderten Lande in unmittelbarer Nähe feindlich gegenüber. Wer unter den beiden Kaisern der schlechtere war, ist schwer zu sagen; denn die Lobeserhebungen, welche Johann Kantakuzenus an den jüngeren verschwendet, sind sehr verdächtig, weil der Geschichtschreiber im Namen des Wüstlings regieren wollte und Nikephorus Gregoras, der den Alten preist und den Jungen herabsetzt, ist als Schützling des Ersteren ebenfalls verdächtig. Die Geschichte der beiden Kaiser beweist, daß Beide sich wenig um die Regierung bekümmerten und die Vertheidigung des Reiches gedungenen Barbaren überließen, vor denen sie selbst in ihrer eigenen Residenz nicht sicher waren, die aber Johann Kantakuzenus und Syrgiannes besser zu benutzen verstanden, als die Gelehrten, welche der ältere Andronikus zu Rathe zog. Der Letztere mußte sich daher bald nach der ersten Aussöhnung mit seinem Enkel zu einer förmlichen Theilung der armseligen Reste des Reiches verstehen. Seit dieser Theilung war den Türken der Weg in das Innere des getheilten, vielgeplünderten griechischen Reiches geöffnet. Constantinopel und die wenigen Inseln, welche noch zu demselben gehörten, die Städte Kleinasiens, welche, wie Philadelphia und Smyrna, ihre Freiheit gegen die Türken behaupteten, sowie Macedonien und das Land westlich von Macedoniens Grenzen bis nach Durazzo erhielt der ältere Kaiser; Adrianopel, das Gebiet im Süden und Osten dieser Stadt und Thracien von Philippopolis an

bis zur nördlichsten Grenze des Reiches wurden dem jüngeren Kaiser zugetheilt. Diese Theilung war kaum vollzogen, als ein neuer Zwist ausbrach, weil Syrgiannes eine Kabale gegen Johann Kantakuzenus angesponnen hatte und nach Constantinopel geflohen war, von wo aus er den Kral von Serbien für den älteren Andronikus gewann. Der jüngere Kaiser erschien dann mit den rohen Miethstruppen noch im Winter vor Constantinopel, ward aber durch die Kälte genöthigt, die Belagerung aufzugeben.

Im folgenden Jahr war Johann Kantakuzenus, der den Krieg zu führen hatte, glücklicher. Er eroberte zuerst viele kleinere Städte, dann auch Selymbria und vertrieb sogar, als ihn die Bewohner von Lemnos um Hülfe baten, die Osmanen von dieser Insel. Als endlich das Heer des kaiserlichen Enkels vor Constantinopel erschien, gerieth der ältere Andronikus in die größte Verlegenheit, weil Syrgiannes, welcher aus Perinth herbeigeeilt, nur wenige Reiter im Dienst hatte und die Türken, die einen großen Theil der Besatzung ausmachten, nicht bleiben wollten. Endlich ward zwischen Großvater und Enkel eine neue Unterhandlung eingeleitet, deren Resultat wir berichten wollen, über deren Anfang und Fortgang aber der im Dienste des alten Kaisers stehende Nikephorus Gregoras und Johann Kantakuzenus, welcher die Kriegs- und Friedensgeschäfte des jungen Kaisers leitete, ganz verschieden berichten. Der Letztere stellt uns den jüngeren Andronikus als sentimentalen Tugendhelden vor, welcher voll tiefer Rührung dem Großvater Alles aufopferte, er läßt lange Reden halten und mischt auch die Weiber in seine Erzählung. Wir dürfen dabei nicht verweilen, weil uns nur das Resultat wichtig ist. Dieses bestand darin, daß Andronikus der Jüngere die Einnahmen und die Verwaltung der ihm vorher besonders überlassenen Gegenden behielt, die oberste Regierung aber dem Namen nach seinem Großvater überließ, wofür dieser ihm Krönung und Residenz in der Hauptstadt versprach. Nach der Aussöhnung machte der jüngere Andronikus einen glücklichen Kriegszug gegen die Bulgaren, kehrte als Sieger nach Constantinopel zurück und ward (Februar 1325) feierlich gekrönt. Das Opfer der Versöhnung war Syrgiannes, welcher, einer Verschwörung beschuldigt, nicht vor Gericht gestellt, sondern vor beide Kaiser gebracht und vom älteren zum ewigen Gefängniß in Ketten verurtheilt ward; in einer späteren Zeit erlangte er jedoch seine Freiheit wieder.

Das Reich zeigte an allen Enden deutliche Spuren der Auflösung. Die Bulgaren behaupteten sich im Besitz von Philippopolis; Thracien wurde von Bulgaren und Slaven, endlich sogar von den tatarischen Horden, die am Dniestr und Pruth heranzogen, verwüstet und der jüngere Andronikus durfte sich kaum aus der festen Stadt

Didymotichon (später Demotika, an der Maritza, dem Hebrus der Alten) herauswagen. In dieser unglücklichen Zeit des getheilten Reiches geschah es, daß die Osmanen Bithynien eroberten und daß Brusa die Residenz ihres neuen Sultans Urchan wurde. Von Didymotichon aus trat der jüngere Andronikus mit dem Bulgaren-König Michael in nähere Verbindung; dies reizte, wie es uns scheint, den Argwohn des älteren Andronikus aufs neue gegen seinen Enkel. Der König der Bulgaren hatte den Kral von Serbien dadurch tödtlich beleidigt, daß er die Vermählung mit der Schwester desselben verschmäht und Theodora Paläologa, die Schwester des jüngeren Andronikus, geheirathet hatte; dadurch wurde der Kral vom jungen Kaiser entfernt und dem älteren zugeführt, der Bulgaren-König dagegen mit Andronikus dem Jüngeren in Verbindung gebracht. Dieses Mal ward ein förmliches Proceß-Verfahren gegen den jungen Kaiser eingeleitet, er wurde nach Constantinopel vorgeladen. Er reiste auch, begleitet von Johann Kantakuzenus und von Synadenus, welche seit seinem ersten Abfall alle seine Schritte geleitet hatten, von Didymotichon nach Selymbria und hatte sich von dort schon auf den Weg nach Constantinopel begeben, als ihm sein Großvater den Eintritt in die Stadt verbieten ließ (October 1327). Bei Johann Kantakuzenus erscheint auch diesmal der Enkel ganz unschuldig und voll kindlicher Ehrfurcht; bei Nikephorus dagegen wollen sich Johann Kantakuzenus und Synadenus gern des Alten entledigen und lassen deshalb den Bulgaren-König, den Schwager des jungen Kaisers, nach Didymotichon kommen; der Großvater erfährt durch einen Ueberläufer, was in Didymotichon ausgemacht sei, namentlich daß sein Enkel überall die Kassen in Beschlag genommen habe, und läßt ihm deshalb verbieten, nach Constantinopel zu kommen. Die letztere Erzählung ist die wahrscheinlichere, die erstere dagegen ein Beweis der schändlichen Heuchelei und Gleisnerei des Johann Kantakuzenus, welcher schon damals den Thron zu erschleichen suchte. Den Charakter desselben Johann Kantakuzenus, der diese Geschichten rhetorisch beschreibt, findet man nachher in der Behandlung des alten Kaisers wieder, welcher zuerst nur ganz leise bei Seite geschoben, dann hülflos gelassen und endlich ins Kloster gesperrt und aufs Härteste behandelt wird. Dies war der Ausgang, der Verlauf war folgender.

Der alte Andronikus hatte, als sich sein Enkel gegen Constantinopel in Marsch setzte (1328), ein Heer von Miethlingen vor der Stadt aufgestellt; dieses anzugreifen, hielt der jüngere Andronikus nicht für rathsam, er zog vielmehr nach Macedonien. Hier wurde er in Thessalonich und in Edessa, dem alten Aegä, so freundlich aufgenommen, daß sogar der heilige Demetrius ein Wunder für ihn

that. Die Mönche sorgten für die Verbreitung dieses Wunders und der heilige Demetrius ward auf diese Weise ein nützlicherer Verbündeter für den jungen Kaiser, als der Kral von Serbien für den alten war. Der Kral ließ sich nämlich durch Geld gewinnen und leistete dem alten Andronikus die versprochene Hülfe nicht. Das Heer, welches zum Schutze von Constantinopel aufgestellt war, schlug Synadenus am Flusse Melas und die Hülfe, welche der wieder für den ältern Andronikus gewonnene Bulgaren-König diesem leisten wollte, vereitelte Kantakuzenus dadurch, daß er mit seinem Freunde und Schützlinge schnell aus Macedonien nach Thracien eilte, um vor dem Bulgaren-Könige, dessen Heer ein Russe commandirte, Constantinopel zu erreichen. Als Kantakuzenus und sein Schützling dem König der Bulgaren zuvorgekommen waren, ließ dieser sich durch Geld gewinnen und kehrte in sein Land zurück; Constantinopel aber wurde auch von der Seeseite aus bedrängt, weil die Genuesen und Venetianer mit einander in Krieg gerathen waren. Diese beiden Republiken hatten nämlich in Constantinopel und auf allen Küsten bedeutende Niederlassungen und machten, wenn sie mit einander in Streit geriethen, ihre Sache auf Unkosten der Griechen mit den Waffen aus. Es hatten daher auch in dem Augenblick, als der jüngere Andronikus die Stadt zu Lande einschloß, die Venetianer 40 Schiffe geschickt, die theils den Hafen von Galata blokirten, theils die Schiffe, welche Waaren und Vorräthe an Bord hatten, im Bosporus wegnahmen. Während auf diese Weise die Stadt zugleich zu Wasser und zu Land bedrängt wurde, verband sich Kantakuzenus mit Verräthern in der Stadt. Die Thore waren gut bewacht, man ward daher einig, daß der junge Andronikus in der Nacht über die Mauern in die Stadt kommen solle. Auf diese Weise gelangten Johann Kantakuzenus und sein Kaiser am 24. Mai 1328 in die Stadt; sie hatten zwar nicht mehr als 100 Mann bei sich, waren aber bald von einer großen Zahl von Verschworenen umgeben. Die Revolution, welche hierauf erfolgte, war gegen die Gewohnheit des Orients ganz unblutig; denn Johann Kantakuzenus, welcher Alles leitete, verletzte nicht leicht den äußeren Anstand und hatte auch keine Ursache dazu, weil er keinen Widerstand fand. Der alte Kaiser erwartete hülflos und verzagend seinen Enkel in dem Palaste. Dieser Palast ward mit 800 Mann besetzt und der Alte war, wie uns Nikephorus Gregoras berichtet, nicht wenig überrascht, als er bei dem Prinzen, der ihn vom Throne entfernte, so viele Theilnahme fand, daß dieser in Thränen zerfloß. Die sentimentalen Scenen, welche uns von den zwei gleichzeitigen Geschichtsschreibern erzählt werden, scheinen uns romanhaft; unleugbar ist jedoch, daß gegen den Alten mit einer im Orient unerhörten Milde verfahren ward. Heuchelei

und Verstellung wurden dabei aufs Aeußerste getrieben; denn obgleich alle Macht und aller Einfluß dem alten Kaiser entzogen wurden, so behielt er doch alle äußeren Zeichen des ersten Ranges, alle Ehrenbezeigungen und Titel und blieb in dem kaiserlichen Palast wohnen, während sein Enkel den seines Oheims Demetrius bezog. Die freundliche Behandlung des alten Mannes dauerte indeß nicht lange; er wurde bald in seiner Wohnung den Mißhandlungen aller Art preisgegeben, welche durch Pöbel und Gesindel, durch Bediente und durch die Creaturen des zum Stadtpräfecten ernannten Synadenus, scheinbar ohne alle Veranlassung von Oben, verübt wurden. Von allem dem schweigt Johann Kantakuzenus; Nikephorus Gregoras dagegen beschreibt die Leiden des alten Kaisers mit lästiger Ausführlichkeit. Der alte Mann überlebte seine Absetzung noch um vier Jahre und ward von Monat zu Monat tiefer herabgedrückt: die ihm ausgesetzte Summe ward immer mehr verringert und von denen, welche sie ausbezahlen oder für ihn verwenden sollten, unterschlagen; er selbst wurde während einer Krankheit seines Enkels ohne dessen Wissen und Willen so lange gequält, bis er in ein Kloster ging, den Mönchsnamen Antonius annahm und in Vergessenheit starb (1332).

Die Regierung überließ der jüngere Andronikus gänzlich seinem Freunde Johann Kantakuzenus, welchen Gibbon viel vortheilhafter beurtheilt, als wir zu thun wagen. Gestehen muß man aber, daß Kantakuzenus wenigstens die Milde und Mäßigung, deren er sich rühmte, in sehr vielen Handlungen seines Lebens auch durch die That bewiesen hat. Er lehnte den Antrag des Kaisers, ihn zum Mitregenten anzunehmen, standhaft ab, führte aber die Regierung in des Kaisers Namen bis an dessen Tod (1341). Andronikus der Jüngere war in erster kinderloser Ehe vermählt mit Agnes von Braunschweig, einer Tochter des Herzogs Heinrich von Braunschweig-Grubenhagen, die als Kaiserin den Namen Irene annahm; Kantakuzenus rühmt ihre Familie (die welfische) als die erlauchteste in Deutschland. Nach ihrem Tode vermählte sich Andronikus mit Anna von Savoyen, einer Tochter des Herzogs Amadeus des Großen; aus dieser Ehe entsproßte ein Sohn, Johann Paläologus, bei des Vaters Tode kaum neun Jahre alt. Andronikus hatte daher in seinem Testamente seinen Freund Kantakuzenus zum Regenten während der Minderjährigkeit Johann's ernannt. Mit dieser Verfügung waren die Hofleute höchst unzufrieden und das von Barbaren verheerte und von barbarischen Söldnern beschützte Land litt aufs neue durch innere Unruhen. Die Kaiserin Anna war in Constantinopel von den Feinden des Regenten umgeben. Dieser suchte beim Kral von Serbien Hülfe, vereinigte seine Freunde im festen Demotika um sich und nahm endlich im October (1341) in dieser

Stadt den Kaisertitel und den kaiserlichen Ornat an. Er selbst beschreibt uns die Feierlichkeit seiner Krönung mit einer Ausführlichkeit, welche beweist, wie wenig er und seine Zeit irgend eines großen Gedankens fähig waren, da ihnen Armseligkeiten so wichtig schienen. Den Kaisermantel, sagt er, habe er sich selbst umgeworfen; von den Purpurstiefeln, welche bekanntlich das Hauptstück des kaiserlichen Ornats waren, hätten ihm seine Verwandten den am rechten Fuße, die Befehlshaber der lateinischen Truppen im griechischen Dienst den am linken angezogen; der kaiserliche Hauptschmuck sei unter das Bild der heiligen Jungfrau gelegt worden, wo er selbst ihn aufgehoben und auf sein Haupt gesetzt habe. Auch nach dieser feierlichen Uebernahme der Kaiserwürde blieb Johann Kantakuzenus seiner Verstellung getreu: er und seine Gemahlin, hieß es in der Verkündigung seiner Thronbesteigung, sollten in allen öffentlichen Verkündigungen zuletzt, die verwittwete Kaiserin Anna und ihr Sohn Johann Paläologus zuerst genannt werden.

Von dem Augenblick an, als Anna und ihre Generale von Constantinopel aus, Johann Kantakuzenus oder seine Gemahlin zu Didymotika in des Kaisers Johann Paläologus' Namen und in ihrem eigenen das Reich verwalteten und eine Regierung die andere mit Hülfe der in Serbien und jenseits der Donau wohnenden Barbaren unaufhörlich bekriegte, verliert die Geschichte der Griechen alle Bedeutung. Wenn wir daher in der Folge noch der Geschichte des sinkenden byzantinischen Reiches erwähnen, so geschieht dies nur, um die Fortschritte der steigenden Macht der Osmanen zu bezeichnen. In den Kriegen, welche Johann Kantakuzenus bald mit dem Kral von Serbien, bald mit dem Könige der Bulgaren, bald mit den Stammfürsten der Tataren oder Mongolen in der Krim, bald mit slavischen Stämmen in Macedonien oder mit Apokaukus, dem Befehlshaber des Heeres der Kaiserin, zu führen hatte, bediente er sich trotz seiner Sentimentalität*) der furchtbarsten Feinde seines Vaterlandes und seiner Religion, d. h. der Türken. Er wandte sich übrigens zunächst nicht an die osmanischen Türken und ihr Oberhaupt Urchan, sondern an einen anderen Stamm dieses Volkes und dessen Sultan Umurbeg, den Beherrscher von Aidin. Dieser unterstützte den neuen Kaiser während der vier ersten Jahre seiner Regierung mit seiner ganzen Macht, die Osmanen dagegen nahmen für Anna von Savoyen und deren Sohn Partei. Wie bedeutend die Kriegsmacht der Türken gegen ein Reich

*) Er gebrauchte einmal das Gleichniß, der auswärtige Krieg wirke wie Sonnengluth auf den menschlichen Körper, der Bürgerkrieg wie ein inneres hitziges Fieber. Diese Aeußerung berichtet er nicht selbst in seinem Geschichtswerke, sondern sein Gegner, Nicolaus Gregoras, legt sie ihm in den Mund.

war, welches fast gar keine Nationaltruppen mehr hatte, geht aus dem Berichte über die Zahl der Truppen und Schiffe hervor, welche Umurbeg gleich im ersten Jahr von Johann Kantakuzenus' Regierung diesem zu Hülfe schickte (1342). Es heißt, der Sultan sei mit einer Flotte von 1580 Schiffen, welche 28,000 Mann an Bord gehabt hätten, in die Mündung der Maritza eingelaufen. Wir legen dabei, wie überall, auf die bestimmten Zahlen keine Bedeutung, sondern sehen sie nur als Bezeichnung der Vorstellung an, die man in Constantinopel und in Demotika von der Macht der Türken hatte. Der Sultan der Osmanen, Urchan, unterstützte Anna und ihren Sohn nicht weniger kräftig; Johann Kantakuzenus ergriff daher 1346 begierig die Gelegenheit, ihn an sich zu knüpfen, als Urchan, welcher damals bereits 58 Jahre alt war, sich in seine ganz junge Tochter Theodora verliebt hatte. Die beiden von uns oft angeführten Schriftsteller behaupten freilich, der osmanische Sultan habe sich um die Prinzessin beworben; Michael Dukas berichtet aber, Johann Kantakuzenus habe sie ihm angeboten. Uns scheint es nicht der Mühe werth, die Angaben zu prüfen. Gewiß ist es weniger auffallend und weniger unchristlich, daß Johann Kantakuzenus seine Tochter dem Türken zur Gemahlin anbietet, als daß Anna von Savoyen vorher in einem Vertrage gestattet, daß die Türken gefangene Griechen wie andere Waaren auf den Markt bringen oder auch ausführen dürften. Johann Kantakuzenus selbst als echter Diplomat und Sophist ergötzt sich und seine Leser durch eine ausführliche Beschreibung der Hochzeitfeierlichkeiten, welche zu Selymbria am Marmara-Meer stattfanden (1346); Theodora blieb übrigens auch an Urchan's Hofe Christin und vermochte viele gefangenen Glaubensgenossen aus der Sklaverei zu lösen.

Gleich im folgenden Jahre zeigte sich eine Gelegenheit, die Regierung ganz in eine einzige Hand zu bringen, als die Kaiserin Anna es mit dem Patriarchen zu Constantinopel verdarb und die Unzufriedenen sich an Johann Kantakuzenus wandten. Der Geschichtschreiber Nikephorus Gregoras, der den Hoftheologen machte, war auf Seiten des Patriarchen, als Johann Kantakuzenus nach Selymbria kam, um in der Nähe zu sein, und als die Kaiserin ein Concilium versammelte, um den Patriarchen für einen Irrgläubigen erklären zu lassen; er ist daher von da an ziemlich übereinstimmend mit Johann Kantakuzenus. Dieser erschien in dem Augenblicke, als das Concilium den Patriarchen verurtheilt hatte und die Geistlichen, welche von der Kaiserin zu diesem Zwecke gebraucht worden waren, einen glänzenden Schmaus hielten, vor Constantinopel und ward von seinen und des Patriarchen Anhängern Nachts durch das goldene Thor in die Stadt gelassen. Die verwittwete Kaiserin befestigte ihren Palast und die neben dem-

selben liegende Burg und rief die Genuesen der Vorstadt zu Hülfe; die Volksmasse stürmte und plünderte aber den Blachernen-Palast und ließ die Genuesen nicht in die Stadt ein; Anna mußte also capituliren. Johann Kantakuzenus blieb sich auch diesmal treu; er war nach außen voll Milde, Huld und Gerechtigkeit, im Inneren herrschsüchtig und falsch. Der Kaiser und seine Mutter behielten zwar Rang und Würde, Johann Kantakuzenus sollte aber den ersten Rang haben und die Regierung allein führen, bis der junge Kaiser, welcher damals erst 15 Jahre alt war, noch 10 Jahre älter wäre; zugleich wurde dieser mit Johann Kantakuzenus' Tochter verlobt. Gleich darauf kam auch Urchan nach Constantinopel, ward dort festlich empfangen und bewirthet und lernte damals aus eigener Anschauung den elenden Zustand des gesunkenen Reiches kennen. Nikephorus Gregoras schildert uns bei dieser Gelegenheit die mit Goldflitter bedeckte Armseligkeit sehr kläglich. Er berichtet, die kaiserliche Familie sei so arm gewesen, daß man es sogar an ihrer Kleidung und ihrem Hausrath gesehen habe. Statt der Edelsteine, sagt er, erblickte man falsche Steine und buntgefärbtes Glas, statt der Gold- und Silberstoffe und der kostbaren Teppiche bedeckte vergoldetes Leder die Wände, statt goldener und silberner Geräthe sah man nur zinnernes, kupfernes und thönernes Geschirr. Selbst die Kirchen wurden nach und nach der Heiligenbilder und alles kostbaren Schmuckes beraubt und alles, was einigen Werth hatte, aus ihnen verkauft; und dennoch entstand zwischen den Prinzen, welche sich bald der Türken gegen die Serbier und Bulgaren, bald der Letzteren gegen die Ersteren bedienen mußten, neuer Zwist. Matthäus Kantakuzenus, Johann's ältester Sohn, und Johann Paläologus wären fortdauernd in Streit und Anna von Savoyen konnte auf die Dauer den Frieden nicht erhalten, den sie mehrere Male durch ihr Zureden vermittelte. Ihr Sohn besetzte endlich Adrianopel und gab dadurch den Osmanen Gelegenheit, sich, wie oben erzählt ist, in Europa fest anzusiedeln. Johann Paläologus hatte nämlich zwar die Stadt Adrianopel eingenommen, die Burg aber nicht erobern können; Johann Kantakuzenus war herbei geeilt, er hatte die Burg entsetzt und die Barbaren in seinem Dienste hausten furchtbar in allen den Orten, in welchen Johann Paläologus aufgenommen worden war. Dieser wandte sich von Demotika aus, wohin er zurückgewichen war, an die Venetianer, an den Kral von Serbien und an den König der Bulgaren, welche dann an denen, die es mit Kantakuzenus und seinem Sohne und Bruder hielten, ähnliche Gewaltthätigkeiten übten, wie jener vorher an den Anhängern der Paläologen geübt hatte (1352). Endlich wandte sich Johann Kantakuzenus an die Genuesen, die in Galata, einer durch sie befestigten Vorstadt von Con-

stantinopel, einen förmlichen Staat im Staate bildeten und höchst eifersüchtig auf die Vortheile waren, welche die Venetianer durch Johann Paläologus erlangten. Zugleich bat er seinen Schwiegersohn Urchan um Hülfstruppen. Der Letztere schickte seinen Sohn Soliman, der sich dann nicht auf Streifzüge gegen die Serbier und Bulgaren beschränkte, sondern sich auch einen festen Platz an der Meerenge ausersah, von wo aus er die Herrschaft seines Stammes über Thracien ausbreiten und mit dem in Bithynien bestehenden Reiche desselben in Verbindung bleiben könne (1356). Dieser Platz war die Burg Tzympe (Dschemenlik) an der europäischen Küste des Hellespontes, anderthalb Stunden von Kallipolis oder Gallipoli. Soliman eroberte sie angeblich durch einen nächtlichen Ueberfall, nachdem er mit nur 80 Begleitern auf zwei rasch gefertigten Flößen über die Meerenge gefahren war. Kantakuzenus protestirte gegen diese Festsetzung der Osmanen auf byzantinischem und zwar europäischem Gebiet; aber Urchan, der noch immer die Rolle seines Verbündeten spielte, hielt ihn so lange hin, bis Soliman's Truppen Kallipolis besetzten (1357). In dieser Stadt und von derselben aus wurde ein Staat der Türken in Europa gegründet. Uebrigens wird die Geschichte der Einnahme von Dschemenlik und von Kallipolis bei Türken und Griechen so romanhaft erzählt, daß selbst Gibbon, der die dürren Kriegsberichte so gern durch Blumen der Rede und durch unterhaltende Anekdoten erheitert, nöthig gefunden hat, auf das Fabelhafte der gewöhnlichen Berichte aufmerksam zu machen.

2. Das byzantinische und osmanische Reich bis zur Schlacht bei Kossowa (1389).

Zu derselben Zeit, als Urchan durch seinen ältesten Sohn Soliman in Thracien ein türkisches Reich gründen ließ, fiel der elende Rest des griechischen ganz an Johann Paläologus, welchem Johann Kantakuzenus die Herrschaft halb freiwillig, halb gezwungen abtrat. Des Letzteren Sohn, Matthäus Kantakuzenus, suchte vergebens dem Paläologen die Herrschaft streitig zu machen. Johann Kantakuzenus lebte nach 1357 noch lange als Mönch theils in Constantinopel, theils auf dem Berg Athos; er wußte sich seinen ehemaligen Unterthanen ehrwürdig zu machen, indem er seine Muße zu theologischen Schriften gegen das Judenthum wie den Islam verwandte, auch die Wahrhaftigkeit des von entzückten Mönchen auf dem Berg Tabor geschauten Gotteslichtes vertheidigte; zuweilen trat er sogar aus der Zelle hervor, um weise Rathschläge zu spenden. Johann Paläologus hatte sein ganzes Leben hindurch mit den Osmanen zu kämpfen, über welche, nachdem Soliman durch einen Sturz vom Pferde gestorben und sein

Vater Urchan ihm (Anfangs 1359) in den Tod gefolgt war, dessen zweiter Sohn, Murad oder Amurath I., regierte.*) Der neue Sultan begann seine Regierung mit Kriegen in Kleinasien, während seine Statthalter sich in Thracien ausbreiteten. Schon 1361 wurde das feste Demotika genommen und gleich nachher richtete Murad selbst einen Angriff auf Adrianopel, schlug die Griechen, welche es vertheidigen wollten, eroberte die Stadt und traf alle Anstalten, um seine Residenz und den Hauptsitz des türkischen Reiches dahin zu verlegen. Auch Philippopolis ward erobert, und obgleich der Hauptsitz des Reiches vorerst in Brusa blieb, so wohnte doch Murad schon zeitweise in Demotika und nahm 1365 seine Residenz auf die Dauer in Adrianopel. Dies geschah zwei Jahre nachdem sein Feldherr Hadschi Ilbeki ein christliches Heer, das der Fürst von Serbien zusammengebracht, an den Ufern der Maritza völlig vernichtet hatte. Von Adrianopel aus leitete Murad die Streifzüge seiner Osmanen in das Land der Serbier und Bulgaren, in die Gebirge des Westens und nach Macedonien und Thessalien. Johann Paläologus entschloß sich endlich, die abendländischen Christen um Hülfe anzurufen; denn obgleich diese ihm nicht sehr befreundet waren, so war doch im Abendland längst ein Kreuzzug gegen die Türken gepredigt worden. Papst Urban V., welcher in Avignon wohnte, hatte den König von Frankreich bestürmt, er hatte den französischen Herrn- und Ritterstand, der damals fast ganz unabhängig war, beschworen, seinen Heldenmuth und seine Kriegslust an den Türken zu erproben. Er hätte gar zu gern die furchtbaren Banden der Ritter und Abenteurer, welche in den englischen und französischen Kriegen gebraucht worden waren, sich in Italien den Meistbietenden verkauften und Reiche und Provinzen raubend verheerten, schon 1364 gegen die Türken geschickt; die Absicht des Papstes war aber dem griechischen Kaiser verdächtig gewesen. Der Papst hatte dem Kaiser von den Zurüstungen zu einem Glaubenskriege nicht einmal Nachricht gegeben, dieser hatte sich daher auch nicht bemüht, die Ritter in sein Land zu ziehen. Murad fuhr deshalb fort, den Griechen, Bulgaren, Serbiern, Albanesen feste Plätze wegzunehmen, die Einwohner fortzuschleppen und in ihren Wohnsitzen, sowie an den festen Orten Türken anzusiedeln.

Die Ritter und Abenteurer, welche Urban V. an die Donau hatte schicken wollen, zogen nachher nach Aegypten, wo sie durch die sogenannten Mamlukken einen furchtbaren Verlust erlitten; nur Ama-

---

*) Soliman ist der erste osmanische Fürst, der auf europäischem Boden bestattet wurde, und zwar in der von ihm erbauten Moschee zu Bulair, die ein angesehener Wallfahrtsort geblieben ist.

deus V., Graf von Savoyen, nach seiner Lieblingsfarbe der grüne Graf genannt, leistete dem griechischen Kaiser einen wesentlichen Dienst. Er bekämpfte tapfer die Türken und übernahm den Auftrag, den Papst zu bewegen, daß er einen neuen Kreuzzug zur Rettung Constantinopels predigen lasse. Ein Zug zu Gunsten der Griechen war damals schwieriger als je, selbst wenn diese scheinbar die päpstliche Würde anerkannten oder in den Schoß der lateinischen Kirche zurückzutreten vorgaben. Seit der Zeit der ersten Paläologen, wo dies schon einmal versucht worden war, hatte sich der Haß der griechischen Geistlichkeit gegen die lateinische und der Abscheu des Volkes vor dem lateinischen Gottesdienst bis ins Unglaubliche gesteigert. Der größte Verehrer des Griechenthums, Urban's V. Freund Petrarca, führt in seinen Briefen Urtheile der Griechen über den lateinischen Gottesdienst an, die fast noch härter sind als diejenigen, welche von den ersten Protestanten gefällt wurden. Nichtsdestoweniger kam Johann Paläologus auf den Gedanken seines Aeltervaters zurück, das byzantinische Reich durch eine Aussöhnung mit der lateinischen Kirche zu retten. König Ludwig der Große von Ungarn, der Gemahl der Prinzessin Elisabeth von Bosnien, hatte um diese Zeit (1367) denselben Grund wie Johann Paläologus, einen Kreuzzug der lateinischen Christen gegen die Türken zu wünschen. Er hatte über die Bulgaren gesiegt, ihren König gefangen genommen und mehr als die Hälfte ihres Landes besetzt; die Türken, welche die festen Plätze der Bulgaren und Griechen erobert und sich überall im Gebirge eingenistet hatten, waren ihm daher gefährliche Nachbarn geworden. Er ließ sich willig finden, die Führung eines Kreuzzuges zu übernehmen, welchen Papst Urban V. predigen lassen wollte; nur machte er die Bedingung, daß nicht blos der griechische Kaiser, seine Familie und sein Hof, sondern auch das ganze Volk die Gebräuche der lateinischen Kirche (denn die Lehre war Nebensache) annehmen solle. Johann Paläologus war entweder so verblendet, daß er dies durchsetzen zu können glaubte, oder so einfältig, daß er wähnte, er sei im Stande, die abgefeimten Italiener und Südfranzosen durch den Schein zu betrügen; er ging wenigstens auf die Sache ein. Er selbst unternahm die sehr gefährliche und beschwerliche Reise nach Ofen, um Ludwig, dessen Gemahlin ihn dabei kräftig unterstützte, zu gewinnen und schickte zugleich eine glänzende Gesandtschaft von acht Personen an Urban V. Diese Gesandtschaft, welche den Grafen Amadeus von Savoyen an ihrer Spitze hatte, traf den Papst bei dessen Rückkehr von Avignon nach Rom (1367) zu Viterbo. Hier hielt der lateinische Patriarch von Constantinopel eine Anrede an ihn und that ihm kund, was Johann Paläologus auch dem Könige von Ungarn versprochen hatte, daß

nämlich der Kaiser selbst im Frühjahr nach Italien kommen und die Vereinigung der Kirchen zu Stande bringen werde. Der Papst war voller Freude, er schrieb an alle griechischen Bischöfe und Aebte die freundlichsten Briefe; aber aus dem Kreuzzuge ward doch nichts, weil Ludwig von Ungarn bald keinen Grund mehr hatte, sich mit einem Feinde einzulassen, wie Murad war. Er hatte den vorher von ihm gefangenen König der Bulgaren wieder in Freiheit gesetzt und ihm sein Land nebst den eroberten Festungen zurückgegeben; die Türken waren daher mit ihm nicht weiter in Berührung. Murad nahm indessen einen Ort nach dem anderen und eroberte endlich auch das herrlich gelegene Wisa zwischen Constantinopel und Adrianopel, welches eine Sommer-Residenz der griechischen Kaiser war.

Als weder die Ungarn noch die Bulgaren den Griechen helfen wollten, blieb dem unglücklichen, verarmten, in seiner Hauptstadt gewissermaaßen eingeschlossenen Kaiser keine andere Hoffnung mehr übrig, als daß er eine bewaffnete Hülfe von der lateinischen Ritterschaft zu erhalten suche und sich eine Geldunterstützung vom Papste verschaffe, welcher von der Christenheit für Kreuzzug und Türkenkrieg unaufhörlich Steuern erhob, die er nachher anders verwendete. Johann Paläologus hatte schon 1368 selbst nach Rom reisen wollen; erst im Jahr 1369 aber trieb ihn die Noth zu diesem verzweifelten Schritt, welchen seine eigene Familie mißbilligte und dessen Ausführung man daher einer jungen Geliebten zuschrieb, der er sich ganz hingegeben hatte. Er eilte nach Rom und legte dort am 18. October 1369 ein Glaubensbekenntniß ab, dessen Inhalt den Lesern zeigen kann, wie unwesentlich die Punkte waren, welche einen unversöhnbaren Zwist zwischen der lateinischen und griechischen Kirche veranlaßt hatten. Johann Paläologus bekannte nämlich mit lauter Stimme: daß die dritte Person der Dreieinigkeit vom Vater und vom Sohne ausgehe, daß es erlaubt sei, das Abendmahl auch mit ungesäuertem Brote zu feiern, daß die römische Kirche den Vorrang vor allen Kirchen der Welt habe und daß die oberste Entscheidung in Glaubenssachen dem römischen Bischofe zukomme. Der Papst gewann durch den mit großer Pracht gefeierten Uebertritt des griechischen Kaisers den Ruf, als wenn er dem Schisma ein Ende gemacht hätte, obgleich in Griechenland niemand von dem Schritte des Kaisers Notiz nahm; Johann Paläologus dagegen gewann gar nichts als den feierlichen Segen des Papstes und Empfehlungsbriefe an alle europäischen Fürsten, besonders an die Venetianer und an König Karl V. von Frankreich. Mit diesen Briefen reiste Johann zuerst nach Venedig. Die Regierung dieses Freistaates, zu deren politischen Mitteln das Volk in Sklaverei zu halten bekanntlich Feste, Lustbarkeiten, Ausschwei-

fungen und Pomp gehörten, überhäufte ihn anfangs mit großen Ehren; nachher aber, als er die angetretenen Reisen nicht fortsetzen konnte, sondern ohne Geldmittel nach Venedig zurückkehrte, behandelte man ihn so, wie jeder Arme, welcher unter die Reichen geräth, von diesen behandelt wird. Die venetianischen Reichen hatten dem armen Kaiser zu seinen Reisen an die Höfe von Europa große Summen gegen Wucherzinsen geliehen; sie erschraken, als er zurück kam und nicht allein kein Geld mitbrachte, sondern auch das geliehene verbraucht hatte. Der Senat der wuchernden Republik sah sich genöthigt, den Kaiser den Wucherern nachzusetzen; Johann ward in Venedig festgehalten, bis er seine Schulden bezahlt habe. Er schrieb dringende Briefe an seine Söhne, daß sie ihm Geld schicken sollten. Andronikus, der älteste dieser Söhne, welcher in Abwesenheit des Vaters die Regentschaft führte und mit Saudschi, dem Sohne Sultan Murad's, sehr befreundet war, antwortete ganz trocken: es sei kein Geld im Schatz, er habe deshalb die Geistlichkeit aufgefordert, etwas für ihn zu thun, diese sei aber höchst erbittert darüber, daß er abtrünnig geworden; die griechische Kirche habe ihn sogar ausgestoßen und mit Bannflüchen belegt. Das war ein Vorspiel der Empörung, welche Andronikus nachher ausführte, zu derselben Zeit, als sein Freund Saudschi ebenfalls von seinem Vater abfiel. Manuel, der jüngere Sohn, erfüllte dagegen die kindliche Pflicht und trieb das Geld zur Auslösung des Vaters in Constantinopel auf. Johann begab sich von Venedig nach Rom, fand aber bei Urban V. ebenso wenig Trost, als er in Venedig gefunden hatte. Der Papst hätte sehr gern gesehen, daß Kaiser Johann die furchtbaren Miethlinge der Ritter- und Räuberbanden, die sich bald diesem, bald jenem Herrn oder Staat vermietheten und ihm das Leben in Italien unerträglich machten, mit nach Griechenland nähme; aber Johann hatte kein Geld, sie zu bezahlen und der Papst versprach zwar Unterstützung, wollte oder konnte aber keine leisten. Daß übrigens den Griechen mit diesen Hülfstruppen wenig geholfen gewesen wäre, geht schon daraus hervor, daß es besonders die im vorigen Theile oft erwähnte Bande des furchtbaren Hawkwood war, welche der Papst dem Kaiser mitgeben wollte. Johann suchte auf der Rückreise auch beim Könige von Cypern vergebens um Hülfe an, ward ebenso von den Johannitern auf Rhodus abgewiesen und fand die Venetianer und Genuesen, welche in der Hauptstadt und im ganzen Lande, selbst in der Krim und an der Ostküste des schwarzen Meeres glänzende Factoreien hatten, wenig geneigt, ihm beizustehen; er mußte also durch das Versprechen eines jährlichen Tributs den Frieden von Murad erkaufen (1370).

Das neue Reich der Türken war, wie das alte römische, zum Krieg-

führen und Erobern nicht blos von Natur geeignet, sondern schon seit Osman's Zeit auch systematisch organisirt und zwar nicht aristokratisch und ritterlich, wie das Reich, welches Wilhelm der Eroberer in England gründete, sondern demokratisch-despotisch, wie es sich für ein asiatisches Reich paßte. Das System der Organisation war kein künstliches oder der Nation aufgezwungenes, die Verwaltung war nicht Gelehrten oder in Kanzleien gebildeten Leuten überlassen; Alles war vielmehr durchaus national und auf die unter den rohen Turkmannen, wie unter den germanischen und skandinavischen Völkern, seit undenklichen Zeiten hergebrachten kriegerischen Sitten gegründet. Dieses System ruhte gleichwohl, wie das Feudalsystem Wilhelm's des Eroberers und seiner beiden ersten Nachfolger, ganz allein auf der Persönlichkeit der Herrscher. Das türkische Reich ward daher schnell groß, weil im 14. Jahrhundert weder in Europa noch in Vorderasien irgendwo ein stehendes Heer, eine geordnete Finanzeinrichtung oder Einheit der Regierung und Verwaltung bestand; es sank aber eben so schnell herab, als es hinauf gekommen war, sobald nach einer ganzen Reihe kräftiger Regenten unfähige Prinzen den Thron bestiegen. Wir unterlassen, über die Finanzeinrichtung und Provinzverwaltung, sowie über die Vertheilung des eroberten Landes und über das dabei zu Grunde gelegte System zu reden, weil wir ausführlicher werden müßten, als unser Zweck erlaubt; der Einrichtung des Heeres dagegen müssen wir gedenken, weil in derselben der Hauptgrund der schnellen Ausbreitung und des Bestehens des neuen militärischen Staates zu suchen ist.

Die Osmanen waren nicht, wie die Mongolen und Tataren, allein durch ihre Zahl und Wildheit furchtbar und verderblich; sie kamen nicht gleich einem überfluthenden Meere, das in kurzer Zeit von selbst wieder abfließt: sondern sie behielten zwar Nationalbewaffnung und allgemeine Verbindlichkeit zum Heerdienste bei, errichteten aber nach und nach zugleich einen Kern des Fußvolkes und eine Reiterei, welche Beide stets in Dienst blieben und regelmäßigen Sold empfingen. Den Kern des Fußvolkes bildeten damals in Europa überall die Schweizer, also fremde Miethlinge; im türkischen Heere bestand derselbe aus Renegaten oder aus absichtlich für den mohammedanischen Fanatismus erzogenen und gebildeten Christenkindern, welche früh den Eltern geraubt worden waren und von denen man die gesundesten und kräftigsten ausgewählt hatte. Gestiftet wurde die „neue Schaar" (Jeni Tscheri) um das Jahr 1330, nachdem Urchan und sein Bruder Alaeddin die Nothwendigkeit eines wohlgeordneten tüchtigen Fußvolkes erkannt hatten. Den Anfang machte man mit 1000 geraubten Christenknaben; doch fanden bald auch freiwillige Anmeldungen

zum Uebertritt in ein so bevorzugtes Corps Statt. Urchan selbst begab sich zu dem bei Amasia wohnenden Derwisch Haschi Begtasch, dem Stifter des noch jetzt bestehenden Ordens der Begtaschi, und bat den Mann, den das Volk im nördlichen Kleinasien als einen Heiligen verehrte, der neuen Schaar seinen Segen zu geben. Er that dies, indem er einem der Kriegsleute den Aermel seines weißen Mantels über das Haupt legte; die weiße Kopfbedeckung der Janitscharen galt als Erinnerungszeichen an diese Weihe. Das neue Fußvolk ward schon zu Murad's I. Zeiten unter dem Namen der Janitscharen in Europa furchtbar. Die Janitscharen hatten eine in Europa unerhörte militärische Uebung und Einrichtung, sie waren unüberwindlich durch den Fanatismus, mit dem sie im Felde Stand hielten, sie führten in dem Augenblick, wo es in den Schlachten Entscheidung galt, dieselben ebenso herbei, wie die Prätorianer der römischen Kaiser und die Garden Bonaparte's. In den ersten Zeiten des osmanischen Reiches ward diese heilige Miliz der Sultane jährlich durch neu eingereihte Christenkinder oder zum Islam übergetretene Ungläubige vermehrt; die Zahl stieg mit jeder Regierung, sie betrug unter Mohammed II. schon 12,000, und ward unter Mohammed IV. auf 40,000 erhöht. Als die Zahl der Janitscharen so sehr angewachsen war und die Raub- und Eroberungskriege aufgehört hatten, ergänzte sich dieser Theil des Heeres aus sich selbst und wurde als erbliche Miliz mit großen Vorrechten ein Staat im Staate und eine Pest des Reiches. Erst in unserem Jahrhundert gelang es dem Sultan Mahmud II., durch grausames Morden die Janitscharen und das Janitscharen-Wesen auf dieselbe Weise auszurotten, wie Danton im September 1792 die alte französische Aristokratie und Priesterschaft auszurotten versuchte. — Neben diesen geregelten Soldaten, welche täglich einen Asper oder nach Verdienst und Umständen bis zu sieben Asper empfingen, behielten die Sultane auch noch die um Beute dienenden Truppen bei, welche Uebung und Waffen der Gegenden und Stämme mitbrachten, denen sie angehörten. Diese Schaaren waren also dadurch nützlich, daß sie von Kindesbeinen an zu ganz verschiedenen Diensten geübt waren, wobei es nur darauf ankam, daß geborene Feldherren, wie die ersten Sultane waren, sie zu den für sie passenden Diensten gebrauchten. Was die Reiterei angeht, so waren die ersten türkischen Reiter oder die leicht berittenen, den Kosacken oder Beduinen ähnlichen sogenannten Akindschi, welche sich wie reißende Ströme über Asien ergossen hatten und in Europa den Schrecken des türkischen Namens verbreiteten, dem Kampfe mit den ritterlichen und gepanzerten Heeren des Abendlandes nicht gewachsen. Es wurde daher eine besoldete Reiterei oder, wenn man sich dieses Ausdruckes bedienen will, eine Garde zu Pferde

errichtet, welche in vier verschieden eingerichtete und verschieden zu gebrauchende Corps getheilt war. Diese vier Corps hatten verschiedene Namen, man benennt sie aber gewöhnlich alle mit dem Namen des ersten, Sipahis oder Spahis. Sie zerfielen in zwei Klassen, die nach der Farbe ihrer Fahnen unterschieden wurden, und waren mit Säbel, Lanze, Wurfspieß, in späterer Zeit mit Flinten und Pistolen bewaffnet. Ihr Bestand hing mit einer Art von Ritterschaft zusammen, d. h. man hatte größere und kleinere Güter oder Lehen, Timar und Zaimt, unter der Bedingung vertheilt, daß die Besitzer derselben, die Timarioten und Zaims, gleich den Rittern des Abendlandes, beim Aufgebot zum Krieg Reisige stellten und selbst als Reisige mit ins Feld zögen.

Die Unternehmungen der Türken zur Gründung eines europäischen Reiches sind schon früher im Allgemeinen angedeutet worden; wir müssen jedoch hier auf dieselben zurückkommen, um die allmähliche Ausbreitung des in Adrianopel gegründeten mohammedanischen und die allmähliche Abnahme des in Constantinopel bestehenden christlichen Reiches näher zu bezeichnen. Wir haben oben erwähnt, daß der Kaiser Johann Paläologus dem türkischen Reiche tributpflichtig ward, nachdem schon Johann Kantakuzenus seine Tochter in den Harem des alten Urchan hatte liefern müssen. Seit dieser Zeit wurden die Serbier, Bosnier, Albanesen und Bulgaren fast jedes Jahr in ihren Gebieten von türkischen Schaaren beunruhigt, und als sich der Kral Lazarus von Serbien mit dem Bulgaren-Fürsten Constantin verbunden hatte, machte (1371—1373) Murad I. selbst im Lande der Slaven Eroberungen. Papst Gregor XI. bot zwar die Christenheit gegen Murad auf, er versuchte aber vergebens einen Kreuzzug gegen ihn zu Stande zu bringen; Johann Paläologus schickte mitunter einen gelehrten Redner an die Fürsten und Ritter des Abendlandes, um sie auf die Gefahren aufmerksam zu machen, mit welchen sie und die lateinische Kirche durch die bereits bis nach Steiermark streifenden Osmanen bedroht seien; man bewunderte die Reden, dachte aber an keinen Kreuzzug.

Seit 1374 breitete Murad seine Eroberungen auch in den Gegenden von Thessalien und Macedonien aus, und befestigte sowohl an der Sau und Donau, als in den Gebirgen Albaniens alle die Orte, deren Bewohner er wegführte, um an ihrer Stelle Türken anzusiedeln. Sein Sohn Saudschi ergriff nachher die Waffen gegen ihn und zwar zu eben der Zeit, als auch des griechischen Kaisers Sohn Andronikus, welcher, wie wir sahen, schon bei einer früheren Gelegenheit wenig kindliche Liebe gezeigt hatte, sich gegen seinen Vater empörte. Saudschi und Andronikus waren Freunde und Verbündete, ihre

Väter schlossen einen Vertrag gegen sie, in welchem sie einander versprachen, daß jeder seinen Sohn wolle blenden lassen, sobald er desselben habhaft geworden sei. Die beiden Prinzen geriethen bald nachher in Gefangenschaft; der Sultan, dessen Milde und Güte sonst gerühmt wird, ließ seinen eigenen Sohn nicht blos blenden, sondern auch aus der Welt schaffen und drang bei seinem Verbündeten, Johann Paläologus, darauf, daß er an seinem Sohne Andronikus die gleiche Strafe vollziehe. Doch ließ der Kaiser einige Schonung üben, so daß die Blendung des Prinzen keine vollständige war (es wurden ihm die Augen mit siedendem Essig übergossen), und auch sein kleiner Sohn Johannes, welcher sein Schicksal theilte, wurde blos an den Augen beschädigt, nicht eigentlich geblendet (1383). In diesem Zustande wurden sie in einem Thurme bei Constantinopel gefangen gehalten.

Schon im Jahre 1375 hatte Murad die wichtige Stadt Nissa an der Grenze Serbiens erobert, hierauf den mächtigen König dieses Landes, Lazarus, genöthigt, einen Tribut von 1000 Pfund Silber zu zahlen und ihm zugleich die Verpflichtung auferlegt, 1000 Reiter zum türkischen Heere zu stellen. Auch Sisman, ein mächtiger Bulgaren-Fürst, huldigte in demselben Jahre dem kriegerischen Sultan. Diejenige byzantinische Kaiserfamilie, welche in Trapezunt ihren Sitz hatte und deren Geschichte in dieses Werk nicht gehört, litt durch die Türken ebensosehr, als die constantinopolitanische, und war ebenso, wie diese, auch mit den Genuesen oft im Streit. In Constantinopel hatten die Genuesen die Vorstadt Galata, wo sie ihren Handel trieben, in eine Festung umgewandelt; außerdem machten sie durch ihren Krieg mit Venedig das Meer unsicher. Sie schlugen die kaiserlichen Truppen zurück, durch welche sie in Galata angegriffen wurden, und stritten zur See mit den Venetianern um den Besitz von Tenedos. Die beiden Republiken schlossen nachher Frieden auf Unkosten des von aller Welt verlassenen griechischen Kaisers, welcher gerade so tief herabgesunken war, als 1260 der von Michael Paläologus vertriebene lateinische Kaiser Balduin.

In eben dem Maaße, als das griechische Reich herabsank, wurde das osmanische durch Murad ausgebreitet. Er eroberte (1382) Sardika oder Sophia, die bedeutendste griechische Stadt an den Grenzen der Bulgaren, dann entriß er den Serbiern und Bosniern Castorea in Macedonien und Belgrad in Serbien und endlich nahm er den streitbaren Albanesen in ihrem Gebirge das feste Kroja. Thessalonich oder Salonichi sollte des Kaisers Sohn Manuel dem Reiche erhalten; dieser brach aber den von seinem Vater erbettelten und erkauften Frieden durch den Ueberfall der Stadt Pherä (Seres), welchen dann Murad's Feldherr durch die Einnahme von Thessalonich rächte (1386).

Die Türken behaupteten jedoch diese Stadt vorerst nicht; ob es die Venetianer oder die Griechen waren, durch welche ihnen dieselbe wieder entrissen wurde, wagt selbst Herr v. Hammer, der das Einzelne scharf durchforscht, nicht mit Gewißheit zu entscheiden. Manuel flüchtete nach Lesbos und fürchtete so sehr, Murad möge wegen des Friedensbruches an Constantinopel Rache nehmen, daß er selbst zum Sultan nach Brusa ging und Vergebung erbat, welche Murad ihm auch gewährte.

Unmittelbar nachher unterwarf Murad das Innere von Kleinasien und das ehemalige Sultanat von Konieh (Iconium), damals Karaman genannt. Gleich beim Anfang seiner Regierung hatte er nämlich die Stadt Angora (das Ancyra der Alten) und mit ihr die reiche Landschaft des ehemaligen Galatiens erobert; nachher hatte er seine Besitzungen in den Provinzen, in welchen die Reste der seldschukkischen Türken wohnten, theils durch Kauf, theils auf andere Weise erweitert. Seinen Sohn Bajesid hatte er (1381) mit einer Tochter des Fürsten von Kermian vermählt, welche als Mitgift vier Städte des väterlichen Gebietes, darunter das wichtige Kutahia, dem osmanischen Reiche zubrachte. Auch der Fürst von Karaman Ali Beg, welcher damals über einen Stamm der Seldschukken herrschte, hatte sich durch Bande der Verwandtschaft mit Murad verbunden, gerieth aber doch in Besorgniß, als dieser so mächtig wurde. Während daher Murad mit der Bekämpfung seines empörten Sohnes beschäftigt war, rüstete Ali Beg sich zum Kriege und vereinigte viele der in Syrien und Kleinasien streifenden türkischen Schaaren zu einem Einfall in die erst neulich mit dem osmanischen Staate vereinigten Provinzen. Er hatte jedoch einen unglücklichen Augenblick gewählt. Murad hatte gerade die Empörung Saudschi's gedämpft, hierauf zuerst durch seinen alten Wesier Chaireddin Pascha Thessalonich erobert und dann nach Chaireddin's Tode dessen Sohn Ali Pascha, der sich im Kriege auszuzeichnen wünschte, zum Wesier ernannt. Der osmanische Sultan eilte selbst aus Europa herüber, verschmähte die Friedensanträge des Fürsten von Karaman, welcher seine Unvorsichtigkeit zu spät bereute und ordnete in der Ebene von Konieh, wo zwei Jahrhunderte früher Friedrich Barbarossa die Seldschukken geschlagen hatte, ein furchtbares Treffen an, in welchem er und seine beiden Söhne Jakub und Bajesid den Oberbefehl hatten (1386). Der Sieg, von welchem der Beglerberg Timurtasch das Hauptverdienst hatte, blieb den Osmanen; Ali Beg's Gemahlin jedoch, eine Tochter Murad's, kam in Begleitung der moslemischen Geistlichkeit von Konieh vor das Zelt ihres Vaters und bewirkte durch Bitten und Thränen, daß ihr Gemahl als Vasall des osmanischen Reiches sein Gebiet behalten durfte. Auch den klei-

neren türkischen Fürsten und Dynasten Kleinasiens ließ der Sultan die Unabhängigkeit, weil ihn die Empörung der Serbier und die Verbindung, welche ihr Kral Lazarus mit Sisman von Bulgarien geschlossen hatte (1387), nach Europa zurückrief.

Bevor der alte Sultan diesen Kriegszug eröffnete, heirathete er (1388) eine der Töchter des griechischen Kaisers und gab zwei andere seinen beiden Söhnen in ihren Harem; er war gerade mit den Festen und Feierlichkeiten der Hochzeiten beschäftigt, als er erfuhr, daß ein Heer, welches er nach Serbien geschickt hatte, sich in Bosnien plündernd in mehrere Abtheilungen getrennt habe und so völlig aufgerieben worden sei. Um diese Schmach zu rächen, wurde zunächst die Bulgarei angegriffen. Murad's junger Wesier, Ali Pascha, zwang, als er den Feldzug eröffnete, den Bulgaren-Fürsten Sisman, ihm zuerst Silistria und Nikopolis, dann auch seine Person und seine Familie zu übergeben. Der Fürst und seine Familie behielten Leben und Freiheit, die Bulgarei ward aber dem osmanischen Reiche einverleibt. Murad selbst richtete sich gegen die Ebene von Kossowa oder das Amselfeld (Kossovo polje), wo Lazarus mit einem Heere von Serbiern, Bulgaren, Bosniern, Albanesen, Walachen, Polen und Ungarn gelagert war. Jene Ebene bildet den südlichsten Winkel des Landes Bosnien, welches dort mit Albanien, Rumelien und Serbien zusammenstößt. Es kam (1389) zu einer Schlacht, in welcher die Slaven-Stämme eine furchtbare Niederlage erlitten. Die türkischen wie die griechischen Schriftsteller und die Ueberlieferungen der südslavischen Völkerstämme haben die Schlacht auf dem Amselfelde in einen Nebel von poetischer Sage gehüllt, der die gräßliche Scene des Mordens mit einem epischen Halbdunkel umgeben hat, in welches wir uns nicht hineinwagen. Die Erzählungen und ihre Kritik gibt Joseph von Hammer in seiner Geschichte der Osmanen ausführlich; wir bemerken nur, daß es heißt, Georg Castriota's Tapferkeit sei Ursache des Verlustes der Schlacht gewesen, weil er nicht zugegeben, daß man bei Nacht angreife, damit nicht der Sieg der Christen des hellen Tages entbehrte. Man erzählt ferner, wenn gleich auf ganz verschiedene Weise, ein riesenstarker Serbier, Milosch Kobilowich, habe sein eigenes Leben geopfert, um den furchtbaren Feind seines Vaterlandes mitten im Treffen tödtlich zu verwunden; er habe unter der Maske eines Ueberläufers sich die Erlaubniß eines Fußfalles vor Murad verschafft und diesem dann, als er sich gebückt, den Dolch in den Leib gestoßen. Man erzählt endlich noch, Bajesid I., Murad's Sohn und Nachfolger, habe mit der wilden Tapferkeit, wegen deren er den Beinamen Ildirim d. i. der Blitz, erhielt, den Sieg vollendet und aus den Köpfen der Getödteten Hunderte von Pyramiden auf dem

Schlachtfeld errichten lassen. Lazarus fiel nach Einigen im Kampfe, nach Anderen ward er gefangen genommen und zu dem sterbenden Murad gebracht, der ihn vor seinen Augen niederhauen ließ. Sobald Murad das Leben ausgehaucht hatte, ließ Bajesid auch seinen Bruder Jakub aus der Welt schaffen, als derselbe eben von der Verfolgung der Feinde zurückgekehrt war; das erste Beispiel der schauderhaften osmanischen Hauspolitik, durch Brudermord die Monarchie zu befestigen; denn im Uebrigen begann Bajesid seine Herrschaft mit Werken der Gottesfurcht und Wohlthätigkeit. — Sultan Murad starb im 31. Jahre seiner Herrschaft; er hatte sich durch Vorliebe für große Bauten ausgezeichnet, mit welchen er vornehmlich die Hauptstädte Brusa und Adrianopel (Edernch) ausschmückte; er liebte den Umgang mit kenntnißreichen Männern, besaß jedoch selbst keine gelehrte Bildung.*)

3. Das byzantinische und osmanische Reich bis auf Mohammed's I. Tod (1421).

Nach dem Sieg auf dem Amselfelde schickte Bajesid raubende Schaaren seiner Türken auf der Seite nach Bosnien bis nach Kroatien und Steiermark, auf der anderen bis nach Widdin. Er machte Servien zu einem türkischen Lehen, zog die Silberminen von Karatowa unmittelbar an sich und siedelte in Skopi, einer Stadt des nördlichen Macedoniens, statt der Serben eine türkische Colonie an. Das übrige Serbien erhielt Lazarus' Sohn, Stephan, zurück, nur mußte er die Verpflichtung übernehmen, in allen Kriegen der Osmanen dem Aufgebot des Sultans zu gehorchen und mit seinen schwergepanzerten Serbiern im türkischen Heere zu dienen. Außerdem überließ Stephan seine Schwester Maria dem Sultan zur Gemahlin und zahlte von den Silberbergwerken einen jährlichen Tribut.

Gleich nachher gab Andronikus, welcher nebst seinem Sohn Johannes noch immer bei Constantinopel gefangen saß, dem jungen Sultan Gelegenheit, den Kaiser Johann Paläologus und dessen Sohn Manuel so zu demüthigen, daß Beide bald nachher als seine Vasallen mit dem türkischen Heere nach Kleinasien ziehen und beim Sturm von Philadelphia sogar die Ersten sein mußten. Andronikus hatte nämlich aus seinem Gefängniß mit Venetianern ein Verständniß angeknüpft; diese waren ihm zur Flucht nach Pera behülflich gewesen und er hatte

*) Das amtliche Schriftzeichen der Sultane, das Tughra, rührt von Murad her; als es sich um Unterzeichnung eines Vertrags mit der Republik Ragusa handelte (1365), tauchte er, des Schreibens unkundig, die rechte Handfläche in die Tinte und drückte sie auf dem Pergament ab; aus den so entstandenen Flecken und Streifen gestaltete man später, so gut es ging, die Schriftzüge, die nun das Tughra bilden.

sich zu Bajesid begeben, den er um Hülfe gegen seinen Vater und Bruder anrief. Eine der Hauptbedingungen, unter denen der Sultan ihm seine Hülfe gewährte, waren neue Privilegien, welche den schon damals in großer Zahl zu Constantinopel angesiedelten Mohammedanern in Rücksicht des Gottesdienstes, des Gerichtswesens und eines besonderen Marktes gewährt wurden. Andronikus hatte nur 4000 Mann erbeten, weil er hauptsächlich auf seinen Anhang in der Stadt rechnete; Bajesid gab ihm aber 10,000. Im Einverständniß mit Verräthern drang Andronikus in die Stadt, überfiel den Kaiser und dessen Sohn Manuel, die sich in dem sogenannten goldenen Schlosse zu halten suchten, und schloß Beide in das nämliche Gefängniß ein, in welchem er selbst vor seiner Flucht in harter Haft gehalten worden war. Die wortreichen, aber oft sehr dunklen, wenn gleich sehr gelehrten griechischen Geschichtschreiber der letzten Zeiten des Reiches berichten einzelne Begebenheiten oft so sonderbar, so verworren, so widersprechend, daß man ihnen im Einzelnen nur mit großer Behutsamkeit folgen kann; wir wagen daher auch nicht mit Zuversicht zu berichten, daß, wie sie erzählen, Bajesid dem Andronikus gerathen habe, Vater und Bruder aus dem Wege zu räumen. Selbst die Zeitrechnung ist so unsicher, daß die größten Forscher über einzelne Zeitbestimmungen nicht einig sind. Ausgemacht ist, daß Andronikus damals weder den Kaisertitel annahm, noch den Vater ermorden ließ, daß er diesen aber fortdauernd gefangen hielt und daß er ganz so handelte und regierte, als wenn er Kaiser wäre. Wie lange die Gefangenschaft des alten Kaisers und seines Sohnes dauerte, wagen wir nicht zu bestimmen; man gibt drei Jahre an, so lange war es aber gewiß nicht, da die angeführten Geschichten sich alle nach dem Jahre 1389 ereigneten und Johann Paläologus schon 1391 starb.

Johann und sein Sohn Manuel entkamen, wie vorher Andronikus, glücklich aus der Haft; sie suchten wie er Hülfe bei Bajesid und dieser gewährte ihnen dieselbe gern, weil er auf solche Weise das griechische Reich, ehe es ganz vernichtet würde, am besten für seine Zwecke benutzen und gänzlich aussaugen konnte. Johann versprach in einem eidlich beschworenen Vertrage in seinem und seines Sohnes Manuel Namen, daß er, wenn ihm Bajesid wieder zum Throne verhelfe, einen weit stärkeren jährlichen Tribut bezahlen wolle, als Andronikus bis dahin bezahlt hatte, und daß er noch dazu auf allen Kriegszügen des Sultans mit 12,000 Mann in dessen Heer erscheinen und ihm gegen jeden Feind folgen wolle. Der Sultan nahm das Anerbieten an. Er ließ hierauf den Kaiser Johann und seinen Sohn Manuel durch ein Heer nach Constantinopel geleiten und eine Uebereinkunft mit Andronikus vermitteln. Der Vater erhielt die Regierung wieder, welche aber schon

vor dessen nicht lange nachher (1391) erfolgtem Tode von seinem Sohn und Nachfolger Manuel geführt wurde; Andronikus ward Statthalter von Thessalonich, welches, wir wissen nicht wann, den Türken wieder entrissen worden war. Im Peloponnes wurde unter Manuel's Bruder Theodor, der in Mistra, beim alten Sparta, seinen Sitz hatte, etwas glücklicher als in anderen Provinzen gegen die Türken gestritten; das übrige griechische Reich ward von dem grausamen Bajesid bis ganz in die Nähe der Stadt Constantinopel verwüstet, der Kaiser selbst als türkischer Unterthan behandelt. Schon der alte Johann wurde genöthigt, die Mauern und Befestigungswerke, zu deren Errichtung er aus Mangel an anderen Bausteinen das kostbare Material zweier großen, einst von den Kaisern Mauritius und Leo erbauten und von ihm selbst abgerissenen Kirchen gebraucht hatte, wieder zu schleifen, weil der gräßliche Sultan, bei welchem Manuel sich befand, ihm gedroht hatte, er werde diesen, wenn Johann sich weigere, mit ausgestochenen Augen nach Constantinopel zurückschicken.

Bajesid's Vater hatte nicht blos die kleinen türkischen Herren in Kleinasien und sogar den Fürsten von Karaman im Besitz der von ihnen beherrschten Städte und Landschaften gelassen, sondern er hatte auch die Municipalfreiheit von Philadelphia (Alaschehr) nicht unterdrückt, obgleich ihm der griechische Kaiser seine Rechte an die Stadt abgetreten hatte; Bajesid verfuhr gegen jene Herrscher und gegen Philadelphia ganz anders. Er griff das letztere nicht allein feindlich an, sondern zwang sogar den alten Kaiser Johann und dessen Sohn, mit ihm gegen die Stadt zu ziehen und unter den Stürmenden die Vordersten zu sein. Der türkische Fürst Ali Beg, welcher den südwestlichen Theil von Kleinasien als Murad's Vasall beherrscht hatte, ward, als er von Bajesid abfiel, besiegt und ein osmanischer Beglerbeg an seine Stelle gesetzt. Dann kam die Reihe an die kleineren Häupter einzelner türkischer und turkmanischer Schaaren und Horden, welche sich in Städten und Landstrichen des alten Kappadociens, Paphlagoniens und Pontus festgesetzt hatten. Sie wurden vertrieben und fanden jenseits des Gebirges bei ihren Brüdern, den Tataren, Schutz, welche damals unter Timur Asien auf dieselbe Weise überschwemmten, wie früher die Mongolen unter Dschingiskhan. Glücklicherweise waren den Tataren wie den Mongolen die Künste des Krieges nicht bekannt; es entgingen daher Amasia, welches damals die Hauptfestung an der Grenze ward, und Tokat, wo später nach Bajesid's Niederlage durch die Tataren sein Sohn Mohammed eine Zuflucht fand, ihrer Wuth.

Die Vereinigung der ganzen türkischen Macht unter Bajesid machte diesen so mächtig, daß er den Gedanken fassen konnte, die schon von ihm abhängigen christlichen Staaten der Griechen und Slaven gänz-

lich zu unterwerfen, ja sogar das Reich der Magyaren dem osmanischen Reiche einzuverleiben. Er hatte schon vorher (1391) den Kaiser Manuel, der sich beim Tode seines Vaters Johann zu Brusa befand, festhalten und sich der Hauptstadt desselben bemächtigen wollen; ein Unternehmen, für welches er durch sehr starke Befestigung von Gallipoli vorgearbeitet hatte. Er war vor Zorn außer sich gewesen, als Manuel durch die Flucht seinen Händen entrann; doch drängte und peinigte er ihn nachher auf jede Weise. Nicht nur alle Völkerschaften der unteren Donau, Drau und Sau, von der Moldau und Wallachei an bis nach Steiermark und bis zum adriatischen Meere hin litten unter Bajesid durch die Streifzüge der Türken, sondern auch Ungarn war bedroht und seit Johann's Tode ward sogar Constantinopel auf der Landseite enge eingeschlossen gehalten. Die Einschließung dauerte fast 10 Jahre lang fort, obgleich Manuel sich nicht nur als Vasall Bajesid's benahm und Tribut gab, sondern auch nebst seinem Bruder sich an Bajesid's Hoflager zu Seres in Macedonien alle möglichen Demüthigungen gefallen ließ. Der Uebermuth des furchtbaren Sultans, die dringenden Bitten des griechischen Kaisers und die Besorgniß der Magyaren, denen die Gefahr immer näher kam, riefen endlich den Kreuzzug gegen die Türken hervor, dessen bereits früher gedacht worden ist.

Die Christenheit war damals durch den Streit von zwei, nachher sogar von drei Päpsten, durch Anarchie in Deutschland und durch unsägliche Verwirrungen in Frankreich und Italien so zerrissen, daß Manuel's Gesandte ohne Trost nach Constantinopel zurückkamen. König Sigismund, den der byzantinische Geschichtschreiber Dukas einen Kral der Magyaren nennt, hatte 1392 in der Bulgarei nicht ohne Glück die Osmanen bekämpft; nun aber schickte er eine Gesandtschaft nach Brusa an Bajesid, um Unterhandlungen anzuknüpfen. Die trotzige Antwort, welche der ungarische König erhielt, und die fortdauernde Bedrängniß von Constantinopel bewirkten endlich, daß Papst Bonifacius IX. einen Kreuzzug predigen ließ. Die zu diesem Zweck erlassenen Bullen hatten jedoch anfangs sehr wenig Wirkung, weil einerseits die französische Ritterschaft und ihr König den Gegner des Bonifacius, Clemens VII., als Papst anerkannten, und andererseits weder die Deutschen noch die Italiener sich von Hause entfernen konnten oder wollten. König Sigismund wandte sich daher selbst an die französischen Ritter, nachdem er vorher den französischen Papst bewogen hatte, ihm wenigstens in dieser Sache nicht entgegen zu sein. Sigismund kannte die Reizbarkeit des militärischen Ehrgefühls der Franzosen, welches bis auf den heutigen Tag dasselbe geblieben ist und sich oft auf eine wahrhaft komische Weise offenbart. Seine Ge-

sandten und die Geistlichen, welche die Türken-Predigten hielten, mußten dem furchtbaren Sultan allerlei für die Ritterschaft kränkende Reden in den Mund legen, welche dieser schwerlich geführt hatte. Bajesid sollte den Gesandten Sigismund's aufgetragen haben, ihrem Herrn zu verkündigen: er werde zunächst gegen ihn und die Ungarn ziehen, um sie in Fesseln zu legen; dann werde er sich nach Italien wenden, dabei den Kaiser von Constantinopel nebst den vornehmsten Herren seines Hofes mit sich schleppen und zu den niedrigsten Sklavendiensten gebrauchen; in Italien werde er nach Rom ziehen, dort auf dem Capitol alle die Kronen, die er den besiegten Königen abgenommen, zur Schau stellen und sein Pferd vom Altar der Sct. Peters-Kirche Hafer fressen lassen. Diese Erzählungen waren gewiß nicht wirkungslos; es erfolgte der oben beschriebene Zug, welcher mit der furchtbaren Niederlage bei Nikopolis am Südufer der Donau, der Alutamündung gegenüber, endigte (1396). Am Tage nach der Schlacht ließ Bajesid, erbittert durch die großen Verluste, welche die Osmanen beim Sieg erlitten, mehr als 3000 Gefangene vor seinem Zelte tödten.

Dieser Sieg der Osmanen verbreitete, obgleich ihn Bajesid nicht weiter verfolgte, den Schrecken des türkischen Namens in allen Landen lateinischer Zunge und bereicherte den Sultan und seine Schaaren mit unermeßlicher Beute. Es wurden nämlich, wie es heißt, die 24 vornehmsten Herren unter den Gefangenen am Leben gelassen und später gegen ein ungeheures Lösegeld freigegeben; von den Geringeren hatte man nur Wenige, die fast noch im Knabenalter standen, verschont. An baarem Gelde und an kostbaren Geschenken, welche König Karl VI. von Frankreich hergab, flossen wenigstens zwei Millionen Franken nach unserem jetzigen Münzfuß in den Orient, und der Hochmuth, wie der Trotz und Frevel der Türken erreichten den höchsten Grad. Jenseits der Donau und Sau jedoch, sowie in Bosnien und in der Wallachei, wurden vorerst keine dauernden Eroberungen gemacht; wir finden vielmehr unmittelbar nach dem Siege bei Nikopolis Bajesid theils in Kleinasien, theils in Macedonien, in Thessalien, in Griechenland und im Peloponnes beschäftigt. Kaiser Manuel und sein Bruder Theodor, der im Peloponnes rühmlich herrschte, hatten sich nämlich gleich nach ihres Vaters Tode (1391) ebenso wie Stephan, der Despot und Beherrscher von Serbien, Twarko, der Fürst von Mysien und Paulus Mamonas, der Besitzer von Epidaurus Limera (Monembasia) im Peloponnes, am Hoflager des Sultans eingefunden; sie hatten aber nachher Ursache gehabt, den Absichten Bajesid's zu mißtrauen und waren seit einigen Jahren nicht mehr erschienen. Dafür ließ Bajesid den Kaiser bereits ins fünfte Jahr innerhalb der Mauern von Constantinopel eingeschlossen halten und gleich nach dem Siege bei

Nikopolis ward der Wesier Ali Pascha mit einem Heere beordert, die Stadt einzunehmen. Den Vorwand zum Angriffe nahm Bajesid theils daher, daß Manuel sich nicht, wie es vertragsmäßig seine Pflicht war, beim Heere eingefunden hatte, theils daher, daß er den Thron bestiegen habe, ohne die Rechte seines Neffen zu berücksichtigen. Dieser Neffe war seines Bruders Andronikus Sohn, Johannes, welcher zugleich mit Andronikus unvollkommen geblendet worden war und nun in Selymbria herrschte. Bajesid hatte bei seinem Unternehmen gegen Constantinopel zwei Absichten: er wollte sich an Manuel rächen und von Johannes, den er in Constantinopel einzusetzen beschlossen hatte, die Abtretung der Stadt Selymbria erzwingen. Daß der allmächtige Sultan damals, was nicht schwierig gewesen sein konnte, nicht sogleich sich der Stadt bemächtigte und dem griechischen Reiche ein Ende machte, scheint auf den ersten Blick auffallend; bei näherer Betrachtung erkennt man aber deutlich, daß Bajesid nach derselben Politik verfuhr, welche die Römer und auch Bonaparte bei ihren Eroberungen, sowie die Engländer in Indien befolgten. Er hütete sich, durch einen zu auffallenden Gewaltstreich alle seine Feinde zu einer innigen Verbindung zu treiben; er machte deshalb seine Gegner zuerst blos zu Vasallen und trennte sie von ihren natürlichen Bundesgenossen, um sie nachher im günstigen Augenblicke ganz zu vernichten. Der moldauische Fürst Demetrius Cantemir in seiner Geschichte der Osmanen hat daher auch dem Wesier Ali Pascha eine lange Rede in den Mund gelegt, in welcher dieser dem Sultan vorstellt, daß die Einnahme von Constantinopel unfehlbar die gesammte Christenheit aus dem Schlummer wecken werde. Mit dem ganz ohnmächtigen, von Geld und von Truppen unglaublich entblößten Kaiser Manuel wäre übrigens Bajesid allerdings leicht fertig geworden; allein die Genuesen und Venetianer, welche in und um Constantinopel mächtiger waren als der Kaiser, konnten in Verbindung mit den Johannitern auf Rhodus den Zusammenhang der europäischen und asiatischen Türkei jeden Augenblick abschneiden. Der Marschall Boucicault, einer der berühmtesten Helden der Franzosen, rüstete wirklich in dem Augenblicke, als Bajesid gegen Constantinopel zog, auf Kosten des Königs von Frankreich ein Heer und eine Flotte, um Constantinopel zu retten (1399). Die Unternehmungen dieses Musters der abenteuernden und kampflustigen Ritter des Abendlandes haben dem halb epischen, halb historischen Froissart reichlichen Stoff gegeben. Boucicault war so sehr irrender Ritter, daß er sich sogar unter Murad, mit welchem er in Asien sehr befreundet gewesen war, durch seine Faust und seinen Muth hatte berühmt machen wollen. In der That glichen auch die Türken den Rauf- und Raubrittern des Mittelalters sehr. Sie waren wie

diese roh, raubsüchtig, fanatisch, feudalistisch, aber auch ebenso tapfer und kampflustig und nach kannibalischen Ausbrüchen von Mordlust, Raubgier und Wuth bewiesen sie oft gleich den christlichen Rittern romantische Großmuth und Milde. Boucicault hatte daher ebenso viel Recht, Waffenbrüderschaft mit Murad zu halten zu suchen, als Richard Löwenherz gehabt hatte, Saladin's Waffenbruder zu werden.

Der Marschall war übrigens als Gefangener der Türken nach der Schlacht bei Nikopolis zu den Unterhandlungen über das Lösegeld der edeln Pairs von Frankreich gebraucht worden, unter welchen sich die nächsten Anverwandten seines Königs befanden. Er begleitete später den griechischen Kaiser auf seiner Reise nach Paris. Manuel hatte, gleich nachdem die französischen Herren losgekauft worden waren (1397), seinen mütterlichen Oheim, Theodosius Kantakuzenus, nach Paris geschickt, um die Hülfe des französischen Königs anzurufen; dieser war aber trotz dem Drängen seines ritterlich gesinnten Bruders, des Herzogs von Orleans, der ihn fußfällig um die Erlaubniß zu einem Kreuzzuge bat, vorerst nicht zu bewegen, neue Kosten aufzuwenden. Theodosius ward vom König reich beschenkt, eine Flotte oder Truppen gewährten die Franzosen jedoch diesmal nicht, obgleich Boucicault, welcher den Winter (1397) in Constantinopel zubrachte, unterstützt von venetianischen und genuesischen Gesandten, nach Theodosius Abreise den König auf andere Gedanken brachte. Auch der Papst Bonifacius IX., an welchen Manuel den Hilarius Doria geschickt hatte, ermunterte zu einem neuen Zuge und die Bulle, in welcher er die der Christenheit von den Osmanen drohende Gefahr recht kläglich schilderte, bewirkte soviel, daß Boucicault in den Stand gesetzt wurde, 600 Reisige und 800 Armbrustschützen nebst einer bedeutenden Anzahl kampflustiger Ritter, die von allen Seiten herbeiströmten, einzuschiffen. Bei Tenedos ward die französische Flotte noch durch genuesische und venetianische Schiffe verstärkt. Die Vertreibung der türkischen Schiffe aus den Gewässern des Hellespont und des schwarzen Meeres und die Befreiung der Vorstädte Pera und Galata von den Belästigungen, welche sie von der See aus durch die Türken erlitten, war der Hauptgewinn der Erscheinung der von Boucicault geführten Schaaren; doch landete der Marschall auch an vielen Stellen der Küste und verbreitete den Schrecken der lateinischen Ritterschaft bis nach Nikomedien. Als vortrefflichen Diplomaten hatte sich Boucicault schon bei den Unterhandlungen wegen der Auslösung des Grafen Johann von Nevers gezeigt; jetzt bewirkte er auch, daß Bajesid's Plan, den unglücklichen Johannes in Selymbria gegen seinen Oheim Manuel zu gebrauchen, scheiterte. Johannes, welcher Anspruch an den Thron machte, war schon längst mit Manuel in Unterhandlung getreten, weil

er wohl wußte, daß Bajesid nach Selymbria trachte und ihn wie einen Gefangenen beobachten lasse. Oheim und Neffe waren einig geworden, sie trauten einander aber doch nicht ganz; Boucicault reiste daher nach Selymbria, leistete Bürgschaft, daß Manuel Wort halten werde, bewog Johannes und seine Gemahlin, sich mit ihm einzuschiffen, entzog Beide den sie genau beobachtenden Türken und brachte sie nach Constantinopel, wo Johannes von Manuel als Mitregent anerkannt ward. Boucicault hatte unterdessen seine Geldmittel erschöpft und trat im Frühjahr (1400) zu großem Schrecken der byzantinischen Bevölkerung die Heimreise an. Er beredete den Kaiser Manuel, seinem Neffen Johannes die Regierung des auf die Hauptstadt und einige unbedeutende Ortschaften beschränkten, aller Truppen und alles Einkommens beraubten Reiches einstweilen zu überlassen, um selbst mit nach dem Abendlande zu reisen und die lateinischen Fürsten aufs neue um Beistand anzuflehen. Vergebens bot Manuel's Bruder in Sparta Alles auf, um den Kaiser von der schimpflichen Bettelfahrt abzuhalten, welche, wie er voraussagte, keinen besseren Erfolg haben werde, als die Reise seines Vaters Johann Paläologus. Manuel beharrte auf seinem Vorsatze, nur brachte er seine Gemahlin und Kinder zu Modon an der Küste von Morea ans Land, unter die Obhut seines Bruders.

Der Papst hatte schon im Januar (1400) Rundschreiben erlassen und besonders die Dänen, Schweden und Norweger durch Predigten und durch Ablaß-Verheißungen zum Zuge nach Constantinopel ermuntert; seine Bemühungen scheiterten aber bei diesen Völkern, als es hieß, der Zug werde ein ganzes Jahr dauern. Auch in Deutschland wurde in vielen Diöcesen Geld gesteuert; man erfuhr jedoch selten, wohin die Steuer gekommen sei. An Ehrenbezeugungen mangelte es dem griechischen Kaiser auf seiner Reise nicht, Hülfe aber fand er nirgends; denn die Fürsten und Herren hatten genug im eigenen Lande zu thun. Er reiste zuerst nach Venedig, wo ihn Boucicault verließ, um nach Paris zu eilen und ihn bei Karl VI. anzumelden. Der venetianische Senat ward durch des Kaisers Reden tief gerührt, man weinte mit ihm, war aber sehr froh, als er weiter reiste. Auch die Genuesen bedauerten ihn sehr, ohne ihm zu helfen. Johann Galeazzo Visconti in Mailand, welcher damals den Herzogstitel von unserem Kaiser Wenzel kaufte, that etwas mehr für ihn. Er half dem bettelhaften Aufzuge des Kaisers ab, umgab ihn mit ritterlicher Begleitung und versah ihn mit dem nöthigen Gelde, damit er in Paris mit Anstand erscheinen könne. Dies ist eine Thatsache; wenn aber Johann Galeazzo hinzufügte, daß er selbst, sobald die anderen Fürsten ebenfalls wollten, mit einem Heere zum Schutze von Constantinopel ausziehen werde, so steht er gleich allen anderen Prinzen des Hauses Visconti in Bezug

auf Wahrhaftigkeit und Aufrichtigkeit in so schlechtem Ruf, daß wir seiner Versicherung keinen Glauben schenken können. Als Manuel im Juni 1400 nach Paris kam, ließ ihm auch Karl VI., welcher damals schon irre im Verstande war, ganz ungewöhnliche Ehren erweisen; 2000 Bürger ritten ihm in feierlichem Zuge bis Charenton entgegen; der König selbst empfing ihn am Thor, geleitete ihn zu einem Festmahl nach dem jetzigen Palais de Justice und ließ ihm eine Wohnung im Louvre anweisen (3. Juni 1400). Während so der griechische Kaiser in Paris leeren Festen und Prunkzügen beiwohnte, verzweifelte sein Bruder an der Möglichkeit, sein Gebiet im Peloponnes auf die Dauer gegen die Osmanen zu vertheidigen und verkaufte den Johanniter- oder Rhodiser-Rittern, welchen er früher schon Korinth überlassen hatte, seine noch übrigen Besitzungen in der Halbinsel. Die Griechen wollten jedoch die Herrschaft der stolzen lateinischen Ritter nicht dulden und der Widerstand der schon damals halb griechischen, halb slavischen Bevölkerung der Gebirge war so heftig, daß die Ritter selbst rathsam fanden, nicht auf die Vollziehung des Kaufvertrags zu dringen, obgleich sie das Geld schon bezahlt hatten. Auch Korinth ward von ihnen wieder geräumt. Der arme Bruder des griechischen Kaisers kam dabei zwischen seinen Unterthanen und den Johannitern ins Gedränge; denn die Ersteren litten nicht, daß der Kauf zu Stande kam, und das von Letzteren bezahlte Geld hatte Theodor schon verbraucht. Die Ritter ließen es sich endlich gefallen, daß die Summe, die sie bezahlt hatten, ihnen in Terminen zurückerstattet werden sollte, und Theodor nahm seinen Herrschersitz in Mistra, oder, wie man lieber sagte, in Sparta wieder ein. Ueber Manuel's Aufenthalt zu Paris und über seine weiteren Reisen sind die Angaben ganz widersprechend und die Chronologie sehr unsicher. Daß er in England war und bei König Heinrich IV. wenig Trost fand, ist ausgemacht; an welche Orte er aber in Deutschland kam, läßt sich nicht bestimmt angeben. So viel ist gewiß, daß man ihn überall als einen vornehmen Bettler betrachtete. Wahrscheinlich entschloß er sich erst dann zur Rückreise nach Constantinopel, als er erfahren hatte, daß die Tataren unter Timur in Kleinasien eingefallen seien und in Folge ihres Sieges bei Angora das osmanische Reich bedrohten. Boucicault begleitete ihn auf der Rückreise nicht; denn er war von Karl VI. nach Genua geschickt worden, weil sich diese Republik damals auf kurze Zeit in die Hände der Franzosen gegeben hatte. Die Armuth Manuel's war so groß, daß Karl VI., um ihn persönlich gegen Mangel zu schützen, ihm einen Jahrgehalt von 30,000 Thalern aussetzte. Man erwartete den gänzlichen Untergang des letzten Restes der römischen Herrschaft in Europa schon im ersten Jahrzehnt des 15. Jahr-

hunderts, als plötzlich ein furchtbarer Sturm das osmanische Reich traf und dem Plan zur Eroberung von Constantinopel, welchen Bajesid unternommen hatte, ein Ende machte.

Dschingiskhan war ein Führer der Mongolen gewesen, deren Wanderung auch Tataren aus ihren Sitzen trieb und in die entlegensten Gegenden zerstreute; dagegen war Timur Lenk (d. i. Timur der Lahme, durch eine Wunde Gelähmte; im Abendlande Tamerlan genannt) ein Beherrscher von Tataren, welcher unzählbare Horden von Mongolen wie Meeresfluten über Asien und Europa wälzte, ohne daß nachher eine Spur derselben im Westen geblieben ist; nur die Tataren gründeten dort am schwarzen Meer und vom kaspischen Meer an bis tief in Rußland hinein, sowie in Persien und Indien dauernde Reiche. Dschingiskhan und seine Söhne waren mit mongolischen Horden aus der Mongolei und aus dem nördlichen China gekommen; Timur errichtete sein tatarisches Reich in der Bucharei und in der kleinen Tatarei auf den Trümmern des aus tatarischen Völkerschaften bestehenden mongolischen Reiches. Der neue Welteroberer, der auch zugleich Gesetzgeber des fernsten Ostens von Asien ward, war ein glücklicher Krieger, welcher, was in Asien selten ist, taktische und strategische Kenntnisse mit der Gabe verband, die raubgierigen Horden an sich zu fesseln. Er erhob sich, gleich den abendländischen Anführern der Miethlinge des Mittelalters, dadurch, daß er den Fürsten, denen er sich verkaufte, erprobte Krieger zuführte. Mit welchem Rechte man seine Abkunft auf das Haus Dschingiskhan's zurückführte, ob wirklich sein Ahnherr im neunten Glied ein Bruder von Dschingiskhan's Urgroßvater gewesen oder ob er durch weibliche Abstammung zur Familie seines gewaltigen Vorgängers gehörte, läßt sich wohl kaum feststellen. Timur war nach der Berechnung mongolischer Astrologen im April 1336 geboren und zwar in einem Dorfe, das etwa zehn Meilen südlich von Samarkand liegt; sein Vater gehörte zu den Stammhäuptlingen des Landes. Schon früh wußte er in Gefahren und Abenteuern die unbedingte Ergebenheit der Seinen zu gewinnen. Er leistete einem der Nachkommen von Dschingiskhan's zweitem Sohne Tschagataï, dem in Ostpersien und in der Bucharei herrschenden Husein, welcher abwechselnd zu Herat und zu Balk residirte, wesentliche Dienste und ward dafür mit fürstlichen Lehen und Ehren beschenkt. Schon nach fünf Jahren gerieth er aber mit Husein in Streit, besiegte ihn und schlug seinen Sitz in Samarkand auf, herrschte seitdem über den nordöstlichen Theil von Persien und machte Kriegszüge in die Tatarei und Mongolei, nachdem er vorher auf einem großen Kurultaï der Tataren als oberster Khan aller Horden ausgerufen und anerkannt worden war (1369.)

Seit der Zeit war Timur unablässig auf Kriegszügen begriffen und mit Eroberungen beschäftigt; er kehrte aber öfters nach Bochara und Samarkand zurück und gab seinem neuen Reiche Verfassung und Gesetze, welche eine Weisheit athmen, die mit den unerhörten Greueln, Grausamkeiten und muthwilligen Zerstörungen, welche von den tatarischen Horden auf seinen ausdrücklichen Befehl verübt wurden, einen auffallenden Contrast bilden. Der Zweck dieses Werkes läßt nicht zu, daß wir Timur's Geschichte, welche von Gibbon*) sehr glänzend und rhetorisch poetisch behandelt worden ist, gleich den europäischen Geschichten kritisch beleuchten, noch weniger, daß wir die Gesetze und Denkwürdigkeiten, welche dem neuen Welteroberer zugeschrieben werden, beleuchten und prüfen; wir wollen uns darauf beschränken, vom Umfange seiner Eroberungen einen allgemeinen Begriff zu geben. Wir könnten, um diesen Zweck zu erreichen, dem genannten englischen Geschichtschreiber folgen und der Reihe nach aufzählen, was Timur in Persien, in Indien, in der Tatarei und im Bereiche der jetzigen asiatischen Türkei vollbracht hat; wir ziehen aber vor, der Darstellung Hammer's zu folgen. Was dieser von siebenundzwanzig Kronen, von dreimal neun besiegten Ländern sagt, ist uns zu asiatisch und prophetisch; wir nehmen die Sache nüchterner und berichten nach Hammer's Anleitung ganz einfach: Timur's Kriegszüge erschütterten die Herrschaft von neun Herrscherlinien Asiens, welche zum Theil wieder in Nebenlinien zerfielen. Diese Linien waren nach Hammer: die der Nachkommen Tschagataï's, welche im fernen Osten Persiens und in der Bucharei herrschten, ehe Timur den letzten derselben, Husein, vom Throne stürzte; die Dynastie der Dscheten oder Geten in Turkistan und Mongolistan; die Dynastie der Herrscher von Chowaresmien; die der Herrscher von Khorasan; die Dynastie der Tataren in Tataristan Descht Kaptschak; die der Söhne Mosaffer's im persischen Irak; die der Ilkhane im arabischen Irak; die der Osmanen; die der Beherrscher von Indostan. Derselbe Geschichtschreiber der Osmanen fügt hinzu, das von Timur gegründete Reich habe sich erstreckt im Osten bis an die Mauer Chinas, im Norden bis in das Herz von Rußland, im Westen bis an die Küsten des mittelländischen Meeres, gegen Süden bis an Aegyptens Grenze. Von den 18 Kriegen, welche Timur führen mußte, ehe er seinem Reiche die angedeutete Ausdehnung geben konnte, gehören nur zwei in dieses Werk: der Krieg, durch welchen die Russen unter die tatarische Herrschaft gebeugt wurden, und der Krieg, der den furchtbarsten Feind des griechischen Reiches,

*) Im letzten Bande der „History of the decline and fall of the Roman Empire", von Edward Gibbon († 1794).

Bajesid, niederwarf; die anderen gehören der Geschichte von Asien an, welche wir nur im Vorbeigehen berühren dürfen. Nur die im Jahre 1398 vollbrachte Eroberung von Delhi wollen wir nicht übergehen. Diese uralte Stadt, welche unter dem Namen Indraprastha schon im Heldengedicht Mahabharata vorkommt, war von dem mächtigen Sultan Mahmud dem Ghasnaviden (Bd. IV, S. 186) erobert worden. Später wurde es unter afghanischen Sultanen der glänzende Mittelpunkt eines großen Reiches, das vom oberen Indus bis nach Bengalen reichte. Bereits herrschte die dritte afghanische Dynastie über diesem Reiche, das jedoch in arge Zerrüttung gerieth. Die Eroberung der Hauptstadt durch Timur, der die herrlichen Gebäude bewunderte, aber die Einwohner zu Tausenden abschlachten ließ,*) war nur vorübergehend; erst seinem Nachkommen Babur war es, 120 Jahre nach Timur's Tode, beschieden, von Delhi aus das sogenannte Reich der Großmoguln zu begründen. Des Krieges mit den Russen werden wir weiter unten gedenken; hier verweilen wir blos bei Timur's Unternehmungen gegen die große, von Murad und Bajesid gegründete osmanische Reichsmacht.

Bajesid hatte am Ende des 14. Jahrhunderts ganz Kleinasien, nicht nur soweit es den Griechen gehörte, sondern auch die dortigen türkischen Länder oder die vorher unabhängigen kleineren Fürstenthümer und Kerman unterworfen. Er hatte die Bulgarei erobert, in der Moldau und der Wallachei festen Fuß gefaßt, die Magyaren geschlagen, Bosnien und Serbien unterworfen, in Albanien und im Gebirge Türken angesiedelt. Constantinopel war tributpflichtig, der griechische Schattenkaiser mußte den dort angesiedelten Türken vier Moscheen gestatten und das von ihm ganz unabhängige Gericht eines türkischen Kadi in der Stadt dulden. Macedonien und Thessalien waren größtentheils türkisch. Auch im eigentlichen Griechenland hatte sich Bajesid festgesetzt; er hatte einen verheerenden Zug nach Athen gemacht und im Peloponnes einen Krieg geführt, der den Paläologen Theodor auf den Gedanken brachte, die Vertheidigung der Halbinsel den Johanniter- oder Rhodiser-Rittern zu überlassen, was aber Bajesid selbst und die griechische Bevölkerung des Landes hintertrieben. Einige Jahre vor dem Einfall der Tataren hatte sich Bajesid, wie es heißt, in Brusa allen Lüsten des Orients hingegeben; wir finden ihn

*) Man zeigt noch das Minaret, von welchem aus er den Metzeleien zusah. Ein Derwisch, heißt es in der parabolischen Weise des Orients, sprach zu ihm: „Bist du ein Gott, so sei gnädig; bist du ein Prophet, so belehre uns; bist du aber ein König, so morde nicht, sondern beglücke uns.“ Timur erwiderte: „Ich bin kein Gott, der verzeiht, kein Prophet, der unterrichtet, auch nicht euer König; ich bin aber das Werkzeug von Gottes Zorn.“

jedoch, als Timur von Armenien aus drohte, mit der Belagerung von Constantinopel beschäftigt.

Wenn wir an Festen, Feierlichkeiten und Gastmählern soviel Gefallen hätten, als Scherefeddin und Arabschah, welche Timur's Thaten aufgezeichnet haben, so würden wir der Reisen des Welteroberers nach Samarkand, die er während der Pausen zwischen den einzelnen Kriegszügen zu unternehmen pflegte, sowie der Hochzeiten und der Volksbelustigungen, welche er dort hielt, erwähnen müssen; wir scheuen aber alles, was den Feen-Märchen gleicht. Uebergehen dürfen wir jedoch nicht, daß jene Orientalen berichten, Timur habe seinen vier Söhnen vier unermeßliche Reiche angewiesen gehabt, während er selbst stets auf Kriegszügen begriffen gewesen und nur um Feste und Hochzeiten zu feiern oder Kurultaï's zu halten in die Bucharei gereist sei. Was von Timur's Staatsweisheit, von seinen moralischen und politischen Lehren und von den Büchern, in welchen diese enthalten sind, erzählt wird, scheint uns kaum der Beachtung werth. Wir dürfen nur das, was geschah, berücksichtigen; was dagegen Gelehrte und Schmeichler unter Timur's Namen in Büchern niederlegten, können wir keiner Aufmerksamkeit würdigen, weil wir nicht Poesie und Romantik, sondern Prosa und Wahrheit in der Geschichte suchen. Er selbst ermunterte die Mordlust und Grausamkeit der von ihm geführten Horden gemischter Tataren und Mongolen, welche zu Tigern geworden waren und oft Tausende mit dem Schwerte mordeten oder auf Timur's Befehl unter den Hufen ihrer Pferde zerstampften. Er spähete die fernsten Winkel der Erde aus und hatte ein Spionier-System eingerichtet, bei welchem Derwische, Fakirs und Mönche, wie sie sich im Osten finden, vom Lamaiten an bis zum christlichen Anachoreten, ihm vortrefflich gedient haben sollen. Er war daher auch, als er um 1399 Streit mit Bajesid suchte, von dem Verhältniß der europäischen Griechen zu den Türken sehr gut unterrichtet und stellte sich, als wenn er jene in seinen Schutz nehmen wollte. Die nächste Veranlassung zum Kriege zwischen Timur's Tataren und Bajesid's Türken gab das Vordringen des Ersteren von Georgien und Armenien her gegen das alte Pontus und gegen Bajesid's Bollwerk Amasia. Timur's Eroberung von Bagdad und des dortigen Ilkhans oder Herrschers Flucht, der Zug der Tataren nach Irak-Arabi, Mesopotamien und Diarbekr und ihre Besetzung der Päſſe des Gebirges Taurus machten einen Zusammenstoß der beiden Eroberer unvermeidlich. Der Ilkhan war das erste Mal, als er aus Bagdad fliehen mußte, zu den Mamlukken in Aegypten gegangen; das zweite Mal suchte er ebenso, wie der Fürst Karajussuf von Diarbekr, bei Bajesid Schutz. Die Folge war, daß noch im Laufe des Jahres 1400 das ganze Land von Aleppo an bis

nach Bagdad in vollem Aufstand gegen Timur war. Dagegen suchten die kleinen von Bajesid besiegten Fürsten von Kerman, Mentesche, Ssaruchan und Aidin bei Timur Schutz und dieser ergriff freudig die dargebotene Gelegenheit, um eine Gesandtschaft mit trotzigen Forderungen an Bajesid zu schicken. Es heißt, wiewohl wir bei Dukas und Phranzes davon nichts erwähnt finden, auch die Griechen hätten sich an Timur um Schutz gewandt und dieser habe ihnen denselben angedeihen lassen, obgleich er dabei die größte Verachtung gegen ihre Religion ausgesprochen habe. Wir bezweifeln jedoch die Wahrheit dieser Angabe, da Timur bei der Eroberung jeder Stadt einen so schrecklichen Fanatismus gegen das Christenthum zeigte, daß er stets Tausende von Christen mit den ausgesuchtesten Martern quälen ließ.

Bajesid, welcher damals Constantinopel sehr bedrängte, wurde durch Timur's gebieterische Botschaft, obgleich sie mit einem glänzenden Geschenk verbunden war, höchst erbittert. Er wollte anfangs die Gesandten hinrichten lassen, schalt nachher, wie Dukas sagt, den Herrn von ganz Asien und von einem Theile Europas einen groben oder rohen Gesellen und ließ, was im Orient der größte Schimpf ist, den Gesandten desselben, ehe er sie schimpflich zurück schickte, den Bart scheeren. Dies war das Signal eines Krieges zwischen den beiden Sultanen, welchem ein Austausch höhnender und erbitterter Sendschreiben vorausging. In einem derselben gibt Timur dem osmanischen Eroberer zu verstehen, daß er ihn bisher nur wegen seiner Anhänglichkeit an den Islam und wegen seiner Kämpfe gegen die Feinde desselben geschont habe; doch hieß es auch darin, Bajesid sei nur eine turkomanische Ameise im Vergleich zu dem Elephanten. Bajesid's Antwort war nicht minder hochmüthig und trotzig. Timur, der mit zahllosen Heeren vom kaspischen Meer her nach Kleinasien zog, begann den Krieg mit der Belagerung von Siwas oder Sebaste, der Hauptstadt von Kappadocien. Diese Stadt, welche nach Angaben, die wir nicht verbürgen möchten, 100,000 Einwohner hatte und mit einer Mauer von ungeheuren Quadersteinen umgeben war, konnte sich nur 18 Tage lang behaupten; sobald sie eingenommen war, wurden Mauern und Thürme, trotz ihrer Festigkeit, von Grund aus zerstört und die christliche Bevölkerung nebst der armenischen Besatzung unter grausamen Qualen getödtet (Frühjahr 1400). Timur's Züge wurden gleich denen der Hunnen für Völker und Länder besonders dadurch verderblich, daß es Politik der Heerführer war, Weiber und Kinder, Männer und Jünglinge zu Tausenden quälen, schlachten und zertreten zu lassen, damit weit und breit der Schrecken vor ihnen hergehe. In den tatarischen Heeren waren Hunderttausende roher Barbaren, welche mit Vergnügen kannibalische Unmenschlichkeit übten.

Wäre damals Siwas nicht gefallen, so würde Constantinopel in Manuel's Abwesenheit von den Osmanen genommen worden sein; aber die Nachricht von dem schauderhaften Morden in Siwas, dem auch sein Sohn Ertoghrul zum Opfer fiel, rief den osmanischen Sultan von der Belagerung von Constantinopel nach Asien. So gewann durch Timur das oströmische Reich noch eine Lebensfrist von etwas über 50 Jahren. Bajesid hatte Zeit, seine Macht zu sammeln, weil Timur nicht unmittelbar weiter zog, sondern sich gegen Bagdad, gegen Damaskus, gegen Syrien und gegen die Mamlukken Aegyptens wendete, um Fürsten zu bekriegen, welche entweder von ihm abgefallen waren oder die Abgefallenen unterstützt hatten. Die Grausamkeiten und Greuel der Tataren auf ihrem Zuge nach Syrien, in Bagdad und überall, wohin sie der damals bereits 65 Jahre alte und durch sein Alter ganz unmenschlich gewordene Timur führte, hat Hammer in seiner osmanischen Geschichte nach persischen Schriftstellern ausführlich aufgezählt; wir bemerken nur, daß Timur bis gegen die Mitte des Jahres Tausende von Menschen grausam morden, die größten und blühendsten Städte von Bagdad bis nach Aleppo und Antiochia zerstören und niederbrennen, ihre Bewohner zertreten und zermalmen ließ. Bei Damaskus besiegte er den Sultan von Aegypten in einer großen Schlacht; hierauf wurde die Stadt in Brand gesteckt, wobei das flammende Cypressen- und Cedernholz der Gebäude weithin Wohlgeruch verbreitet haben soll. Timur und die Seinen, welche die Lehre der Schiiten begünstigten, hegten gegen die ehemalige Residenz der Ommejaden einen besonderen Haß. Tausende von Einwohnern, darunter Viele, welche die Damascener Schwertfabrikation betrieben, wurden in Samarkand angesiedelt. Hierhin begab sich Timur, nachdem er auch in Bagdad unerhörte Metzeleien verübt, aber an den Gräbern der Heiligen inbrünstig gebetet hatte; in Samarkand beschäftigte er sich damit, Feste zu feiern und allerhand von seinen Hofgelehrten schön und mild abgefaßte Edicte bekannt machen zu lassen. Im Winter 1401 auf 1402 lagen Timur's zahllose Horden auf der Bergebene im Nordosten Kleinasiens, er selbst unterhandelte mit Bajesid. Dieser zeigte sich jedoch ebenso trotzig als Timur, so daß durch den diplomatischen Verkehr beider Herrscher Timur's Erbitterung auf den höchsten Grad stieg. Der Grieche Chalkondylas erzählt uns von diesen Unterhandlungen ganz sonderbare Anekdoten, denen wir sehr wenig Glauben schenken, die uns aber den Charakter der Zeiten anschaulich machen. Bei der Stadt Siwas, welche zwei Jahre vorher so grausam verwüstet worden war, hielt nachher Timur eine große Heerschau; von da drang er ins Innere von Kleinasien gegen Angora vor. Die beiden orientalischen Geschichtschreiber Scherefeddin und

Arabschah haben mit großer Ausführlichkeit die Vorbereitungen der beiden Sultane zum entscheidenden Kampf und die denselben vorhergehenden Schritte beschrieben. Diese Erzählungen sind für den Kenner des Orients und für den, welcher die Sitten der Türken und Tataren, die sich seit den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage gleich geblieben sind, studiren will, auf gleiche Weise anziehend; wir müssen sie um so mehr übergehen, als Hammer die Berichte der Orientalen vollständig in sein Werk aufgenommen hat. Derselbe Schriftsteller berichtet uns, wie Bajesid seine Generale und Soldaten, statt sie zu gewinnen, durch Uebermuth und Geiz erbitterte und den ihm gegebenen Rath verschmähte, den 700,000 Mann Timur's auszuweichen, statt ihnen eine entscheidende Schlacht zu liefern. Die Stärke des Heeres, mit welchem Bajesid sich in der Ebene bei Angora den Tataren gegenüber lagerte, wird bei den verschiedenen Schriftstellern, von denen einige 120,000, andere 160,000 Mann rechnen, verschieden angegeben. Alle Zahlangaben sind bekanntlich in solchen Fällen unzuverlässig; sicher war Timur seinem Gegner fast um das Sechsfache überlegen. Man ist versucht, die Verblendung Bajesid's, welcher die Tataren im Blachfelde angriff, statt sie in Berge, Thäler und Schluchten zu locken, mit Bonaparte's Vertrauen auf seine Siege und auf sein Glück zu vergleichen, das ihn nach Moskau trieb. Diese Vergleichung würde dadurch noch passender werden, daß Bonaparte die von ihm beraubten und tödtlich beleidigten Preußen und Oestreicher, Bajesid aber 10,000 Serbier und 18,000 derjenigen Türken und Tataren, deren Fürsten sich bei Timur befanden, als Hülfstruppen mit ins Feld führte. Die gepanzerten Serbier unter Bajesid's Schwager Stephanus, denen die tatarischen Pfeile wenig schadeten, thaten vortreffliche Dienste im Treffen und selbst noch nach demselben; dagegen gingen die Tataren und die Türken von Aidin und aus den übrigen unterjochten Landschaften, als sie ihre Fürsten unter den Gegnern zu Gesicht bekamen, mitten im Treffen zum Feinde über. Wenn wirklich, wie Chalkondylas erzählt, Bajesid seine Hunde und seine Falknerei mit ins Feld schleppte und wenn er 7000 Falkenwächter und 6000 Hunde hatte, so war sein Unglück ein Glück für das junge osmanische Reich, welches nur dann bestehen konnte, wenn seine Herrscher sich in den Schranken hielten, die der Gründer des Reiches und seine ersten Nachfolger sich gesetzt hatten.

Die Schlacht bei Angora ward entweder am 20. oder am 28. Juli 1402 geliefert. Der Sieg war den ganzen Tag hindurch zweifelhaft; doch erlangten ihn am Ende die Tataren, welche ihre Gegner an Zahl bei weitem übertrafen und deren Führer in der orientalischen Art, den Krieg zu führen, nicht weniger geschickt und erfahren waren, als

die Feldherren der Osmanen. Bajesid und einer seiner Söhne, Musa, wurden gefangen, drei ältere Söhne, darunter Soliman und Mohammed, hatten sich gerettet; das Heer der Osmanen war zerstreut und vernichtet. Den Berichten der persischen Geschichtschreiber über die Schonung, welche Timur den Seinigen anempfohlen habe, trauen wir nicht viel, obgleich wir glauben, daß er seinen Horden befohlen haben mag, sie sollten keine Sklaven machen, weil sie mit Stamm- und Glaubensgenossen gestritten hätten. Ebendieselben mehr der Phantasie als dem Verstande folgenden persischen Schriftsteller, welche in die Echtheit der von ihnen bearbeiteten und benutzten, vorgeblich von Timur dictirten Sätze Salomonischer Regierungsweisheit und in die, wie es heißt, von ihm verfaßten Denkwürdigkeiten nicht den geringsten Zweifel setzen, lassen ihn auch dieser Weisheit gemäß handeln. Gibbon findet es seinem Zwecke angemessen, Alles für lautere Wahrheit zu nehmen; wir halten dafür, daß, wenn Arabschah und Scherefeddin den Commentarien und den Institutionen Timur's folgen, dieß ebendasselbe ist, als wenn Thiers und die anderen Franzosen Bonaparte's Leben nach den Denkwürdigkeiten von St. Helena oder nach Bourienne's Memoiren schreiben, oder als wenn man das, was die Engländer in Irland und in Indien verübten, nach den im Parlament gehaltenen Reden beurtheilt.

Von dem Zustande Kleinasiens gleich nach dem Siege der Tataren, noch ehe Timur mit dem ganzen Heere an das aegäische Meer zog, macht uns Dukas eine furchtbare Beschreibung, indem er sagt: „In den ersten acht Tagen nach dem Siege bei Angora ergoß sich das Heer der Tataren (oder, wie er sich ausdrückt, der Perser) in einzelnen Abtheilungen über Galatien, Phrygien, Bithynien, Paphlagonien, über das Küstenland, über Karien, Lycien und Pamphylien auf eine solche Weise, daß es schien, als wenn in jeder der einzelnen Provinzen das ganze tatarische Heer hause, so zahlreich waren sie.“ Gleich vom Schlachtfelde aus ward Mirza Mohammed, Timur's Enkel, in Eile nach Brusa geschickt; allein Soliman war, noch ehe das Treffen ganz geendigt gewesen, dahin geeilt und hatte die dort befindlichen Schätze nach Europa bringen und alle Schiffe von der Küste entfernen lassen. Timur selbst verweilte zuerst in Kotyäum, der Hauptstadt von Paphlagonien, dann zog er, wie Dukas sich ausdrückt, „zerstörend, Alles in Sklaverei werfend, alle Schätze, welche er irgendwo fand oder zu deren Angabe er die Eigenthümer durch unerhörte Qualen zwang, raubend, sengend und brennend, die Menschen aufknüpfend und lebendig begrabend, nach Brusa.“ Dort fand er Bajesid's Weiber, unter ihnen auch die Tochter des serbischen Fürsten Lazarus. Die Städte Nicäa und Nikomedia traf dasselbe Schicksal, welches Brusa

getroffen hatte. Als Timur auch in Unter-Phrygien auf gleiche Weise gewüthet hatte, zog er nach Pergamum. Türken und Griechen wurden unterschiedlos durch angedrohte Verbrennung oder dadurch, daß man sie im Kerker dem Hunger preisgab, zur Angabe alles Eigenthums von Werth genöthigt. Von Pergamum ging der Zug nach Magnesia am Sipylus und, als auch diese Stadt ganz ausgeplündert war, nach Lydien. Aus Sardes und Philadelphia ward alles, was vom alten Reichthum noch übrig war, weggeschleppt und endlich auch Smyrna angegriffen. Diese Stadt hatte, weil sie von der See her unterstützt werden konnte, bis dahin ihre Freiheit behauptet, selbst nachdem Philadelphia mit Hülfe seines eigenen Kaisers in die Gewalt der Osmanen gefallen war; sie suchte auch den Tataren Trotz zu bieten. Sie stand durch ihren Hafen mit den Genuesen und Venetianern in Verbindung und die feste Burg der Stadt ward von den Rhodiser-Rittern und von den Christen, welche aus Ephesus, Thyria, Nymphäa herbeigeströmt waren, vertheidigt; allein einer halben Million Tataren konnte sie auf die Dauer nicht widerstehen. Timur ließ zuerst ungeheure Felsstücke in den Eingang des Hafens wälzen, so daß die Schiffe, um nicht eingedämmt zu werden, sich vor den Hafen legen mußten; dann ließ er die Burg stürmen, deren Gräben er mit den Leichnamen der Seinigen füllte. Burg und Stadt wurden genommen und auf dieselbe Weise behandelt wie andere Städte. Timur ließ tausend Gefangene, die man vor ihn führte, vor seinen Augen enthaupten und eine Art von Thurm aus Menschenköpfen und abwechselnden Schichten großer Quadern erbauen. Auch Ephesus, wo Timur 30 Tage verweilte, wurde nebst der ganzen Umgegend ebenso wie Smyrna verwüstet. Einem Lavastrom gleich zogen die Tataren an der einst so reichen und blühenden Küste Asiens herab bis nach Karien, wo sie von der ungewöhnlichen Kälte eines der Beschreibung nach mehr als russischen Winters, welcher nicht nur Pferde, sondern sogar auch das Wild und die Vögel tödtete, zu Tausenden hingerafft wurden. Wir glauben daher gern, daß Timur, als er seit seinem Aufenthalt in Bithynien Städte und Dörfer zerstörte und Alles verödete, nach dem Ausdruck des Geschichtschreibers Dukas weder lebende Männer, noch das Weinen eines Kindes, noch das Bellen eines Hundes, noch das Krähen eines Hahnes hinter sich gelassen habe, sondern überall nur die Stille des Todes.

Bajesid's Schicksal in der Gefangenschaft ist, gleich dem letzten Schicksale Belisar's, auf eine romanhafte Weise beschrieben und zur moralischen Belehrung und sentimentalen Rührung vielfach benutzt worden: es wird aber auch darüber, wie über die Geschichte Belisar's, kritisch gestritten. Männer wie Gibbon und Joseph von Hammer haben

es der Mühe werth gehalten, ihren Werken sehr ausführliche Untersuchungen über die Angabe einzuverleiben, daß Bajesid gleich einem wilden Thiere in einen eisernen Käfig gesperrt worden sei; wir halten aber das, was Chalkondylas und Phranzes erzählen, für ebenso unwahrscheinlich, als die sentimentalen Berichte der persischen Geschichtschreiber, in denen wir überall mehr Poesie als Geschichte finden. Die angeführten Byzantiner erzählen, daß sich die beiden Sultane auf gemeine Art gezankt und geschimpft hätten und Bajesid auf Timur's Befehl in einen gegitterten Käfig gesperrt worden sei, in welchem er sein Leben beschlossen habe. Uns scheint des Dukas Bericht der wahrscheinlichste. „Bajesid wurde", sagt er, „lange sehr freundlich behandelt und in milder Haft gehalten, bis man einen Versuch machte, ihn zu entführen; seit der Zeit wurde er härter gehalten und in Fesseln gelegt."*) Er starb 1403 in der Gefangenschaft zu Akschehr in der Landschaft Hamid und seine Leiche wurde seinem Sohne Musa übergeben, welcher zugleich mit ihm in tatarische Gefangenschaft gerathen war.

Das osmanische Reich zerfiel nach der Schlacht bei Angora auf einige Zeit; das christliche Reich in Constantinopel dagegen schien sich wieder zu erholen, theils durch die Verfügungen, welche Timur zu Gunsten der von Bajesid unterworfenen türkischen Fürstenthümer Kleinasiens traf, theils durch die Kriege, welche Bajesid's Söhne mit einander führten. Unter den Fürsten wurde zuerst Jakubbeg in Kerman wieder eingesetzt, mit dem Auftrage, auch Bajesid's Sohn Musa zu überwachen. Gleichzeitig mit Jakubbeg wurden auch die Söhne des Fürsten von Melitsche wieder eingesetzt und Isfendiar erhielt Kastemuni und Sinope, wo sein Vater geherrscht hatte. Timur's Politik wollte sowohl das osmanische als das persische Reich zersplittern; er gab daher, ehe er in die Bucharei zog, nicht blos den türkischen Fürsten von Erfendschan und Aidin ihr Erbe zurück, sondern er that dasselbe auch in Schirwan und Diarbekr.

Von Bajesid's Söhnen war Soliman, wie wir vorhin bemerkt haben, glücklich nach Brusa gelangt und mit den Schätzen seines Vaters nach Europa gegangen. Dort schloß er sich an den Kaiser Manuel an, welcher auf die Nachricht, daß Bajesid die Belagerung von Constantinopel aufgehoben habe und gegen Timur nach Asien gezogen sei, eilig zurückgekehrt war, um wieder vollen Besitz vom Reiche zu nehmen. Manuel schickte sogleich seinen Neffen Johannes, den er früher als Mitregenten hatte annehmen müssen, nach Lemnos, überließ ihm nachher Thessalien und führte fortan die Regierung allein.

---

*) Das türkische Wort Kafes bedeutet nicht nur einen Käfig, sondern jeden vergitterten Raum, Zimmer, Wagen oder Sänfte.

Den Mohammedanern entzog er alle die Privilegien, die ihnen Bajesid durch Drohungen in Constantinopel verschafft hatte; der Kadi mußte die Stadt verlassen, die Moscheen wurden geschlossen oder gar geschleift und den mohammedanischen Handelsleuten kein eigenes Quartier mehr in der Stadt gestattet. Soliman schloß nichtsdestoweniger ein Freundschaftsbündniß mit Manuel, gab ihm seinen Bruder Kasem und seine Schwester Fatima als Geiseln und heirathete die Tochter von Manuel's Bruder Theodor. Er kehrte, noch während Timur in Kleinasien verweilte, dorthin zurück, sobald der Strom der Tataren aus Bithynien nach Jonien floß, und vertheidigte sich in einer Burg, welche sein Vater an der asiatischen Küste des Bosporus erbaut hatte, suchte aber doch von hier aus Timur's Gunst. Diese wurde ihm nicht allein gewährt, sondern Timur belehnte ihn auch mit denjenigen europäischen Besitzungen, in welche seine Macht nicht reichte.

Gleich nach Bajesid's Tod geriethen dessen Söhne mit einander in einen Krieg, welcher so lange dauerte, bis es dem vierten von ihnen, Mohammed I., gelang, das ganze Reich wieder zu vereinigen und neu zu gründen. Zwei Türken von ausgezeichneten Talenten, Bajesid Pascha und Ssofi Bajesid, nahmen sich des 11jährigen Mohammed an, der nach Verfügung seines Vaters Statthalter im nordöstlichen Kleinasien sein sollte; alles, was die beiden bejahrten Männer thaten, wurde nachher von den türkischen und persischen Schriftstellern, die gern Wunder erzählen, dem Knaben zugeschrieben. Sie brachten ihn vom Schlachtfelde von Angora nach Tokat und behaupteten diese Stadt, wie das feste Amasia, welches sieben Monate lang den Tataren widerstand, für ihn, huldigten aber doch dem Eroberer in seinem Namen. Als Timur nachher seinen Vasallen zur persönlichen Huldigung an sein Hoflager rief, wußten dieselben Männer der Forderung auszuweichen, bis Timur in die Bucharei gereist war, worauf dann nicht weiter daran gedacht wurde. In Samarkand feierte Timur die Vermählung von sechs Enkeln und es schien, als ob er sich der Ruhe ergeben wollte; doch unternahm er, 69 Jahre alt, noch einen Zug in den fernen Osten, welcher dem chinesischen Reiche galt, starb aber bei Otrar, etwa 70 Meilen von Samarkand entfernt, im Februar 1405. Von den Söhnen Bajesid's ging einer, Jussuf, zum Christenthum über; Kasem befand sich beim Ausbruch des Bürgerkrieges als Geisel des ältesten Bruders in Constantinopel; Musa war damals noch in tatarischer Gefangenschaft, Soliman und Isa hatten wie Mohammed jeder ein besonderes Gebiet besetzt: Mohammed residirte in Amasia, Soliman in Adrianopel, Isa in Brusa. Der Krieg brach zuerst zwischen Mohammed und Isa aus. Jener zog gegen diesen, um ihn aus Brusa

zu vertreiben. Er siegte über dessen Heer und nöthigte ihn, in Constantinopel Zuflucht zu suchen. Hierauf verlangte er von Jakubbeg, welchem Musa zur Bewachung übergeben worden war, daß dieser ihm seinen Bruder ausliefere. Jakubbeg willfahrte der Forderung und Musa war nun Gefangener Mohammed's, welcher die ihm zugleich überlieferte Leiche seines Vaters in einer von demselben erbauten Moschee zu Brusa ehrenvoll beisetzen ließ. Als nachher Isa, von Soliman unterstützt, nach Kleinasien zurückkehrte, mußte Mohammed mit ihm einen neuen Kampf beginnen. Isa wurde zum zweiten Male besiegt, suchte bei den einst von Timur wieder eingesetzten türkischen Fürsten von Aidin, Ssaruchan, Tekke und Mentesche Hülfe und verwickelte dieselben in sein Schicksal. Die Letzteren verloren, als sie mit Isa gegen Mohammed zogen, eine Schlacht und kamen theils ums Leben, theils mußten sie huldigen; auch Jakubbeg von Kerman wurde gezwungen, seine Festungen an Mohammed zu übergeben. Isa flüchtete und wurde seitdem nicht mehr gesehen.

Nach Isa's Verschwinden gerieth Mohammed mit einem anderen Bruder in Streit. Soliman nämlich, der dem griechischen Kaiser, um ihn für sich zu gewinnen, nicht allein Thessalonich und alle Städte bis zum Strymon, sondern auch alle Orte am schwarzen Meer von Panis an bis nach Warna zurückgegeben, auch eine Nichte Manuel's in die Ehe genommen hatte, wollte den verwirrten Zustand benutzen, in welchen nach den Darstellungen der mohammedanischen und der christlichen Schriftsteller, die nur von Raubzügen und Empörungen türkischer Häuptlinge erzählen, Kleinasien damals verfallen war. Er erschien dort mit einem Heere, rückte bis nach Angora und kämpfte gegen die Feldherren seines Bruders; Mohammed war noch zu jung, als daß wir die Siege über Isa und Soliman ihm selbst zuzuschreiben wagten. Das ganze Jahr 1405 hindurch kämpften Soliman und Mohammed mit wechselndem Glück, so daß bald der Eine, bald der Andere ganz verloren schien; im Jahre 1406 erhielt aber Soliman an seinem Bruder Musa einen neuen Feind. Der Fürst der Wallachei und andere Vasallen Soliman's in Europa waren nämlich mit dem rohen und ausschweifenden Leben ihres Oberherrn unzufrieden; Mohammed erlaubte daher seinem Bruder Musa, nach Europa überzusetzen, um mit Hülfe türkischer Schaaren Soliman zu befehden oder die Unzufriedenheit seiner Vasallen zur Verdrängung desselben zu benutzen. In dem Kriege, welchen Soliman und Musa führten, wurde der Letztere von dem Kral Stephan von Serbien und von Myrtsche, dem Fürsten der Wallachei, unterstützt, während der griechische Kaiser auf Soliman's Seite war. Die beiden Brüder lieferten sich in der Nähe von Constantinopel ein Treffen, in welchem der Kral von Serbien,

durch Manuel gewonnen, von Musa abfiel und Soliman den Sieg errang. Der Letztere behauptete sich seitdem in seinen europäischen Besitzungen. Er überließ sich aber in Adrianopel dem Trunk und den Lüsten, während Mohammed sich der asiatischen Besitzungen bemächtigte und seinen Sitz zu Brusa nahm. Musa irrte eine Zeit lang unstet in den Gebirgen des Hämus umher; im Anfange des Jahres 1410 aber erschien er, wahrscheinlich im Einverständniß mit den Officieren und Beamten seines Bruders, denen dieser durch sein dem Koran trotzendes Trinken und durch seine Freundschaft und Verwandtschaft mit den Herrschern von Constantinopel und Serbien Aergerniß gab, an der Spitze eines Heeres von Walachen plötzlich vor Adrianopel, wo alsbald mehrere Anführer zu ihm übergingen. Getreue alte Diener versuchten lange vergebens, Soliman aus seiner Versunkenheit zu erwecken; als er erwachte, war es zu spät. Er zog mit seiner Begleitung aus, wurde aber nach und nach von seinen Leuten verlassen und endlich in einem Dorfe, welches seine rohen Turkmannen oft mißhandelt hatten, von den Bauern auf eine furchtbare Weise ermordet.

Musa nahm sogleich von dem osmanischen Reiche in Europa Besitz, erfüllte jedoch das Versprechen nicht, welches er seinem Bruder Mohammed gegeben hatte, daß er ihn als oberen Herrscher anerkennen wolle. Soliman war ein gutmüthiger Schwelger und Wüstling gewesen; Musa zeigte sich, sobald er in Adrianopel eingezogen war, als einen entsetzlichen Wütherich. Zuerst ließ er das Dorf, wo Musa den Tod gefunden, sammt allen Einwohnern, deren man habhaft wurde, verbrennen. Dann unternahm er einen Kriegszug nach Serbien, verwüstete das ganze Land mit Feuer und Schwert, ließ die Einwohner zu Tausenden niederhauen, Knaben, Jünglinge und Jungfrauen in die Sklaverei wegführen und seine rohen Schaaren kannibalische Feste feiern, deren Beschreibung das menschliche Gefühl empört. Von Serbien wandte sich Musa zuerst gegen den in Thessalonich residirenden Johannes, um den Griechen die Städte wieder zu entreißen, welche Soliman ihnen abgetreten hatte. Er eroberte Thessalonich und vereinigte alles, was Soliman dem griechischen Reiche zurückgegeben hatte, aufs neue mit den osmanischen Besitzungen. Dann richtete er seine Waffen gegen den Kaiser Manuel. Er schloß Constantinopel enge ein und schickte einen seiner tüchtigsten Diener, Ibrahim Pascha, an den Kaiser, um diesen durch Drohungen dahin zu bringen, daß er sich wieder für einen Vasallen des osmanischen Reiches erkläre und den Tribut zahle, der dem Sultan Bajesid gezahlt worden war. Der Kaiser war, den Geschichtschreibern der Griechen zufolge, nicht abgeneigt, sich den demüthigenden Bedingungen Musa's zu fügen: Ibrahim Pascha selbst aber rieth ihm davon ab. Ibrahim war nämlich

mit Mohammed befreundet und darüber aufgebracht, daß Musa die Bedingungen nicht erfüllte, unter denen ihm Mohammed gegen Soliman Hülfe gewährt hatte.

Musa hatte damals zwar alle älteren Reichsbeamten, zu welchen auch Ibrahim gehörte, durch seine Grausamkeit und Rohheit gegen sich aufgebracht; da aber die jungen, rüstigen Anführer wilder Turkmannen, Walachen und Bulgaren sich seiner Tapferkeit im Kampf und seiner Gefälligkeit für ihre blutdürstigen, unmenschlichen Leidenschaften freuten, so war er seinem Bruder Mohammed im Felde stets überlegen. Gegen den Kaiser Manuel war er doppelt erbittert, weil dieser, als Constantinopel durch Musa's Heer von der Landseite her enge eingeschlossen gehalten wurde, den Ibrahim Pascha nach Brusa geschickt hatte, wo derselbe dann in Mohammed's Dienste trat und zwischen seinem neuen Herrn, den Griechen und den Serbiern eine Verbindung zu Stande brachte, welche freilich anfangs der Energie Musa's nicht gewachsen war. Ibrahim Pascha ward von den beiden alten Wesieren, welche seit Bajesid's Tode in Mohammed's Namen herrschten, zum Collegen aufgenommen, so daß also das Reich eigentlich von einem erfahrenen Triumvirat regiert wurde. Die drei Wesiere schlossen durch Ibrahim's Vermittelung eine enge Freundschaft mit dem griechischen Kaiser, welche Mohammed bis an sein Ende treu bewahrt hat. Sie versprachen dem Kaiser Hülfe gegen Musa; Manuel gab die Flotte her, auf welcher Mohammed's Truppen übergeschifft wurden, und die beiden Brüder kämpften hierauf in der Gegend von Constantinopel für und wider die Griechen. Eine Zeit lang ward Musa im Kampfe mit seinem Bruder vom Schicksal begünstigt; ja er würde, als dieser durch Unruhen in Kleinasien genöthigt ward, sein Heer zurückzurufen, obgesiegt haben, wenn er nicht ebenfalls wegen einer in Thessalien ausgebrochenen Empörung die Belagerung auf einige Zeit hätte aufheben müssen. Er kehrte zwar bald wieder zurück; aber seine Anstalten zur Eroberung von Constantinopel schadeten ihm selbst mehr als den Griechen. Er verwüstete nämlich ringsum die Städte und Dörfer und vernichtete dadurch alle Vorräthe, so daß sein Heer bald Mangel litt, während die Stadt Constantinopel, in welche er die Bewohner der Umgegend zu fliehen genöthigt hatte, von der See aus versorgt wurde. Endlich faßte er den Entschluß, die Stadt auch von der Seeseite her einzuschließen; er rüstete zu diesem Zwecke eine Flotte und verschaffte dadurch den Griechen Gelegenheit, endlich einmal zu zeigen, daß es ihnen an Muth und an Talent nicht fehlte, wenn gleich ihr Kaiser schlaff und unfähig war. Ein natürlicher Bruder des Kaisers Manuel commandirte die griechische Flotte, welche der türkischen entgegen geschickt ward. Dieser erfocht (1410) einen glänzenden Sieg,

der allgemeines Aufsehen erregte, zugleich aber auch den Neid des Kaisers erweckte. Der Sieger erhielt nicht blos keine Belohnung, sondern er ward vielmehr vom Commando entfernt und ins Gefängniß geworfen, so daß wir später von dem tapferen Admiral nichts weiter hören. Da Manuel seinen Landsleuten und Verwandten auf diese Weise begegnete, so mußten dieselben allerdings besorgt sein, sich nicht auszuzeichnen und er selbst konnte aus Argwohn nur mittelmäßigen Leuten Vertrauen schenken. Er wandte sich daher in seiner Noth aufs neue an Mohammed. Zum zweiten Male ward die griechische Flotte nach Lampsakus geschickt, um die osmanischen Hülfstruppen herüber zu holen. Diese kamen, hatten aber kein Glück. Sie wurden, als sie Musa's Heer angriffen, mit solchem Verluste zurückgeschlagen und so zersprengt, daß Mohammed selbst sich auf einem griechischen Schiffe nach Kleinasien retten mußte (1410). Freilich hatte auch die Belagerung von Constantinopel keinen glänzenden Erfolg; denn obgleich Mohammed erst nach Verlauf eines ganzen Jahres der Stadt aufs neue zu Hülfe eilte, so scheint es doch nicht, als wenn Musa während dieser Zeit bedeutende Fortschritte gemacht hätte. Als endlich (1412) Mohammed aus den entferntesten Theilen seines Reiches ein sehr zahlreiches Heer an der Küste gesammelt hatte und wieder auf griechischen Schiffen nach Europa übergesetzt war, umging er das Lager seines Bruders, um die Christen der Donau und Sau, welche von Musa grausam mißhandelt wurden, an sich zu ziehen. Der Kral von Serbien hatte ihm den Rath gegeben, zuerst einen Angriff auf Adrianopel zu wagen und, wenn dieser mißglücke, sich der Donau zu nähern. Es gelang ihm zwar, seinen Bruder zu täuschen und unangegriffen bis vor Adrianopel vorzudringen; Musa war ihm aber mit dem Kern seiner Truppen vorausgeeilt und hatte sich in jene Stadt geworfen, so daß Mohammed nicht für rathsam hielt, gegen dieselbe etwas zu unternehmen. Ob der Letztere hierauf sein Heer theilte und, wie Dukas sagt, die eine Hälfte vor Adrianopel zurück ließ und mit der anderen nach Philippopolis marschirte, oder ob er mit seinem ganzen Heere an der Maritza herauf zog, lassen wir unentschieden; gewiß ist, daß derjenige Theil seiner Truppen, bei welchem er selbst sich befand, zuerst an der Maritza herauf und nachher an der Morawa herab marschirte. Auf diesem Marsche zog Mohammed die unzufriedenen Statthalter der Nordgrenzen an sich und als er Serbien erreichte, stieß auch der Kral Stephan mit dem gepanzerten Heere der Serbier zu ihm. Musa war von Adrianopel aus seinem Bruder entgegen gezogen und griff, als dieser sich wieder südlich gerichtet hatte, ihn nicht weit von Sofia auf einer Ebene an, welche die türkischen Schriftsteller Tschamurli nennen und welche damals für die osmanische Ge-

schichte vorzüglich wichtig geworden ist, weil durch den dort erfochtenen Sieg Mohammed's endlich die Einheit des Reiches wiederhergestellt ward. Musa's Heer wurde völlig geschlagen; er selbst ergriff erst dann die Flucht, als ihm die rechte Hand abgehauen war, wurde jedoch gefangen und auf Mohammed's Befehl erst erdrosselt und sodann in der Moschee zu Brusa neben seinem Vater Bajesid und seinem Bruder Soliman ehrenvoll bestattet (1413). Mohammed zog triumphirend als alleiniger Herrscher der Osmanen in Adrianopel ein, schloß mit Manuel Bund und Freundschaft und ehrte den Kaiser bis an seinen Tod gleich einem Vater. Manuel überließ ihm den Prinzen Kasem, den er einst von Soliman als Geisel erhalten hatte; Mohammed dagegen gab mehrere von Musa eroberte Städte an der Propontis, am schwarzen Meere und in Thessalien heraus.

Das griechische Reich genoß damals einige Zeit hindurch einer solchen Ruhe, daß Manuel daran denken konnte, seinem Bruder Theodor zur Befestigung des Peloponnes behülflich zu sein und deshalb selbst dorthin zu reisen. Theodor hatte zwei Drittel des Peloponnes an sich gerissen und weder das neue Fürstenhaus Centurione, noch Carlo Tocco, der cephalonische Palatin und Despot, noch die kleinen Herren von Nauplia und Argos, noch die drei fränkischen Dynasten, welche in Glaritza, Patras und Chalandritza ihre Sitze hatten, konnten sich auf die Dauer behaupten. Manuel kam in den Peloponnes, um die einst quer über den Isthmus von Korinth errichtete, aber längst verfallene Mauer wiederherzustellen. Zu dieser Arbeit wurde die ganze Bevölkerung der Halbinsel aufgeboten; sie arbeitete daran unter Aufsicht ihrer Archonten; die Folge wird aber zeigen, daß der Bau sehr schlecht war. Man nennt die Landenge das Hexamilon, weil sie 6 italienische Meilen oder 3800 Klafter breit ist. Die Mauer wurde im April 1415 vollendet und es klingt sehr prächtig, wenn uns die Griechen erzählen, sie habe 150 Thürme gehabt; dieselben Schriftsteller berichten, daß, als die Türken wenige Jahre nachher einen Streifzug oder was man jetzt eine Razzia nennt in den Peloponnes machten, die Mauer schon wieder verfallen war. Während Manuel's Anwesenheit starb sein Bruder Theodor; der Kaiser hielt ihm eine wohlgesetzte Leichenrede und erhob seinen eigenen zweiten Sohn, der ebenfalls Theodor hieß, an des kinderlosen Oheims Stelle zum Herrscher in Mistra.

Die griechischen Geschichtschreiber behaupten, Mohammed I. sei von dem wilden Fanatismus der Türken und ihrer Stammes-Verwandten, sowie von der grausamen Unduldsamkeit seines Vaters und des Tataren Timur sehr weit entfernt gewesen. Er habe, heißt es, Manuel mehrere Male in seiner Residenz besucht und ihn zu sich ein-

geladen. Dukas berichtet uns, Mohammed habe sogar den Johanniter- oder Rhodiser-Rittern die Versicherung ertheilt, er sei den Christen sehr gewogen und werde sie beschützen, wo sie auch immer angetroffen würden. Manuel zeigte sich in Beziehung auf Bajesid's jüngsten Sohn Jussuf, der bei ihm erzogen ward, ebenso frei von den christlichen Vorurtheilen seiner Zeit; doch sind wir nicht gewiß, ob dabei nicht die politische Rücksicht zu Grunde lag, daß der Prinz nicht sein Recht an den türkischen Thron verliere. Manuel gab nämlich nicht zu, daß der Prinz Christ wurde, obgleich dieser selbst es verlangte; er erlaubte ihm erst auf dem Todbette (Jussuf starb an der Pest), sich taufen zu lassen.

Uebrigens war die Beschaffenheit der Dinge im europäischen und asiatischen Theile der von den Osmanen wenn auch noch nicht ganz eroberten, doch verwüsteten und unterjochten Gegenden fast ebendieselbe, wie die des westlichen und nördlichen Theiles von Europa, nur mit dem einzigen Unterschied, daß das Volk, welches sich noch immer das römische nannte, alternd, geschwächt und mit prächtigen Lappen kaum seine Blößen deckend erscheint. Außer bei den Griechen ist überall Leben und rohe Kraft, Bewegung und Eigenthümlichkeit, Nationalität und Individualität, aber freilich keine Ordnung und Ruhe, weil diese ein System, ein Aufgehen des besonderen Charakters in einen allgemeinen, ein Abschleifen der scharfen Ecken und Kanten in eine glatte, aber auch flache Außenseite nothwendig erfordern. Wir wollen einen flüchtigen Blick auf die verschiedenen Nationalitäten, kleinen und großen Herren und Republiken werfen, welche zu Mohammed's I. Zeiten im oströmischen Reich ihren Einfluß geltend machten. Es waren dies theils aristokratische Handels-Republiken, theils die Ritter-Aristokratie der Rhodiser, theils kleine Fürstenthümer, deren Herrscher den damals ganz unschuldigen Titel Despoten auch in unserem Sinne verdienten, theils die griechischen Kaiser, Schatten vergangener Zeiten, theils endlich die Osmanen, die einzige Militärmacht des Mittelalters. Blos der Sultan der Osmanen hatte Finanzen, die ihm gehörten; blos er besaß eine unumschränkte Macht und gebot über die ungeschwächten Kräfte einer Nation, welche, wie einst die Römer, Sklaven für sich arbeiten ließ; der Sultan hatte nicht allein ein stehendes Heer, wie keines in Europa war, sondern er konnte auch, wenn er wollte, das Volk aufbieten, ohne daß dadurch Landbau und Verkehr viel litten. Wir wollen der Besitzungen der Genuesen und Venetianer ebenso wenig gedenken, als der Macht der Rhodiser-Ritter im aegäischen Meer und auf dessen Ufern, obgleich die zuerst genannten Republiken auf allen Küsten Colonieen und befestigte Niederlassungen hatten und in Galata die venetianische und die genuesische Factorei ganz unab-

hängig und sogar durch Befestigungen und Besatzungen geschützt waren. Im Peloponnes, im ehemaligen Hellas, in dem Küstenlande von Akarnanien und Aetolien an bis zur äußersten Grenze von Epirus, in Macedonien und in Thessalien war ein ähnlicher Zustand wie in Deutschland: Burgen und Burgherren und neben ihnen unzählige Räuber und ewige Raubfehden. Thessalonike verwaltete bis etwa 1419 für den griechischen Kaiser derselbe Demetrius Laskaris Leontarius, welcher später nach Mohammed's I. Tod in diplomatischen Sendungen für den Herrscher von Constantinopel nicht viel Ehre erwarb. Der Kral von Serbien und der Woiwode der Wallachei waren Vasallen Mohammed's, zogen mit ihm in den Krieg und kamen an sein Hoflager zu Adrianopel, wo er sie, obgleich sie Christen waren, gleich seinen mohammedanischen Vasallen mit allen Ehren empfing und bewirthete. Auch der Fürst der Bulgaren und der Herzog von Joannina erschienen dort. Wir finden unter denen, welche dem Sultan Mohammed ihre Huldigung darbrachten, sogar den Despoten oder gebietenden Herrn von Mistra und den Fürsten von Achaja.

Dürften wir hier in die Geschichte der mohammedanischen Vasallen des Sultans näher eingehen, so würde sich zeigen, daß Mohammed zu ihnen fast in demselben Verhältniß stand, wie der deutsche Kaiser zu seinen Fürsten, Grafen und Baronen. Ein einziges Beispiel mag hinreichen. Wir wählen dazu den Krieg, welchen Karaman, der Beherrscher des südöstlichen Theiles von Kleinasien, wo einst das seldschukkische Sultanat Konieh oder Ikonium bestanden hatte, und Dschuneid, der Herr von Smyrna und Ephesus, vereint mit Mohammed führten. Der Erstere besetzte, während Mohammed in Europa gegen seinen Bruder Musa zu Felde lag, Kleinasien und drang bis nach Brusa vor, zog sich aber, sobald der Sultan zurückkehrte, schnell in seine Landschaft zurück, wohin ihm dieser erst später folgte, weil es ihm wichtiger schien, zuerst Dschuneid aus Smyrna zu treiben (1413.) Bei dieser Gelegenheit bot der Sultan alle seine Vasallen, auch die christlichen, auf, weil ihm die Einnahme des von Dschuneid neu befestigten Smyrna schwierig schien; denn Dschuneid war selbst nach Ephesus gegangen, um von dort aus die Belagerer zu beunruhigen. Die Vasallen, welche dem Sultan zu Hülfe eilten, waren: die Herren von Phokäa, Mitylene und Chios, die türkischen Dynasten von Kerman, Tekke und Mentesche, endlich auch sogar der Großmeister der Rhodiser-Ritter. Bald capitulirte Dschuneid's Familie, welche er in der Stadt zurückgelassen hatte. Er selbst fand sich an Mohammed's Hoflager ein, demüthigte sich und wurde zum Statthalter von Nikopolis an der Donau ernannt, wo er weniger gefährlich war. Der Großmeister von Rhodus, welcher eine von Timur

zerstörte Burg wieder hergestellt hatte, mußte sich gefallen lassen, daß diese aufs neue niedergerissen wurde.

Bei der Uebersicht des Zustandes, in welchem sich das griechische und das türkische Reich zu Manuel's und Mohammed's Zeiten befanden, dürfen wir den Zwist des Sultans mit den Venetianern nicht ganz übergehen. Die Venetianer bildeten, wie schon früher bemerkt worden ist, gleich den Genuesen in Galata einen Staat im griechischen Staate. Die Genuesen aber herrschten mittelbar über die Inseln oder Städte Lesbos, Chios, Phokäa und Lampsakus, welche im Besitz genuesischer Patricier-Familien waren. Der Senat von Venedig glaubte daher erwarten zu dürfen, daß Genua früh genug mit den Osmanen in Streit kommen würde, und fand es daher politisch klug, seinerseits gegen die Letzteren nicht schroff aufzutreten. Venedig hatte seine Herrschaft am adriatischen Meer in Albanien ausgebreitet und führte im Anfange des 15. Jahrhunderts einen für seine Finanzen sehr lästigen langen Krieg, um das ganze Küstenland zu behaupten. In diesem Kriege war es freilich unglücklich, doch behielt es nach der Beendigung desselben (1408) Scutari und Dulcigno nebst den Salzwerken Albaniens. Was Venedig durch Krieg nicht erhalten konnte, erwarb es durch Geld und dabei ward von ihm stets mehr auf Gewinn als auf die Ehre Rücksicht genommen. Die Republik bewilligte z. B. dem Sultan Soliman, dem Sohn Bajesid's, einen jährlichen Tribut von 1600 Dukaten, um ihre Schutzgenossen in Griechenland gegen türkische Räubereien sicher zu stellen. Mohammed wollte sich nicht mit Geld abfinden lassen, sondern vielmehr der ferneren Ausbreitung des venetianischen Einflusses Schranken setzen; er bekriegte deshalb die Republik mit ihren Unterthanen und Bundesgenossen im Archipelagus, verwüstete Andros, Paros und Melos und ließ die Bewohner in die Sklaverei schleppen. Venedig mußte daher endlich Rache nehmen. Der Admiral Loredano ward mit einer Flotte in den Hellespont geschickt und erfocht bei Kallipolis einen glänzenden Sieg, der den türkischen Sultan aufs höchste erbitterte (1416.) Mohammed rächte sich an den Venetianern und an denjenigen ihrer Unterthanen, welche in seine Hände fielen, auf eine so kannibalische Weise, daß es uns schaudert zu wiederholen, was der griechische Geschichtschreiber darüber mit dem größten Behagen berichtet. Uebrigens erhöhte dieser Krieg das Ansehen der Republik Venedig, die im Jahre 1417 (doch ist die Zeitberechnung unzuverlässig) einen Friedensbotschafter des Sultans empfing und reich beschenkte. Im folgenden Jahre (1418) zog ein osmanisches Heer bis nach Steiermark, wo jedoch die östreichischen Herzoge Albrecht und Ernst mit einer geringen Truppenzahl über dasselbe bei Radkersburg an der Mur einen ruhmwürdigen Sieg erfochten.

Unter den Aufständen, die Mohammed I. in seinen letzten Lebensjahren unterdrückte, ist einer deshalb merkwürdig, weil sein Anstifter Mustapha (mit den Prinzen dieses Namens nicht zu verwechseln) eine schwärmerische Vorliebe für christliche Lehren und Gebräuche hatte und Versöhnung mit dem Christenthum predigte. Er wurde darin von einem gelehrten Moslem, Bedreddin, der ehemals Oberrichter der Armee gewesen war, und von einem christlichen Einsiedler auf Chios unterstützt. Seine Anhänger erklärten sich für Gemeinschaft aller Güter, doch nicht der Frauen. Ein solcher Aufstand, der in das osmanische Leben ein zerstörendes Element zu bringen drohte, wurde begreiflicher Weise mit aller Härte unterdrückt; doch gab der Prophet, den man nach verzweifeltem Kampf in Kreuzesgestalt auf ein Bret genagelt hatte, unter den Martern und im Sterben seine Glaubensmeinung nicht auf. Ferner war um die Zeit des Krieges zwischen Venedig und den Osmanen ein Kron-Prätendent in Asien erschienen, der sich für einen nach der Schlacht bei Angora vermißten Bruder Mohammed's, Mustapha, ausgab, wahrscheinlich aber nur ein Betrüger war, dessen sich Dschuneid, der frühere Herr von Ephesus und Smyrna, für seine ehrgeizigen Absichten bedienen wollte. Wir halten nicht für passend, der Geschichte jenes Pseudo-Mustapha von Anfang bis zu Ende zu folgen, wir übergehen daher seine ersten Abenteuer ganz. Es ist hinreichend zu wissen, daß er in Kleinasien keinen Glauben fand und bald nach Europa herüber kam, wo er in der Wallachei, in Bulgarien und Rumelien Anhänger erhielt, so daß endlich Mohammed selbst gegen ihn zu Felde zog. Mustapha war eine elende Creatur Dschuneid's und ohne Muth wie ohne Sitten; er wurde bald aus Thracien nach Macedonien und von dort nach Thessalonich gedrängt, wohin ihm Mohammed mit seinem Heere folgte. In der Nähe der Stadt kam es zum Treffen; das Heer der Empörer ward geschlagen, Dschuneid und Mustapha retteten sich aber nach Thessalonich, wo damals noch Demetrius Laskaris Leontarius Statthalter war. Dieser nahm den unglücklichen Mustapha mit allen Ehren auf, die einem osmanischen Prinzen gebührten. Mohammed verlangte die Auslieferung desselben als eines Betrügers; Demetrius weigerte sich aber, Mustapha zu verrathen und verwies den Sultan an den Kaiser Manuel, welcher ebenfalls Bedenken fand, einen Schützling dem gewissen Tode preiszugeben. Mohammed ließ sich das gefallen und verstand sich aus alter Freundschaft für den Kaiser zu einer Uebereinkunft. Manuel versprach, die beiden Flüchtlinge polizeilich überwachen und also für den Sultan unschädlich machen zu lassen; Mohammed dagegen zahlte jährlich 300,000 Asper für ihre Unterhaltung. Diese Summe ist so bedeutend, daß Mustapha's Behauptung und seine darauf gegründeten Ansprüche

doch wohl einigen Grund gehabt haben müssen. Beide Aufstände, der des Propheten Mustapha, wie des gleichnamigen Prätendenten, fallen in die Jahre 1417—1420.

Wir lassen unentschieden, ob, wie es fast scheinen könnte, das seit Bajesid's Tode eingetretene freundliche Verhältniß zwischen dem byzantinischen und osmanischen Reich schon kurz vor Mohammed's Ende wieder aufhörte, und ob der erwähnte Statthalter von Thessalonich, Demetrius Laskaris Leontarius, abgeschickt ward, um es wieder herzustellen; der unvermuthete Tod Mohammed's änderte es auf jeden Fall völlig. Mohammed starb im Jahre 1421 zu Adrianopel. Er war bei der Verfolgung eines Ebers so heftig vom Pferde gestürzt, daß er den Sturz nur wenige Tage überlebte.

4. Das byzantinische und osmanische Reich bis auf die Eroberung von Constantinopel.

Die zwei alten Wesiere Mohammed's hielten es für bedenklich, seinen Tod bekannt werden zu lassen, bevor der junge Prinz, dem sie die Regierung bestimmten, in Brusa angekommen sei. Dieser Prinz befand sich zu Amasia im nordöstlichen Kleinasien, und es verflossen daher 40 Tage, ehe er als Murad II. zum Nachfolger Mohammed's ausgerufen wurde. Uebrigens erzählen die türkischen Schriftsteller allerlei Anekdoten von der List, welche angewendet ward, um während der Zwischenzeit das Volk in der Meinung zu erhalten, daß Mohammed noch am Leben sei.

Nach Chalkondylas' Bericht war Mohammed auch in seinen letzten Augenblicken der kindlichen Gesinnung treu geblieben, die er gegen den alten griechischen Kaiser stets bewiesen hatte. Er hatte nämlich nicht nur dem Bajesid Pascha, welchem er als elfjähriger Knabe seine Rettung verdankte und der nachher seine Kriege führte, dringend anempfohlen, seine zwei jüngeren Söhne nach Constantinopel zu senden, sondern er hatte auch den Kaiser Manuel beschworen, Beide von ihrem Bruder Murad zu verlangen, wenn sie ihm von dem Wesier nicht zugeschickt würden. Dies veranlaßte eine neue Belagerung von Constantinopel und die Vernichtung des letzten Restes der griechischen Herrschaft in Macedonien und Thessalien. Der griechische Kaiser mußte zugleich aus Gründen der Menschlichkeit und Politik darauf bestehen, daß Murad II., welcher noch nicht 18 Jahre alt war, also ganz von den blutigen Rathschlägen der alten Wesiere seines Vaters abhing, ihm die Kinder schicke. Als die Wesiere, besonders Bajesid Pascha und Ibrahim, sich weigerten, dem Verlangen des Kaisers zu entsprechen, drohte er den von Mohammed besiegten Prätendenten, den Pseudo-Mustapha, zu unterstützen. Dies führte er auch wirklich aus. Er ließ Mustapha

nebst dem Fürsten von Smyrna, Dschuneid, dessen Creatur derselbe war, durch Demetrius Laskaris von der Insel Lemnos aus, wo sie unter Aufsicht lebten, nach Gallipoli geleiten, nachdem Dschuneid ihm für den Fall, daß er und Mustapha sich behaupten würden, bedeutende Abtretungen versprochen hatte. Demetrius unterstützte Mustapha mit Truppen und Schiffen und es sammelte sich bei Gallipoli eine nicht unbedeutende Zahl Türken um den Prätendenten. Der alte Bajesid Pascha übernahm darauf das Commando des in Murad's Namen nach Europa geschickten Heeres, welches eilig zusammengerafft worden, aber den von Dschuneid angeführten Truppen nicht gewachsen war. Wenn Manuel's Sohn, Johann II. Paläologus, welcher schon damals statt des meist im Kloster lebenden Kaisers die Staatsgeschäfte leitete, die Umstände zu benutzen verstanden hätte, so würde das griechische Reich großen Vortheil aus dem Streit der osmanischen Prätendenten gezogen haben. Bajesid Pascha bot nämlich eine bedeutende Summe Geldes an, wenn der griechische Kaiser den Pseudo-Mustapha nicht weiter unterstütze; Manuel bestand aber auf der Forderung, daß ihm die Söhne Mohammed's ausgeliefert würden, und dies konnten Murad's Wesiere nicht zugestehen. Mustapha's Heer belagerte Gallipoli und wurde dabei von den Griechen unterstützt, weil Dschuneid ihnen den Besitz dieser Stadt versprochen hatte, wenn er dieselbe erobern würde. Bajesid Pascha wollte die Stadt entsetzen, mußte jedoch auf Befehl des jungen Sultans ein Heer nach Europa führen, wo er sich nach Adrianopel wandte. Mustapha zog ihm nach; nicht weit von Adrianopel kam es zu einem Treffen, in welchem Bajesid von seinen eigenen Leuten verrathen ward; ein Theil seiner Truppen ging zum Feinde über, er selbst wurde gefangen und auf Dschuneid's Befehl hingerichtet. Adrianopel öffnete seine Thore den Siegern und auch Gallipoli mußte capituliren; Demetrius Laskaris wollte dem Vertrage gemäß von Gallipoli Besitz nehmen, Dschuneid lachte aber seiner Einfalt und bedeutete ihm, daß der Gläubige dem Ungläubigen nicht Wort zu halten brauche. Wir werden sehen, daß später Kardinal Julian zum Verderben der Ungarn und Polen und ihres Königs Ladislaus denselben Satz als christliche Kirchenlehre geltend machte.

Mustapha überließ sich in Adrianopel der Weichlichkeit und niedrigen Lüsten; Murad aber sammelte ein Heer in Asien und wandte sich noch einmal an den griechischen Kaiser, welcher dann wieder die günstige Gelegenheit versäumte, den furchtbarsten Feind für sich zu gewinnen. Es fehlte nämlich dem Sultan an Schiffen, um sein Heer nach Europa überzusetzen; er schickte deshalb Ibrahim Pascha, der einst das enge Band hatte knüpfen helfen, welches Mohammed und Manuel später fortdauernd zusammen hielt, nach Constantinopel, um

vortheilhafte Bedingungen anzubieten; die Griechen bestanden aber auf der Auslieferung von Murad's Brüdern, auf welche Murad nicht eingehen konnte. Nun leistete ein fürstlicher Patricier aus Genua dem Sultan für Geld den Dienst, der seinem Glauben und seinen griechischen Glaubensgenossen verderblich werden mußte. Johann Adorno war genuesischer Statthalter in der ehemaligen Provinz Phokäa, einem Landstrich an der Küste von Kleinasien, Mitylene gerade gegenüber. In der Nähe befanden sich bedeutende Alaun-Bergwerke, welche Adorno und Cataneo, ein anderer genuesischer Patricier, von den Türken gepachtet hatten. Die beiden Herren, welche aus den Bergwerken königliche Reichthümer gewannen, waren mit dem Hofe von Brusa stets in freundlichem Verhältniß. Die Wesiere unterhandelten mit Adorno über die Lieferung genuesischer Schiffe und über die Herbeiziehung fränkischer Reisige und Bogenschützen, und Adorno übernahm es, Schiffe und Mannschaft zu sammeln. Als diese beisammen waren, reiste ein osmanischer Commissär nach Neu-Phokäa und zahlte 500,000 Goldstücke baar für den Dienst. Noch ehe die Schiffe im Bosporus anlangten, faßte Mustapha den kühnen Entschluß, seinem Gegner zuvorzukommen, setzte von Gallipoli nach Lampsakus über und lagerte sich in der Nähe dieser Stadt dem Heere Murad's gegenüber. Wahrscheinlich hatte Dschuneid schon damals bereits beschlossen, seine Creatur aufzuopfern, wenn man ihm Aidin, Ephesus und Smyrna zurückgebe.

Die Hauptstärke von Mustapha's Heer bildeten die leichten Reiter des stehenden osmanischen Heeres oder die sogenannten Akindschi (Renner), die seine Partei ergriffen hatten, weil Mohammed I. ihren alten, geliebten Anführer Michalogli in Tokat hatte gefangen setzen lassen, wo er seitdem festgehalten wurde. Diesen General ließ man jetzt aus Tokat zum Heere kommen; er zeigte sich im Felde seinen Akindschis und rief sie zu sich, sie folgten dem Rufe und verließen Mustapha's Lager. Auch Dschuneid ließ sich von Murad gewinnen und ward zum Verräther; man versprach ihm Dinge, die man nicht halten wollte, und er begab sich hierauf heimlich von Mustapha's Lager aus in die Nähe von Aidin, welches ihm als Preis des Verrathes verheißen worden war. Mustapha mußte daher ohne Heer nach Europa zurückkehren. Murad verfolgte ihn nicht sogleich über die Meerenge hin, weil er in Lampsakus warten mußte, bis Johann Adorno mit der genuesischen Flotte eingetroffen war. Dieser erschien endlich mit sieben Schiffen. Der fürstliche Patricier zeigte damals ganz öffentlich den schmutzigen Geist einer kaufmännischen Ritterschaft, welche den Geldgewinn ihrer Pflicht und dem Interesse der christlichen Religon, sowie den Rücksichten der Dankbarkeit und Freundschaft

für das Haus der Paläologen vorzog. Er schämte sich dabei sogar des Bettelns nicht; denn er warf sich während der Ueberfahrt von Lampsakus nach Gallipoli vor Murad auf die Kniee und bat, daß der Sultan ihm den rückständigen Pacht der Alaun-Bergwerke erlassen möge. Obgleich er nur eine kleine Zahl Schiffe geliefert hatte, so willfahrte doch Murad nicht allein seinem Gesuche, sondern er erließ ihm auch die Summe, welche gegen 27,000 Dukaten betrug. Die Landung des Heeres war kaum bewerkstelligt, als schon alle Anhänger Mustapha's davon eilten; denn Adorno und Cataneo hatten dafür gesorgt, daß fränkische Reisige und genuesische Bogenschützen, welche ebenso berühmt waren als die britischen, den Truppen Murad's Hülfe leisteten. Mustapha selbst floh, noch ehe seine Leute zerstreut waren, von Gallipoli nach Adrianopel. Murad verweilte noch einige Tage in Gallipoli, dann brach er mit seinem ganzen Heere, in welchem sich mit Adorno einige tausend Mann vortrefflich gerüsteten Fußvolkes befanden, nach Adrianopel auf. Mustapha erwartete ihn dort nicht, sondern suchte mit allen Kostbarkeiten, welche er zusammenraffen konnte, in die Wallachei zu entfliehen. Er ward aber, noch ehe er das Gebirge erreichte, von seinen eigenen Leuten an Murad ausgeliefert, der ihn dann auf einem öffentlichen Platz in Adrianopel erdrosseln ließ (1422).

Unmittelbar nach der Besiegung Mustapha's richtete Murad sein Heer gegen Johann II. Paläologus, dessen Vater Manuel damals im Kloster Peribleptos lebte und nur noch von Zeit zu Zeit an den Regierungsgeschäften Theil nahm. Der verlassene Kaiser hatte vorher umsonst eine Gesandtschaft an Murad geschickt, sie war in Verhaft genommen und mißhandelt, nach anderen Berichten mit einem schnöden Bescheid heimgeschickt worden. Alle stimmen darin überein, daß der alte Kaiser, als die erste Gesandtschaft vergeblich gewesen war, noch einmal den ersten Reichsdolmetscher Korax, einen alten Mann, welcher schon bei Mohammed in Gunst gestanden und auch mit Murad befreundet war, an den Sultan schickte. Als dieser ohne Erfolg mit Murad unterhandelt hatte, beschuldigte ihn das Volk des Verrathes und der Kaiser mußte ihn, wie dies in orientalischen Despotien zu geschehen pflegt, der Rache des Pöbels und der Garde wüthender Kandioten preisgeben. Dieser grausame Mord erbitterte den Sultan Murad vollends. Er erschien im Juni 1422 vor Constantinopel. Die Griechen sagen, Murad habe anfangs nur 10,000 Mann bei sich gehabt, diese hätten sich aber, als im August alle Anstalten fertig gewesen, bis auf 40- oder 50,000 Mann vermehrt gehabt. Murad ließ den heiligen Scheich Buchari, der ihn mit dem Säbel der Sultane umgürtet hatte, aus Brusa kommen, weil sein Heer glaubte, daß vor

dem Gebet des Scheichs und einiger hundert Gebetshelfer die Mauern von Constantinopel ebenso fallen würden, wie einst vor Josua's Posaunen die Mauern von Jericho. Am 22. August machte der Scheich sein frommes Experiment. Umgeben von 500 Derwischen schrie er Flüche und Gebete gegen die Mauern; diese fielen zwar nicht, aber Scheich Buchari verkündete mit Bestimmtheit, die Einnahme der Stadt werde am zweitfolgenden Tage stattfinden. An diesem Tage, dem 24. August, versuchte man es mit einem profanen Sturm; allein auch dieser wurde durch die allgemeine begeisterte Theilnahme der gesammten Bevölkerung von Constantinopel, auch der Geistlichen, der Frauen und Kinder, glücklich abgeschlagen und die Belagerung plötzlich aufgehoben. Die griechischen Geschichtschreiber, welche wir benutzen, behaupten, die Gebete ihrer Geistlichen seien kräftiger gewesen, als die des Scheich Buchari; denn diesen habe sein Prophet im Stich gelassen, ihre Hauptstadt sei aber durch die Panagia oder die heilige Jungfrau, die sich in veilchenblauem Gewand auf den Wällen zeigte, gerettet worden. Wir erfahren jedoch von Johann Dukas, daß es mit der Rettung der Stadt ganz natürlich zuging. Der junge Mustapha, Murad's II. wirklicher Bruder, war als Kind dem Schicksale der Brüder osmanischer Sultane glücklich entgangen und plötzlich aus seinem Schlupfwinkel hervorgekommen; er hatte überall in Kleinasien Anhang gefunden und war bis Nicäa vorgedrungen, ehe Murad sich gegen ihn richten konnte. Kaiser Manuel, dem einst Sultan Mohammed den Prinzen empfohlen hatte, konnte zwar nie von Murad erlangen, daß er ihm den Bruder anvertraute; dagegen war er ohne Zweifel heimlich mit seinem Schützling in Verbindung getreten. Die Nachricht, daß Mustapha Besitz von Nicäa genommen habe, bewog Murad, die Belagerung von Constantinopel am 6. September 1422 so schnell aufzuheben, daß sich die Griechen seinen plötzlichen Aufbruch nur durch ein Wunder erklären konnten. Der alte Kaiser starb im folgenden Jahr; sein ältester Sohn, Johann II. Paläologus, übernahm die Regierung.

Murad fand auch gegen seinen echten Bruder Mustapha Hülfe an einem Verräther, wie er sie gegen den falschen Oheim gefunden hatte: der Obermundschenk Elias spielte bei jenem die Rolle Dschuneid's. Elias hatte bis dahin den erst 13 Jahre alten Mustapha als Spielwerk gebraucht; er unterhandelte aber über seinen Verrath, schon ehe Murad (1422) nach Asien kam. Die Stadt Nicäa ward überfallen, wobei einer der besten Officiere Murad's blieb, und der unglückliche Knabe rettete sich in die Burg. Einer seiner Getreuen ahnete, daß Elias den Knaben in die Hände des Sultans liefern wollte, und entfloh mit ihm aus der Burg, ward aber auf offenem Felde ereilt. Der

Sultan befahl, daß man seinen Bruder sogleich erdrosseln solle; doch ließ er dessen Leiche im Familienbegräbniß zu Brusa beisetzen, was in Bezug auf den Pseudo-Mustapha nicht geschehen war.

Johann II. Paläologus hatte nach seiner Thronbesteigung im Jahre 1423 einige Zeit Ruhe vor den Osmanen, weil Murad dieses Jahr hindurch beschäftigt war, die Ordnung in Kleinasien überall wieder herzustellen. Als er nach Europa zurückkam, beschwor Johann den Sturm dadurch, daß er im Februar des Jahres 1424 einen demüthigenden Vertrag schloß, vermöge dessen er alle an der Propontis und am schwarzen Meere gelegenen Städte und Ortschaften, außer Selymbria und Derkos, den Osmanen abtrat, der Herrschaft über die am Strymon liegenden Städte entsagte und einen jährlichen Tribut von 30,000 Dukaten versprach. Was den Tribut angeht, so behauptet ein venetianischer Geschichtschreiber, Sanuto, die erwähnte Summe sei nur eine Abfindungszahlung für die kaiserlichen Domänen in der Morea gewesen. Außer diesen letzteren und einigen Besitzungen am schwarzen Meere bestand also das oströmische Reich jetzt nur noch aus dem Weichbilde von Constantinopel.

Nach diesem Frieden blieben im Osten nur noch die Venetianer und Rhodiser dem osmanischen Sultan einigermaaßen furchtbar; das eng eingeschränkte griechische Reich war zinspflichtig und an der Donau wie in den Gebirgen der Nordwestküste drangen die Türken immer weiter vor. Murad selbst war viel milder und sanfter, als die alten Wesiere, welche unter seinem Namen regierten und wahrscheinlich nicht ungern gesehen hatten, daß ihr sie im Ansehen überwiegender College Bajesid Pascha im Kampfe mit dem Pseudo-Mustapha umgekommen war. Der slavische Kral oder Woiwode Stephan Lazarowitsch und der Woiwode der Wallachei, Drakul, waren bald mit den Magyaren gegen die Osmanen, bald mit diesen gegen jene verbündet. Als es daher im Jahre 1424 dem Sultan einfiel, eine Gesandtschaft nach Osten abzuordnen, um den König Sigismund von Ungarn zu begrüßen oder vielmehr, wie wir vermuthen, um die deutschen und ungarischen Angelegenheiten genau auszukundschaften, so befanden sich Abgeordnete Stephan's und Drakul's in ihrem Gefolge. Jedoch hinderte der damals bestehende Friede mit den beiden unterworfenen Fürsten durchaus nicht, daß die Raubfehden an den Grenzen fortdauerten, daß die Türken ihre Nachbarn gelegentlich ausplünderten und daß diese Gleiches mit Gleichem vergalten. Drakul war endlich sogar genöthigt, selbst nach Adrianopel an den Hof zu kommen und seine Söhne als Geiseln zu überliefern.

Mit den Venetianern, welche in jenen Zeiten die erste Seemacht von Europa waren, bis die Portugiesen Afrika umschifften und die

Spanier den Weg nach Amerika fanden, führte Murad II. viele Jahre hindurch einen Krieg zu Wasser und zu Lande. Sowohl die Osmanen als die Venetianer breiteten ihre Herrschaft auf Unkosten der Griechen immer weiter aus, sie mußten daher nothwendig auf einander stoßen. Schon zu Mohammed's I. Zeit bestand zwischen den Osmanen und der Republik Venedig unversöhnliche Feindschaft, weil Beide einerlei Politik befolgten und gleiche Grausamkeit und Treulosigkeit gegen Freund und Feind übten; unter Murad trafen sie in den Gebirgen von Epirus oder Albanien und Dalmatien auf einander, wo Beide schon seit 1417 unmittelbare Nachbarn waren und wo in den damals beginnenden unaufhörlichen Fehden, welche die zum Islam bekehrten Albanier mit den christlichen Bergbewohnern Dalmatiens führten, die Letzteren von Venedig unterstützt wurden. Die Venetianer erkauften im Jahre 1409 vom König Ladislaus von Ungarn die Stadt Zara, nachdem er ihnen schon acht Jahre vorher seine Ansprüche auf Corfu abgetreten hatte; nun breiteten sie sich an der dalmatischen Küste immer weiter aus, bis endlich um 1420 der Kaiser Sigismund auch die Städte Trau und Spalatro ihnen abtreten mußte. Sie hatten ferner die Küsten von Albanien und viele griechische Inseln besetzt und 1407 war ihnen auch die Stadt Lepanto (das alte Naupaktos) eingeräumt worden. Jetzt trachteten sie nach anderen Inseln der griechischen Meere, sowie nach den Häfen von Akarnanien und den Küsten des Peloponnes, was die Osmanen unmöglich ruhig mit ansehen konnten. Auch Patras war nebst einer Anzahl kleiner Orte und Burgen an die Venetianer verkauft worden; diese gelangten jedoch erst nachher durch den Einfluß des Erzbischofs von Patras zum wirklichen Besitz (1417). Als Murad II. seine kriegerische Herrschaft begonnen hatte, trat die venetianische Patricier-Familie Centurione, welche in Achaja herrschte, ihr Fürstenthum und später auch die Stadt Korinth an die Republik ab. Auch der in Sparta residirende Paläologe Theodor war erbötig, den Venetianern, welche in Modon, Koron und anderen Seeplätzen des Peloponnes ihre Castellane hatten, alle seine Besitzungen im Inneren der Halbinsel zu verkaufen; Venedig hatte aber Gründe, diesen Antrag vorerst abzulehnen. Fast um dieselbe Zeit erwarben die Venetianer die Stadt Thessalonich oder Salonichi, deren Besitz des Handels wegen eine ganz andere Bedeutung für sie hatte, als die Herrschaft über die Gebirge und Thäler Lakoniens und Arkadiens. Dort herrschte Andronikus, ein Bruder des Kaisers Manuel und des obengenannten Theodor; er wurde von seinen Unterthanen, welche er nicht länger schützen konnte, am 10. Juli 1423 genöthigt, seine Rechte für 50,000 Dukaten an die Republik

abzutreten und Salonichi ward ein Stapelplatz des venetianischen Handels.

Es ist bereits früher erwähnt worden, mit welcher Feindseligkeit Mohammed I., der doch den Christen im Allgemeinen so freundlich und mild und den Griechen und ihrem Kaiser so gnädig und hold war, sich an den Venetianern zu rächen suchte und welche unerhörte Grausamkeiten er im Kriege mit ihnen an Hunderten unschuldiger Menschen verüben ließ; Murad war nicht weniger erbittert über die Ausbreitung der venetianischen Herrschaft. Er schickte daher auch im Jahre 1423, statt aufs neue gegen Constantinopel zu ziehen, seinen General Turachan mit einem starken Heere gegen die Besitzungen der Venetianer im Peloponnes. Bei der Gelegenheit sehen wir, wie unnütz die von Manuel erbaute Mauer des Hexamilion war; sie vermochte den Einbruch der Osmanen nicht abzuhalten, und man berichtet ausdrücklich, sie sei damals schon verfallen gewesen. Die Venetianer hielten sich mit ihrer gewohnten Vorsicht innerhalb der Burgen und ließen durch ein paar Schiffe an der Küste Wache halten; sie litten daher wenig und die ganze Wirkung der türkischen Wuth und Raubluſt fiel auf die Besitzungen des byzantinischen Prinzen, aus welchen Turachan 6000 Menschen als Sklaven mit sich fortgeschleppt haben soll. Nach Turachan's Abzug fürchteten die Venetianer auf einer anderen Seite Angriffe; besonders waren sie, wie es scheint, besorgt, daß ihnen Murad den Besitz des gerade damals erkauften Thessalonich streitig machen werde; sie veranstalteten daher große Rüstungen auf den Inseln des aegäischen Meeres und an den Küsten, während Murad dem unglücklichen Johann Paläologus durch den im Februar 1424 geschlossenen Frieden die Hände band. Der Krieg zwischen den Osmanen und Venetianern brach wirklich noch in demselben Jahre aus und dauerte mehrere Jahre lang; die Ereignisse desselben gehören aber in dieses Werk nur in soweit, als sie beweisen, daß die stolze Republik sich jede Demüthigung gefallen ließ, sobald das Interesse ihres Handels bedroht war. Gelegentlich wollen wir indessen bemerken, daß, wie aus den Berichten über die einzelnen Vorfälle dieses Krieges hervorgeht, die Venetianer sich damals schon zur See des Geschützes bedienten. Auch bei der ersten Belagerung von Constantinopel, welche mit einer so langen Zurüstung vorbereitet worden war, werden türkische Kanonen erwähnt; die Ungeschicklichkeit beim Gebrauche derselben war aber noch so groß, daß von einer Wirkung auch nicht einmal die Rede ist.

Murad wandte übrigens nicht gleich in den beiden ersten Jahren des Krieges seine ganze Macht gegen die Venetianer, er suchte sich zuerst seiner verdächtigen Vasallen zu entledigen. Zu diesen gehörte

in Kleinasien besonders der Verräther des falschen Mustapha, Dschuneid. Dieser war durch das leere Versprechen der Zurückgabe seiner alten Herrschaften zum Abfall von Mustapha bewogen worden und hatte sich nachher mit Gewalt in den Besitz von Aidin, Ephesus und Smyrna gesetzt. Murad hatte ihn gewähren lassen, bis er mit dem jüngeren Mustapha und mit Johann Paläologus fertig war; dann that er allerlei Forderungen an Dschuneid, unter welchen auch die war, daß derselbe seinen Sohn an den Hof des Sultans schicken sollte (1425). Als Dschuneid dies verweigerte, wurde Chalil, der Schwager des einst auf Dschuneid's Befehl hingerichteten Bajesid Pascha, gegen ihn geschickt. Er besiegte den Empörer bei Akhissar, und Dschuneid schloß sich in der am Meere liegenden Burg Hypsela, Samos gegenüber, ein. Als nun durch Adorno's Nachfolger, Percival Palavicini, welcher mit drei genuesischen Schiffen erschien, die Burg auch von der See aus bedrängt wurde, mußte sich Dschuneid ergeben. Chalil hatte ihm bei der Capitulation das Leben zugesichert; aber der Beglerbeg Hamsa, seit kurzem der eigentliche Oberfeldherr, achtete dessen nicht, sondern ließ Dschuneid nebst seinen Söhnen, seinem Bruder und Oheim enthaupten. Unter denen, welche nach Dschuneid's Untergang bei Murad erschienen, um ihm zu seinen Siegen Glück zu wünschen, waren auch die Gesandten der auf Lesbos und Chios herrschenden genuesischen Edelleute; denn je trotziger sich damals die Venetianer gegen den Sultan bewiesen, desto eifriger huldigten ihm bei jeder Gelegenheit die Genuesen. Auch der Woiwode der Wallachei, sowie Stephan von Serbien und die Rhodiser-Ritter ließen damals den Sultan durch Gesandte begrüßen und der Kaiser Johann Paläologus schickte zu diesem Zweck seinen ersten Minister.

Unterdessen dauerte der Krieg zwischen den Osmanen und Venetianern fort. Die Letzteren verheerten die Küsten und nahmen sogar einmal Gallipoli, welches ihnen jedoch sogleich wieder entrissen wurde. In den Jahren 1428 und 1429 fochten sie zwar glücklich zur See; dagegen waren sie aber mit dem Verluste von Thessalonich bedroht. Murad hatte nicht allein seit dem Anfang des Krieges alle Zugänge zu dieser Stadt besetzt, sondern er unterhielt auch Einverständnisse mit den Einwohnern. Diese waren anfangs mit der venetianischen Verwaltung sehr zufrieden gewesen, da man ihnen erlaubte, durch selbstgewählte Beamten unter der Oberaufsicht zweier venetianischen Proveditoren ihre Angelegenheiten zu leiten. Das dauerte aber nur kurze Zeit. Die Venetianer änderten bald alle Einrichtungen, gaben der Stadt einen Dogen, behaupteten — wir wissen nicht, mit welchem Recht —, die Bürger von Thessalonich conspirirten gegen sie und führten daher das venetianische Spionir- und Polizei-System, bekannt-

lich das furchtbarste, der Sittlichkeit verderblichste, welches je bestanden hat, in Thessalonich ein. Durch dieses Verfahren brachten sie bald die ganze Stadt gegen sich auf; sie ergriffen daher ein ebenso furchtbares Mittel, als dasjenige war, durch welches sie sich in Italien der Gebieter von Städten und Orten, die sie unter ihre Herrschaft bringen wollten, entledigten. In Italien kerkerten sie die Fürsten und ihre Kinder ein, in Thessalonich fingen sie an, die Bürger aus der Stadt zu führen und nach Negroponte, Kandia und kleineren Inseln, zum Theil auch nach Venedig zu bringen; ja die angeblich gefährlichsten wurden auf der Ueberfahrt ins Meer geworfen. Der venetianische Senat ist zu bekannt durch seine unerbittliche Strenge, als daß er die Maaßregel nicht durchgeführt haben würde, bis die ganze Stadt neu bevölkert gewesen wäre; Murad kam aber den Bürgern zu Hülfe. Die Venetianer hatten ihn Jahre lang vergebens zu Unterhandlungen zu bewegen gesucht; der orientalische Despot hatte gegen sie nicht einmal das Völkerrecht geachtet. Schon der erste Gesandte, den sie 1424 nach Adrianopel schickten, wurde verhaftet und mußte Jahre lang im Gefängniß schmachten; der zweite, Jakob Dandolo, welcher 1429 bei Murad erschien, wurde gleich anfangs, als er in die Räumung von Thessalonich nicht einwilligen wollte, verhaftet und wahrscheinlich nachher erdrosselt. Der Sultan war besonders aus dem Grunde sehr aufgebracht, weil die Venetianer sich der Landenge Kassandrea bemächtigt hatten, wodurch die Vertheidigung der Stadt erleichtert wurde.

Im Anfang des Jahres 1430 machte endlich Murad ernstliche Anstalten zur Belagerung von Thessalonich. Er rechnete dabei auf die große Unzufriedenheit der Einwohner mit der venetianischen Regierung und auf den Haß der griechischen Geistlichen gegen die lateinischen; denn daß das türkische Belagerungsherr den Belagerten um das Hundertfache überlegen gewesen, scheint uns eine arge Uebertreibung des griechischen Schriftsteller. Er ließ wiederholt sowohl durch Herolde, alr durch Briefe, die man mit Pfeilen in die Stadt schoß, zur Uebergabe auffordern. Ein Angriff aber, welchen die venetianische Flotte unter Moncenigo während der Belagerung von Thessalonich auf den Hafen von Gallipoli machte und der anfangs einen glücklichen Erfolg zu haben schien, erbitterte den Sultan aufs höchste; er vermehrte sein Heer mit jedem Monat und ließ wiederholt stürmen. Ende März 1430 ward der Hauptsturm unternommen. Die Verkündigung, durch welche Murad seine Truppen zur größten Anstrengung ermuntern ließ, verdient angeführt zu werden, weil aus derselben ersehen werden kann, von welcher Art die Feinde waren, die nachher Deutschland zwei Jahrhunderte lang bedrohten. Der Sultan ließ, wie der türkische Geschicht-

schreiber Seadeddin übereinstimmend mit den Griechen berichtet, im Lager unter Trompetenschall verkündigen: „die Stadt werde der Plünderung preisgegeben werden, Alles, Männer und Frauen, Knaben und Mädchen, Silber und Gold, sollte Eigenthum des Heeres sein; der Sultan behalte sich nur die Stadt selbst und die leeren Häuser vor.“ Nach der Beschreibung der Greuelscenen zu urtheilen, welche nach der Erstürmung in der Stadt vorfielen, wurde dieses Versprechen wörtlich erfüllt und von den Truppen in jeder Hinsicht benutzt. Ueber 7000 Menschen jedes Alters und jedes Geschlechtes wurden von den Soldaten in die Sklaverei geschleppt, alle Habe geraubt, Kirchen und Klöster vorzugsweise verwüstet und geplündert*) und die unglücklichen Einwohner so lange gepeinigt, bis sie anzeigten, wo sie ihr Eigenthum verborgen oder vergraben hatten. Doch machte der Sultan nach einigen Tagen dem Unfuge ein Ende. Sein Heer mußte die Stadt räumen, er lud alle diejenigen, welche vor der Belagerung in die Umgegend geflüchtet waren, zur Rückkehr ein, kaufte die angesehenen und reichen Einwohner aus den Händen seiner eigenen Soldaten los und suchte dem Wohlstande der Stadt wieder aufzuhelfen, nachdem er sich der Aermeren dadurch entledigt hatte, daß er sie in der Sklaverei ließ. Zwei Jahre später jedoch, als jedermann sich des wieder erlangten Besitzes ganz sicher glaubte, verfügte Murad nach türkischer Art über das Eigenthum der Stadt, der Klöster, der Kirchen und der Privatleute; von den Kirchen verblieben nur vier kleinere den Christen als Eigenthum. Er verschaffte sich dadurch die Möglichkeit, die mohammedanischen Bewohner der benachbarten türkischen Stadt Jenidsche nach Thessalonich zu versetzen und daselbst auf Kosten der Christen zu versorgen. In Bezug auf Venedig hatte Murad seinen Zweck erreicht und auch die Venetianer fanden kein Interesse dabei, den Krieg länger als bis zum Herbst fortzusetzen. Es kam daher im September 1430 zu Gallipoli ein Friede zu Stande, vermöge dessen der Sultan seine Eroberungen behielt, den Venetianern aber Handelsfreiheiten gewährte und ihnen die türkischen Häfen wieder öffnete.

Nach der Beendigung des venetianischen Krieges fürchtete man allgemein und der griechische Geschichtschreiber Dukas spricht die Furcht offen aus, daß jetzt Constantinopel dasselbe Schicksal erleiden werde, welches die Stadt Thessalonich getroffen hatte; Murad fand aber besser, zuerst die tapferen Bergbewohner der Westküste, sowie die Sla-

---

*) Der Sarg des heiligen Demetrius wurde seines werthvollen Inhaltes beraubt; das Werthvollste aber war das heilbringende Oel, das seit Jahrhunderten aus ihm quoll und an dessen Wunderkraft selbst Osmanen glaubten; wie ein frommer Grieche erzählt, dauerte das Hinwegschöpfen dieses Oels mehrere Tage hindurch.

ven und Magyaren im Norden seines nach und nach abgerundeten Reiches zu unterwerfen. Dieses Unternehmen ließ die Osmanen endlich in den Magyaren eine christliche Nation und einen christlichen König finden, die ihnen Schranken setzten, und weckte anderes Theils unter den Slaven des Gebirgs einen jungen Helden, dessen Thaten und dessen Säbel nachher in dichterischer Einkleidung gleich Roland's Horn und Schwert unter Türken und Christen gepriesen worden sind. Die Magyaren führte Johann Hunyad zum Siege, unter den von Murad besiegten Albanesen aber erhob sich ihres Fürsten Johann Castriota vierter Sohn Georg als christlicher Held und ward unter dem Namen Iskender Beg oder Skanderbeg ein Schrecken der ungläubigen Türken.

Ehe wir zu den ungarischen Kriegen übergehen, müssen wir der Eroberung gedenken, welche Murad im nördlichen Theile des alten Griechenlands machte. Wir führen dieselbe besonders deshalb an, weil sie gleich der Art, wie Thessalonich zuerst aufs grausamste verwüstet, dann freundlich behandelt und erst zwei Jahre nachher mit Türken bevölkert und türkisch eingerichtet ward, den Beweis liefert, daß die Eroberungspolitik der alten Römer, der Venetianer und der Engländer den Osmanen nicht fremd war. Unmittelbar nach der Einnahme von Thessalonich gab der Tod des Carlo Tocci, welcher Zante und Cephalonia beherrscht und sich Herzog von Janina (Joanina in Albanien) genannt hatte, dem Sultan Gelegenheit, sich in die Familienstreitigkeiten der kleinen Herren und Stämme zu mischen, die seit der Zeit des lateinischen Kaiserthums in den Gebirgsgegenden von Akarnanien, Aetolien und Epirus durch Raub und Mord auf dieselbe Weise unabhängig geworden waren, wie in Deutschland die sogenannte unmittelbare Reichsritterschaft. Es würde zu weit führen, wenn wir hier auf die Familienstreitigkeiten eingehen wollten, welche den Sultan Murad veranlaßten, seinen General Sinanbeg zur Beilegung derselben abzuordnen. Murad suchte im ehemaligen Epirus festen Fuß zu fassen, Sinanbeg verfuhr daher mit der Familie der Tocci ebenso, wie die Engländer mit den indischen Radschas oder mit den Häuptern der Sikhs zu verfahren pflegten. Er erhielt durch eine Uebereinkunft im Oktober 1431 die Stadt Janina und ließ dafür den Neffen des verstorbenen Fürsten Carlo Tocci, der den Namen seines Oheims trug, im Besitze von Epirus und Akarnanien. Da derselbe versprechen mußte, einen jährlichen Tribut zu bezahlen und sogar auf das Gebot des Sultans stets persönlich an dessen Hof zu erscheinen, so konnte der Sultan zu jeder anderen Zeit das Land in Besitz nehmen. Auch die Städte Athen und Theben nebst ihrem Gebiet gehörten einem Vasallen Murad's. In beiden Städten herrschte nämlich, nach-

dem sie früher durch Heirath an den älteren Carlo Tocci gekommen waren, einer der natürlichen Söhne desselben, Antonio; dieser hatte sich schon unter Bajesid als türkischen Vasallen bekannt und huldigte darauf nach einander jedem der Söhne desselben, der seinen Bruder verdrängte, zuerst dem Soliman, dann dem Musa, nachher dem Mohammed und zuletzt auch dem Murad.

Was das Verhältniß des Sultans zu den Magyaren betrifft, so war Murad mit dem Fürsten der Wallachei, welcher seinen Vorgänger Dan und dessen ganze Familie aus der Welt geschafft hatte und den Namen Drakul, d. i. Teufel, als Eigennamen führte, nach mancherlei Händeln in Bund getreten; Georg Brankowitsch von Serbien aber, der Nachfolger Stephan's, ward genöthigt, der Verbindung mit dem ungarischen König und deutschen Kaiser Sigismund zu entsagen, eine seiner Töchter in Murad's Harem zu liefern, einen Theil seines Landes abzutreten und wie Drakul die Heeresfolge zu leisten. Mit Sigismund selbst war zwar der Friede mehrere Male nach einander erneut worden und noch im Jahre 1433 hatte Murad zwölf angesehene Türken abgeschickt, welche den Kaiser zu Basel, wo er des Conciliums wegen anwesend war, im Namen des Sultans freundlich begrüßten, von ihm feierlich empfangen wurden und ihm jeder einen goldenen, mit Goldmünzen gefüllten Becher überreichte; nichtsdestoweniger aber ward Siebenbürgen seit 1434 fast jährlich von Türken, Serbiern und Walachen verheert. Diese furchtbaren Einfälle hatten die gute Folge, daß die drei Stämme, welche das Land Siebenbürgen getrennt bewohnten, die Magyaren, Szekler und Sachsen, sich inniger mit einander verbanden. Einer der grausamsten Züge, dessen die siebenbürgischen und wallachischen Chroniken gedenken, fand im Sommer 1437 Statt, als Murad selbst mit einem Heere vom eisernen Thor her nach Hermannstadt zog. Der Sultan konnte damals freilich weder Hermannstadt nach Kronstadt erobern, er schleppte aber, als er durch den Törzburger Paß wieder davon zog, über 70,000 Menschen, meistentheils Sachsen, mit sich.

In Ungarn herrschte damals Sigismund's Schwiegersohn, Albrecht von Oestreich. Dieser ernannte, als die Türken ganz Serbien besetzt hatten, den Helden Johann von Hunyad, der für einen natürlichen Sohn Sigismund's gilt*), zum Ban von Szröny, und

*) Als seine Mutter wird Elisabeth Morßinary genannt, als sein Geburtsort Vajdi Hunyad im siebenbürgischen Ungarlande. Seine Jugendgeschichte ist, wie bei so vielen Stammhäuptern und Reichsstiftern, mit Sagen umflochten: Kaiser Sigismund hatte der schönen Elisabeth einen Erkennungsring hinterlassen; als das Kind mit dem Ringe spielt, stiehlt denselben ein Rabe (lat. corvus, mit Bezug auf den Namen Corvinus); doch gelangt er wieder in den Besitz der Familie, die nun vom Kaiser die Landschaft Hunyad und große Vorrechte erhält.

Hunyad war es, welcher nachher nebst seinem Sohne Matthias Ungarn und Deutschland gegen die Raubzüge der Osmanen schützte, auch nachdem die Stadt Constantinopel gefallen war. Georg Brankowitsch von Serbien, der sogar noch eine zweite Tochter in Murad's Harem geliefert hatte, war gleichwohl, wie sein Nachbar Drakul, dem Sultan aufs neue verdächtig geworden; Murad hatte die Söhne dieser beiden Vasallen ins Gefängniß geworfen und verlangte von Georg Brankowitsch die Einräumung der Festung Semendria. Drakul fügte sich ganz in Murad's Willen und begleitete ihn auf einem neuen Zug gegen Siebenbürgen; Georg Brankowitsch aber übergab seinem ältesten Sohne, der aus der Gefangenschaft entflohen war, die Vertheidigung der Festung Semendria und flüchtete mit seinen Schätzen nach Ungarn. Murad zog vor Semendria, eroberte es (1438) und schickte Georg's Sohn mit seinem jüngeren Bruder nach Tokat im östlichen Kleinasien ins Gefängniß, wo beide geblendet wurden. Georg Brankowitsch beschwor im April 1439 den König und die Stände der Magyaren, mit ihrer ganzen Macht nach Serbien aufzubrechen und dringende Briefe des Bans von Szröny, Johann von Hunyad, forderten ebenfalls den König und die Landherren zu einem schleunigen Zuge auf. Die ungarischen Magnaten hätten damals nur eine dictatorische Gewalt in die Hände ihres Königs legen und dem Volke neue Rechte geben sollen, um den despotisch-militärisch regierten Türken eine monarchisch zusammengehaltene Volksmacht und einen Volkswillen entgegensetzen zu können; statt dessen vernichteten sie durch die Constitution, welche sie auf dem zu Ende Mai gehaltenen Reichstage ihrem König, dem deutschen Kaiser Albrecht II., aufzwangen, alle Einheit der Regierung völlig. Das Actenstück, durch welches Albrecht sich selbst zum Schattenkönig, den Palatinus aber, welchen er nur vorschlagen, nicht wählen durfte, nebst dem Klerus und dem Adel zu Herrschern des Volkes machte (das berüchtigte Decretum Alberti regis), ist von der größten Wichtigkeit, wenn man die Wirkung der Feudalstände des Mittelalters nicht juristisch und romantisch-poetisch, sondern prosaisch und historisch unbefangen beurtheilen lernen will. Besonders ist der Umstand merkwürdig, daß gerade auf diesem, für die Geschichte der folgenden zwei Jahrhunderte so wichtigen Reichstage die Städte, die doch zu den Feudalständen gehörten, nicht zugelassen worden waren, also auch keine Vortheile erhielten. Außerdem sind unter den 24 Artikeln, die dem Könige vorgeschrieben werden, gerade die sechs, welche das Kriegssystem, das Banderial- oder Söldnerwesen und das Aufgebot betreffen, so durchaus unverständig, daß man leicht begreift, warum bei einer solchen Verfassung selbst ein Held wie Johann von Hunyad die Nation nur auf eine Zeit lang zu schützen, nicht dauernd

vor Unterdrückung zu bewahren vermochte. Um an einem Beispiele zu zeigen, daß man bei einer Kriegsverfassung, wie die ungarische nach diesen sechs Artikeln sein sollte, einem Volke, welches stets im Felde lag und nur aus Soldaten und Räubern bestand, und einem Sultan, der entweder Feldherr sein oder der Regierung entsagen mußte, unmöglich die Spitze bieten konnte, wollen wir nur zwei Artikel hervorheben. Der eine beweist, daß die Hauptmacht des Reiches, welche in dem sogenannten Aufgebot bestand, immer zu spät kommen mußte; der zweite zeigt, daß die rohe Kriegsmanier der Magyaren, welche jede Taktik und Strategie unmöglich machte, gesetzlich fortbestehen blieb. In dem ersten Artikel, dem 22., wird vorgeschrieben, ein General-Aufgebot dürfe nicht eher Statt finden, als bis die Söldner des Königs und der Prälaten dem Feinde nicht mehr widerstehen könnten; im zweiten Artikel, dem 24., wird erklärt, daß ein Jeder Beute und Kriegsgefangene machen und die Letzteren als Sklaven gebrauchen oder verkaufen dürfe und daß der König die Hauptleute und andere angesehene Krieger, welche in Gefangenschaft geriethen, loskaufen müsse. Unter diesen Umständen konnten daher auch die Türken, als Albrecht mit großer Mühe ein Heer von 24,000 Mann zusammen gebracht hatte, sowohl die in Serbien erlangten Vortheile behaupten, als auch Bosnien aufs neue tributpflichtig machen.

Murad ließ gegen Siebenbürgen hin Streifzüge unternehmen; seine Hauptmacht richtete er gegen Bosnien und Albanien, nachdem er vorher Novoberda erobert hatte, mit dessen Einnahme der Besitz reicher Bergwerke verbunden war. Twartko von Bosnien mußte sich gefallen lassen, daß der jährliche Tribut, den er schon vorher entrichtet hatte, auf 25,000 Dukaten erhöht wurde; und die ungarische Armee, welche Semendria hatte wieder erobern sollen, löste sich in Folge der gesetzlich gemachten Anarchie im Angesicht des türkischen Heeres auf. Sechs ungarische Bannerherren verließen, ohne ihren König zu fragen, das Lager, und am folgenden Tage erscholl im ganzen Heere der Ruf: „der Wolf, der Wolf!" welcher bei den Magyaren dieselbe Wirkung und Bedeutung hatte, als das „Es rette sich wer da kann! (Sauve qui peut!)" bei den Franzosen. Das Heer ward von einem panischen Schrecken ergriffen; es zerstreute sich und die verfolgenden leichten Reiter der Türken führten ganze Schaaren von Gefangenen weg, welche in die Sklaverei verkauft wurden. Georg Brankowitsch floh zuerst nach Antivari, dann nach Ragusa, während im folgenden Jahre der Sultan an die Eroberung von Belgrad dachte. König Albrecht starb im October 1439; die Nation behielt aber einen Führer, der im Stande war, ihren alten Kriegsruhm wieder herzustellen.

König Albrecht hatte seine Gemahlin Elisabeth, die Tochter des Kaisers Sigismund, schwanger hinterlassen und in der Voraussetzung, daß sie einen Sohn gebären würde, für Oestreich, Böhmen und Ungarn besondere Vormünder desselben bestellt. Unter den für Ungarn ernannten Vormündern war Johann von Hunyad der bedeutendste, nicht seines Ranges, sondern seiner kriegerischen Eigenschaften wegen. Das Testament des Königs ward nur in Ungarn anerkannt; in Oestreich und in Böhmen mußte Elisabeth die vormundschaftliche Verwaltung denen überlassen, welche von den Ständen dieser Länder dazu bestellt wurden. Dagegen hatte sie in Ungarn die bedeutendsten unter den von ihrem Gemahl ernannten Vormündern gegen sich und diese, besonders Johann von Hunyad, bewirkten, daß man, um Beistand gegen die Türken zu erhalten, dem jungen Könige von Polen, Ladislaus III., die Krone von Ungarn anbot, wenn Ladislaus, welcher der Schilderung nach freilich auch nicht schön war, sich dazu verstehen wollte, die häßliche, alternde und schwangere Elisabeth zur Gemahlin zu nehmen. Diese Bedingung war hart; auch bedachte sich Ladislaus einige Zeit, obgleich die Ungarn ihm zusicherten, daß, wenn er mit Albrecht's Wittwe einen Sohn erzeuge, dieser das Wahlreich Ungarn erhalten, Böhmen dagegen dem Sohne Albrecht's, den sie etwa gebären werde, verbleiben solle. Endlich entschloß er sich am 21. Februar 1440 in Krakau zur Annahme der ihm angebotenen Regierung von Ungarn, welche übrigens sogleich von der Verbindung mit Elisabeth unabhängig gemacht wurde, weil diese schon am folgenden Tage zu Komorn bei offenen Thüren einen Prinzen gebar, welcher den Namen Ladislaus VI. erhielt und der Nachgeborene (Posthumus) zubenannt wird. Elisabeth suchte jedoch, vereint mit den Grafen von Cilly und anderen Großen, durch deutsche Hülfe den König von Polen, auch noch nachdem er unbedingt zum Könige erwählt worden war, an der Besitznahme des Reiches zu hindern; eine andere mächtige Partei dagegen erklärte sich für ihn. Es entstand also ein bürgerlicher Krieg, welcher, gerade als der Türken wegen die Einigkeit am nöthigsten gewesen wäre, eine völlige Anarchie herbeiführte. Dies erkannte niemand besser als Johann von Hunyad, der Retter Siebenbürgens. Er eilte, als Ladislaus III. der Krönung wegen von Krakau nach Ungarn kam, selbst nach Ofen, welches der polnische König mit seinen Anhängern im Juni 1440 besetzt hatte. Hunyad suchte die Ungarn zu bewegen, ihre inneren Streitigkeiten beizulegen und lieh, als seine Ueberredungskunst an Leuten, wie Nikolaus von Gara und die Grafen von Cilly waren, scheiterte, dem Polen-König sogar seinen Säbel, um sie zur Ordnung zu bringen, weil er wünschte, daß Ladislaus zum Entsatz von Belgrad ausziehen könne. Diese Festung ward

von Murad selbst mit seiner ganzen Macht und mit allen Belagerungswerkzeugen, welche Murad vorher gegen Constantinopel gebraucht hatte, sehr hart bedrängt, aber sieben Monate lang glücklich vertheidigt. Die im 15. Jahrhundert in Italien entstandene Kriegswissenschaft und Geschützkunst, welche auch die Venetianer in Dalmatien der rohen Tapferkeit der Bergbewohner entgegensetzten, rettete Belgrad, bei dessen Vertheidigung der Ragusaner Johann Zowan und vor Allen der Florentiner Johannes Uranus unsterblichen Ruhm erwarben. In Ungarn wüthete indessen ein bürgerlicher Krieg; doch erhielt, als sich die Belagerung von Belgrad in die Länge zog, der König von Polen endlich wenigstens so viel Ansehen, daß er der bedrängten Festung, wenn auch nicht mit Waffen, doch mit Rüstungen und Drohungen gegen Murad helfen konnte. Dieser war nämlich ohnedies schon im Begriff, die Belagerung von Belgrad aufzuheben, als sich das Gerücht verbreitete, der im Juli 1440 in Ofen feierlich gekrönte König sammele bei Szegedin ein Heer, um die Festung zu entsetzen; zu gleicher Zeit traf ein Gesandter des Letzteren im türkischen Lager ein. Murad zog hierauf zwar von Belgrad ab, er erwiderte aber dem Gesandten des ungarischen Königs, dem Polen Lenczicki, er werde diese Stadt mit Hülfe des gerechten Gottes doch über kurz oder lang seinem Reiche einverleiben. So erzählen die Ungarn, welche noch hinzusetzen, Murad habe während der Belagerung 17,000 Mann verloren. Sowohl diese Angabe als die wortreiche Einkleidung der Antwort Murad's scheint uns ebenso, wie tausend andere Angaben ähnlicher Art, schwer zu erweisen. In Ungarn selbst dauerte der Krieg, welchen Elisabeth und ihr Anhang mit dem König Ladislaus III. und seiner Partei führten, 1440 und 1441 ununterbrochen fort. Da er nicht mit großen Heeren geführt und keine entscheidende Schlacht geliefert wurde, so siegte oft zu gleicher Zeit hier die eine, dort die andere Partei. Elisabeth brachte auf abenteuerliche Weise die echte alte Stephanskrone (Bd. V, S. 79) an sich, worauf dieselbe am 15. Mai 1440 zu Stuhlweißenburg feierlich ihrem wenige Monate alten Sohn Ladislaus Posthumus aufgesetzt wurde. Als nachher im Juni der König von Polen zu Ofen gekrönt wurde, mußte man sich einer neu angefertigten Krone bedienen. Indessen wünschten die polnischen Magnaten sehnlich, daß ihr König bald nach Hause zurückkehre; Ladislaus III. selbst war seiner Abhängigkeit längst müde und wäre gewiß nach Polen, wo seine Gegenwart nöthig war, zurückgegangen, wenn die Ungarn ihn nicht sehr genau beobachtet hätten.

In den Jahren 1441 und 1442 befestigte Johann von Hunyad seinen Ruhm als Glaubensheld gegen die Ungläubigen und setzte den Fortschritten derselben vorerst Schranken. Dies ist gewiß; wir wagen

jedoch nicht, den von ihm damals verrichteten Thaten bestimmte Monate anzuweisen. Ueber die Thaten selbst sind die Schriftsteller ganz einig; dagegen ist über die Art, wie dieselben auf die Jahre 1441 und 1442 vertheilt werden müssen, viel Streit. Sogar die neuesten Forscher über die Chronologie der Türken-Kriege kommen in Betreff der Zeit, welche jedem einzelnen Ereignisse anzuweisen ist, zu verschiedenen Resultaten. Wir folgen daher der Ordnung, welche wir für die wahrscheinlichste halten. Johann von Hunyad war nämlich im Jahre 1441, als Murad zugleich von Serbien aus Ungarn und im Osten Siebenbürgen angreifen ließ, von Ladislaus III. zur Belohnung seiner im inneren Kriege geleisteten Dienste zum Woiwoden oder Herzog von Siebenbürgen und zum Grafen von Temeswar ernannt worden und hatte zugleich den Oberbefehl in allen südlichen Städten des Reiches erhalten. Er nahm seinen Sitz zu Belgrad und zog alsbald einem anrückenden türkischen Heer entgegen. Ungarn und Türken fochten mit gleicher Wuth, nach einem langen zweifelhaften Kampfe aber mußten sich die Letzteren nach Semendria zurückziehen. Johann Hunyad eilte hierauf nach Siebenbürgen, wo ein anderer osmanischer General, Mesidbeg, bis nach Hermannstadt vorgedrungen war. Hier zog sich Hunyad zuerst durch einen unvorsichtig hitzigen Angriff bei St. Emerich eine Niederlage zu; er sammelte aber bald darauf neue Schaaren um sich, und da sich auch die Türken verstärkt hatten, so erfolgte, ebenfalls nahe bei St. Emerich, eine zweite blutige Schlacht. Die Türken wurden in derselben sammt ihrem Feldherrn fast sämmtlich niedergehauen, wenigstens blieb keine geordnete Schaar derselben beisammen; die Gefangenen, welche sie bei St. Emerich gemacht hatten, wurden größtentheils befreit. Seit diesem Siege ward Johann von Hunyad in ganz Europa als Held des Glaubens und als Schutzengel gegen die Türken auf allen Kanzeln und in Liedern gepriesen. Eine der Folgen seines Sieges war, daß die Woiwoden der östlichen Gebirgsländer und der Moldau, welche vorher dem Sultan gehuldigt hatten, sich wieder an Ungarn anschlossen und aufs neue dem König Ladislaus III. Treue schworen. Um die erlittene Schmach zu rächen, ließ Murad für das folgende Jahr (1442) aus allen Gegenden Kleinasiens Heere vereinigen. Er wollte anfangs sich selbst an die Spitze des großen Hauptheeres stellen, welches in Ungarn oder vielmehr in Siebenbürgen einfallen sollte; als er aber nach Sophia gelangt war, bedachte er sich anders und überließ den Oberbefehl an Schahin Pascha. Dieser ging mit 80,000 Mann über die Donau und überschwemmte das ganze flache Land von Siebenbürgen. Um die Erzählung von dem dort über die Türken erfochtenen Siege des ungarischen Nationalhelden nicht gar zu abenteuerlich zu finden, muß man annehmen, daß

das türkische Heer größtentheils aus Asiaten bestand, daß ihr Befehlshaber nach dem Zeugniß der türkischen Schriftsteller keiner Achtung genoß, daß er keine Disciplin zu halten im Stande gewesen war und daß sein Heer sich weit umher im Lande zerstreut hatte, als Johann von Hunyad mit 15,000 Mann auserlesener und geübter Truppen am Passe des eisernen Thores erschien.*) In der Gegend von Vasay kam es zu einer blutigen Schlacht, welche dem ganzen türkischen Heere den Untergang brachte. 5000 und unter diesen die Angesehensten im Heere wurden gefangen, Tausende erschlagen, der Oberfeldherr selbst rettete sich; alle Wälder und Felder waren mit Leichen bedeckt und das christliche Heer machte unermeßliche Beute.

Fast um dieselbe Zeit änderten sich die politischen Umstände in Ungarn auf eine solche Weise, daß man, was bei bürgerlichen Kriegen oft der Fall ist, die ganze Kriegsmacht, die sich im Streite der Kaiserin Elisabeth mit Ladislaus von Polen gebildet und geübt hatte, gegen den auswärtigen Feind richten konnte. Albrecht's Sohn Ladislaus war gleich anfangs von den Ungarn und vom polnisch-ungarischen König als Erbe des Reiches anerkannt worden, und es wurde zwischen der Partei der Königin Elisabeth und ihren Gegnern eigentlich nur darüber gestritten, ob der von den Ungarn rechtmäßig erwählte polnische König während seines Lebens die Verwaltung führen solle, oder der deutsche Kaiser Friedrich III. sammt den Grafen von Cilly und Elisabeth. Als Elisabeth zu Ende des Jahres 1442 starb, wurde der Krieg von Friedrich III. fortgesetzt, weil dieser auf die Vormundschaft des jungen Ladislaus Anspruch machte; doch gelang es 1443 dem vom Papst geschickten Kardinal Julian, den Streit soweit beizulegen, daß der polnische König an der Spitze der ungarischen Kriegsmacht dem Sultan entgegenziehen konnte, weil Georg von Serbien Geld gab und Johann von Hunyad seinen Einfluß verwendete, damit in diesem Jahre etwas Entscheidendes gegen die Türken unternommen werde. Der Papst Eugen IV. selbst hatte schon zuvor ein Rundschreiben an alle Christenheit erlassen, sämmtliche Geistlichen zur Entrichtung eines Zehnten aufgefordert und, um mit gutem Beispiel voranzugehen, den fünften Theil der Einkünfte der apostolischen Kammer zur Verwendung gegen die Osmanen bestimmt.

Das ungarische Heer, welches nicht gerade besonders zahlreich war, erreichte, wie aus den in neuerer Zeit bekannt gemachten Briefen Hunyad's hervorgeht, erst im Juli die Donau und setzte sogleich bei

*) Mehrere Pässe heißen „eisernes Thor"; hier ist der Paß im südwestlichen Siebenbürgen an der Bißtra gemeint, bei den Alten Pons Augusti, bei den Chronisten des Mittelalters Porta Vaczil oder Vasay

Semendria über dieselbe, um diesmal angriffsweise zu verfahren. Hunyad und Georg Brankowitsch von Serbien führten die Vorschaaren, König Ladislaus III. selbst das Hauptheer, welches, weil Papst Eugen IV. überall das Kreuz hatte predigen lassen, aus Ungarn, Polen, Serbiern, Walachen, Deutschen und Freiwilligen aller christlichen Nationen bestand. Den Kern bildeten die Söldner, welche Johann von Hunyad mit den Subsidien des serbischen Königs und mit dem von ihm selbst geborgten Gelde geworben hatte. Der ungarische Held schlug zuerst den in Serbien commandirenden Pascha, ließ dann das königliche Heer an der Morawa zurück, nahm Sophia, welches eingeäschert wurde, und zog gegen Nissa. In der Nähe dieser Stadt stieß er auf türkische Heerschaaren und lieferte ihnen am 3. November ein Treffen. Drei Paschas griffen hintereinander einzeln an und wurden einzeln geschlagen. Von dort nach Philippopolis betrug die Entfernung noch drei Tagereisen, nach Adrianopel noch sechs; aber man war im harten Winter und es standen hinterwärts an der Seite mehrere türkische Heere. Gegen diese wandte sich das ungarische Heer, es bog deshalb vom Wege nach Philippopolis ab. Murad hatte unterdessen die höchst schwierigen Pässe des Hämus-Gebirges verrammelt und besetzen lassen und sein General Mahmud Tschelebi erhielt den Befehl, die durch Kälte und Ermüdung geschwächten Schaaren, welche Hunyad dem feindlichen Heere vorausführte, anzugreifen. Dies geschah; Hunyad schlug aber die Türken und bahnte den Truppen des Königs den Weg im steilen, fast unübersteiglichen Hämus-Gebirge, wo Schnee, Eis und Kälte, sowie der Mangel an Fütterung und Pflege für das großentheils aus Reiterei bestehende Heer den Ungarn unüberwindliche Hindernisse bereitete. Nichtsdestoweniger beschloß Hunyad erst noch den Hauptpaß zu besetzen, ehe er den Rückweg antrete. Er hatte damals die Truppen des Königs mit sich vereinigt und sein Heer war außerdem noch durch Niklas von Ujlak, der mit seinen Vasallen dem Könige nachgeeilt war, mit frischen Truppen verstärkt worden. An der Spitze dieser Macht lieferte der Held von Ungarn dem bedeutenden türkischen Heere, das sich unter Murad's Schwager auf der Fläche der Berghöhe ihm entgegengestellt hatte, am Weihnachtstage 1443 eine Schlacht auf einer Anhöhe, die er selbst in einem noch erhaltenen Briefe Kunowitza nennt, und krönte, noch ehe er Anstalt zum Rückzuge machte, die glänzenden Thaten dieses und der beiden vorigen Jahre durch einen Hauptsieg. Das türkische Heer ward zersprengt, der Führer desselben gefangen.

Man hat diesem Feldzuge den Namen des langen Feldzuges gegeben, weil er trotz des Eises und Schnees, trotz der steilen kaum zu erklimmenden Felsenhöhen und unwegsamen Pässe bis Neujahr

fortgesetzt ward; man hätte ihn aber den kurzen benennen können, weil das von Hunyad geführte Heer, welches am 20. Juli von Ofen auszog, in fünf Monaten größere Thaten verrichtete, mehr wahren Heldenruhm erwarb und den Türken mehr Schrecken einjagte, als seit Timur's Zeit irgend eine andere feindliche Macht. Eine Hauptursache von Murad's Niederlage war, daß der Sultan auf die Albanesen und ihren Führer zu viel vertraut hatte. Dieser Führer war der nachher unter dem Namen Skanderbeg berühmt gewordene Georg Castriota. Murad hatte den Vater desselben, Johann Castriota, der von der Festung Kroja aus einen Theil von Albanien beherrschte, sammt anderen albanesischen Häuptern zur Anerkennung der türkischen Oberhoheit genöthigt und sich von ihm vier Söhne als Geiseln ausliefern lassen. Nach Johann's Tode zog der Sultan das Gebiet von Kroja geradezu an sein Reich, verwies die Wittwe ins Elend und ließ drei von Georg's Brüdern durch Gift wegräumen; ihn allein, welcher damals noch ein Kind war, hatte man verschont. Georg Castriota ward bei den Türken im mohammedanischen Glauben erzogen, schon im 19. Jahr seines Lebens einem Sandschak oder Militärdistricte vorgesetzt und mit dem Beinamen Iskender Beg oder Skanderbeg, d. i. Fürst Alexander, geehrt. In Hunyad's langem Feldzuge verließ er nebst seinem Neffen Hamsa das türkische Heer, verschaffte sich durch rauhe Entschlossenheit und Schlauheit den Besitz seiner väterlichen Residenz und ward wieder Christ. Er traf, wie es heißt, zufällig den türkischen Effendi, der des Sultans Siegel trug, und zwang denselben mit dem Dolch auf der Brust, einen Befehl an den Commandanten von Kroja zu untersiegeln, daß er diesen Ort ihm übergeben solle. Er tödtete hierauf sowohl den Effendi als auch alle Anderen, welche um die Sache wußten, kam in den Besitz von Kroja, wo er die osmanische Besatzung bis auf Wenige niederhauen ließ, und machte seine Burg zum Mittelpunkte der nationalen Erhebung im oberen Albanien. Auch der 1443 gewählte König von Bosnien, Thomas Christich, Twartko's Nachfolger, fiel wieder von Murad ab; der größte Theil der regelmäßigen türkischen Truppen aber oder der Janitscharen und Sipahi's kam im Felde um.

Die Politik des römischen Hofes ward die Veranlassung, daß der glänzende Sieg des ungarischen Helden der Christenheit nicht die Vortheile brachte, welche man davon erwartete. Murad ward nämlich durch den Ausgang des langen Feldzuges bewogen, Frieden zu schließen. Er sendete daher zuerst dem Woiwoden der Wallachei, Drakul, und dem Fürsten von Serbien, Georg Brankowitsch, ihre geblendeten Söhne zurück, und ließ dem Letzteren die serbischen Festungen Schehrköi, Krussowaz und Semendria übergeben; dann schickte er einen grie-

chischen Renegaten mit einem Gefolge von 100 Mann nach Ungarn, um Frieden zu schließen. Diese Gesandtschaft war zunächst nicht an den König, sondern an Johann von Hunyad gerichtet; denn Hunyad galt auch bei den Türken für das eigentliche Oberhaupt der Magyaren. Hunyad wies jedoch die Gesandtschaft an den in Szegedin versammelten ungarischen Reichsrath (1444). Er selbst und der König waren verständig genug, um einzusehen, daß die Vortheile des von Murad angebotenen Friedens dem Ruhme eines neuen Feldzuges vorzuziehen seien. Allein das Interesse des Papstes Eugen IV. erforderte damals, daß die Aufmerksamkeit der Christenheit vom Concilium zu Basel, welches die Mißbräuche der Kirche abstellen wollte, auf die Türken und auf weit aussehende Pläne einer allgemeinen christlichen Kircheneinheit gelenkt werde, und dies erschwerte den Frieden. Der Papst hatte auf dem Concil zu Florenz die bereits wiederholt versuchte Vereinigung der griechischen und lateinischen Kirche mit Hülfe des griechischen Kaisers und seiner Hofgeistlichen scheinbar zu Stande gebracht. Freilich waren, wie sich unten zeigen wird, das griechische Volk und seine Geistlichen damals ebenso wenig als früher geneigt, dem Beispiele des Kaisers und einiger Prälaten zu folgen; darauf nahm aber der Papst keine Rücksicht. Er wollte im Trüben fischen und suchte das Hirngespinnst einer Union der beiden Kirchen und eines neuen Kreuzzuges dem ihm gefährlichen Concil zu Basel entgegen zu setzen, während zugleich Aeneas Sylvius in seinem Auftrage die Deutschen durch ein falsches Concordat um ein gerechtes und vortheilhaftes betrog. Er schickte zu diesem Zweck den bereits erwähnten, durch seine Erpressungen und durch seine schmähliche Flucht im Hussiten-Kriege berühmten Kardinal Julian Cesarini nach Ungarn, wo Hunyad und Georg Brankowitsch bereits große Anstalten zum Feldzuge gemacht hatten. Sein Legat sollte die Ungarn zu Gunsten einer kirchlichen Chimäre in neue Händel verwickeln, durch welche die Christenheit so beschäftigt werde, daß sie, dem Unerreichbaren nachstrebend, das Erreichbare vergesse. Julian, den der mailändische Gesandte in Ungarn einen neuen Moses nannte, stellte sich zu Ofen, als träume er von Vertreibung der Türken aus Europa, von Vereinigung der griechischen und lateinischen Kirche, von einem Kreuzzuge zu Wasser und zu Lande; der schlaue Italiener war aber dabei ebenso wie sein Papst völlig wach. Er legte dem ungarischen Reichsrath einen Plan zur Wiederherstellung des griechischen Reiches vor, der sich in den belletristisch geschmückten Reden der Gesandten und auf dem Papier gut ausnahm, dessen Leerheit aber ein Mann wie Johann von Hunyad leicht durchschaute. Ein Kreuzzug der Polen, Ungarn und Serbier sollte die in Europa eingedrungenen Türken ausrotten. Die Venetianer und Ge-

nuesen erboten sich durch eine ausdrücklich zu diesem Zwecke nach Ungarn geschickte Gesandtschaft, ihre vereinigte Flotte in den Hellespont zu legen, um den Uebergang türkischer Truppen aus Asien nach Europa zu verhindern. Außerdem waren von Frankreich, England, Spanien und Aragonien, sowie von dem Herzog Philipp dem Guten von Burgund, vom mailändischen Herzog und von Florenz Gesandte geschickt worden, und diese bemühten sich durch Reden, wie sie damals beim Wiedererwachen des Studiums der alten Griechen und Römer im zierlichsten Latein gehalten zu werden pflegten, den polnischen und ungarischen Reichsrath zu bewegen, daß er den Plan Julian's annehme. König Ladislaus berief daher auf den April 1444 einen allgemeinen Reichstag. Hier sollte ein entscheidender Beschluß gefaßt und sogleich ausgeführt werden; die Unruhen in Ungarn waren aber so wenig gestillt, daß man zuerst von Julian's Vorschlägen gar nichts hören wollte, nachher die Sache auf den Sommer verschob und Alles ganz allein den geworbenen Truppen des Königs und Hunyad's, sowie den Banderien oder Söldnern einiger wenigen Prälaten überließ. Der ungarische Adel entzog sich dem General-Aufgebot und auch die Barone und die Mehrzahl der Prälaten wollten ihre Banderien zu einem Kreuzzuge nicht hergeben.

Der Kardinal ließ sich nicht abschrecken; er versprach Hülfe von Polen, von den deutschen Rittern, von der Moldau und Wallachei und von den Epiroten, welche Skanderbeg herbeiführen werde; als sich aber Niemand einfand und nur eine päpstliche und burgundische Flotte gerüstet wurde, um sich in den Hellespont zu legen, erklärte Johann von Hunyad sich für den Frieden. Auch Ladislaus gab, obgleich er vorher für den Kreuzzug glühend begeistert gewesen war, dem kalten Verstande sein Recht und nahm die Bedingungen an, welche Murad's Gesandter dem Reichsrathe zu Szegedin vorlegte. Der Sultan wollte dem Fürsten Georg Brankowitsch Serbien mit der Herzegowina zurückgeben, den Ungarn die Oberherrschaft über die Wallachei zugestehen, die Söhne Drakul's und Georg's freigeben, für den gefangenen Mahmud Tschelebi aber ein Lösegeld von 70,000 Dukaten bezahlen; dagegen sollte der Fürst von Serbien versprechen, dem Sultan die Hälfte der Einkünfte seines Landes zu entrichten; Ungarn und Türken aber sollten sich gegenseitig verpflichten, keine Streifzüge jenseits der Donau unternehmen zu lassen, die abzutretenden Plätze endlich sollten innerhalb acht Tagen geräumt werden. Auf diese Bedingungen ward am Ende des Monats Julius wirklich ein Friede auf zehn Jahre geschlossen. Der Kardinal Julian ruhte indessen nicht, bis er denselben wieder gestört hatte. Er wurde bei diesem Streben vom griechischen Kaiser Johann Paläologus und von dem Kardinal

Franz Condolmieri, einem Nepoten des Papstes Eugen, welcher in der rothen Mütze eines päpstlichen Ober-Admirals prangte, durch dringende Bitten und prahlerische Versprechungen unterstützt. Der Kaiser Johann suchte den König Ladislaus, an welchen er aus Mistra am 30. Juli schrieb, auf jede Weise zum Friedensbruch zu bewegen, und der Kardinal Condolmieri, welcher in seinem Briefe im Namen des Papstes und der Venetianer gewaltig prahlte, versprach mit einer ansehnlichen Flotte im Hellespont zu erscheinen. Man pochte besonders auch auf den günstigen Umstand, daß damals die rohen Turkomanen sich gegen den Sultan empört hatten. Julian aber vertheidigte in Beziehung auf die Heiligkeit des von Hunyad auf das Evangelienbuch geleisteten Eides keck und offen den Grundsatz der römischen Kirche jener Zeit, daß man nicht verbunden sei, Ketzern und Ungläubigen Wort und Eid zu halten. Auch Johann von Hunyad ließ sich bereden. Der Friede von Szegedin ward gebrochen und ein Heer an die Donau geschickt; wir werden aber sehen, daß der Treubruch den Ungarn verderblich ward, und daß der Feldzug, statt, wie man glaubte, die Türken aus Europa zu treiben, das Ende des griechischen Reiches herbeiführte und die Eroberung von Constantinopel beschleunigte. Außerdem vermehrte die Erbitterung, welche der vom Papst veranlaßte treulose Bruch eines vortheilhaften Friedens im Abendlande hervorrief, den allgemeinen Unwillen über den Zustand der Kirche in unglaublichem Grad. Unbegreiflich bleibt es, daß ein Mann wie Johann von Hunyad sich vom Papste und von einem Kardinal Julian bereden lassen konnte, mit den 10,000 Mann, die er an der Donau versammelte, und mit einem ganz abenteuerlichen Zuge von Troß und Gepäck, zu welchem nachher etwa 5000 Walachen stießen, im späten Herbst gegen die ganze türkische Macht zu Felde zu ziehen; denn daß er durch die ihm von Ladislaus und von den Magnaten gemachte Zusicherung des erst noch zu erobernden Königreiches Bulgarien zum Friedensbruch bewogen worden sein sollte, scheint uns gar zu unwahrscheinlich.

Der Sultan Murad hatte unterdessen die Rebellion in Kleinasien, welche man hatte benutzen wollen, völlig gedämpft und sich dann ganz von der Regierung zurückgezogen, um in Beschaulichkeit und Ruhe zu leben. Die Griechen berichten uns bei der Gelegenheit, Murad sei ein Mann von weichem und mildem Gemüthe gewesen, der Tod seines ältesten Sohnes Alaeddin habe ihn tief geschmerzt, der Verlust aber, den die Osmanen im vorigen Jahre erlitten hatten, und der demüthigende Friede, zu welchem er dadurch genöthigt worden war, habe ihn ganz mißmuthig gemacht und er habe sich deshalb in die Stille des Privatlebens zurückgezogen. Gleich nach der Beendigung des kara-

manischen Krieges (1444) übertrug er die Regierung in feierlicher Versammlung seinem damals erst 14 Jahre alten Sohn Mohammed II., welcher später als Eroberer von Constantinopel berühmt worden ist. Dieser spielte nun im Palaste zu Adrianopel die Rolle eines Regenten (mehr erlaubte ihm sein Alter noch nicht), Murad in Magnesia die eines Privatmannes; der Letztere nahm aber die Zügel der Herrschaft sogleich wieder in die Hand, als er erfuhr, daß die Ungarn den Frieden von Szegedin gebrochen hätten und im Begriff wären, über die Donau zu setzen.

Georg Brankowitsch von Serbien hatte an dem Friedensbruch, den der Papst und sein Kardinal veranlaßten, keinen Antheil; er ließ sogar den kühnen Skanderbeg mit seinen Albanesen nicht durch sein Gebiet in Nieder-Albanien, als derselbe zu den Ungarn stoßen wollte. Diese zogen von Orsowa aus unaufhaltsam durch Bulgarien. Sie suchten, da die Jahreszeit schon sehr vorgerückt war, die Päſſe des Hämus zu vermeiden und nahmen ihren Weg nach Warna, wo sie die versprochene Flotte zu finden hofften, auf der sie nach Constantinopel gebracht werden sollten. Bei Nikopolis fand sich Drakul, der Walachen-Fürst, ein, um dringend vom Vorrücken abzumahnen; doch vergebens. Das Heer hatte, nach polnischer Sitte, einen ungeheuren Troß und viele Wagen bei sich; dadurch ward der Marsch im unwegsamen Lande sehr erschwert, so daß man erst im Anfang des November die Stadt Warna erreichte. Die Zahl der Wagen soll nach der Angabe aller Schriftsteller 2000 betragen haben; wir möchten dies nicht gerade als gewiß annehmen, daß aber die Zahl sehr groß war, läßt sich schon deshalb glauben, weil die Polen ihre Lager stets mit einer Wagenburg umgaben. Die Ungarn hatten sicher gehofft, die päpstlich-venetianische Flotte des Kardinals mit der rothen Mütze werde den Uebergang des türkischen Heeres über den Bosporus verhindern; sie waren daher nicht wenig überrascht, als sie bei Warna den Sultan Murad mit einem ihnen an Zahl doppelt überlegenen Heere gelagert sahen. Wie es möglich war, daß der geistliche Admiral, welcher zugleich venetianischer Vicekanzler war, sich in einem Augenblick entfernt hatte, als seine Gegenwart am nöthigsten war, ist nicht zu erklären; wer aber die Schiffe hergab, auf welchen das türkische Heer von Asien nach Europa übersetzte, darüber wird gestritten. Gemeiniglich heißt es, die Genuesen (nach einer polnischen Chronik auch die Venetianer) hätten damals um Silberlinge den Glauben ebenso verkauft, wie einst Judas den Heiland. Murad, heißt es, habe durch diese kaufmännischen Edelleute 40,000 Mann herüberfahren lassen und für jeden Mann ein Geldstück bezahlt. Mindestens erschien in demselben Jahre eine päpstliche Bulle, die Jeden, der die Osmanen mit

Waffen, Lebensmitteln oder anderen Dingen unterstützen würde, mit dem Banne bedrohte. Man hatte dem Führer des ungarischen Heeres den klugen Rath gegeben, den Angriff der Türken innerhalb der Wagenburg des Lagers zu erwarten; Hunyad aber verwarf denselben, eilte dem Feinde entgegen und lieferte im freien Felde ein Treffen, welches zuerst lange unentschieden blieb und dann mit einer unerhörten Niederlage der Christen endigte. Der König Ladislaus, der sich unvorsichtig ins Gedränge wagte, stürzte vom Pferd und ein Janitschar hieb ihm den Kopf ab; diesen steckte man dann auf eine Lanze und sein Anblick trieb auch den rüstigen Hunyad zur Flucht. Der Held der Ungarn entkam den Händen der Türken, Kardinal Julian aber wurde auf der Flucht wahrscheinlich von einem Ungarn oder Polen, welcher über ihn als den Urheber des Friedensbruches und des Todes seines Königs erbittert war, tödtlich verwundet; man ließ den Sterbenden am Wege liegen. Das Lager der Christen wurde übrigens erst am dritten Tage erstürmt und geplündert, da die Osmanen anfangs ihres Sieges noch nicht gewiß waren. Zum Glück war die Jahreszeit zu weit vorgerückt, als daß Murad den Sieg vollständig hätte benutzen können; der Zahl nach waren seine Verluste größer als die der Christen.

Für Polen und für das griechische Reich ward die Schlacht bei Warna (10. November 1444) und des Königs Ladislaus' Tod verderblich; in Ungarn gab sie die Veranlassung, daß man endlich der herrschenden Anarchie ein Ziel setzte. Der Reichsverwalter Ungarns, der alte Palatinus Lorenz von Hedervara, traf, sobald er die Nachricht von der verlorenen Schlacht erhalten hatte, die weisesten Maaßregeln. Seine erste Sorge war, den Tod des heldenmüthigen Königs, der kaum das zwanzigste Jahr vollendet hatte, verborgen zu halten. Dann nöthigte er den Fürsten der Wallachei, Drakul, durch Drohungen, den Helden Hunyad, der auf seiner Flucht von ihm festgehalten worden war, wieder frei zu geben und nach Siebenbürgen zu geleiten. Hierauf sorgte er für eine bessere Verwaltung des Reiches. Dabei ward nach Ostern 1445, wo die allgemeine Reichsversammlung eine andere Einrichtung treffen sollte, das Beispiel der Böhmen befolgt. Man bestritt nämlich dem jungen Ladislaus Posthumus, dem Sohne der Elisabeth, obgleich er für seinen Antheil an Oestreich unter der Vormundschaft des Kaisers Friedrich III. stand und sich bei diesem aufhielt, das Recht an den Thron nicht; es wurden aber einige der vornehmsten Barone, unter welchen Johann von Hunyad den ersten Rang einnahm, als „Kapitäne des Reiches" zur Verwaltung der einzelnen Districte bestellt. Johann von Hunyad war es dann auch, der auf dem Reichstag die Furcht vor einem drohenden Einfall der

Türken klug benutzte, um zwischen den streitenden Parteien zu vermitteln und die Versammlung dahin zu bringen, daß sie am 7. Mai 1445 den Beschluß faßte: 1) der junge Ladislaus solle für die Dauer seines Lebens als König anerkannt werden, doch unter der Bedingung, daß Kaiser Friedrich ihn mit der Krone nach Ungarn sende; 2) wenn Friedrich diese Bedingung nicht erfülle, so solle alle Verbindlichkeit der ungarischen Stände gegen Ladislaus aufhören und ein neuer König gewählt werden, welcher im Stande sei, Ungarn gegen seine inneren und äußeren Feinde zu schützen; 3) das Reich solle in Districte getheilt und diesen Kapitäne vorgesetzt werden. Die Aufzählung der einzelnen Districte und ihrer Kapitäne gehört nicht in dieses Werk; wir bemerken daher nur, daß Johann von Hunyad und sein Mit-Woiwode oder Mit-Herzog von Siebenbürgen, Nikolaus Ujlak, die Bewachung der ganzen türkischen Grenze erhielten. Hunyad hatte, außer in Siebenbürgen, das Commando auch im Lande jenseits der Theiß, Ujlak hatte es im Lande diesseits der Theiß und jenseits der Donau.

Hunyad vertrieb nachher Drakul aus der Wallachei, setzte seinen Gegner Dan als Woiwoden ein, und wollte den Umstand, daß Murad die Regierung zum zweiten Male niedergelegt und seinen Aufenthalt wieder in Kleinasien genommen hatte, zu einem neuen Kreuzzuge benutzen; er hatte auch deshalb mit dem päpstlichen Admiral Franz Condolmieri eine Conferenz in Nikopolis; er gab aber das Unternehmen sogleich auf, als er erfuhr, daß Murad die Regierung wieder übernommen habe. Es brach nämlich 1445, während Murad aufs neue in Magnesia als Privatmann schwelgte, in Adrianopel ein furchtbarer Aufruhr aus, der den alten Sultan nöthigte, nach Europa zurückzukehren, um durch seine Gegenwart die Gemüther zu beruhigen.

Murad's Rückkehr nach Europa ward zuerst den Paläologischen Prinzen verderblich, welche im Peloponnes und in einigen Städten außerhalb desselben herrschten. Was überhaupt das griechische Reich betrifft, so war und blieb dasselbe ohnmächtig und von Parteien zerrissen. Johann Paläologus und mehrere Prälaten seines Gefolges hatten auf dem Concilium, das in Ferrara, dann in Florenz abgehalten wurde, die Vereinigung mit den Lateinern durch einige Zugeständnisse erkauft; dies veranlaßte schon in Italien und noch mehr auf der Rückreise nach Constantinopel einen heftigen Streit zwischen den der Union günstigen Prälaten und zwischen denen, welche ihr abgeneigt waren. Der größte Theil des griechischen Volkes und seiner Geistlichen aber betrachtete den zurückgekehrten Kaiser Johann als einen Abtrünnigen. Die Zänkereien und Zwistigkeiten waren endlos, und statt daß die Vereinigung der Kirchen, wie man erwartet

hatte, das schwankende griechische Reich stützte, raubte sie ihm auch noch die Glaubenseinigkeit, die es gegen die Türken stark machte. Wie ohnmächtig das griechische Reich schon bei Johann's Rückkehr aus Italien war, sehen wir daran, daß der eigene Bruder des Kaisers ihn in seiner festen Residenz feindlich anzugreifen wagte, weil Johann eine unpolitische Heirath desselben nicht billigen wollte. Einer der Brüder des Kaisers, Demetrius, liebte nämlich die Tochter des Paul Asan Catalusio, des Beherrschers von Lesbos; zwei von seinen Brüdern aber, der regierende Kaiser Johann und der nachmalige letzte griechische Kaiser Constantin Dragases, welcher damals ein Gebiet im Peloponnes besaß, wollten ebensowenig als seine Mutter die Heirath zugeben; er schloß dieselbe daher heimlich. Dies entzweite ihn mit seiner ganzen Familie, und er ergriff aus Feindschaft gegen sie die Partei der griechischen Fanatiker, welche über die von Johann auf dem Concil zu Florenz geschlossene und von Constantin gebilligte Union mit den Lateinern erbittert waren. Er ging endlich so weit, daß er im Vertrauen auf jene Partei ein kleines Heer zusammenbrachte, sich von Murad eine Anzahl Türken ausbat und mit diesen Banden gegen die Hauptstadt anrückte. Er hatte sich jedoch verrechnet, weil der Sultan, auf den er sich dabei eigentlich allein verlassen hatte, ihn aufgab, und mußte seinen Brüdern das Feld räumen. Johann Paläologus behauptete sich nachher bis an seinen Tod in Constantinopel; seinen Bruder Constantin aber traf das Geschick, zweimal vertrieben zu werden, das erste Mal aus dem Peloponnes, das zweite Mal aus Constantinopel.

Die Herrschaft über einen großen Theil des Peloponnes hatte, wie oben erzählt worden ist, des Kaisers Bruder Theodor erhalten; als dieser starb, ward sie einem Neffen, dem jüngeren Theodor, einem Sohne des Andronikus, verliehen. Dieser tauschte nachher mit seinem Oheim, dem so eben erwähnten Constantin, welcher bei der Theilung der väterlichen Erbschaft Selymbria und Mesembria am schwarzen Meere und an der Propontis erhalten hatte. Constantin erweiterte seine neue Herrschaft über die ganze Halbinsel mit Ausnahme der Districte, in welchen sein Bruder Thomas regierte. Sogar außerhalb des Peloponnes erhielt er Vasallen. Es verpflichtete sich nämlich nicht nur Neri Acciajuoli von Athen, welcher dem Herzog Rainer im Besitze von Attika und einem Theile von Böotien gefolgt war, zu einem jährlichen Tribut an Constantin, sondern dieser ward auch im ehemaligen Lokris und am Pindus, wo damals Wallachen wohnten, als Oberherr anerkannt. Constantin stellte die unnütze Mauer quer über den Isthmus, das Hexamilon, von welcher früher die Rede gewesen ist, wieder her, erweiterte zur Zeit des von Hunyad unter-

nommenen langen Feldzuges sein Gebiet auch auf Unkosten der Osmanen und blieb im Besitze der gemachten Erwerbungen, während der Sultan nach der Schlacht bei Warna wieder in Magnesia schwelgte. Dies erregte die Eifersucht Turachan's, welcher zwanzig Jahre vorher trotz der Mauer des Hexamilon den Peloponnes grausam geplündert hatte und jetzt als Beglerbeg von Rumelien die Fortschritte Constantin's nicht ohne Besorgniß beobachtete. Turachan machte, als Murad die Regierung in Adrianopel wieder übernommen hatte, den Sultan auf Constantin's Unternehmungen aufmerksam, und der Letztere suchte vergebens durch eine Gesandtschaft den drohenden Sturm zu beschwören. Sobald Murad den Aufstand, wegen dessen er den Thron wieder bestiegen, gedämpft hatte, brach er, unterstützt vom Herzog Neri Acciajuoli, welcher an Constantin längst zum Verräther geworden war, mitten im Winter gegen den Peloponnes auf (1446). Die Beschreibung, welche die Griechen von diesem Zuge Murad's machen, ist sehr abenteuerlich. Sie zählen alle Maschinen, alles Geräthe und die mancherlei Werkzeuge auf, welche der Sultan mitschleppte. Sie erzählen sogar, daß er Metall zum Guß der kolossalen Kanonen mitgenommen habe, durch welche die aus Quadern festgebaute, mit eisernen Klammern zusammengehaltene und durch mehrere besondere Bollwerke oder Castelle geschützte neue Mauer beschossen werden sollte. Murad überließ, weil er den Winter scheute, seinem General Turachan, welcher vordem die alte Mauer so leicht überstiegen hatte, die Beschießung und Erstürmung der neuen. Beim Sturme selbst aber, der am 10. December 1446 stattfand, leitete der Sultan selbst, umgeben von Janitscharen, den Angriff. Die Mauer stürzte theilweise zusammen, von allen Seiten drangen die Osmanen ein. Nun wurde der Peloponnes von rohen Schaaren aller Art überschwemmt, alle Ortschaften geplündert und Tausende von Männern, Weibern und Kindern in die Sklaverei geschleppt. Die Schriftsteller der Türken und Griechen sind unerschöpflich in Schilderung der grausigen Scenen des Mordens und Raubens auf der einen, des Jammers und Elends auf der anderen Seite; wir wenden den Blick davon weg und bemerken nur, daß das, was im Peloponnes geschah, ein bloßes Vorspiel von dem war, was bald in Constantinopel selbst geschehen sollte. Nur die Stadt Patras wurde durch die verzweifelte Gegenwehr der noch vorhandenen Einwohner, welche den eindringenden Feind mit siedendem Pech zurücktrieben, gerettet. Der Geschichtschreiber Phranzes, welcher in dieser Zeit bei Constantin war und von ihm zu Gesandtschaften gebraucht wurde, hat sehr ausführliche Nachrichten über die damalige Lage der Dinge sowohl in Beziehung auf Turachan als auf Constantin hinterlassen. Es heißt, über sechzig-

tausend Menschen seien aus dem Peloponnes als Sklaven weggeführt worden. Constantin behielt mit seinem Bruder Thomas den Peloponnes, sie wurden aber tributpflichtige Vasallen Murad's und mußten für ihre noch übrigen christlichen Unterthanen die Kopfsteuer der Ungläubigen bezahlen, welche sie dann von jenen wieder zu erheben hatten. Der Erstere vertheilte nachher die Verwaltung seiner Besitzungen unter vier Oberbeamte, zu welchen auch Phranzes gehörte, und dieser hat es der Mühe werth gehalten, der Nachwelt die Moralpredigt zu überliefern, die ihm Constantin bei seiner Einsetzung gehalten habe. Man sieht, daß sich die armen byzantinischen Prinzen gleich den deutschen Gelehrten und der französischen Nation, wenn es recht schlecht ging, mit Philosophie oder auch mit bloßen Redensarten zu trösten verstanden. Phranzes ward damals Präfect von Mistra, sowie Johann Kantakuzenus von Korinth und Alexis Laskaris von Patras.

Murad war, nachdem er seinem General und Beglerbeg Turachan das Zerstörungsgeschäft im Peloponnes überlassen hatte, nach Adrianopel zurückgekehrt (December 1446). Er behielt diesmal die Leitung der Regierung und entsagte den Vergnügungen, um im folgenden Frühjahr an den Ungarn und besonders an Johann von Hunyad Rache zu nehmen. Dies wurde dadurch erleichtert, daß die Unruhen in Ungarn fortdauerten. Man stritt noch immer mit dem Kaiser Friedrich wegen der Auslieferung seines Mündels Ladislaus des Nachgebornen und wegen der Regentschaft. Der Palatin Lorenz von Hedervara, Johann von Hunyad und sogar dessen College, Niklas von Ujlak, wollten die Vielherrschaft zu beendigen suchen; die Regentschaft sollte ganz in die Hände Johann's von Hunyad gegeben und dann die gesammte Macht der Nation gegen die Türken gerichtet werden; man suchte daher vor allen Dingen der Einmischung der Deutschen in die ungarischen Angelegenheiten ein Ende zu machen. Zuerst wurden die beiden Grafen Ulrich und Friedrich von Cilly, welche seit der Zeit der Elisabeth Ungarn an der Spitze deutscher Reisigen befehdet hatten, genöthigt, sich zu einem neuen Frieden zu verstehen, und zwar unter denselben Bedingungen, unter welchen sie im Jahre 1441 Frieden geschlossen hatten; dann erst dachte man an einen neuen Türkenkrieg. Dieser wurde jedoch nicht eher begonnen, als bis wirklich die Regierung des ganzen Reiches an Hunyad gebracht worden war. Man berief einen allgemeinen Reichstag, welcher auf dem Felde Rakos bei Pesth unter freiem Himmel gehalten werden mußte, weil die Zahl der Prälaten, Barone, Edelleute und Städte-Deputirten, die sich eingefunden hatten, größer als je zuvor war. In dieser Versammlung ward am 5. Juni 1446 beschlossen, daß statt

der bisherigen Kapitäne, welchen nur gewisse Districte angewiesen gewesen waren, ein einziger Reichsverweser (gubernator) erwählt werden und dieser bis zur Volljährigkeit des erwählten Königs Ladislaus in dessen Namen und an dessen Stelle das Reich verwalten solle. Diesem Beschlusse gemäß wurde am Pfingsttage desselben Jahres Johann von Hunyad zum Reichsverweser erwählt und bis auf sehr wenige Beschränkungen mit der vollen königlichen Gewalt bekleidet. Sein Freund, Lorenz von Hedervara, blieb Palatinus, und sein bisheriger College, Nikolaus von Ujlak, ward Woiwode von Siebenbürgen, indem Hunyad als Reichsverweser doch immer die Obergewalt in Siebenbürgen behielt.

Die Vereinigung der Kräfte der Magyaren in der Hand eines Helden war gerade im Jahre 1446 sehr nöthig, weil einerseits der deutsche Kaiser mit Feindseligkeiten drohte und andererseits Murad den von Hunyad in der Wallachei eingesetzten Fürsten Dan vertrieben und seinen nach dem Lucifer benannten Schützling Drakul dahin zurückgeführt hatte. Johann von Hunyad, welcher mit dem neuen, mehr gelehrten als kriegerischen Papst Nikolaus V. wegen eines neuen Kreuzzuges in lebhaftem Verkehr stand, scheute sich nicht, im Vertrauen auf die Hülfe der Christenheit den mächtigen Sultan zuerst heftig zu reizen und, als dieser nachher mit unzähligen Schaaren gegen Serbien zog, sogar alle Friedens-Anträge schnöde zurückzuweisen. Hunyad war damals von seinem Glücke berauscht, weil er nicht blos die Wallachei noch im Herbst 1446 wieder erobert, sondern auch dem deutschen Kaiser getrotzt hatte. Er hatte nämlich Drakul's Wiedereinsetzung kaum erfahren, als er über die Donau eilte, um ihn aus der Wallachei zu vertreiben. Drakul und die Türken, die ihm beigestanden, wurden besiegt, er selbst und sein Sohn gefangen, beide in Tergowitsch auf offenem Markte enthauptet und Dan aufs neue eingesetzt. Der Woiwode Stephan von der Moldau schloß hierauf ein enges Bündniß mit dem Reichsverweser von Ungarn und dieser würde sogleich gegen die Türken gezogen sein, wenn er nicht nach Ungarn hätte zurückkehren müssen, weil Kaiser Friedrich den Krieg erklärt hatte. Vorerst konnte Murad diese Entfernung Hunyad's nicht benutzen, weil er in den Bergen Albaniens mit Skanderbeg Krieg führen mußte. Skanderbeg hatte seinen Landsleuten seinen kriegerischen Geist mitgetheilt und Murad ward von dem kleinen Kroja aus unaufhörlich in Athem gehalten. Die Ungarn verdankten es der Tapferkeit Skanderbeg's und seiner Albanesen, daß Murad in den Jahren 1446, 1447 und sogar 1448 sein Heer nicht zunächst gegen sie richtete, weil er fürchtete, Skanderbeg möchte ihn von der Seite her angreifen. Er mußte erst mit diesem fertig zu werden suchen,

und Johann von Hunyad konnte daher das ganze Jahr 1447 hindurch Zurüstungen zu seinem türkischen Feldzuge machen. Gelegentlich hatte er einen Zug in die Moldau unternommen, wo sein alter Freund Stephan ermordet und dessen Sohn vertrieben worden war. Er hatte dort den Sohn in des Vaters Fürstenthum eingesetzt und sich von ihm einen festen Platz einräumen lassen, dessen er zu bedürfen glaubte, weil er die Absicht hatte, am schwarzen Meere hin aufs neue gegen Warna zu ziehen. Er hatte ferner in den ersten Juni-Tagen des Jahres 1447 mit Kaiser Friedrich einen neuen Waffenstillstand auf zwei Jahre geschlossen und endlich für den Mai 1448 einen großen Reichstag nach Pesth ausgeschrieben, auf welchem die Rüstungen für den drohenden Türken-Krieg beschlossen und zugleich der Friede mit dem noch immer nicht zufrieden gestellten Kaiser eingeleitet werden sollte.

Auf diesem Reichstag wurde zwar ein Nationalkrieg gegen die Türken beschlossen; es zeigte sich aber bald, daß der Reichsverweser den zahllosen Schaaren, welche Murad aufgeboten hatte, nur die verhältnißmäßig sehr geringe Anzahl der erprobten Streiter, welche ihm in allen seinen Kriegen zu folgen pflegten, werde entgegensetzen können. Es kam nämlich auf dem Reichstage kein General-Aufgebot des Adels zu Stande und nur eine geringe Anzahl Prälaten und Barone folgten dem Reichsverweser; doch bezeugen die besten Geschichtschreiber der Ungarn, daß, ungeachtet fast alle Prälaten zu Hause blieben, 24,000 Mann ganz auserlesener Streiter mit ihm zogen. Dieselben Schriftsteller rühmen dieses Heer als das beste, welches die Ungarn seit einem Jahrhundert ins Feld gestellt hatten. Es war ganz disciplinirt und enthielt 2000 Böhmen und Deutsche mit Flinten und Geschütz; leider waren aber auch 8000 Walachen dabei, welche nachher zu Verräthern wurden. Der ganze Sommer verging, weil der Papst den Zug bald begünstigte, bald von demselben abmahnte, und weil sein Legat Aeneas Sylvius bei dem Türken-Kriege ebenso cabalirte, wie er beim Concordat der Deutschen mit dem Papste cabalirt hatte. Im September brach endlich der ungarische Reichsverweser auf und setzte bei St. Severin über die Donau. Er richtete nun seinen Marsch zunächst gegen Serbien, weil Georg, der Kral oder Despote dieses Landes, sich von den Ungarn losgesagt und an die Türken angeschlossen hatte. Murad, welcher damals noch gegen Skanderbeg zu Felde lag, hob auf die Nachricht davon sogleich die Belagerung von Kroja auf und zog mit 150,000 Mann nach dem Amselfeld bei Kossowa, wo Hunyad diesseits des Flüßchens Setnitza, welches die Ebene in zwei große Hälften theilt, ein festes Lager aufgeschlagen hatte. Die Türken setzten über die Setnitza; Hunyad wäre

jedoch in seinem Lager unüberwindlich gewesen, wenn er der Ankunft Skanderbeg's, der ihm Hülfe versprochen hatte, ruhig entgegen gesehen und innerhalb seines Lagers den Angriff der Feinde erwartet hätte. Gegen seine erprobten Streiter, gegen sein Geschütz und gegen die mitgebrachten böhmischen Büchsen würde den Türken gerade ihre zu große Zahl verderblich geworden sein, im Falle sie das Lager zu stürmen versucht hätten; Hunyad vergaß aber jede militärische Vorsicht. Er erwartete die Ankunft Skanderbeg's nicht, folgte dem Sultan, als dieser über die Setnitza zurückging, wagte sich ins offene Feld, schlug sogar den von Murad noch in diesem Augenblicke angebotenen Frieden aus und ließ sich auf der Ebene zu einem Treffen bewegen.

In der entscheidenden Schlacht, welche am 17. und 18. October 1448 (59 Jahre nach der ersten Türkenschlacht in derselben Ebene) zwischen Hunyad und Murad II. auf dem Amselfeld geliefert ward, erlitten die Ungarn eine furchtbare Niederlage. Diese war jedoch in ihren Folgen weniger für sie verderblich, als für den Rest des griechischen Reiches in Constantinopel, dessen die Türken besonders aus Rücksicht auf Ungarn, sowie auf die abendländische Christenheit, die der Papst beständig zu Gunsten der Ungarn aufregte, bis dahin geschont hatten. Dagegen wurden Skanderbeg und Albanien auf Unkosten der Ungarn gerettet; denn Murad hatte die Festung Kroja schon aufs äußerste gebracht, als ihn Hunyad's Einfall in Serbien zum Abzug nöthigte. Beim Kampf auf dem Amselfeld waren übrigens die Deutschen und ihr Geschütz den Türken so furchtbar, daß Hunyad sie, als am 18. die Walachen mitten in der Schlacht mit dem Feinde capitulirt hatten, den besten türkischen Truppen, den Janitscharen, entgegen stellte, um sich unter ihrem Schutze durch die Flucht zu retten. Auch noch als am 19. die Türken die Wagenburg des Lagers stürmten, vertheidigten sich die Deutschen und Böhmen mit ihrem Geschütz, bis sie der zu großen Zahl der Feinde erlagen. Die Ungarn sollen in den drei Tagen 17,000 Mann verloren haben, die siegreichen Osmanen jedoch eine noch größere Zahl. Ein ungarischer Schriftsteller der neueren Zeit erzählt, wir wissen nicht auf welches Zeugniß gestützt, Murad habe von den Walachen, welche ihren Anführer verrathen hatten, 6000 trotz der Capitulation niederhauen und die übrigen zu einer schimpflichen Dienstleistung zwingen lassen. Der ungarische Reichsverweser wurde auf der Flucht von Georg von Serbien verhaftet und zu Semendria festgehalten. Dieser trat hierauf mit Murad in Unterhandlung über den Preis, um welchen er den Vertheidiger des Glaubens verkaufen wollte; aber entweder war der Türke großmüthiger, als der christliche Slave und wollte von dem Handel nichts

wissen, oder er fand, wie Andere sagen, den geforderten Preis zu hoch; genug, die Sache zerschlug sich. Georg gab aber den Gefangenen doch nicht sogleich frei. Die Geschichte der Befreiung Hunyad's erscheint in den serbischen und ragusanischen Geschichten als ein förmlicher Roman. Der ungarische Reichsrath in Szegedin bedroht den serbischen Fürsten, drei Ragusaner in Georg's Diensten, Pascal Sorgo, Damian Giorgi und Aloys Rossi, verwenden sich und Georg Marnowich, Erbherr von Zwornik, nimmt sich des Helden thätig an, bis Georg ihn endlich aus der Gefangenschaft entläßt. Hunyad mußte übrigens seine Freiheit theuer erkaufen: er mußte nämlich, abgesehen von einem auf 100,000 Goldgulden angesetzten Lösegeld, versprechen, die eingezogenen Güter Georg's in Ungarn wieder herauszugeben und, was das Härteste war, seinen ältesten Sohn Matthias mit der Tochter seines Erbfeindes, Ulrich's von Cilly, zu vermählen, mit dessen ganzer Familie er Jahre lang Krieg geführt hatte. Als Geisel der Erfüllung dieses Vertrages sollte Hunyad seinen Sohn Ladislaus nach Semendria liefern. Er zeigte nachher wenig Lust, die eingegangenen Bedingungen zu erfüllen; die ungarischen Magnaten wollten aber vorerst von einem neuen Kriege mit Serbien und folglich mit den Türken durchaus nichts wissen, sondern der Reichsrath bestand darauf, daß Hunyad Georg's Güter herausgebe, seinen Sohn als Geisel überliefere und in das Ehegelöbniß mit dem Grafen von Cilly einwillige.

Murad fand trotz der Niederlage, welche die Ungarn gegen das Ende des Jahres 1448 erlitten hatten, zweckmäßig, gleich im Anfang des folgenden Jahres mit dem Reichsverweser derselben in Unterhandlung zu treten. Er beauftragte den Fürsten Georg von Serbien damit und es kam zu einem Waffenstillstand, über den wir wenig Kunde haben; wahrscheinlich sollten die Wallachei, Serbien und Bosnien weder von ungarischen noch von türkischen Truppen betreten werden, doch sollten die Fürsten dieser Länder dem Sultan das Schutzgeld entrichten und ihm in seinen Feldzügen mit ihren Truppen folgen. Das Schutzgeld der Wallachei und Serbiens ward auf die Hälfte herabgesetzt; dagegen opferte Georg bei den Unterhandlungen, die er leitete, seinen Nachbar, den König Thomas Christich von Bosnien, boshafter Weise auf. Der Letztere beschwert sich in einem Briefe an den Papst bitterlich darüber, daß ihm Georg diesen Streich gespielt habe, weil er von der griechischen Kirche zur lateinischen übergegangen sei. Er sollte nämlich dem Vertrage zufolge den ganzen bisherigen Tribut auch ferner entrichten und dazu noch die Summe nachbezahlen, welche im Rückstande sei. Wenn er, hieß es, das nicht wolle, so möge

er sehen, wie er mit den Türken fertig werde, die Ungarn dürften ihm nicht beistehen.

Was Epirus oder Albanien angeht, so hatte sich in diesem Lande, seit die Fürsten von Durazzo aus dem Hause Anjou ihre Besitzungen verloren oder aufgegeben hatten, die Herrschaft angesehener Stammeshäupter ausgebildet, wie dies in einem Gebirgsland bei einer durchgängig kriegerischen Bevölkerung und bei zurückgebliebenem Staatsleben so leicht der Fall ist. Ihre Abhängigkeit von Byzanz war sehr zweifelhaft; einige Küstenstädte standen unter venetianischer Herrschaft. Von den großen Familien waren die Arianiten mehr im Süden des Flusses Vojussa (bei den Alten Aous), die Castrioten mehr im Norden desselben mächtig; die Ersteren genossen ein höheres Ansehen, bis der Ruhm Georg Castriota's oder Skanderbeg's dasselbe überstrahlte. Sein Leben gleicht einem abenteuerlichen Ritterroman; es hat mehrere Biographen gefunden, welche die Abenteuer ausgemalt haben; die einzelnen Begebenheiten sind aber durch die Schriftsteller, welche die Sage von Skanderbeg uns überliefert haben, in das Dunkel der Mythen und Legenden gehüllt worden. Er war 1444 im Begriff, dem König Ladislaus ein starkes Hülfsheer zuzuführen, das der Schlacht bei Warna eine andere Wendung gegeben haben würde; aber der zweideutige Fürst von Serbien versagte ihm den Durchzug. Den größten Vortheil zogen in den Jahren 1443 bis 1448 die Venetianer von der gewaltigen Tapferkeit dieses Mannes und der von ihm auf fast unbegreifliche Weise begeisterten Bewohner des ganzen von Christen bewohnten Gebirgs. Sie ließen daher, nachdem ein Streit um den Besitz der Stadt und Festung Dagnio beigelegt war, Skanderbeg's Namen in das goldene Buch ihrer Patricier einschreiben und gaben ihm den Ehrentitel eines Oberbefehlshabers der Republik in Albanien und Illyrien. Die Siege, welche er erfocht, besonders die Niederlage eines großen osmanischen Heeres im Jahre 1447, erbitterten endlich den Sultan Murad auf eine solche Weise, daß er für das folgende Jahr (1448) seine ganze Reichsmacht aufbot, um gegen Kroja zu ziehen. Murad wurde freilich bald durch Hunyad's Einfall in Serbien genöthigt, das gegen Skanderbeg ausgerüstete türkische Heer gegen die Ungarn zu führen. Aber im folgenden Jahre (1449) überschwemmte der Sultan aufs neue ganz Albanien mit einem furchtbaren Heere, welches er selbst anführte. Einer der abenteuerlichen Geschichtschreiber der fast unglaublichen Thaten und Anstrengungen Skanderbeg's läßt Murad mit 150,000 Mann nach Albanien ziehen, Andere bleiben bei 100,000 Mann stehen; wir glauben aber nicht sehr zu irren, wenn wir behaupten, daß das Heer des Sultans nur etwa halb so stark gewesen sei. Im Mai zog Murad aus, Skanderbeg

sicherte Kroja und beunruhigte dann die Türken, welche Sfetigrad belagerten. Diese Festung ward freilich erobert, aber in den beiden Sommermonaten Juni und Juli schwand das türkische Heer bis auf die Hälfte seiner angeblichen Stärke zusammen und der Sultan fand gerathen, schon zu Ende Juni nach Adrianopel zurückzukehren. Skanderbeg hatte den Ruhm, daß ein Heer, welches den Kampf mit den Hunderttausenden Timur's hatte wagen dürfen, vor einem Neste wie Kroja gescheitert war. Um diesen Schimpf zu tilgen, sammelte Murad im folgenden Jahre (1450) ein noch viel stärkeres Heer. Der Troß, der diesem Heere folgte, die Zahl der Soldaten selbst, die unbehülflichen Belagerungsmaschinen und das schon seiner kolossalen Größe wegen unbrauchbare Geschütz schadeten jedoch weit mehr, als sie nützten. So wie nämlich der Sultan früher, als er die aus Quadern erbaute Mauer des Hexamilon niederschoß, das Metall zu den Kanonen mitschleppte und die Kanonen an Ort und Stelle gießen ließ, so geschah es auch hier. Die vor Kroja gegossenen Kanonen waren von fabelhaftem Kaliber; denn vier derselben schossen steinerne Kugeln von sechs, die übrigen von zwei Centnern. Skanderbeg hatte sich diesmal nicht in Kroja eingeschlossen, sondern er beunruhigte, an der Spitze der streitbaren Gebirgsbewohner aus den Wäldern hervorbrechend, die Türken oder lockte sie an den Ufern des Flusses Ismos in die Moräste. Das ungeheure Heer seiner Feinde litt dadurch so sehr, daß Murad, um sich mit Ehren aus der Sache zu ziehen, seinem Gegner anbieten ließ, er wolle ihn gegen einen jährlichen Tribut von 10,000 oder auch nur von 5000 Dukaten zum Vasallen annehmen; das lehnte aber Skanderbeg trotzig ab. Murad war gezwungen, die Belagerung, von welcher die italienischen und deutschen Jahrbücher ebenso reden, wie die Griechen von den Kriegszügen der Perser unter Darius und Xerxes, auch diesmal wieder ohne allen Erfolg aufzugeben und nach Adrianopel zurückzukehren. Von den christlichen Staaten aber empfing Skanderbeg diesmal nicht blos Glückwünsche, sondern bedeutende Beiträge an Geld und namentlich von Aragonien eine große, sehr willkommene Sendung von Waizen und Gerste.

Der Sultan erhielt für den Verdruß, welchen die beiden ganz schimpflich gescheiterten Züge nach Albanien ihm machten, dadurch einigen Ersatz, daß er noch vor seinem Tode als Schiedsrichter der griechischen Prinzen auftreten konnte, welche um den Besitz von Constantinopel stritten. Johann II. Paläologus war zu Ende des Jahres 1448 gestorben, ohne Kinder zu hinterlassen, und seine drei Brüder, Constantin XI., Demetrius und Thomas, machten einander die leere und lästige Ehre einer Kaiserwürde streitig, welche allen Glanz, alle Macht und sogar die Mittel, dem Regenten die ersten Bedürfnisse

zu verschaffen, verloren hatte. Constantin war, was ein gelehrter Erklärer der griechischen Geschichte des Johann Dukas vergeblich zu bestreiten sucht, der ältere von den drei Brüdern; aber Demetrius, der schon früher Constantinopel mit türkischer Hülfe hatte erobern wollen, behauptete, er allein sei im Purpur geboren (Porphyrogenetus; s. Bd. IV, S. 542) und folglich zur Nachfolge berechtigt, weil er zu der Zeit, als sein Vater schon Kaiser gewesen, auf die Welt gekommen sei, Constantin dagegen vorher. An einem Anhange fehlt es Leuten wie Demetrius niemals; er hatte jedoch nicht nur die verwittwete Kaiserin Mutter, den jüngeren Prinzen Thomas, die Geistlichkeit und den Senat, sondern auch die Soldaten und sogar das Volk gegen sich. Diese erklärten sich alle für Constantin; nichtsdestoweniger hielt man für klug, die Gnade des türkischen Sultans für Constantin anzuflehen, und des Letzteren Diplomat, der Geschichtschreiber Phranzes, welcher sechsmal eine vergebliche Botschaft an die hohe Pforte gehabt hatte, erwirkte bei seiner siebenten Sendung eine günstige Entscheidung. Murad erklärte sich für Constantin und erst als dies geschehen war, wurde Constantin als Kaiser aus dem Peloponnes nach Constantinopel gerufen (Februar 1449). Er war der letzte griechische Kaiser und es ist bezeichnend, daß gerade er, der vier Jahre später durch den osmanischen Sultan vertrieben wurde, durch die Gunst der Osmanen die Regierung erlangte. Murad selbst wollte, nachdem er noch die Hochzeit seines Sohnes und Erben feierlich begangen hatte, sich aufs neue zurückziehen; er verweilte einige Zeit auf einer mit allem Luxus des ländlichen wie des städtischen Lebens ausgeschmückten Insel in der Maritza bei Adrianopel, wo ihn (Februar 1451) im 49. Jahre seines Alters der Schlag traf. Die byzantinischen Geschichtschreiber rühmen ihn wegen seiner Liebe zum Recht und wegen seines Festhaltens am gegebenen Wort; aus letzterem Umstande läßt sich erkennen, welchen ungünstigen Eindruck der von christlicher Seite verübte Bruch des Friedens von Szegedin auf viele Zeitgenossen gemacht hatte.

Murad's 21jähriger Sohn und Nachfolger, **Mohammed II.**, erfuhr den Tod seines Vaters zu Magnesia, wo er sich zufällig befand, und eilte sogleich nach Adrianopel, um die Regierung zu übernehmen. Einen Bruder, der noch im Kindesalter stand, ließ er alsbald erdrosseln und sodann die Leiche nach Brusa bringen, wo sie in den Grüften des Herrscherhauses feierlich beigesetzt wurde. Zu Adrianopel erschienen vor Mohammed nicht blos Gesandte von Chios, Lesbos, Akarnanien, von den Genuesen in Galata und von Rhodus, sondern auch die des Kaisers Constantin und seiner beiden Brüder Thomas und Demetrius, denen jener bei seiner Erhebung zur Kaiserwürde seine Besitzungen im Peloponnes überlassen hatte. Mohammed be-

nahm sich in Hinsicht der drei Paläologischen Prinzen sehr freundlich. Er verbarg sogar gleich nachher, als ihn Constantin heftig kränkte, seinen Unwillen, weil er damals durch eine neue Empörung des Fürsten von Karaman, Ibrahim Beg, zur Rückkehr nach Kleinasien genöthigt wurde. Es befand sich nämlich ein osmanischer Prinz, Urchan (wahrscheinlich ein Enkel Soliman's), in Constantinopel, für dessen Unterhalt Sultan Murad eine jährliche Summe von 300,000 Aspern ausgesetzt hatte, welche der griechische Kaiser in den Gegenden am Strymon selbst erheben lassen durfte. Constantin wollte nun Ibrahim Beg's Aufstand, durch welchen der junge Sultan mit einem inneren Kriege bedroht ward, benutzen, um eine Erhöhung jener Summe zu ertrotzen. Er schickte daher Gesandte nach Kleinasien an Mohammed und forderte nicht allein die Rückstände der 300,000 Aspern, sondern er verlangte auch, daß künftig eine größere Summe für Urchan gezahlt werde. Die griechischen Gesandten begingen dabei noch die Unvorsichtigkeit, zu verstehen zu geben, daß ihr Kaiser, wenn seine Forderung nicht gewährt würde, Urchan als Kron-Prätendenten gegen Mohammed gebrauchen könne. Dieses Verfahren bereitete dem griechischen Kaiser und seinem Reiche den Untergang. Der junge Sultan, dessen Charakter von griechischen wie von türkischen Schriftstellern als der eines Tyrannen und Wütherichs geschildert wird, verbarg zuerst seinen Unwillen. Er ertheilte freilich keinen Bescheid, ließ aber, so lange er in Kleinasien verweilte, die Gesandten mit seinem Wesier Chalil Pascha unterhandeln, welcher große Summen von den Griechen zu beziehen pflegte und ihnen deshalb befreundet war. Er hütete sich, irgend eine Feindseligkeit zu unternehmen oder eine Erklärung ausgehen zu lassen, bis er alle die Unruhen gedämpft hatte, welche im Orient von jedem Thronwechsel unzertrennlich sind. Es hatten nämlich nicht blos Ibrahim Beg und andere türkische Vasallen in Kleinasien versucht, das Joch abzuschütteln, sondern Mohammed fand auch in Brusa, wohin er sich nach der Unterwerfung derselben zunächst begab, die Janitscharen oder mit anderen Worten die Prätorianer der osmanischen Herrscher in vollem Aufstande. Ueberdies waren seine Beamten und sogar das Volk unzufrieden mit ihm, weil sie die Güte und Milde seines Vaters bei ihm vermißten. In Brusa wurde er durch den tobenden Lärm der ihm entgegen strömenden Janitscharen gezwungen, Geld unter sie austheilen zu lassen. Dies war das erste Mal, daß ein osmanischer Sultan beim Antritt seiner Regierung eine Geldaustheilung an die Janitscharen machen mußte. Das von ihm gegebene Beispiel wurde nachher Sitte und Nothwendigkeit bei jeder Thronbesteigung eines Sultans; das Geldgeschenk ward immer bedeutender und führte dieselben Uebel herbei, welche dem

römischen Kaiserreiche verderblich geworden waren, nachdem dasselbe einmal von den Prätorianern hatte erkauft werden müssen.

Als Mohammed nach Europa kam, ließ er die Griechen sogleich seinen Zorn fühlen. Er befahl, aus den Gegenden am Strymon alle griechischen Einwohner zu vertreiben und traf dann Anstalten zur Einschließung und Belagerung Constantinopels. Er ließ schon im Winter 1451 Menschen und Materialien herbeischaffen, um im folgenden Frühjahr am europäischen Ufer des Bosporus ganz nahe bei Constantinopel, da, wo die Meerenge am schmalsten ist, eine Küstenburg zu errichten, vermittelst deren man den Bosporus beherrschen und Constantinopel von allem Zusammenhange mit dem schwarzen Meere abschneiden könne. Diese Burg, deren Bau am 6. März 1452 begonnen wurde, führt jetzt den Namen des alten europäischen Schlosses; der Ort aber, wo sie gebaut ward, hieß Loemokopia und liegt hinter Galata. Als Baumaterialien wurden die Trümmer einer alten Burg, Neocastrum genannt, und einer dem Erzengel Michael gewidmeten Kirche verwendet. Die dringenden Vorstellungen des unglücklichen Kaisers Constantin wies der Sultan in harten, drohenden Ausdrücken zurück, und als nach drei Monaten die neue Burg vollendet war, begann er die Feindseligkeiten gegen Constantinopel. Die Ohnmacht der Griechen und ihres Kaisers, die Stadt zu vertheidigen, war so groß und ihre Vertheidigungsmittel so gering, daß wir über die ungeheuren Anstalten erstaunen, welche Mohammed zur Eroberung der hülflosen Stadt nöthig fand. Er schickte nämlich nicht nur den als Verwüster des Peloponnes bekannten Turachan ab, damit er des Kaisers Brüder Thomas und Demetrius, welche dessen Besitzungen im eigentlichen Griechenland beherrschten, von einem Entsatze Constantinopels abhalte und dort Alles mit Feuer und Schwert verwüste, sondern es lauten auch die Berichte eines Dukas und anderer Griechen über das Belagerungsgeschütz Mohammed's so abenteuerlich, ja selbst so unglaublich und lächerlich, daß wir uns mit ihrer bloßen Anführung begnügen. Ein Stückgießer zu Constantinopel, Orban oder Urban, welcher von Geburt entweder ein Ungar oder ein Walache war, wurde von den Türken durch große Geldsummen bestochen und entrann aus Constantinopel, um den Feinden seines Glaubens seine Dienste zu verkaufen. Er goß, heißt es, zuerst eine kolossale Kanone für das neue Schloß und erprobte dieselbe am ersten venetianischen Schiff, welches ohne zu grüßen und den Zoll zu entrichten vorbeifuhr. Ein einziger Schuß, eine einzige Kugel, so lautet der weitere Bericht, reichte hin, um das ganze Schiff zu zerschmettern; die Mannschaft, 30 Personen an Zahl, rettete sich ans Ufer und ward auf Mohammed's Befehl in Demotika zusammen gehauen, der Capitän gespießt.

Orban goß nachher auf Befehl des Sultans zu Adrianopel eine zweite Kanone, welche alle Kanonen der Welt wenigstens im Knallen übertraf; denn wenn sie, wie man angibt, 50 Paar Ochsen zur Fortschaffung und einige hundert Menschen zur Bedienung erforderte, so konnte sie unmöglich von besonderem Nutzen bei der Belagerung sein. Die steinernen Kugeln für diese Kanone sollen noch um 100 Pfund schwerer gewesen sein, als diejenigen sind, welche aus den Kanonen der Dardanellen geschossen werden können und 1100 Pfund wiegen. Wir wollen weder mit Voltaire über die Kanone und ihre Kugel spotten, noch gleich dem Herrn von Hammer sie vertheidigen; nur das Einzige wollen wir bemerken, daß die Byzantiner leichtgläubig sind und daß die Angaben über das Gewicht der Kugel von drei oder vier bis zu zwölf Centnern schwanken.

Das ganze Jahr 1452 hindurch beschäftigte sich der Sultan mit den Vorbereitungen zur Belagerung von Constantinopel. Der griechische Kaiser bot Alles auf, um die Lateiner zur Hülfeleistung zu bewegen. Sein Anliegen wurde hie und da von der Volksstimmung unterstützt; aber die Aufrufe und Rathschläge zu Gunsten des sinkenden Reiches gingen mehr von christlicher Begeisterung als von Sachkenntniß aus. Am merkwürdigsten ist in dieser Beziehung ein wohl stylisirtes Sendschreiben des gelehrten Humanisten Franz Philelphus an den König Karl VII. von Frankreich, in welchem er die Vertreibung der Osmanen aus Europa nicht nur als ein höchst würdiges, dem Berufe Frankreichs entsprechendes, sondern als ein leichtes Unternehmen in einem Ton empfiehlt, als ob er mit den Verhältnissen ganz vertraut wäre; Karl jedoch mußte bei der Erschöpfung seines Landes die Zumuthung phantastisch finden. Indessen rüsteten der Papst, die Genuesen und die Venetianer allerdings eine Flotte, diese kam aber zu spät.*) Andererseits vereitelte, wie wir unten sehen werden, der blinde Fanatismus eines griechischen Pfaffen gerade in dem Augenblick, als im April 1453 die Osmanen vor der Stadt erschienen, alle Maaßregeln, welche die weise Politik des Kaisers am Ende des vorhergehenden Jahres getroffen hatte. Die Zahl der Truppen, mit denen Mohammed im April 1453 die Stadt angriff, wird sehr übertrieben, denn wo waren die Armee-Listen? Man redet von 3-, ja 400,000 Mann. Wenn man übrigens von dieser Zahl auch den Troß orientalischer Heere abrechnet und außerdem noch zwei Drittel abzieht, so waren die Griechen doch unmöglich im Stande, den Umfang der Stadtmauern, der über dritthalb Meilen betrug, auf die Dauer zu

*) Die Galeeren kamen erst am 31. Mai 1453, zwei Tage nach der Katastrophe von Constantinopel, bei der Insel Negroponte an.

vertheidigen, da sie, wie es heißt, nur 9000 Griechen, Venetianer und Genuesen in den Kampf führen konnten. Diesmal hatte der Sultan auch eine Flotte von 350 oder gar 421 Schiffen jeder Art und Größe, welche aus allen türkischen Häfen zusammengepreßt war und von einem zum Islam übergetretenen bulgarischen Seemanne befehligt wurde. Diese Flotte schadete den Belagerten anfangs wenig, weil der Eingang in den inneren Hafen oder in das goldene sogenannte Horn mit einer Kette gesperrt war und die Türken nicht, wie vordem die Venetianer, dergleichen Hafenketten zu sprengen verstanden; erst als Mohammed nachher seine Schiffe quer über die Landzunge bringen ließ, die den Hafen auf der einen Seite begrenzte, war die Stadt verloren. Das unbehülfliche Geschütz schreckte freilich die Stadt, weil die Riesenkanone siebenmal des Tages mit furchtbarem Knall gelöst ward; die Wirkung entsprach aber dem Lärm nicht. Dies läßt sich leichter erklären, als daß der Sturm, welchen die zahllose Menge der Belagerer unter den Augen ihres Sultans an jedem Tage unternahm, jedes Mal abgeschlagen wurde.

Der Geschichtschreiber des Untergangs des oströmischen Reiches (Gibbon) hat aus den vielen Beschreibungen der Belagerung Constantinopels, welche von Zeitgenossen überliefert worden sind, ein glänzendes rhetorisch-poetisches Gemälde geschaffen, das wir unseren Lesern empfehlen; wir selbst wollen dagegen nur einige Hauptpunkte prosaisch andeuten. Das Erste, was wir hervorheben müssen, ist die Ursache der Unthätigkeit der lateinischen Christen bei der ihren griechischen Brüdern drohenden Gefahr. Der Kaiser hatte Alles gethan, um die Lateiner zu gewinnen; der Fanatismus eines gelehrten Geistlichen vereitelte aber gerade im entscheidenden Augenblicke alle Bemühungen desselben. Constantin war mit einem seiner Brüder auf der Kirchenversammlung zu Florenz gewesen; er hatte dort wie dieser und wie die meisten griechischen Prälaten, von denen sie begleitet waren, sich für die Vereinigung der beiden Kirchen ausgesprochen und war nachher mit dem Papste stets in Verbindung geblieben. Die Mönche, die Gelehrten, das Volk wollten jedoch von der Union nichts wissen und es ward weder in der Liturgie noch in der Glaubensformel etwas geändert. Dies wußte der Papst Nikolaus V.; er wollte also die Noth der Griechen benutzen, um die scheinbare Vereinigung der Kirchen in eine wahrhaftige zu verwandeln. Als im Jahre 1452 Constantin eine Gesandtschaft an den Papst schickte, um vermittelst desselben die lateinische Ritterschaft zu einem Kreuzzuge nach Constantinopel zu bewegen, forderte Nikolaus zuerst Bürgschaft dafür, daß es den Griechen mit der Union ernst sei. Schon Eugen IV. hatte in die Aufrichtigkeit der von Johann Paläologus und seinen Hofgeistlichen in

Florenz verabredeten, von Constantin und seinen Prälaten gebilligten Einigung beider Kirchen kein Vertrauen gesetzt; in der That waren die griechischen Prälaten schon in Florenz nicht einig gewesen und bei der Rückfahrt hatte sich zwischen den Prälaten des Kaisers und den Gegnern der Einigung ein wüthender Streit entsponnen. Später nahm sich des Kaisers Bruder Demetrius der Feinde der Einigung an. Nikolaus wollte daher erst ganz im Klaren sein, ehe er den Griechen zu Hülfe käme. Er verlangte, daß Constantin einen Kardinal als Legaten des Papstes in Constantinopel aufnehme, welcher alle Spuren der Verschiedenheit beider Kirchen vollends tilgen sollte. Dies konnte der Kaiser unter den obwaltenden Umständen nicht ablehnen. Er bedurfte zugleich der lateinischen Hülfe und der Einigkeit unter den Bewohnern von Constantinopel; die Sendung des Legaten veranlaßte aber zu derselben Zeit, als die Türken täglich von außen stürmten, eine Spaltung in der Stadt und eine Beleidigung der Lateiner, welche den Kaiser zur Verzweiflung brachte.

Im November 1452 erschien nämlich in Constantinopel der von Nikolaus zu seinem Legaten ernannte Erzbischof von Kiew, Kardinal Isidorus, welcher in Florenz die Vereinigung der griechischen Kirche, der er selbst angehörte, mit der lateinischen sehr eifrig betrieben und dieselbe auch in seinem eigenen Sprengel glücklich zu Stande gebracht hatte. Isidor hatte mit dem Kaiser, mit den vornehmsten Geistlichen und mit demjenigen Theile der Großen, welcher einen richtigen Begriff von der Gefahr des Augenblickes hatte, mehrere theologische Conferenzen gehabt, und Alle schienen ihm völlig überzeugt, daß die Seligkeit nur im Schoße der päpstlichen Kirche zu finden sei. Dies sollte feierlich verkündet werden. Der Kaiser veranstaltete daher zu diesem Zwecke ein glänzendes Kirchenfest. Am 12. December 1452 zog an der Spitze der höheren Geistlichkeit, der Beamten und Vornehmen, welche wie er sich die lateinischen Ceremonieen gefallen lassen und mit dem Papste glauben wollten, daß der heilige Geist vom Vater und Sohn, nicht vom Vater allein ausgehe, in die Sophienkirche, wo zur Feier der Kirchenvereinigung eine große Messe gehalten wurde und in der Liturgie ausdrücklich des Papstes, wie auch des für die Union günstigen Patriarchen Erwähnung geschah. Die Gegner der Einigung hielten darauf ein Gegenfest, bei welchem der in der Geschichte der damals in Italien wiedererweckten alten Künste und Wissenschaften unter dem Namen Gennadius berühmte Georg Scholarius eine Hauptrolle spielte. Gennadius hatte in Florenz anfangs sehr eifrig für die römische Lehre und für die Vereinigung der beiden Kirchen gestritten, später aber war er zur anderen Partei übergetreten und, wie alle die, welche in dem Falle sind, an einem Tage das Gegentheil von dem

beweisen zu müssen, was sie am anderen behauptet hatten, ein fanatischer Verfechter der griechischen Kirche geworden. Er hatte sich zu der Zeit, als das erwähnte Fest gefeiert wurde, bereits den weltlichen Geschäften entzogen und lebte im Kloster des allmächtigen Gottes (Pantokrator) als Mönch; dorthin strömte die fanatische Menge von Männern, Weibern und Kindern, welche gegen den Kaiser tobte, weil derselbe aus Furcht vor den Türken die Seligkeit ihrer Seelen an die Lateiner verkauft und sogar deshalb ein Fest in der Sophienkirche gefeiert habe. Als der wüthende Pöbel vor dem Kloster erschien und von Gennadius einen Rath verlangte, hielt sich der Mönch klüglich so lange verschlossen, bis sich die tobende Menge zerstreut hatte; dann öffnete er die Thür so weit, daß er den Arm herausstrecken und auswendig ein Pergamentblatt anheften konnte. Dieses Blatt enthielt bittere Klagen und Vorwürfe über und gegen seine Mitbürger griechischer Religion. Die unglückseligen Romäer, hieß es darin, setzten in ihrer gegenwärtigen Bedrängniß mehr Vertrauen auf den Beistand der Lateiner, als auf den allmächtigen Arm des Herrn, und verließen die Ueberlieferungen ihrer Väter, um dem Hirngespinnst einer von Gott verworfenen Lehre zu folgen. Diese Worte regten das Volk so sehr auf, daß es sich in der ganzen Stadt lärmend und tobend verbreitete und von keiner lateinischen Hülfe hören wollte. Alle schrieen: „Wozu bedürfen wir der Lateiner und ihrer Religion? Fern von uns sei der Gottesdienst der Azymiten (d. h. derjenigen, welche beim Abendmahl ungesäuertes Brod reichen).“ Die Gährung ward immer ärger und erreichte ihren höchsten Grad gerade zu der Zeit, als die Türken (im April 1453) die Stadt von der Landseite aus zu beschießen und Tag für Tag zu bestürmen begannen. Jeder Grieche, der nach dem Beispiel seines tapfern und edeln Kaisers die lateinischen Ceremonieen übte und nach lateinischer Weise des Herrn Abendmahl beging, damit die Lateiner das letzte Bollwerk des christlichen Glaubens und der alten Civilisation im Osten mit vertheidigten, wurde als Abtrünniger verfolgt. Man trank zu Ehren der Jungfrau Maria, die auch ohne lateinische Hülfe die Stadt erretten könne; die Sophien-Kirche war seit der Unionsfeier von der Menge mit Bann und Interdict belegt, es ward kein Gottesdienst in ihr gehalten, und die vornehmsten weltlichen und geistlichen Herren eiferten gegen den Kaiser und gegen alle Patrioten, welche lieber zugeben wollten, daß der heilige Geist vom Vater und vom Sohne ausgehe, als daß alle ihre Landsleute Sklaven der Türken würden. Gennadius predigte und schrieb unaufhörlich gegen die Freunde der Kirchenvereinigung, und einer der ersten weltlichen Herren des Reiches, Lukas Notaras, erklärte nach der Versicherung des Geschichtschreibers Dukas, deren Wahrheit wir jedoch bezweifeln, ganz

laut, er wolle lieber den Turban des Sultans, als die Helme der Lateiner in der Stadt sehen.

Dieser Lukas Notaras, welcher den Titel Großherzog führte, war vermöge seines Ranges Oberbefehlshaber zu Wasser und zu Lande, der Genuese Johann Giustiniani leistete aber bei der Vertheidigung der Stadt so wesentliche Dienste, daß der Kaiser ihm das Commando übertrug. Dies ward in der Stunde der Gefahr höchst verderblich. Der Großherzog versagte im entscheidenden Augenblick dem lateinischen Befehlshaber einige Geschütze, welche unentbehrlich waren, und Giustiniani zog den Degen gegen ihn und beschuldigte ihn des Verrathes, so daß es dem Kaiser Mühe kostete, Beide durch seine Dazwischenkunft auszusöhnen. Uebrigens wird Giustiniani als der Held gepriesen, welcher vom März bis Ende Mai am meisten zur Vertheidigung der Stadt beitrug; gleichwohl verließ er beim letzten Sturm, als er gefährlich verwundet wurde, plötzlich den ihm anvertrauten Platz, entfloh vorzeitig aus der Stadt und erleichterte dadurch den Türken das Eindringen in dieselbe. Der Kardinal Isidorus that übrigens mehr für den trefflichen Kaiser und sein Reich, als Lukas Notaras und alle orthodoxen Mönche. Der Kaiser hatte nämlich, weil alles Technische von Klostergeistlichen besorgt ward, vor langer Zeit zwei Mönchen eine bedeutende Geldsumme anvertraut, um die Mauern ausbessern zu lassen, diese hatten aber das Geld vergraben und sich um die Mauern nicht weiter bekümmert; Isidorus schaffte neue Summen herbei und ließ denjenigen Theil der Festungswerke, den man den Thurm des Anemas nannte, wiederherstellen. Dort kämpfte er auch bei Erstürmung der Stadt an der Spitze der ihm anvertrauten Schaaren aufs tapferste. Wie tief die Griechen unter ihrem Kaiser standen, welcher Tag und Nacht thätig war und nachher kämpfend fiel, geht daraus hervor, daß von 100,000 Griechen in Constantinopel kaum 6000 Theil am letzten Kampfe nahmen, und daß unter den Anführern, welche die zwölf Hauptposten vertheidigten, nur zwei Griechen waren. Unter den Griechen werden uns neben Notaras und dem Kaiser nur noch Demetrius Kantakuzenus, Nikephorus und Theophilus, die Paläologen, sowie Theodorus Karystius genannt; dagegen glänzten unter den 3- bis 4000 Italienern, Spaniern, Franzosen und Deutschen, welche zur Vertheidigung der Stadt herbeigeeilt waren, neben Isidorus und Giustiniani noch Contarino Contarini, Gabriel Trevisano, Giovanni Loredano und Battista Gritti. Der venetianische Bailo, d. h. General-Consul und Oberherr der in Galata wohnenden Venetianer, versah an der Spitze von 700 Mann die Polizei in der Stadt, während die übrige Militärmacht die Mauern vertheidigte.

Wenn man auch geneigt ist, mit Dukas den tapferen Johann Giustiniani von den Beschuldigungen freizusprechen, welche des Kaisers Freund und Diplomat, der Geschichtschreiber Phranzes, auf ihn gehäuft hat, so kann man doch nicht leugnen, daß die Genuesen in Galata sich sehr zweideutig benahmen. Dies scheint uns aus mehreren Umständen hervorzugehen, besonders daraus, daß sie, um das Schicksal ihres Handels besorgt, mit kaufmännischer Politik oft bei Tage den Griechen, bei Nacht den Türken Hülfe leisteten; vorzüglich ist aber ihr Betragen bei einer Unternehmung Mohammed's verdächtig, welche am meisten zur Einnahme der Stadt beitrug. Der innere Hafen von Constantinopel oder das sogenannte goldene Horn war nämlich, wie bereits bemerkt worden ist, zwischen der Akropolis oder dem jetzigen Serail und der Stadt Galata durch eine Kette gesperrt, welche die Türken nicht zu sprengen verstanden, obgleich sie 1204 von den Kreuzfahrern gesprengt worden war (Bd. V, S. 499); Mohammed kam daher auf den Gedanken, seine Schiffe auf Rollen zu bringen (nach anderen Berichten auf eine mit Talg bestrichene Holzbahn) und sie so über Land in den Hafen zu schieben. Dies konnte nur da geschehen, wo das goldene Horn, welches Constantinopel von Galata trennt, seine Spitze hat. Der Weg, auf welchem die Schiffe fortgeschafft werden mußten, ging also rund um Galata herum und nahe am nördlichen Ende dieser Stadt vorbei in den Hafen; wie war es möglich, daß die Genuesen in Galata den Transport, den Lärm, die nöthigen Zurüstungen nicht hätten wahrnehmen sollen? Warum thaten die Griechen nichts, als gegenüber der Kirche und dem Kloster des heiligen Kosmas die Schiffe ins Wasser gelassen wurden? Wie konnten alle Schiffe in *einer* Nacht anderthalb Stunden Weges weit über Land geschafft werden? Diese und viele andere Fragen lassen sich nicht beantworten. Uebrigens lauten die Berichte über den Transport der Schiffe ebenso abenteuerlich, als die in Betreff des Geschützwesens und anderer Dinge überlieferten Angaben, welche durchaus ungereimt und dennoch der Hauptsache nach wahr sind.

Die Landseite von Constantinopel wie von Galata war mit einer doppelten Mauer und zwei Gräben eingefaßt, am Hafen aber, von woher auch die Kreuzfahrer die Stadt erstürmt hatten, war der Zugang leichter; Mohammed ließ daher sogleich von Galata nach Constantinopel herüber Schiff an Schiff legen, um einen allgemeinen Sturm von der See- und Landseite her zu unternehmen. Ein Versuch, die türkische Flotte bei Nacht vermittelst des griechischen Feuers zu vernichten, mißlang; eines der venetianischen Schiffe wurde in Grund gebohrt und die Mannschaft hingerichtet. Hierauf schleppten die Belagerten alle gefangenen Osmanen, über 200, auf die Mauer

und hieben sie nieder. Sieben Wochen lang (seit Anfang April 1453) war die Belagerung ohne Erfolg und mit großem Verlust an Menschen betrieben worden. Endlich vereinigte Mohammed die unzähligen Barbaren, die er zusammengebracht hatte, zu einem letzten Sturm, nachdem er am 24. Mai den Kaiser noch einmal vergebens zur Capitulation aufgefordert und ihm freien Abzug, dem Volk aber Schonung angeboten hatte. Am 28. Mai war das ganze türkische Heer bei Sonnenuntergang gerüstet und vorbereitet; am Abend eben dieses Tages redete der Kaiser die Großen und das Volk noch einmal in ernsten und tief bewegten Worten an, nahm sodann in der Kirche der Sophia das Abendmahl, verabschiedete sich unter Thränen von den Anwesenden und setzte sich dann zu Pferd, um die kurze Nacht hindurch bei den Posten die Runde zu machen. Am 29. vor Tagesanbruch begann der Sturm. Der Sultan hatte den Seinigen die eroberte Stadt sammt den Bewohnern und aller ihrer Habe im Voraus preisgegeben, nur die Gebäude hatte er sich selbst vorbehalten und jede Zerstörung durch Feuer verboten. Der Kampf war furchtbar; wir haben aber schon bemerkt, daß von 100,000 Griechen nur 6000 die Stadt vertheidigen halfen, und daß zehn von den zwölf Posten an und auf den Mauern fremden Führern anvertraut waren. Es stand nämlich am Thore des heiligen Romanus der Kaiser selbst, neben ihm aber Giustiniani mit 300 auserlesenen Genuesen und Don Francesco von Toledo. Das Thor, welches jetzt das von Adrianopel benannt wird, vertheidigten Genuesen unter den Brüdern Paulus und Antonius Troilus Bochiardi. An dem Thore, welches jetzt Egrikapu heißt, commandirte Theodorus aus Karystos eine Compagnie Armbrustschützen und der deutsche Feldzeugmeister Johannes Grant die Artillerie. An diesen Posten reihten sich die Slaven, Serbier und Bulgaren, an deren Spitze der Kardinal Isidorus kämpfte. Weiterhin stritt eine auserwählte Schaar Italiener, geführt von dem venetianischen Bailo Hieronymus Mainotto und von den Brüdern Hieronymus und Leonardo de Langosko. Die Hafenseite vertheidigte mit sehr zweifelhafter Treue der Großherzog und Großadmiral Lukas Notaras. Der Venetianer Gabriel Trevisano mit 400 seiner Landsleute stand bei dem Thurm am Eingange des Hafens, der Venetianer Contarino am goldenen Thor, der Genuese Moritz Cataneo am Thor von Selymbria, und der spanische Consul Pedro Giuliani kämpfte an der Spitze wackerer Catalonier auf derselben Seite der Stadt.

Der Sturm hatte zwei Stunden lang gedauert, als Giustiniani verwundet ward und sich durch keine Vorstellungen und Bitten des Kaisers auf seinem Posten zurückhalten ließ, sondern nach Galata entfloh und die unter seiner Führung stehenden Schaaren mit sich fort

riß. Die Türken drangen hierauf in die Stadt ein und waren bald Herren derselben. Die Häuser wurden geplündert, viele Tausende Einwohner jedes Alters und Geschlechtes zu Sklaven gemacht, aber nur wenige Tausende getödtet. Unter den Letzteren befand sich auch der Kaiser, welcher am Sanct Romanusthor von drei Janitscharen unerkannt im Getümmel erschlagen wurde. Giustiniani gelangte auf der Flucht bis Chios, starb aber hier an seinen Wunden, Lukas Notaras und der Kardinal Isidorus geriethen in Gefangenschaft. Der Erstere hatte mit dem osmanischen Prinzen Urchan, auch nachdem die Stadt bereits genommen war, einen Thurm vertheidigt und erst dann sich ergeben, als Urchan gefallen war oder nach Anderen sich von dem Thurme gestürzt hatte. Er suchte nachher den Sultan durch Ueberlieferung seiner unermeßlichen Schätze zu gewinnen, dieser soll ihm aber sehr verächtlich begegnet sein, während er sich dagegen im Laufe der Belagerung mehrere Male einen General wie Giustiniani gewünscht habe. Notaras ward eine Zeit lang verschont, nachher aber nebst seinen Söhnen auf Mohammed's Befehl enthauptet. Der Kardinal Isidorus wurde in der Gefangenschaft nicht erkannt, weil er sich seines rothen Hutes und der Kardinals-Tracht glücklich entledigt hatte; man verkaufte ihn als Sklaven, er fand aber bald Gelegenheit, sich auszulösen und nach Rom zurückzugelangen. Gleich nach seinem Einzug befahl Mohammed II., die Leiche Constantin's aufzusuchen; sie wurde an den goldgestickten Schuhen erkannt, das Haupt erst auf einer Säule zur Schau gestellt und später als Trophäe nach Asien gesandt, der Körper aber von den Griechen bestattet. Die genuesische Vorstadt Galata wurde von den Türken verschont, die Genuesen trieben dort ihren Handel nach wie vor und genossen, wie die Venetianer, mancher Privilegien; man beschuldigte sie daher, daß ihre Ritter zwar als Krieger tapfer gefochten hätten, daß aber ihre Diplomaten mit den Türken im Einverständniß gewesen seien.

Die Eroberung der griechischen Hauptstadt, die Verlegung der Residenz des Sultans in die Burg von Constantinopel, die Umwandlung der von Justinian erbauten Hauptkirche der Sophia oder göttlichen Weisheit in die Haupt-Moschee des neuen mohammedanischen Kaiserthums verbreitete einen allgemeinen Schrecken in ganz Europa. Aus Constantinopel wurden die Christen vertrieben, um einer türkischen Bevölkerung Platz zu machen, und man mußte erwarten, daß nach und nach alle vom Raube lebenden Horden Asiens nach Europa würden gezogen werden. Ungarn und Deutschland waren zunächst bedroht; die Donau-Länder und die Besitzungen der Christen im eigentlichen Griechenland, ja sogar die Inseln des Archipelagus konnten sich auf die Dauer unmöglich der Herrschaft der türkischen

Kaiser erwehren, die damals eine Flotte erhielten und ihre griechischen Sklaven zu allen den Künsten und Verrichtungen gebrauchten, welche geistige Bildung und industrielle Uebung erfordern. Ein despotisch regiertes Militärreich mit einem stehenden Heere von einigen hunderttausend Mann ward also zu einer Zeit, wo kein europäischer Fürst eine souveraine Macht oder ein stehendes Heer hatte, plötzlich diesseits des Bosporus dauerhaft eingerichtet und kam durch die Besitznahme der Hauptstadt des oströmischen Reiches zu den christlichen Völkern in ein ganz anderes Verhältniß, als das frühere gewesen war.

Die Civilisation und die Litteratur der fränkischen, celtischen und slavischen Staaten Europa's gewannen übrigens durch die Auswanderung griechischer Gelehrten aller Fächer und durch das Auftreten gebildeter Männer aus den ersten griechischen Familien in italienischen Städten und an fremden Lehranstalten so viel, daß man die Eroberung von Constantinopel ebenso wie die Entdeckung von Amerika als Anfangspunkt des neueren Staatslebens und der neueren Litteratur zu bezeichnen pflegt. Die Einnahme von Constantinopel fiel gerade in die Zeit, als die seit einem Jahrhundert erwachte Bewunderung und Nachahmung des klassischen Alterthums durch die Bemühungen Petrarcha's, des Kaisers Karl IV. und vieler anderer Männer, deren wir später gedenken werden, einen solchen Grad erreicht hatte, daß Geistliche und Weltliche, Fürsten und Städte den höchsten Ruhm darin suchten, Sammlungen von Handschriften griechischer Schriftsteller oder gelehrte Erklärer der griechischen Schriften an sich zu ziehen. Die Büchersammlungen des Abendlandes, besonders italienische und französische, haben in dieser Zeit die Ueberbleibsel der von den Türken vernichteten öffentlichen und Privat-Bibliotheken der Griechen theuer an sich gekauft und so der Nachwelt erhalten. Uebrigens bewiesen die Türken den griechischen Geistlichen und Gelehrten sehr viele Duldung. Lukas Notaras ward freilich mit seiner ganzen Familie vernichtet, dagegen aber Georg Scholarius oder Gennadius von einer Synode zum Patriarchen erwählt, was allerdings auf ihn und seine fanatisch kirchliche Partei einen Schatten wirft; dem Sultan aber war es höchst willkommen, daß ein so heftiger Gegner des lateinischen Kirchenthums die Würde erhielt. Er fand es rathsam, sich die Bestätigung des griechischen Patriarchen sogleich vorzubehalten, und vollzog sie durch Ueberreichung eines kostbar geschmückten Hirtenstabes. Dieser Hergang gab nachher den türkischen Ministern manchen Vorwand zu Erpressungen. Der neue Patriarch bezog als Residenz ein großes Gebäude neben der Marienkirche, und so hatten die Griechen wieder einen Mittelpunkt für ihre ehrgeizigen Intriguen.

Der Kreuzzug, welchen die abendländischen Christen zur Rettung Constantinopels beabsichtigt hatten, kam nicht zu Stande, die zu diesem Zweck ausgerüstete Flotte lief, wie oben erzählt worden, zu spät aus und ward vernichtet; zwei Reichstage, die im Jahr 1454 gehalten wurden, der eine zu Frankfurt, der andere zu Regensburg, gaben zwar dem hochgebildeten Humanisten und Staatsmann Aeneas Sylvius Piccolomini Veranlassung zu schmuckvollen Reden, zeigten jedoch schließlich nur, wie wenig das alternde Reich zu einer kraftvollen Unternehmung eingerichtet war. Nur Skanderbeg in Albanien trotzte der kolossalen Macht Mohammed's. Im Jahre 1454 ließ ihm der Sultan gegen einen mäßigen jährlichen Tribut den Frieden anbieten, Skanderbeg ging aber auf nichts ein, befestigte Kroja besser als vorher und schlug zweimal hinter einander ein türkisches Heer, das die Stadt belagern sollte. In den nächsten Jahren erlaubten andere Fehden dem Sultan nicht, seine ganze Macht gegen Albanien zu richten; ja nach schweren Verlusten schloß er mit Skanderbeg einen Frieden, in welchem er ihn als Herrn von Albanien anerkannte. Der treffliche Hunyad hatte dem Despoten Georg von Serbien, seinem persönlichen Feinde, wieder zur Herrschaft über sein Land verholfen; Mohammed II aber eroberte Novoberda, wo Georg seine Schätze aufbewahrte, setzte wieder einen türkischen Statthalter ein und bedrohte Ungarn. Zum Einzug in dieses Land war der Besitz von Belgrad nothwendig; gegen diese Festung zog der Sultan mit einem gewaltigen Heere und mit Vorräthen jeder Art. Alsbald versöhnten sich die Parteien in Ungarn; Hunyad übernahm den Oberbefehl. Zwar sandten die Regierungen des Abendlandes keine Hülfe, dagegen aber entwickelte sich im unteren Volk eine wilde, stürmische Begeisterung, welche an das Walten von Elementarmächten erinnert, während in den höheren Kreisen ein diplomatisches Rücksichtnehmen und Abwägen von Interessen jede Thatkraft hinderte. Der Mann, der diese Flamme schürte, war mit einer rohen, aber die Masse tief ergreifenden Beredsamkeit ausgerüstet; er wirkte durch einen fanatischen Eifer, der sich nicht blos in Worten, sondern in Geberden und Mienenspiel aussprach. Es war der Franziskaner Johannes, nach seinem Geburtsort in den Abruzzen meist Capistrano genannt. Auf den Reichstagen in Frankfurt (1455) und Wienerisch Neustadt erntete der sonderbare Mann bei den Großen allerdings Lob und Bewunderung, vermochte jedoch ihre kühlen Seelen nicht zur That zu entflammen. Da wandte er sich ans Volk, das er in lateinischer Sprache anredete; sein persönliches Auftreten wirkte mehr als die Verdeutschung des Dollmetschers. Als Ketzerverfolger hatte er seine Laufbahn in Deutschland begonnen und mit grausamer Härte durchgeführt; denn der Charakter

der Milde und Humanität blieb derartigen Erscheinungen im Mittelalter fremd. Das Volk, in seinem vielleicht rohen, aber starken und lebhaften Türkenhasse, lauschte seinen Bußpredigten, die den osmanischen Wütherich als eine dem sündigen Geschlecht gesandte Gottesgeißel schilderten; es errichtete Scheiterhaufen, auf denen Spielgeräthe und Luxuswaaren verbrannt wurden, und zog mit Spieß, Karst und Stange hinter ihm her. Nur einige hundert polnische und deutsche Kriegsleute, vor Allen aber Hunyad mit seinen Begleitern gaben dem wilden Zug einen festen Kern. Dieser wandte sich gegen das Belagerungsheer; die türkischen Schiffe auf der Donau wurden zerstört, die Janitscharen von den Wällen getrieben; Mohammed, schwer verwundet, ließ über 20,000 Leichen vor Belgrad zurück und rettete sich nach Sofia. Ungarn war gerettet; was seit 60 Jahren die prangenden Ritterschaaren nicht vermocht hatten, leistete hier die unbändige Volkskraft (1456). Hunyad überlebte den glänzenden Sieg nur um drei Wochen, Capistran um einige Monate.

Im Jahre 1465 zog Mohammed mit einem Heere, welches, wahrscheinlich sehr übertrieben, zu 200,000 Mann angegeben wird, nach Albanien und eroberte Sfetigrad und Albanisch-Belgrad. Die Türken vertheilten sich hierauf im Lande, nahmen ihre Winterquartiere an verschiedenen Plätzen und schlossen Kroja enge ein, während der Sultan nach Philippopolis ging, Skanderbeg aber nach Rom reiste, um beim Papst Paul II. Hülfe zu suchen. Paul war zu geizig, als daß er seine Schätze zur Werbung von Kriegsvölkern hätte verwenden mögen, Skanderbeg kehrte daher unverrichteter Dinge nach Hause zurück. Er vertheidigte Kroja, welches 1466 aufs neue von den Türken heftig angegriffen wurde, bis an seinen Tod (14. Januar 1467). Als der Held Albaniens gestorben war, konnte auch die von ihm so viele Jahre hindurch vertheidigte Stadt sich nicht lange mehr halten. Skanderbeg hatte vor seinem Tode sein Land und seinen Sohn Johann dem Schutze der Venetianer empfohlen, welche 1464 den Türken den Krieg erklärt und Lemnos erobert hatten, weil Mohammed nicht allein den Beherrscher der Insel Lesbos, Catalusio, vertrieben, sondern auch Argos besetzt hatte und im Begriff war, den ganzen Peloponnes zu erobern. Skanderbeg hatte während der 24 Jahre seiner Regierung sowohl dem furchtbaren Murad II. als dem Eroberer von Constantinopel getrotzt, er hatte in 22 Schlachten gestritten und war nur einmal verwundet worden. Er ward ebensosehr von den Türken bewundert, als von den Christen, welche ihm gern verziehen, daß er mehr auf türkische als auf christliche Weise lebte und die Ceremonieen der Kirche besser beobachtete, als die christlichen Moralgesetze. Die Janitscharen machten einen Heiligen aus ihm;

das bewiesen sie, als vier Jahre nach seinem Tode seine Leiche aus Alessio, wo dieselbe beigesetzt war, nach Skutari gebracht werden sollte. Sie suchten nicht blos ehrerbietig seine Hand zu berühren, um dadurch ihren Arm zu stählen, sondern sie verschafften sich später auch Stückchen von seinen Gebeinen, um sie als Talismane zu tragen.

In Serbien hatte Mohammed den dritten Sohn des Königs Georg als tributpflichtigen Vasallen eingesetzt, nach seinem Tode (1459) aber das Land in eine unmittelbare Provinz des türkischen Reiches verwandelt. Die Genuesen verloren nicht blos Galata, sondern auch Amastris in Kleinasien, welches nach der Eroberung von Constantinopel die Hauptniederlage ihres Handels geworden war. Die Paläologen Demetrius und Thomas hatte Mohammed aus Politik im Besitze des Peloponnes gelassen, er schickte ihnen sogar bei einem Aufstande der dortigen Arnauten Hülfe und übernahm bei ihren gegenseitigen Fehden zweimal die Vermittelung; als aber Demetrius seinen Bruder des diesem gehörenden Antheils am Lande beraubte, bemächtigte sich der Sultan der Halbinsel. Thomas entfloh nach Rom, Demetrius ward (1460) vom Sultan abgesetzt. In demselben Jahr wurde der letzte Herzog von Athen, der aus der florentinischen Familie Acciajuoli stammte, getödtet und sein Gebiet, wie auch Böotien, dem osmanischen Reiche beigefügt; es fehlt nicht an Nachweisen, daß der alte Ruhm der Stadt auch den Osmanen, die sie meist Setines nannten, nicht fremd geblieben war und ihr einige Schonung erwarb. Auch die Wallachei und beide Bosnien wurden den Türken tributpflichtig. Die Venetianer bekriegte Mohammed mehrere Jahre lang mit wechselndem Glück; von diesem Kriege kann aber erst später die Rede sein, wenn der Bemühungen gedacht wird, welche der Papst anwendete, um die Christenheit des Abendlandes zu einem Kreuzzuge gegen die Türken zu bewegen.

Auch in Asien erweiterte Mohammed sein Gebiet, indem er die noch unabhängigen Fürstenthümer dem türkischen Reiche einverleibte. Sinope ward besetzt und David Komnenus, der sich Kaiser von Trapezunt nannte, zuerst durch Tausch um sein Kaiserthum gebracht (1462) und drei Jahre später mit seiner ganzen Familie, darunter sieben Söhne, grausam gemordet, nur seine Gemahlin, die Kaiserin Helena, blieb am Leben und begrub ihre Todten mit eigener Hand. Die Familie der Komnenen, welche früher in Constantinopel geherrscht hatte, erlosch auf diese Weise; im 18. Jahrhundert hat aber ein französischer Officier und im 19. die wohlbekannte Herzogin von Abrantes nachzuweisen gesucht, daß sie Sprößlinge dieses Hauses seien.

II. Deutsche Geschichte bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts.

1. Einleitung.

In Deutschland stritten am Anfang des 15. Jahrhunderts zwei Kaiser um die weltliche Herrschaft, in Italien zuerst zwei, dann sogar drei Päpste um den Stuhl Petri. Das Concilium zu Pisa hatte in der Erwartung, daß die Päpste Georg XII. und Benedict XIII. abdanken würden, einen dritten Papst, Alexander V., gewählt.*) Dem neuen Papste war dabei freilich die Bedingung gestellt worden, daß er mit Hülfe des Conciliums der Kirchenspaltung ein Ende mache; dies konnte aber nur dann geschehen, wenn auch er erforderlichen Falles gleich den beiden anderen Päpsten seine Würde wieder niederlegte, und dazu hatte er vorerst noch keine Lust. Alexander vertagte daher das Concilium, versprach aber in drei Jahren ein neues zu berufen und von diesem die Beendigung des Zwistes betreiben zu lassen; einstweilen ging er nach Rom und ernannte Cardinäle, welche dann, als er schon 1410 starb, den Kardinal Balthasar Cossa oder, wie er als Papst hieß, Johann XXIII. zu seinem Nachfolger erwählten; in früheren Jahren hatte sich derselbe durch kühne Raubzüge zur See bekannt gemacht. Während Alexander V. und Johann XXIII. von Rom aus Deutschland brandschatzten, machte Benedict XIII. sein Ansehen in Spanien und England geltend. Dieser Papst, der sich zuerst in Perpignan und dann in Aragonien aufhielt, entbehrte und duldete lieber Alles, als daß er seinem Rechte an das Papstthum entsagte. Der dritte Papst, Gregor XII., war anfangs auf venetianischem Gebiete, dann bei Ladislaus im Neapolitanischen aufgenommen worden; als er sich auch dort nicht mehr sicher sah, behauptete er sein Recht unter dem Schutze des Herrn von Rimini. Der im Jahre 1410 erfolgte Tod des Gegenkaisers Ruprecht von der Pfalz schien um so mehr eine Gelegenheit zur Beilegung des Kirchenstreites zu bieten, als einerseits drei von den sieben Kurstimmen, nämlich Böhmen, Sachsen und Brandenburg, Ruprecht und dessen Papst nie anerkannt hatten, und andererseits Kaiser Wenzel welcher in Böhmen genug zu thun hatte, erbötig war, die Kaiser

*) Reihenfolge der in Italien gewählten Päpste: Urban VI. 1378; Bonifacius IX. 1389; Innocenz VII. 1404; Gregor XII. 1406. Die französische Partei hatte, wie bereits erzählt, nach Clemens VII. (1378—1394) den Kardinal Peter von Luna (Benedict XIII.) anerkannt.

würde einem rüstigeren Fürsten zu überlassen, der sich der Kirchensache annehmen könne. Wenzel hatte längst erklärt, daß er, wenn man einen Prinzen seines Hauses wähle, mit Beibehaltung des Kaisertitels die Kaiserwürde gern niederlegen werde.

2. Deutschland unter Sigismund bis zur Berufung des Conciliums von Constanz.

Als Ruprecht im Mai 1410 gestorben war und der Kurfürst von Mainz ohne Rücksicht auf Wenzel eine im September zu haltende Wahlversammlung nach Frankfurt ausschrieb, waren zwei Prinzen aus Karl's IV. Familie berechtigt, sich auf Wenzel's Versprechen zu berufen und um das Kaiserthum zu bewerben: Karl's IV. Bruderssohn, der Markgraf Jodokus oder Jobst von Mähren, — den der Geschichtschreiber oder Berichterstatter Eberhard von Windeck aus Mainz den „großen Lügner" nennt, — und Wenzel's Bruder, König Sigismund von Ungarn. Da der Letztere ebenso, wie die Kurfürsten von der Pfalz und Trier, dem Papst Gregor XII. anhing, so mußten Mainz und Köln sich nothwendig für Jodokus erklären, welcher wie sie zu dem Pisaner Concilium und dessen Papst hielt. Die Kurstimme von Brandenburg nahmen beide Prätendenten für sich in Anspruch, weil Sigismund zwar der eigentliche Besitzer der Mark Brandenburg war, dieselbe aber an den Markgrafen von Mähren verpfändet hatte. Uebrigens sollte Wenzel den Kaisertitel behalten und neben ihm nur, wie schon oft geschehen war, ein römischer König, der zugleich sein Nachfolger wäre, gewählt werden. Er selbst ward jedoch wieder schwankend und erklärte, gerade als der Kurfürst Friedrich von Köln in Rense eine Vorberathung veranstaltet hatte, daß es einer neuen Königswahl nicht bedürfe. Er fand freilich kein Gehör, weil die Mehrzahl der Fürsten, d. h. sowohl diejenigen, welche nachher Jodokus, als diejenigen, welche Sigismund wählten, von Wenzel nichts wissen wollten. Außer der weltlichen Rücksicht hatten Mainz und Köln, wie bereits angegeben worden, bei der bevorstehenden Wahl auch noch ein kirchliches Interesse als Anhänger des Pisanischen Papstes. Uebrigens hatten sie den Herzog von Berg, den Herzog Stephan von Baiern, den Markgrafen von Meißen und den Landgrafen von Thüringen für ihre auf Jodokus gerichteten Absichten gewonnen; in Gemeinschaft mit dem alten Werner von Trier dagegen, der sich fast nur leidend verhielt, arbeiteten mit großer Anstrengung der Sohn des Kaisers Ruprecht, Kurfürst Ludwig von der Pfalz, und dessen Freund, der Burggraf von Nürnberg, Friedrich VI. von Hohenzollern. Der Letztere erwarb sich durch seine Thätigkeit bei der Wahlangelegenheit so viele Verdienste,

daß er dafür später die Mark Brandenburg zuerst als Unterpfand und dann als Eigenthum erhielt und auf diese Weise der Gründer einer neuen kurfürstlichen Linie in Brandenburg wurde. Er selbst begab sich zu Sigismund, der sich als König von Ungarn in Ofen aufhielt, um ihn zur Annahme der Bedingungen zu bewegen, unter welchen Pfalz und Trier ihm ihre Stimme geben wollten. Beide Kurfürsten drangen besonders darauf, daß Sigismund als römischer König die Kircheneinheit wieder herstellen und zu diesem Zwecke nöthigenfalls auch den Papst Gregor XII. aufgeben wolle, dem er sich ebenso wie sie vorerst angeschlossen hatte. Sigismund versprach dies dem Burggrafen Friedrich und bekräftigte seine Zusage am 5. August durch ein an die beiden Kurfürsten gerichtetes Schreiben.

Am 1. September kamen die rheinischen Kurfürsten vor Frankfurt an. Ludwig von der Pfalz wollte mit 300 Reisigen in die Stadt einziehen, da aber die goldene Bulle jedem Kurfürsten nur 200 mitzubringen gestattete, so wurde seinem Begehren nicht willfahrt; dagegen verstärkte Burggraf Friedrich für den Fall, daß es zum Kampfe käme, die Pfalz-Trier'sche Partei durch 200 Reisige, welche er mitbrachte. Er wollte als Bevollmächtigter des Kurfürsten von Brandenburg einziehen; da aber der von den rheinischen Kurfürsten begünstigte Jodokus dem Letzteren die brandenburgische Kurstimme streitig machte, so gab die Stadt auch dies nicht zu. Friedrich wurde blos als Gesandter des ungarischen Königs, seine Reisige aber nicht als die einem Kurfürsten gebührende Umgebung, sondern nur im Allgemeinen als seine Begleitung und Bedeckung zugelassen. Nichtsdestoweniger erschien Friedrich als Bevollmächtigter Sigismund's, welcher schon früher als Kurfürst von Brandenburg gegolten hatte, am 20. September 1410 vor dem Dom der Stadt, um mit den Kurfürsten von der Pfalz und von Trier eine Kaiserwahl zu halten. Da der Erzbischof von Mainz die Kirche nicht öffnen ließ, so nahmen die drei Herren das Wahlgeschäft auf dem hinter dem Chor des Doms befindlichen Raume vor und ernannten Sigismund zum Kaiser. Mainz und Köln protestirten dagegen und bereiteten eine Gegenwahl vor. Sie zogen Wenzel in ihr Interesse, damit er die böhmische Kurstimme für Jodokus abgebe, erkannten diesen als Kurfürsten von Brandenburg an und erklärten, daß Rudolf von Sachsen, der Bruder und Vorgänger Albert's III., des letzten Kurfürsten der Anhaltinischen Linie, zu Gunsten des Markgrafen Jodokus eine Vollmacht eingeschickt habe. Dann wählten sie am 1. October innerhalb des Domes Jodokus zum römischen König. Sie hatten dabei den Vortheil für sich, daß dieser von fünf Kurfürsten an der gesetzlichen Stelle gewählt worden war.

Weder Jodokus noch Sigismund zeigten sich sehr eilig, von der ihnen übertragenen Würde Besitz zu nehmen; der Letztere wartete sogar ganze drei Monate, bis er in einem Schreiben die Annahme der Wahl erklärte (11. Januar 1411). Seine Angelegenheiten in Deutschland wurden unterdessen durch seine Wähler unter den Kurfürsten, sowie durch die beiden Burggrafen Friedrich und Johann von Nürnberg und durch Eberhard von Würtemberg besorgt. Zu einem Kriege kam es jedoch nicht, obgleich Jodokus ein Heer gerüstet hatte; denn dieser starb schon am 17. Januar 1411 zu Brünn. Er endete so plötzlich, daß man seinen Tod einer Vergiftung zuschrieb und nach dem barbarischen Kriminal-Verfahren jener Zeit einen Unschuldigen dafür büßen ließ. Es ward nämlich ein Mann, den man in Verdacht hatte, so lange gefoltert, bis er aussagte, was man von ihm hören wollte; dann ließ man ihn nach dem Urtheilsspruche böhmischer Burggrafen und Stände-Mitglieder in Böhmisch-Brod viertheilen. Nach Jodokus Tod knüpfte der Burggraf Friedrich, welcher zu Sigismund nach Ofen gezogen war, mit Wenzel und mit dem Haupte der Gegenpartei, dem Erzbischof von Mainz, Unterhandlungen an. Es gelang ihm zuerst, den alten Kaiser zu gewinnen. Am 9. Juli kam eine Versöhnung zwischen Wenzel und Sigismund zu Stande; der Letztere gab seinen Papst auf und versprach, seinem Bruder die Ehrenrechte eines römischen Kaisers zu belassen, wogegen Wenzel einwilligte, daß Sigismund zum König erwählt werde. Durch Wenzel erlangte der Letztere hierauf die Kurstimme von Sachsen und durch den Burggrafen Friedrich ward er auch mit Köln und Mainz fertig. Dagegen machten seine seitherigen Anhänger, die Kurfürsten von Trier und von der Pfalz, Schwierigkeiten, weil sie an seiner ersten Wahl, die er selbst als ungültig ansehen lassen wollte, mit Hartnäckigkeit festhielten. Sie protestirten sogar noch, als die Kurfürsten am 17. Juli (1411) im Dom von Frankfurt zu einer neuen Wahl zusammen gekommen waren, gegen diese und die Versammlung ging, zum großen Aergerniß des Volkes, unverrichteter Sache auseinander. Erst am 24. willigten sie nach langem Sträuben ein und Sigismund wurde endlich zum zweiten Male als römischer König ausgerufen. Es dauerte nachher noch mehrere Jahre, ehe der neue König, welcher stets ohne Geld und stets auf Reisen war, nach Deutschland kam, obgleich er schon im August von seiner Wahl Nachricht erhalten und das Versprechen gegeben hatte, sich im Herbst zu Aachen krönen zu lassen. Man muß sich daher doppelt wundern, daß er die Krone unter den lästigen Bedingungen annahm, welche der Burggraf Friedrich dem Erzbischof Johann von Mainz zugestanden hatte. Es wurden nämlich diesem Kurfürsten alle seine

gesetzlichen oder ungesetzlichen Rechte, namentlich in Betreff der Münze, des Geleits und der Zölle, sowie die Privilegien oder vielmehr die Usurpationen seiner Geistlichkeit bestätigt. Ferner gelobte Sigismund, sich wegen seiner Bestätigung nur an Papst Johann XXIII. zu wenden, das Mainzer Erzstift ganz besonders zu schützen, die weltliche und geistliche Gerichtsbarkeit des Erzbischofs zu erhalten und keine neuen Zölle zu dessen Nachtheil zu errichten. Er verpflichtete sich außerdem, ohne Einwilligung des Erzbischofs keinen Vicar zu ernennen, und gewährte endlich noch einigen im Vertrag namentlich angeführten Freunden desselben die nämliche Bestätigung ihrer zum Nachtheil der Reichsbürger erlangten Privilegien, welche ihm selbst zugestanden worden waren; endlich gab er noch das schwer zu erfüllende Versprechen, Mailand unter die Reichshoheit zurückzubringen.

Bei den Unterhandlungen für Sigismund hatte der Burggraf Friedrich sich so bedeutende Verdienste erworben, daß jener ihm die Landeshauptmannschaft über die Mark Brandenburg übertrug. Dies war für die unglücklichen Bewohner von Brandenburg ein Glück; denn seit dem Aussterben ihrer alten Kurlinie und seit der Besitznahme des Landes durch Kaiser Karl IV. war dort ein Zustand gleich dem des heutigen Kurdistan eingetreten. Die Ritter und Herren in Brandenburg, vor Allen die Herren von Quitzow, Bredow, Rochow, Schulenburg, Alvensleben, waren Räuber und Tyrannen, befehdeten die Bürger der Städte und zwangen die Bauern, sich ihrer sogenannten Patrimonialherrschaft zu unterwerfen. Sie waren sehr froh, als sie durch den Tod ihres seitherigen Markgrafen Jodokus wieder den König Sigismund zum Landesherrn erhielten, weil dieser in Ungarn genug zu thun hatte und sich um die Mark nicht bekümmern konnte. Sie huldigten ihm feierlich und ließen ihn durch Gesandte bitten, nach Berlin zu kommen, in der sicheren Erwartung, daß dies nicht geschehen werde. Sigismund ernannte Kaspar Gans, Edlen von Puttlitz, zum Statthalter von Brandenburg; dieser hatte aber kein Ansehen. Niemand verlor also dabei, als Sigismund 1411 dem Lande in der Person des Burggrafen Friedrich einen neuen Fürsten gab. Durch eine am 8. Juli dieses Jahres ausgestellte Urkunde erhielt der Burggraf die Mark Brandenburg mit allen Rechten und Einkünften, wie sie Sigismund gehabt hatte, als rechter Obrist, gemeiner Verweser und Hauptmann. Sigismund verfuhr hierin sehr vorsorglich, denn bei den vielseitigen Ansprüchen, die vom Reich, von der Kirche und von Ungarn aus an ihn gestellt wurden, hätte er selbst unmöglich Sicherheit und Ordnung in der zerrütteten Mark herstellen können; in Friedrich VI. von Hohenzollern erkannte er jedoch die dazu geeignete tüchtige Persönlichkeit. Es ist eine irrige, erst später

aufgekommene Vorstellung, daß der Kaiser dem Burggrafen einfach für ein Darlehen von 150,000 Goldgulden die Verwaltung der Mark pfandweise übergeben und ihm später, da er die Summe nicht bezahlen konnte, noch dazu die Ausübung der Kurwürde und endlich den erblichen Besitz des Landes übertragen habe. Die 100,000 Goldgulden, die in der Urkunde auf die Mark angewiesen waren und zu welchen später noch 50,000 als Hochzeitsgut für des Burggrafen Sohn Johann kamen, dienten dazu, das Land in einen geordneten Zustand zu bringen; die Erblichkeit war in derselben Urkunde schon vorgesehen. Diese Abmachung wurde am 15. December durch Wenzel bestätigt. Die völlige Uebertragung der Kurwürde und des Erzkämmerer-Amtes von Brandenburg an Friedrich von Hohenzollern fand zu Constanz am 30. April 1415 statt. Hierbei wurden ausdrücklich die Verdienste desselben um Herbeiführung eines besseren Zustandes in der Mark anerkannt; auch war der Vorbehalt einer künftigen Wiedereinlösung ausgesprochen und zwar um den Preis von 400,000 Goldgulden; jedoch erschien derselbe damals schon als rein formal. Die feierliche Belehnung fand ebenfalls in Constanz am 18. April 1817 statt.

Die Ungarn, deren Beherrscher Sigismund durch seine erste Gemahlin geworden war, fanden sich geehrt, daß ihr König zum römischen Kaiser bestimmt sei und machten am 1. October auf einem Reichstage das Gesetz, daß, wenn er keine männlichen Erben hinterlasse, ihm seine Tochter Elisabeth auf dem ungarischen Throne nachfolgen sollte. Diese Begünstigung benutzte Sigismund, um die den Ungarn benachbarten Fürsten von Oestreich auf eine etwas sonderbare Weise an sein Haus zu knüpfen. Die Besitzungen der Habsburger waren damals unter drei Prinzen vertheilt. Tyrol und die helvetischen und schwäbischen Güter besaß Friedrich, welchem später der Beiname „mit der leeren Tasche" gegeben ward; in Steiermark, Kärnthen, Krain, Istrien, Triest und Portenau herrschte dessen Bruder Ernst der Eiserne; Oestreich endlich gehörte dem minderjährigen Sohne eines Vetters derselben, Albrecht V. Der Letztere mußte sich die Vormundschaft seiner beiden Vettern gefallen lassen, welche seine Schätze plünderten und theilten und sein Land drückten, bis endlich Sigismund zwischen ihnen und den Landständen vermittelte, worauf dieser mit ihnen auch eine Erbverbrüderung in Beziehung auf Böhmen abschloß. Ernst und Friedrich geriethen jedoch gleich nachher aufs neue mit den östreichischen Landständen in Streit. Die beiden Vettern des jungen Herzogs wollten nämlich die Vormundschaft behalten, bis derselbe 16 Jahre alt sei; die Ritterschaft erhob aber die Waffen gegen Beide, weil sie fürchtete, die Vormünder möchten bis dahin Land und Leute ganz zu Grunde richten. Das Land war verwüstet und Wien litt un-

säglich, so daß man nach der Angabe gleichzeitiger Geschichtschreiber den Schaden auf 600,000 Dukaten anschlug. Am 14. September 1411 gelang es endlich dem Könige von Ungarn, den man aufs neue gerufen hatte, den Zwist beizulegen. Bei dieser Gelegenheit ward der junge Albrecht von Sigismund, welcher damals schon römischer König war, nicht nur für volljährig erklärt, sondern auch mit seiner erst zwei Jahre alten Tochter Elisabeth verlobt. Uebrigens waren die beiden älteren Herzoge, besonders der eiserne fehde- und raubsüchtige Ernst mit dem schiedsrichterlichen Spruche Sigismund's schlecht zufrieden. Eben denselben Ausgang hatte ein anderer Vermittelungsversuch desselben. König Ladislaus von Polen nahm ihn nämlich in seinem Kriege mit dem deutschen Orden in Preußen ebenfalls zum Schiedsrichter an und kam zu diesem Zwecke um Pfingsten 1412 selbst nach Ofen. Sigismund schlichtete den Zwist, aber Ladislaus und der deutsche Orden mit seinem Heermeister waren einer wie der andere mit seiner Entscheidung unzufrieden.

Es war dem neuen Könige der Deutschen auch im Jahre 1412 unmöglich, nach Deutschland zu kommen, obgleich er damals wiederholt versprochen hatte, daß er sich in Aachen krönen lassen wolle. Er hatte weder Geld zur Reise, noch sah er irgend eine Möglichkeit, sich seiner vielen Feinde daheim zu erwehren. Der deutsche Orden und die Polen waren mit ihm unzufrieden, die Türken bedrohten ihn von der Donau und Sau her, er mußte mit den Bosniern und Dalmatiern Krieg führen und auch die Venetianer, welche Ernst der Eiserne in seine Sache gezogen hatte, bekriegten den König von Ungarn in den Jahren 1412 und 1413. Zugleich ward Sigismund von schwerem Hauskreuz gedrückt. Er hatte nämlich nach dem Tode der Maria, deren Hand ihm das Königreich Ungarn verschafft hatte, die böse Barbara von Cilly geheirathet, welche nicht blos ihm selbst das Leben recht sauer machte, sondern auch nach seinem Tode Ungarn verwirrte und die Deutschen von der einen Seite in das Land führte, während dasselbe von der anderen her durch die Türken verheert wurde. Die Ereignisse des zweijährigen Krieges mit Venedig sind für die allgemeine Geschichte blos in der einen Rücksicht von Bedeutung, daß Sigismund durch dieselben abgehalten ward, sich in Deutschland auch nur sehen zu lassen. Er trieb sich bald hie bald da an den südlichen Grenzen seines Reiches umher. Auch als er endlich einen Waffenstillstand auf fünf Jahre mit den Venetianern geschlossen hatte (April 1413), suchte er neue Abenteuer in Tyrol, in der Schweiz und in Oberitalien, statt daran zu denken, wie er die deutschen oder auch nur die ungarischen Angelegenheiten ordnen könne. Bei seinem ritterlichen Treiben in den genannten Ländern wetteiferte er ebenso, wie bei Festen und Mahlzeiten,

durch Verschwendung mit dem östreichischen Friedrich, dessen Beiname „der Herzog mit der leeren Tasche" auch für Sigismund sehr passend gewesen wäre. Beide erlaubten sich ritterliche Rohheiten, wie sie noch heutiges Tages von der jungen Noblesse auf Universitäten und von der englischen Aristokratie als Adelsvorrecht geübt werden, und jeder suchte dann die Schuld auf den Anderen zu schieben. Bloßer Zufall war es, daß Sigismund, als er sich 1413 bald an diesem bald an jenem Orte Tyrols, Graubündens, der Schweiz und der lombardischen Grenze umhertrieb, den deutschen Erzbischöfen beweisen konnte, daß es ihm mit dem Versprechen, die Einheit der Kirchenregierung herzustellen, wirklich ernst sei. Der Papst Johann XXIII. hatte nämlich zwar den König Ladislaus von Neapel, welcher Gregor's XII. Anhänger gewesen war, im Juli 1412 dahin gebracht, daß derselbe ihn als Papst anerkannte; schon nach zehn Monaten aber (Mai 1413) suchte Ladislaus den Kirchenstaat seinem Reiche einzuverleiben. Er schickte zu diesem Zwecke Truppen gegen Ancona und besetzte Rom, so daß Johann XXIII. mit seinen Kardinälen in aller Eile nach Siena fliehen mußte. Diese Flucht fiel in die Zeit, als Sigismund in die Lombardei gekommen war, um die Rechte des Reiches, welche Wenzel an das Haus Visconti verkauft hatte, gegen den Herzog Philipp Maria Visconti wieder geltend zu machen und sich dadurch den deutschen Fürsten zu empfehlen, ehe er in ihrer Mitte erscheine. Er fand bald, daß er es mit Philipp Maria nicht aufnehmen dürfe und kam dann auf den Gedanken, die Verlegenheit des vertriebenen Papstes zu benutzen, um das versprochene Concilium zu Stande zu bringen. Er begab sich nach Lodi, welches damals Johann von Vignate als seinen Herrn anerkannte, um mit drei vom Papst gesendeten Kardinälen über den Ort, an welchem das Concilium gehalten werden sollte, zu unterhandeln. Die päpstlichen Gesandten, unter welchen sich einer der berühmtesten Gelehrten jener Zeit, der besonders durch seinen ganz altrömischen Styl ausgezeichnete Leonardus Aretinus oder Leonardo von Arezzo, befand, waren ihrem Papste selbst wenig gewogen und setzten ihm so lange zu, bis er die ihnen ertheilte Instruction, nach welcher sie darauf bestehen sollten, daß das Concilium in einer italienischen Stadt gehalten werde, zerriß und es ihnen überließ, hierüber ein Uebereinkommen mit Sigismund zu treffen. Man vereinigte sich für Constanz und der Papst, wiewohl er höchst unzufrieden mit dieser Bestimmung war, ratificirte das, was seine Legaten ausgemacht hatten; er begab sich sogar (Ende November 1413) zu Sigismund nach Lodi, um die nöthigen Vorbereitungen zum Concilium mit ihm zu verabreden. Nachdem dies geschehen war, reisten der Papst und der Kaiser zusammen nach Piacenza und Cremona und erließen, ehe sie sich trenn-

ten, die nöthigen Edicte und Bullen, durch welche ein allgemeines Concilium auf den 1. November 1414 nach Constanz berufen ward. Hierauf begab sich der Papst nach Bologna, der Kaiser aber nach Como, wo er mit dem Herzog Philipp Maria eine Zusammenkunft hatte.

3. Die hussitischen Streitigkeiten in Böhmen und das Constanzer Concilium bis zum Tode des Hieronymus.

Als Johann XXIII. mit dem deutschen Könige einig ward, ein Concilium zu berufen, hoffte er durchzusetzen, daß dieses in Constanz zu haltende Concilium nur als Fortsetzung des Pisanischen betrachtet werden und folglich er selbst als der echte Papst gelten würde. So dachten aber weder Sigismund noch die Prälaten, am wenigsten ein Gerson und ein Peter von Ailly, welche zwar die Erhaltung der alten Lehre, aber auch eine Reform der Kirchen-Disciplin schon lange mit Nachdruck gefordert hatten. Sie hielten an dem alten Satze fest, daß das Concilium über dem Papste stehe, sie wollten alle drei Päpste zur Abdankung nöthigen und forderten daher auch Gregor XII. und Benedict XIII. auf, nach Constanz zu kommen. Diese beiden Päpste wollten sich freilich anfangs aus einem sehr begreiflichen Grunde auf nichts einlassen; denn die Sache war mit ihrem Gegner Johann ausgemacht worden, dessen Sitten und Wandel nichts weniger als exemplarisch waren und deshalb nicht blos alle frommen Seelen, sondern sogar den König Sigismund ärgerten. In dieser Hinsicht erzählt uns Leonardus Aretinus von der Zusammenkunft Johann's und Sigismund's in Lodi Folgendes. Der Papst, der sich ebenso wie der König in Glanz und Prunk gefiel, saß einst auf einem prächtigen Throne, mit allen Insignien seiner Papstwürde umkleidet, Sigismund stand ganz demüthig im Anzuge eines Diakonus, was er nach einem bekannten Vorrecht der deutschen Kaiser war, neben Johann, gab demselben aber nichtsdestoweniger ganz laut eine derbe Lection. Er sagte dem Papste, der schon als Kardinal ein Muster der Entartung der Geistlichkeit gewesen war, er beschwöre ihn ernstlich, seinem ärgerlichen Lebenswandel zu entsagen. Diese derbe Mahnung klingt in der deutschen Sprache des guten Eberhard von Windeck, welcher gegenwärtig war, und dessen Styl selbst für jene Zeit sehr hart und rauh ist, bei weitem besser, als in dem klassischen Latein des Leonardus Aretinus.

Sigismund zeigte übrigens ebensowenig Eifer, in Deutschland als römischer König zu erscheinen, als die deutschen Fürsten sich nachher bei seiner Ankunft am Rhein bemühten, ihn auf gebührende Weise zu empfangen. Beide hatten genügende Gründe für ihr Benehmen. Dem Könige fehlte es an Geld, um in Deutschland mit Glanz auf-

treten zu können, und die deutschen Fürsten wußten, daß bei ihm nichts zu holen sei. Ende Februar 1414 verließ Sigismund, der sich damals schon anderthalb Jahre lang in Oberitalien aufgehalten hatte, um die Anerkennung der Reichshoheit wenigstens in äußerlichen Huldigungen entgegenzunehmen, die Stadt Piacenza, besuchte Genua, Saluzzo, Piemont und Savoyen und reiste, vom Markgrafen Theodor von Montferrat begleitet, mit 800 Pferden über Freiburg nach Bern, wo er in den ersten Tagen des Juli ankam. Hier verbat er sich den Gebrauch des städtischen Silbergeschirrs und trank statt dessen aus Gläsern, weil, wie er sagte, in seinem Gefolge gar viele Czechen (Böhmen) wären, die das Stehlen nicht lassen könnten. Nach einem kurzen Aufenthalt in Bern begab sich Sigismund nach Basel, um von da den Rhein hinab nach Aachen zur Krönung zu reisen. Nie war dem Reiche ein kräftiger Regent nöthiger gewesen, als bei Sigismund's Ankunft in Deutschland. Die Bischöfe allein hatten noch ein einigermaaßen ausgedehntes Gebiet, wiewohl auch über dieses eigentlich nicht der jedesmalige Bischof herrschte, sondern der Adel, der denselben aus seiner Mitte erwählte; die weltlichen Fürstenthümer dagegen waren meist so zertheilt, daß nicht wenige Glieder der Ritterschaft größere Macht besaßen, als die Fürsten. In Brandenbung regierte eine noch ganz neue Linie und der Stifter derselben hatte Jahre lang mit den Raubrittern der Altmark und der Priegnitzer Mark zu kämpfen; auch herrschte er ja bis 1417 scheinbar nur als Stellvertreter. Oestreich war unter drei Herren getheilt. Baiern hatte in seinen beiden Hälften (Ober- und Niederbaiern) nicht etwa je einen, sondern mehrere Herzoge. Sogar in der Pfalz, wo doch erst im Jahre 1395 die Untheilbarkeit des Landes durch ein Gesetz ausgesprochen worden war, beherrschte der Kurfürst Ludwig das Erbe seines Vaters, des Kaisers Ruprecht, nicht für sich allein, sondern jeder seiner Brüder besaß ein eigenes Gebiet.

Als Sigismund nach Deutschland kam, war er nicht nur mit seinem Bruder Wenzel wieder ganz zerfallen, sondern auch die meisten Fürsten zeigten sich ihm feindlich. Wenzel hatte, ohne auf die Aussöhnung mit ihm Rücksicht zu nehmen, fortwährend den Kaiser gespielt, oder mit anderen Worten, er hatte fortgefahren, allerlei Bescheide, Urtheilssprüche, Privilegien und dergleichen mehr ausfertigen zu lassen; er nannte Sigismund zuletzt nicht einmal mehr einen römischen König. Von den Fürsten hatten sich zwar der Burggraf Friedrich und die Kurfürsten von Trier und von der Pfalz mit Wenzel nicht eingelassen, wohl aber Rudolph von Sachsen, die Herzoge von Brabant und Lothringen, der eiserne Ernst von Kärnthen und Krain und Stephan von Baiern. Auch der Kurfürst Johann von

Mainz war, obgleich er sich mit Wenzel tödtlich entzweit und für seine Kurstimme von dem neuen König die stärksten Zugeständnisse erlangt hatte, ein heftiger Gegner desselben. Je weiter der Letztere, überall, wo man ihn gastlich aufnahm (so auch zu Straßburg), in Saus und Braus verweilend, den Rhein herabkam, desto unzufriedener war er mit den Deutschen und diese mit ihm, weil er Geld brauchte und ihnen daher die Bestätigung alter, sowie die Ertheilung neuer Privilegien und Siegelbriefe aller Art so theuer als möglich verkaufen ließ, sie aber mit ihm accordirten und endlich gar zu wenig mehr geben wollten. Bei seiner Ankunft in Mainz war Kurfürst Johann so unartig, sich nicht einzufinden. In Koblenz, wo Sigismund am 12. August ankam, wartete er vier Wochen lang vergebens auf das Eintreffen anderer Fürsten, als derjenigen, welche schon vorher bei ihm gewesen waren. Hier ging ihm daher die Geduld endlich aus. Er setzte seine Reise nach Aachen nicht weiter fort, sondern kehrte um und war, wie es schien, entschlossen, ungekrönt nach Ungarn zurückzugehen. Er eilte jedoch auf dieser Reise nicht, sondern ließ es sich in allen den Städten, in welchen man ihn freundlich aufnahm und nach altem Reichsbrauche für ihn und sein Gefolge sorgte, im lustigen Leben wohl sein. Erst am 23. September kam er nach Nürnberg. Hier fanden sich alle fränkischen Fürsten und Herren nebst vielen anderen weltlichen und geistlichen Ständen bei ihm ein und sein getreuer Freund, der Burggraf Friedrich, machte die Letzteren darauf aufmerksam, daß, wenn sie Sigismund abreisen ließen, auch das Concilium nicht werde gehalten werden, welches doch allein der Verwirrung in ihren geistlichen und weltlichen Angelegenheiten abhelfen konnte. Sie ließen sich daher bewegen, bei Sigismund's Krönung zu erscheinen, und nachdem auch Johann von Mainz sich endlich mit dem König ausgesöhnt hatte, reiste dieser an den Rhein zurück. Unterwegs wurden überall die Juden arg gebrandschatzt und die Städte belästigt. Nach und nach fand sich eine ansehnliche Zahl deutscher Fürsten bei Sigismund ein, um der Krönung beizuwohnen. Auch Johann von Mainz erschien diesmal in Koblenz bei ihm; doch begleitete ihn derselbe nicht nach Aachen, wo endlich am 8. November 1414 Sigismund sich und seine Gemahlin, die böse Barbara, krönen ließ. Diese Handlung ward von dem neu eingesetzten, noch nicht einmal zum Bischof geweihten Kurfürsten Dietrich von Köln vollzogen; es waren dabei sieben Bischöfe anwesend, sowie alle größeren Reichsfürsten mit Ausnahme der baierischen Herzoge, des böhmischen Königs und Kurfürsten Wenzel und des Erzbischofs von Mainz.

Mit dem Concilium ward es jetzt wirklich ernst, da sogar Papst Johann XXIII. den deutschen König durch dringende Briefe auf-

forderte, schnell von Aachen nach Constanz zu kommen. Drei Tage, bevor Sigismund sich in Aachen krönen ließ, wurde die Kirchenversammlung eröffnet (5. November 1414). Sie begann ihre Thätigkeit mit den Verhandlungen über die von Johann Huß in Böhmen gestiftete christliche Gemeinde. Der neueste Geschichtschreiber von Böhmen, Palacky, hat den Ursprung der hussitischen Streitigkeiten, deren schon früher erwähnt worden ist, mit Recht auf den Widerwillen der regulirten Mönchsorden und der Weltgeistlichen gegen die Bettelorden, welche sich des Unterrichts und der Wissenschaften bemächtigt hatten, zurückgeführt. Diese Bettelmönche oder die Dominikaner und Franziskaner waren seit 1218 dasjenige geworden, was in unseren Zeiten die Jesuiten waren, nämlich Stützen und unbedingte Vertheidiger der Päpste und derjenigen kirchlichen Lehre, welche alle Usurpationen der römischen Bischöfe in Schutz nahm; je ärger daher die Mißbräuche der römischen Kirche wurden, je mehr die Päpste alle Rücksicht auf die öffentliche Meinung hintansetzten, desto heftiger entbrannte der Streit mit den Bettelorden und desto zahlreicher wurden die Bekämpfer ihres kirchlichen Systems. Unter den Männern, welche schon vor Huß in Böhmen gegen die Bettelmönche und die von ihnen vorgetragene Kirchenlehre eiferten, hat der Augustiner Konrad Waldhauser (irrthümlich zuweilen Konrad von Stieckna genannt) den größten Ruhm erlangt. Es ist jedoch ein Irrthum, wenn man ihn einen Vorläufer von Huß nennt: denn er war kein Böhme, sondern ein Oestreicher und predigte nur den Deutschen in Prag, in deren Sprache er seine Bußpredigten hielt. In den Jahren 1360 bis 1370 mußte er des ungeheueren Zudrangs wegen häufig auf offenem Markte predigen. Er eiferte gegen das Mönchthum, gegen die Mönche und gegen die Art von Christenthum, welche sie lehrten; dabei war er im eigentlichen Sinne des Wortes ein Bußprediger. Was Konrad Waldhauser für die Deutschen in Prag leistete, das leistete zu derselben Zeit der Czeche Milic von Kremsier für die eigentlichen Böhmen in ihrer Muttersprache. Milic's Predigten enthielten schon jene Beimischung von Mysticismus, von prophetischer und apokalyptischer Dunkelheit, welche im Laufe des 15. Jahrhunderts in den Predigten und Schriften der hussitischen Schwärmer gefunden wird. Er ward vielfach verfolgt, fand aber nicht blos bei Karl IV. Schutz, sondern auch sogar bei den Kardinälen, als er nach Avignon gegangen war, um sich gegen die ihm in einer päpstlichen Bulle gemachte Beschuldigung von zwölf Ketzereien zu rechtfertigen; er starb 1374. Bekannter als Milic ist der eigentliche Vorläufer von Johann Huß, Mathias von Janow, des Ritters Wenzel von Janow Sohn, welcher wissenschaftliche Bildung mit nationaler Beredsamkeit und mit dem

Eifer für eine vom Pfaffenthum und Mönchswesen gereinigte christliche Lehre verband. Er hatte auf der neuen, von Karl IV. gestifteten Universität studirt und Milic's Unterricht bis zu dessen Tode genossen. Nachher hatte er sich noch sechs Jahre zu Paris aufgehalten. Hierauf ward er im October 1381 Domherr und Beichtvater an der Prager Domkirche, starb aber schon um 1394. Dieser Mann, dessen Hauptschrift über den wahren und den verfälschten Sinn des alten und neuen Testaments in Böhmen sehr selten geworden ist, wirkte, ohne auf der Kanzel zu eifern, ebenso durch wissenschaftliche Lehre und durch Bücher, wie Milic durch populären Vortrag gewirkt hatte. In dem genannten Hauptwerk, welches nie vollständig gedruckt worden ist, soll er nach der Versicherung Palacky's, der dasselbe gesehen hat, die Gebrechen des kirchlichen Zustandes seiner Zeit mit Scharfsinn und Kühnheit enthüllt haben, ohne jedoch den Traditionen der Kirche und ihrer Hierarchie alles Ansehen nehmen zu wollen. Er hatte dabei überspannte Begriffe von dem Nutzen eines häufigen Genusses des Abendmahls und rieth wie Milic den Laien, dasselbe täglich zu genießen. Wegen dieser Lehre ward er von der Geistlichkeit verfolgt, welche die Laien nur höchstens einmal in jedem Monat zum Abendmahl zulassen wollte. Doch durfte er jene Lehre verbreiten; dagegen mußte er das, was er gegen den Dienst der Heiligen und gegen das Gebet um ihre Fürbitte gelehrt hatte, öffentlich widerrufen. Es verflossen 20 Jahr, ehe man in Prag die Frucht von Milic's Predigten und von Janow's Schriften erntete, obgleich uns eine Anzahl Männer genannt wird, die sich nach dem Beispiele Beider gegen die Mißbräuche der Kirche erhoben.

Die Universität Prag, deren juristische Facultät sich von den übrigen ganz abgetrennt hatte und gewissermaaßen eine eigene Universität bildete, wetteiferte damals mit Paris und Oxford; denn die Zahl der auf ihr Lehrenden und Studirenden war gegen den Anfang des 15. Jahrhunderts bis ins Unglaubliche gestiegen. Diese Zahl wird so groß angegeben, daß wir sie nur aus dem Grunde berichten, weil sie uns so überliefert wird, nicht aber weil wir die Angabe für ganz zuverlässig halten. Es waren, sagen die gleichzeitigen Schriftsteller bei Pelzel und bei Palacky, um das Jahr 1408 30,000 Studirende und 200 Doctoren Mitglieder der Prager Universität. Diese Lehranstalt bildete eine Art Republik, deren Bürger nach ihrer Herkunft in vier Körperschaften oder Nationen, die böhmische, die baierische, die sächsische und die polnische, abgesondert waren. Uebrigens geht aus den in böhmischer Sprache geschriebenen Schriften jener Zeit, welche zum Theil, wie die des Thomas von Stitny, ganz in Vergessenheit gerathen waren, von böhmischen Gelehrten unserer Tage

aber wieder ans Licht gezogen wurden, deutlich hervor, daß auch für die czechische oder böhmische Volkssprache und Volksbildung schon vor dem Hussiten-Kriege fast besser gesorgt war, als in Deutschland für die deutsche.

Auf der Prager Universität durfte Jeder, der einen Grad hatte, frei lehren; jüngeren Docenten war nicht blos gestattet, die Hefte der bekannten Lehrer von Prag, Paris und Oxford zu Grunde zu legen, sondern einer gewissen Klasse derselben, den Baccalauren, war dies sogar vorgeschrieben. Wenn man hierzu dasjenige nimmt, was wir oben von Milic und Janow gesagt haben, so wird man leicht begreifen, daß des englischen Reformators Wycliffe Schriften am Ende des 15. Jahrhunderts ebenso zu Prag, wie in England, Aufsehen erregten. Unter den böhmischen Gelehrten, welche sich schon im 14. Jahrhundert mit dem Inhalte jener Schriften beschäftigen, nennt man außer Thomas von Stitny noch Niklas von Leitomysl und Stanislaus von Znaym. Zwei andere mit Huß befreundete Männer dagegen, Christian von Prachatic, welcher später nur durch sein Ansehen als Astronom aus den Händen der in Constanz versammelten Hierarchen gerettet ward, und Stephan von Palec, beschäftigten sich nicht, wie Huß und Hieronymus, ganz ausdrücklich mit Wycliffe's Schriften und Lehren. Sie waren älter als Huß und Hieronymus, erlebten aber zum Theil noch, daß die Schüler dieser beiden Gelehrten grausam verfolgt wurden. Johann Huß selbst (sprachlich richtiger Hus; geboren zu Husinec im Kreis Prachin, wahrscheinlich um 1369) trat bereits im Jahre 1398 als öffentlicher Lehrer an der Universität Prag auf, und schon im folgenden Jahre vertheidigte er in einer öffentlichen Disputation Lehren, die er aus Wycliffe's Schriften herleitete. Er ward nichtsdestoweniger schon im Jahre 1401 als Decan der philosophischen Facultät zum Pfarrer und Prediger an der Bethlehem-Kirche ernannt und 1402 als solcher bestätigt. Im folgenden Jahre (1403) ward er Rector der Universität. Von Jugend auf war Huß mit dem etwas jüngeren Hieronymus von Prag bekannt, den man wegen einer mißverstandenen Stelle des Aeneas Sylvius oft mit Nikolaus Faulfisch, einer ganz verschiedenen Person, verwechselt hat. Hieronymus hatte große Reisen gemacht, während dagegen Huß bis zuletzt sein Heimathland nie verließ. Er war als Student nach Oxford gegangen und hatte von dort mehrere in Böhmen bisher unbekannte Schriften Wycliffe's mit nach Prag gebracht, wo er 1398 die Erlaubniß zu lesen erhielt. Nachher begab er sich des Studirens wegen noch nach Köln, Heidelberg und Paris, und später reiste er sogar in den Orient; denn er war um 1403 in Jerusalem. Da Hieronymus dem niederen böhmischen Adel angehörte, so erschien er auch

an verschiedenen Höfen und unter der Ritterschaft; der neueste Geschichtschreiber von Böhmen, Palacky, hat aber nachgewiesen, daß er schon auf jenen Reisen durch seine Vorliebe für die Lehren Wycliffe's überall Anstoß gab. Auch Huß hatte schon 1403 wegen derselben Lehren einen öffentlichen Streit. Als nämlich einige Prager Domherren in einer öffentlichen Disputation 45 Sätze als ketzerisch angriffen, welche, wie sie behaupteten, aus Wycliffe's Schriften gezogen seien, nahmen Huß und sein Lehrer Stanislaus von Znaym sich des englischen Reformators an. Huß vertheidigte die Sätze selbst nicht, sondern behauptete nur, daß sie in Wycliffe's Schriften nicht enthalten wären; Stanislaus von Znaym dagegen machte die Sätze selbst zum Gegenstand seiner Vertheidigung. Die Mehrzahl der Doctoren (Magister) ließ sich durch Stanislaus nicht überzeugen, sondern erklärte vielmehr, daß jeder Lehrer der Universität die Verpflichtung übernehmen solle, keinen der 45 Artikel öffentlich oder insgeheim zu lehren. Nach dieser Zeit finden wir bei vielen Gelegenheiten Huß nicht blos als gelehrten Lehrer an der Universität, sondern auch als ausgezeichneten Seelsorger und Prediger erwähnt. Dies fällt in die Zeit, als Wenzel, nach seiner Befreiung aus der Gefangenschaft, mit grausamer Justiz die Sicherheit, Ordnung und Zucht in Böhmen wieder herstellte (1404—1407). An Gregor XII., welcher Wenzel's Nebenbuhler Ruprecht als Kaiser anerkannte, rächte sich der böhmische König dadurch, daß er sich von ihm lossagte; und da ihm hierbei die von reformatorischen Lehrern geleitete böhmische Nation an der Universität Prag zur Seite stand, so nahm er auch diese Lehrer in Schutz. Dieselben waren sehr zahlreich; denn trotz des Verbots der Wycliffe'schen Schriften und Lehren mußte schon wenige Jahre nach der erwähnten Disputation eine Untersuchung gegen die Vertheidiger der Abendmahlslehre Wycliffe's angestellt werden. Unter den Reformatoren stand Huß obenan, und Palacky, der ihn nach seinen böhmisch geschriebenen Schriften schildert, behauptet, es könne aus vielen Stellen dieser noch ungedruckten Schriften, in welchen Huß sich weit mehr in seiner Eigenthümlichkeit ausspreche, als in seinen lateinischen Werken, dargethan werden, daß er das Märtyrerthum schon frühzeitig für sich in Anspruch genommen habe. Er war in der Stadt beliebt, die stille und fromme Königin Sophia nahm ihn zu ihrem Beichtvater, und auch der rohe Wenzel, wenn er zuweilen nüchtern war, duldete ihn bei sich. Selbst mit dem Erzbischof, Zbyneck Zajik von Hasenburg, war Huß befreundet, und dieser geistliche Fürst zeigte sich, obgleich er eigentlich weit mehr zum Anführer raubender Ritter, als zum geistlichen Oberhirten von Prag taugte, unter Hußens Leitung in Hinsicht auf vorgebliche Wunder am An-

fang des 15. Jahrhunderts viel verständiger, als der Bischof Arnold von Trier im 19. that. Huß bewies ihm nämlich, daß der Unfug des Pilgerns zu dem in der brandenburgischen Stadt Wilsnack befindlichen wunderthätigen Blut Christi für die reine und echte katholische Lehre höchst nachtheilig sei. Der Erzbischof ließ die Sache durch eine Commission untersuchen und verbot nachher allen Angehörigen seines Sprengels, an diesen Wallfahrten Theil zu nehmen. Jedoch währte die Freundschaft des reformatorischen Predigers und des geistlichen Fürsten der alten Kirche, deren Mißbräuche jener angriff, nur bis zum Ende des Jahres 1407. Als nämlich im nächsten Jahre Wenzel ganz mit Gregor XII. brach und sich zu Gunsten des Conciliums von Pisa erklärte, warfen Gregor und seine Anhänger die Schuld der Verbreitung der reformatorischen Lehren Wycliffe's auf den König, und nun thaten dieser und sein Erzbischof alles, was sie konnten, um den Verdacht der Begünstigung der Ketzer von sich zu entfernen und verfolgten seitdem die frommen Prediger, welche gegen kirchliche Mißbräuche eiferten. Uebrigens finden wir bei der ersten Inquisition gegen Huß diejenigen Theologen der Universität, welche der baierischen Nation angehörten, vor allen Anderen geschäftig, Wycliffe's Lehren zu verdammen. Um dieselbe Zeit gerieth Huß mit dem Erzbischof auch darüber in Streit, daß er sich zwischen den beiden Päpsten neutral halten wollte. Der Erzbischof untersagte ihm endlich das Predigen, konnte jedoch sein Verbot nicht durchsetzen.

Der Vorwurf der Ketzerei, welcher den Böhmen gemacht wurde, war damals den Baiern und Sachsen auf der Prager Universität sehr willkommen, weil sie mit jenen längst über andere Dinge im Streit waren. Es hatte nämlich jede der vier Körperschaften oder Nationen, in welche die Universität zerfiel, eine Stimme; von diesen vier Stimmen gehörten aber nicht nur die baierische und sächsische, sondern auch die polnische den Deutschen an, weil seit der Stiftung der Universität Krakau die eigentlichen Polen nicht mehr in Prag studirten und daher die dortige polnische Nation größtentheils aus Pommern, Preußen und deutschen Schlesiern bestand. Die Böhmen waren also bei allen Wahlen leicht überstimmt und folglich von den Aemtern und dem Einfluß auf die Universität fast ganz ausgeschlossen. Dies veranlaßte sehr heftige Beschwerden derselben. Auch der nicht zur Universität gehörende böhmische Adel nahm sich der Sache seiner Landsleute an. Diese ward außerdem durch Gesandte des Königs von Frankreich und der Universität Paris, die sich damals in Prag befanden, unterstützt. Die Letzteren riethen dem König Wenzel, die Einrichtungen in Prag dem Muster der Pariser und der italienischen Universitäten, welches sein Vater Karl IV. in anderen Stücken befolgt hatte,

auch in diesem Punkte näher zu bringen. Wenzel gab wirklich im Januar 1409 den Befehl, daß es künftig in Prag ebenso, wie in Paris und auf den italienischen Universitäten, gehalten werden solle, daß nämlich bei allen Abstimmungen die Böhmen drei, die anderen Nationen aber zusammen nur eine Stimme haben sollten. Die Deutschen suchten sich hierauf zwar im Besitze der Stellen und des Wahlrechtes zu behaupten; die Verfügung wurde aber streng aufrecht erhalten und dies bewog jene (Mai 1409), die Stadt zu verlassen. Man sagt, es seien im Ganzen 20,000, darunter einmal an einem einzigen Tage über 2000 deutsche Lehrer und Studenten ausgezogen. Durch diese Auswanderung gewannen die bereits bestehenden deutschen Universitäten, z. B. Erfurt, und es ward sogar noch in demselben Jahre, in welchem sie Statt fand, eine neue deutsche Universität in Leipzig eröffnet. Dieselbe erhielt ihren Stiftungsbrief vom Kurfürsten Friedrich dem Streitbaren und seinem Bruder Wilhelm und die nothwendige päpstliche Bestätigung von Alexander V.; als Stiftungstag galt der 4. December, und Otto von Münsterberg, ein Führer der herbeigezogenen Prager Studenten, war der erste Rector. Inzwischen verbreiteten sich in Böhmen nur desto ungehinderter die in böhmischer Sprache durch Rede und Schrift verkündigten reformatorischen Ideen eines Huß, eines Hieronymus und Anderer. Ganz Deutschland aber ward über Huß heftig erbittert. Er vor Allen wurde zugleich als Erzfeind der deutschen Nation und als Wycliffitischer Ketzer verschrieen, weil er, der Beichtvater der Königin, gleich nach seiner Genesung von einer schweren Krankheit nicht nur das von Wenzel gegebene Gesetz, sondern auch das heftige Verfahren desselben bei der Ausführung von der Kanzel herab gelobt hatte. Er pries die Liebe des Königs zu seinem Volke und ermahnte seine Zuhörer, auch den Nikolaus von Lobkowitz, Ober-Notar des Bergwesens in Böhmen, der an der Spitze von Bewaffneten die Böhmen in den Besitz der Stellen und Archive setzte, dankbar zu unterstützen. Während Huß sich auf diese Weise den Haß der Deutschen zuzog, ward das böhmische Volk um so mehr für ihn eingenommen, als es in ihm den Vertheidiger der Volksrechte und der Nationalität gegen die Willkür des Königs wie gegen die Bedrückungen und Anmaaßungen der Geistlichkeit erblickte. Dagegen klagte ihn der böhmische Klerus noch im Jahre 1409 bei der geistlichen Behörde förmlich an. Er erbittere — hieß es in der Anklage — das Volk gegen die Geistlichkeit, die Böhmen gegen die Deutschen; er predige die Verachtung der Kirche und ihrer Strafgewalt; er nenne Rom den Sitz des Antichrists und erkläre jeden Geistlichen, der sich bei der Austheilung eines Sacramentes Geld zahlen lasse, für einen Ketzer, während er doch selbst nicht nur den ketzerischen Wycliffe öffentlich gelobt,

sondern auch den Wunsch ausgesprochen habe, daß seine Seele einst eben dahin kommen möge, wohin Wycliffe's Seele gekommen sei. Der Erzbischof Zbyneck ließ einen Proceß gegen Huß einleiten; dieser klagte aber gegen das Verfahren des Erzbischofs bei Alexander V., welcher unterdessen vom Pisanischen Concilium zum Papst erwählt worden war und dasselbe nachher entlassen hatte. Der Papst gab dem Erzbischof völlig Recht und bevollmächtigte ihn, die Wycliffiten und ihre Lehre auf jede Weise zu verfolgen und auszurotten. Huß dagegen, auf seinen Einfluß am Hofe gestützt und wohl wissend, daß die Glieder der angesehensten böhmischen Familien sich zu seiner Lehre bekannten, nahm trotz der Bulle des Papstes Wycliffe und die Wycliffiten in Schutz. Der Erzbischof berief hierauf sechs Doctoren, um Wycliffe's Schriften zu prüfen. Diese erklärten, daß alle Bücher desselben offenbare Ketzereien enthielten, und nun wurden die Besitzer Wycliffe'scher Schriften aufgefordert, dieselben abzuliefern. Als hierauf wirklich 200, zum Theil sehr theuere und prächtig mit Goldschnitt eingebundene Bücher abgeliefert worden waren, gebot der Erzbischof am 16. Juni 1410, dieselben sämmtlich zu verbrennen. Dies ward freilich nicht sogleich ausgeführt, weil sowohl die Universität protestirte, als auch König Wenzel Aufschub forderte, und Huß selbst zugleich mit sieben anderen Doctoren an den nach Alexander's V. Tode zu dessen Nachfolger erwählten Papst Johann XXIII. appellirten; der alte Erzbischof ließ sich aber dadurch auf die Dauer nicht zurückhalten. Schon am 16. Juli des Jahres 1410 ward der ganze Haufe von Büchern im Hofe des erzbischöflichen Palastes in Gegenwart der Prälaten und der Geistlichkeit und unter dem Schutze derselben verbrannt und dieser Glaubens-Actus durch Glockengeläute der Stadt Prag kund gethan. Dies veranlaßte heftige Bewegungen und Aufstände in der Stadt. König Wenzel ließ auf der einen Seite gegen die Bürger und ihre Führer politisch und militärisch einschreiten, befahl aber auf der anderen auch, daß des Erzbischofs Bannfluch keine Wirkung haben und er selbst den Eigenthümern den Werth der verbrannten Bücher ersetzen solle. Als der königliche Befehl nicht befolgt wurde, ließ Wenzel die Einkünfte des Erzbischofs und aller derer, welche an der Verbrennung und Excommunication Theil genommen hatten, mit Beschlag belegen. Der Papst Johann XXIII., an welchen Wenzel sich gewandt hatte, entschied nachher zu Gunsten des Erzbischofs, obgleich auch die Universität Bologna die Verbrennung der Wycliffe'schen Schriften mißbilligt hatte. Die Untersuchung hatte der Papst dem Kardinal Otto von Colonna übertragen, welcher einige Jahre später unter dem Namen Martin V. sein Nachfolger auf dem päpstlichen Stuhl ward. Dieser sprach die Excommunication über

Huß aus und man wird daher auch leicht begreifen, warum sich Otto nachher als Papst so heftig gegen einen Mann zeigte, den er schon als Kardinal verdammt hatte. Huß war vom Papst zugleich nach Rom entboten worden, um sich wegen der ihm angeschuldigten Ketzerei zu vertheidigen; die Königin Sophia gab aber die Reise ihres Beichtvaters nach Rom nicht zu, und Wenzel machte durch Briefe und Botschafter dem Papste bittere Vorwürfe, daß er die Böhmen ungerechter Weise beschuldige, es befänden sich so viele Ketzer unter ihnen. Johann nahm den Proceß über Hussens Ketzerei aus Colonna's Händen und beauftragte zwei andere Kardinäle mit der Leitung desselben. Da diese aber anderthalb Jahre lang nichts von sich hören ließen, so behauptete der Erzbischof, die von Colonna ausgesprochene Excommunication sei noch immer in Kraft, und verfuhr diesem gemäß gegen die Bewohner von Prag. Auch gegen Wenzel war er erbittert, weil derselbe den auf die Einkünfte des Klerus gelegten Beschlag nicht wieder aufgehoben hatte. Hieraus entspann sich im Jahre 1411 ein förmlicher Krieg der geistlichen und weltlichen Macht in Böhmen. Der Erzbischof belegte endlich die ganze Stadt Prag mit dem Interdict, Wenzel dagegen verfuhr hierauf wieder einmal nach seiner alten barbarischen Weise mit den Pfaffen. Viele Geistliche wurden aus der Stadt gejagt und verbannt, Wenzel selbst kam in die Domkirche und ließ sich von den Domherren die Schätze derselben übergeben, welche dann nach Karlstein gebracht wurden. Nachher berief er die böhmischen Barone zu einem zahlreich besuchten Landes-Gerichtshof zusammen und ließ unter seinem eigenen Vorsitze das Gesetz geben, daß niemand wegen einer weltlichen Angelegenheit vor ein geistliches Gericht geladen werden dürfe. Es zeigte sich bald, was sich die Deutschen hätten merken sollen, daß Wenzel's Art und Weise, die Geistlichen in Schranken zu halten, die einzige sei, welche zum Ziele führe. Der Erzbischof verstummte und ließ Kirche halten wie zuvor; der Papst hielt seine Entscheidung gegen Huß zurück, und als sich nachher Sigismund mit seinem Bruder ausgesöhnt hatte, ward (Juli 1411) durch einen Ausspruch erwählter Schiedsrichter der Proceß gegen Huß niedergeschlagen und der Erzbischof angewiesen, sich vor dem Könige zu demüthigen.

Im nächsten Jahre erneuerte sich unter dem Erzbischof Albicus von Unicow, welcher dem im Herbste 1411 gestorbenen Zbyneck gefolgt war, der Streit in noch viel höherem Grade, als er vorher geführt worden war, und diesmal ward Huß durch dieselbe Ursache zum heftigen Eifern gegen das Papstthum getrieben, welche hundert Jahre später unseren Luther zum Kampfe gegen die Mißbräuche der Kirche bewog. Johann XXIII., längst überall gehaßt und verachtet,

ließ mit Wenzel's und des Erzbischofs Erlaubniß in Prag das Kreuz gegen den König Ladislaus von Neapel predigen, zugleich wurde der Ablaß auf offenem Markt mit Trommeln und Trompeten marktschreierisch feil geboten; ein Magister Wenzel Tiem spielte dabei in ähnlicher Weise eine anstößige Rolle, wie Tezel zu Luthers Zeit. Huß und seine Genossen sahen in der Kreuzesbulle, die um sehr zweideutiger weltlicher Händel willen erlassen war, einen schreienden Mißbrauch der geistlichen Gewalt; den Ablaß aber erklärte Huß öffentlich für eitel Lug und Trug und kündigte durch Maueranschläge eine öffentliche Disputation darüber an. Diese ward am 7. Juni 1412 im geräumigen Karolin-Saale mit großem Aufsehen gehalten; Hieronymus hielt dabei eine feurige aufregende Rede und die Studenten gaben ihre Zustimmung zu den kirchlichen Neuerungen und ihr Mißfallen am Alten auf eine ähnliche Weise zu erkennen, wie dies in unseren Tagen zu Wien und Paris in Bezug auf politische Angelegenheiten geschehen ist. Sie veranstalteten, von Hieronymus und den Magistern oder Privatdocenten angeregt, in Begleitung großer Volkshaufen eine Procession, bei welcher die Bücherverbrennung parodirt und ein ganzer Haufe päpstlicher Bullen unter höhnischen Bezeigungen am Galgen verbrannt wurde. Eine ausführliche Beschreibung dieser Scene, von einem Studenten verfaßt, ist noch handschriftlich vorhanden. Jetzt richtete König Wenzel auf dieselbe grausame Weise, wie er vorher die Pfaffen verfolgt hatte, seine slavische Czaren-Polizei gegen die Neuerer und ließ sogar Todesstrafe auf jede Verletzung oder Verhöhnung der kirchlichen Ordnung setzen; doch wurden weder Hieronymus und ein Herr von Waldstein, welche die Procession zum Galgen angestiftet hatten, noch auch Huß zur Verantwortung gezogen, obgleich der Letztere gleich nachher, als drei Studenten hingerichtet werden sollten, den Magistrat zur Nichtvollziehung dieser Strafe zu bewegen suchte und, als das Urtheil doch ausgeführt worden war, die Hingerichteten unter ungeheuerem Zulauf mit allen kirchlichen Ceremonieen beerdigen ließ und ihnen in der Bethlehem-Kirche eine ehrende Leichenrede hielt. Von diesem Augenblick an bestand nicht nur zwischen seinen Anhängern, welche damals den Namen Hussiten zu führen begannen, und den Katholiken oder, wie man sich höflich auszudrücken pflegt, den Anhängern der kirchlichen Tradition, eine offene Spaltung, sondern auch die Deutschen und die Czechen hegten seitdem einen verdoppelten Haß gegen einander. Huß und seine Freunde waren jetzt dahin gekommen, daß sie die Grundlagen der bestehenden und herrschenden Kirche, die Tradition, die Kirchenväter und die Concilien, nicht anerkannten, sondern sich blos auf die Bibel beriefen. Wir wollen nicht leugnen, daß dadurch

ebenso in der Kirche Mißverständniß und Verwirrung entstehen mußte, wie dies neuerdings durch die Bekanntmachung der „Menschenrechte" im Staate geschehen ist; in beiden Fällen waren aber diejenigen, welche aus dem Bestehenden Vortheil zogen, ganz allein schuld am Unglück, weil sie nicht zu rechter Zeit den Mißbräuchen abhalfen. Sie zwangen dadurch das Volk, sich statt der seither Privilegirten andere Führer zu suchen, und diese mußten etwas ganz Neues gründen, um nicht, wenn die Bewegung des Volkes aufgehört habe, der alten Tyrannei anheim zu fallen.

Johann XXIII. verhängte schon im Juni den Kirchenbann über Huß, und Wenzel erlaubte die Bekanntmachung desselben. Dadurch wurde bereits im October ein Tumult in Prag veranlaßt und es kam zu förmlichen Gefechten, weil die deutsche Obrigkeit Huß verfolgen und seine Kirche zerstören wollte, seine böhmischen Landsleute aber ihn in Schutz nahmen. Die Gährung stieg nachher unglaublich, besonders als der Erzbischof Albicus, des Streites müde, seine Stelle einem fanatischen Deutschen aus dem finstersten Winkel des Münsterlandes, dem Konrad von Vechta, bisherigen Bischof von Olmütz, überlassen hatte und Huß sich auf entschiedenes Verlangen des Königs aus der Stadt Prag entfernte. Vergebens suchte man durch Synoden und Unterhandlungen den Streit zu beendigen. Wenzel, der nach seiner Art immer despotisch dazwischen trat, richtete sich daher wieder gegen die rechtgläubigen Eiferer. Er verbannte die vier vornehmsten Professoren der katholischen Partei. Dies half aber auch nichts; denn die Verbannten wurden durch ihr Exil ebensowenig auf andere Gedanken gebracht als Huß. Ueberdies vermehrte Wenzel selbst den Anhang des böhmischen Reformators, indem er damals verordnete, der Prager Magistrat oder das höchste Verwaltungs- und Gerichts-Collegium der Stadt, welches bisher mehrentheils aus Deutschen bestanden hatte, solle künftig nur zur Hälfte aus Deutschen zusammengesetzt sein. Die Verbannung der Häupter der Reformation und der Orthodoxie, sowie Wenzel's barbarische Justiz stellte freilich vorerst die Ruhe in der Hauptstadt wieder her; allein die Lehre, welche Huß und seine Schüler in Predigten und Schriften verkündeten, ward seit dieser Zeit nach und nach der Czechen Nationalreligion. Huß machte sich nämlich während seines Exils um die böhmische Sprache und Litteratur in ähnlicher Weise verdient, wie ein Jahrhundert später Luther um die deutsche. Was der böhmische Reformator in dieser Hinsicht leistete, ist, da zu seiner Zeit die Buchdruckerkunst noch nicht erfunden war, der Nachwelt unbekannt geblieben, bis in unseren Tagen der Czechen Nationalgeist erwachte und böhmische Gelehrte die vergessenen Handschriften aufsuchten. Huß über-

setzte zwar nicht, wie Luther, die Bibel nach dem Grundtext, er verbesserte aber doch die im 14. Jahrhundert nach der Vulgata gemachte Uebersetzung.

Während Huß (1413 bis 1414) sich im Bechiner Kreise, oft auch in der Nähe seines Geburtsortes aufhielt und durch mehr als 15 in böhmischer Sprache und im kräftigsten Style geschriebene Bücher seine Lehre verbreitete, reiste Hieronymus in Ungarn, in Polen und anderwärts umher, bis endlich Papst Johann XXIII. und König Sigismund das längst ersehnte allgemeine Concilium beriefen. Dieses Concilium, welches gleich anfangs von Italienern, Deutschen, Franzosen, Engländern, erst ganz zuletzt auch von Spaniern besucht wurde, trat im October 1414 zu Constanz zusammen und ward am 5. November eröffnet. Gegenstand der Berathungen sollte nicht nur die Wiederherstellung der Einigkeit der Kirche und die Reformation derselben an Haupt und Gliedern sein, sondern auch die Beendigung des Streites über die von Johann Huß vertheidigten Wycliffe'schen Lehren, welcher in Böhmen Staat und Kirche zerrüttete. Es waren, wie man sich ausdrückte, die causa fidei, die causa unionis und die causa reformationis, also die Glaubens-, die Einheits- und die Reformfrage, um deren willen die Versammlung stattfand. Die Reformation der Kirche ward besonders von der ganz rechtgläubigen französischen Geistlichkeit dringend gefordert. Zu diesem Zweck hatte der Rector der Pariser Universität, Nikolaus von Clemangis, eine ganz betrübte Schilderung des Zustandes der Kirche entworfen, und auch der Erzbischof von Cambray, Kardinal Peter von Ailly, drang, sobald er am 15. November in Constanz angekommen war, mit Heftigkeit auf eine Kirchenreform. Der Kaiser Sigismund, welcher erst um Weihnachten eintraf, wünschte besonders, daß über die Sache des Huß und Hieronymus entschieden würde, da er seinem Bruder Wenzel in Böhmen nachfolgen sollte und dieses Land durch den Streit der böhmischen Hussiten mit den deutschen Rechtgläubigen innerlich so zerrissen war, daß die Deutschen in Gefahr kamen, ganz unterdrückt zu werden. Papst Johann war schon vor der Eröffnung des Conciliums in Constanz angekommen und es schien anfangs, als wenn die ihm ergebenen italienischen Bischöfe, die sich in großer Zahl eingefunden hatten, den Ausschlag geben würden; als aber nachher die Abstimmung nach Nationen statt nach Personen festgesetzt ward und auch Papst Gregor XII. einen seiner Kardinäle nach Constanz gesendet hatte, gestaltete sich die Sache anders und Johann verlor den Muth gänzlich. Die Zahl der geistlichen und weltlichen Herren, welche in Constanz erschienen, vermehrte sich nach der Ankunft des Kaisers bis ins Unglaubliche. Weit und breit um die Stadt herum

lagen die Ritter und das Gefolge der zum Concil gekommenen Herrschaften. Wie groß in einer Zeit, in welcher kein auch noch so kleiner Herr ohne zahlreiche Begleitung reiste, die Zahl dieses Gefolges war, wird man, auch ohne sich auf die stets unsicheren Zahlenangaben der Chroniken einzulassen, aus dem Folgenden schließen können. Es waren außer Sigismund und den beiden Päpsten 30 Kardinäle, 4 Patriarchen, 33 Erzbischöfe, 150 Bischofe, viele hundert andere Prälaten und Doctoren, sowie 4 Kurfürsten, 24 Herzöge und Fürsten, 78 Grafen und 676 Barone und Adelige aus allen Ländern erschienen. Wenn man dazu noch die Abgeordneten der Städte, Corporationen, Stifter und Klöster rechnet, so wird man gern glauben, daß die Zahl der Fremden in und um Constanz mehr als 50,000 betrug. Als Gäste von ausgezeichneter Bedeutung sind jene Gelehrten zu nennen, welche auch beim Concilium die Pflege der humanistischen Studien nicht vergaßen; unter ihnen Poggius Braociolini, der in St. Gallen das berühmte Werk des Quinctilian (s. Bd. III, 473) auffand. Wir besitzen von ihm einen Bericht über die letzten Tage des Hieronymus, aber auch eine sehr lebhafte Darstellung des Kurlebens zu Baden im Aargau. Auch der berühmte Grieche Emanuel Chrysoloras, der die Kenntniß der Litteratur seines Vaterlandes in Italien verbreitet hatte, kam nach Constanz und starb daselbst (1415). Merkwürdige Mittheilungen und Aufzeichnungen haben wir noch von Leonardo Aretino und von Aeneas Silvius Piccolomini; ferner, freilich in anderer Weise, von dem ehrlichen Westfalen Dietrich von Niem, der eine Zeit lang in päpstlichen Diensten stand.

Zuerst wäre im Concilium eigentlich die Frage zu entscheiden gewesen, ob einer von den drei Päpsten, Benedict XIII., Georg XII. oder Johann XXIII., als Haupt der Kirche anerkannt werden solle, oder ob alle drei ihrer Würde entsagen müßten. Allein Johann XXIII., welcher das Concilium eröffnete und den Vorsitz hatte, setzte mit seinen Italienern, unterstützt durch die Wuth der deutschen Theologen gegen die böhmischen Ketzer und der englischen gegen die Wycliffiten, den Beschluß durch, daß der Streit der Böhmen über die Rechtgläubigkeit ihres Nationaltheologen zuerst vorgenommen werden solle. Huß war, weil auch er sich zu rechtfertigen wünschte, schon im Sommer 1414 nach Prag zurückgekehrt und König Sigismund hatte ihm gleich darauf vorschlagen lassen, daß er sich zur Schlichtung des Streites und zur Herstellung des guten Rufes der Böhmen (so lauten die Worte des Czechen, welcher dies erzählt) nach Constanz begebe; zu diesem Zwecke bot ihm Sigismund seinen Schutz und sein sicheres Geleit an. Huß entschloß sich zur Reise nach Constanz; ehe er sich aber zu derselben anschickte, trat er (Ende August) vor einem in Prag

zusammengekommenen National-Concilium auf. Als er sich hier aussprach, wagte nicht einmal der Erzbischof Konrad, obgleich er von Vechta war oder vielleicht gerade weil er daher war, ihn der Ketzerei zu beschuldigen. Der Erzbischof erklärte, nicht er, sondern der Papst habe Beschwerden über Huß. Dieser meldete Konrad's Erklärung am 1. September dem Könige Sigismund und ersuchte ihn, dafür zu sorgen, daß er mit Sicherheit nach Constanz gelangen und dort dem Papste Rede stehen könne. Huß genoß damals nicht allein der Gunst des Königs Wenzel, der Gemahlin desselben, der Gemeinde seiner Kirche Bethlehem und aller Großen des Reiches, sondern man steuerte auch reichlich bei, als er die Kosten seiner Reise und seines Processes selbst übernahm und dagegen die ganze böhmische Hierarchie Summen herschoß, damit der Bischof von Leitomysl, der ihn verklagen sollte, in den Stand gesetzt werde, ein Urtheil gegen ihn auszuwirken. Vor seiner Abreise erließ Huß noch ein Abschiedsschreiben an die Böhmen, worin er erklärte, an der Wahrheit festhalten zu wollen. Drei angesehene Landherren der ersten Häuser Böhmens, Johann von Chlum genannt Kepka, Heinrich von Chlum auf Latzenbock, gewöhnlich Latzenbock genannt und Wenzel von Duba begleiteten ihn als Schützer und Bürgen. Mit diesen Herren reiste Huß bis nach Nürnberg. Von hier begab sich Wenzel von Duba an den Rhein zu Sigismund, um den Geleitsbrief in Empfang zu nehmen, während Johann von Chlum mit Huß gerades Weges nach Constanz reiste, wo Beide am 3. November ankamen. Erst am 5. November übergab Wenzel von Duba Sigismund's Geleitsbrief, der in der gewöhnlichen Form abgefaßt war. Wenzel traf nämlich mit Huß und seinem Begleiter in Constanz wieder zusammen. (Die näheren Umstände von Hussens Geschichte sind gegenwärtig besser als früher bekannt, weil die Böhmen die Originalbriefe ihres Reformators, von welchen man vorher nur eine lateinische Uebersetzung hatte, hervorgezogen und die groben Versehen des Uebersetzers berichtigt haben.)

Schon am 28. November nahmen, trotz aller Gegenvorstellungen Johann's von Chlum (denn Wenzel von Duba war wieder zu Sigismund gereist), die Bischöfe von Augsburg und Trient, der Bürgermeister von Constanz und Herr Hans von Baden den unglücklichen Huß ohne Rücksicht auf den Geleitsbrief in Verhaft. Papst Johann, welchem der Herr von Chlum in Gegenwart der Kardinäle wüthende Vorwürfe machte und mit dem Zorn seiner Nation drohte, suchte sich aus der Sache zu ziehen und sagte: „Ihr wißt ja, wie ich mit den Kardinälen stehe; diese haben mir den Gefangenen aufgedrungen, ich mußte ihn nehmen!“ Gleich zu Ende November, in einer Versammlung, vor der er gehört werden sollte (nicht, wie man gewöhnlich sagt,

erst am 3. Januar 1415), ward Huß festgehalten, sodann in das außerhalb der Stadt gelegene Dominikanerkloster gebracht und dort in einen finsteren, neben einer Kloake befindlichen Kerker geworfen. Mit seiner Verhaftung war eigentlich die Hauptsache schon entschieden und die böhmische Nation mit der deutschen und ihrem Könige tödtlich entzweit; wir werden daher den Bericht über die weitere Verfolgung Hussens durch das Concilium nur summarisch geben. Sigismund, der von der Krönung zu Aachen mit seiner Gemahlin Barbara am Weihnachtsabend 1414 in Begleitung vieler deutschen Großen in Constanz eingetroffen war, stellte sich allerdings um der Böhmen willen heftig erbittert über die Verhaftung des böhmischen Reformators; ähnlich äußerte sich sein Bruder Wenzel; die Beschützer des Huß hatten aber die ganze Hierarchie gegen sich, und Sigismund half sich damit, daß er vorgab, Huß sei in des Papstes Gewalt. Johann von Chlum ließ eine Protestation gegen den ganzen Hergang an die Kirchenthüren anschlagen, aber auch diese blieb ohne Erfolg. Die vom Papst ernannte Untersuchungs-Commission, welche aus dem Patriarchen Johann von Constantinopel und den Bischöfen von Lebus und Citta di Castello bestand, traf, ohne Rücksicht auf Sigismund's Vorstellungen und Beschwerden, vom 6. December bis Mitte Januar die Einleitung zu dem Processe gegen Huß. Was die dem Verhafteten vorgeworfenen Ketzereien angeht, so bestanden sie in 39 von ihm vorgetragenen Lehren, darunter: Hierarchie und Papstthum sind der christlichen Lehre fremd und zum Dasein der Kirche nicht erforderlich; die Seelenmessen sind ein Mißbrauch; das Einsegnen des Wassers, der Lichter u. s. w. ist unchristlich; die Predigt muß frei sein; Bettelmönche sind schädlich; die Priesterweihe und die letzte Oelung sind keine Sacramente; Zehnten sind bloße Almosen, keine Pflicht; die priesterlichen Handlungen eines mit Todsünden beladenen Priesters sind wirkungslos. Alles dies hatte Huß gleich von seinem ersten Auftreten an gelehrt; dagegen ward die Lehre, daß beim Abendmahl den Laien auch der Genuß des Kelches geboten werden müsse, erst während seiner Haft, und zwar nicht von ihm, sondern von seinem Landsmann Jakob von Mies oder, wie er gewöhnlich genannt wird, Jakobellus in Böhmen zur Anwendung gebracht und anfangs weder von Huß, noch von einem bedeutenden Theile seiner Anhänger als Hauptforderung aufgestellt.

Der Proceß ward durch einen zwischen Johann XXIII. und dem Concilium entstandenen Streit, dessen unten ausführlich gedacht werden wird, sehr verzögert. Während dessen wurde Huß von den Dominikanern gelinder behandelt; denn er durfte nicht nur Besuche annehmen, sondern auch Briefe nach Böhmen senden, und als der

Streit über des Jakobellus Lehre eine Spaltung unter seinen Anhängern hervorbrachte, schrieb er sogar aus dem Gefängniß zu Gunsten des Jakobellus an die strengen Hussiten. Im März erhielt Sigismund durch den Fortgang des Streites zwischen dem Concilium und dem Papst eine Gelegenheit, den Verhafteten zu retten und sein schriftlich gegebenes Versprechen des Schutzes zu halten; unglücklicher Weise benutzte er aber diese Gelegenheit nicht. Der Papst hielt nämlich, als er durch die Prälaten mit der Absetzung bedroht ward, für das Beste, heimlich zu entfliehen und das Concilium sich selbst zu überlassen. Dies führte er am 20. März aus und seine Diener, welche ebenfalls entflohen, übergaben am 24. dem Könige die Schlüssel zu Hussens Gefängniß. Sigismund hätte jetzt den Verhafteten frei lassen und so die wegen seiner Schwäche erbitterten Böhmen wieder mit sich aussöhnen können; statt dessen überlieferte er aber den Gefangenen an den Bischof von Constanz, der ihn auf sein Schloß Gottlieben bringen und dort grausam fesseln ließ.

Zu derselben Zeit, als dies geschah, lieferte sich auch Hieronymus in die Gewalt der Inquisitions-Commission des Conciliums. Die Anhänglichkeit an seinen Freund Huß hatte ihn zur Reise nach Constanz bewogen, obgleich er von diesem durch Briefe dringend beschworen worden war, Böhmen nicht zu verlassen. Er traf am 4. April 1415 in Constanz ein, gab sich aber nicht zu erkennen, sondern machte nur durch öffentliche Anschläge bekannt, daß er sich stellen werde, wenn das Concilium ihm einen Geleitsbrief ertheile. Diesen stellte das Concilium am 17. April aus; man gebrauchte jedoch dabei den hinterlistigen Ausdruck, das Concilium wolle ihn für Gewalt, aber nicht für Recht schützen. Was dies heiße, ward gleich am folgenden Tage kund; denn das Concilium erließ eine öffentliche Vorladung gegen Hieronymus, so daß derselbe rathsam fand, sich nicht zu stellen, sondern nach Böhmen zurückzueilen. Er ward auf dieser Flucht am 25. April zu Hirschau in der Oberpfalz, ganz nahe an der Grenze seines Vaterlandes, von einem Pfaffen erkannt, verhaftet, zum Pfalzgrafen Johann von Sulzbach gebracht und von demselben am 23. Mai dem Concilium ausgeliefert, und zwar in schweren Ketten. Dies geschah trotz der heftigen Nationalbewegung, welche in ganz Böhmen und Mähren sich kundgegeben hatte, trotz der Vorstellungen des in Prag und in Brünn zusammengetretenen Adels beider Länder und trotz des dringenden Gesuches der in Constanz anwesenden böhmischen und polnischen Herren, welche am 13. Mai im Minoriten-Kloster eine Zusammenkunft gehalten hatten. Da die geistlichen Väter längst beschlossen hatten, die beiden Gefangenen dem Vortheile der Kirche zu opfern, da sogar, wie die

böhmischen Herren nachher erfuhren, das Urtheil schon fertig war, ehe Huß am 5. Juni öffentlich verhört wurde, so war alles Folgende nur eine leere Form. Huß ward von den in Constanz versammelten Hierarchen ebenso der Hierarchie wegen gerichtlich gemordet, wie Ludwig XVI. von den im Convent versammelten Republikanern der Freiheit wegen. In der That ist die öffentliche Gerichtsverhandlung gegen Huß in den Tagen vom 5. bis zum 8. Juni ganz dem Proceß des unglücklichen Königs von Frankreich gleich, nur benahmen sich die Convents-Mitglieder beim ersten Verhör des Königs doch etwas anständiger, als die heiligen Väter am 5. Juni. Ihr Toben, Schreien und Schimpfen, als Huß sich zu vertheidigen begann, war so arg, daß Sigismund vor dem zweiten Verhör, am 7. Juni, drohen ließ, er werde jeden, welcher wieder schimpfe und schreie, hinauswerfen lassen. Am Ende gab der Kardinal von Cambray, welcher vor allen Anderen gegen Huß eiferte, weil dieser die Kirche radical, der Kardinal aber nur oberflächlich verbessert haben wollte, die Erklärung, er habe, unterstützt von 60 Doctoren, im Namen des Conciliums die Entscheidung über Huß dahin abgefaßt: daß dieser seinen Irrthum demüthig erkenne, daß er schwöre, die vom Concilium verworfenen Sätze in seinen Büchern ferner nicht mehr zu behaupten, daß er dieselben öffentlich widerrufe, und daß er (was ganz unsinnig war) sich verpflichte, das Gegentheil von dem in jenen Sätzen Ausgesprochenen zu behaupten und zu verkündigen. Uebrigens war dieser Kardinal (Peter von Ailly) in seiner wissenschaftlichen Gesammtrichtung ein Gegner von Huß, und besonders in Bezug auf die Lehre von der Brodverwandlung gab sich unter ihnen der Gegensatz in der heftigsten Weise kund. Die Sache endigte damit, daß man dem Angeklagten eine Abschwörungsformel vorzulegen beschloß. Die geistlichen Herren wurden aber dreister, als sich Sigismund am Schlusse der Sitzung vom 8. Juni fanatisch für sie und nicht blos gegen Huß, sondern auch gegen Hieronymus aussprach. Diese vertrauliche Unterhaltung Sigismund's mit den Pfaffen, in welcher er dieselben ermunterte, der beiden Ketzer ja nicht zu schonen, ward von einigen Böhmen behorcht; sie wurde von denselben nach Hause gemeldet und veranlaßte unter den Czechen einen solchen Widerwillen gegen Sigismund und sein Geschlecht, daß nachher weder er, noch seine Tochter und sein Schwiegersohn je zum ruhigen Besitz von Böhmen gelangen konnten. Sigismund hatte unter Anderem gesagt: „Von den vielen Artikeln, zu denen sich Huß in seiner Gegenwart bekannt habe, reiche jeder einzelne zu dessen Verurtheilung hin; die Väter möchten ihn daher, wenn er nicht abschwören wolle, verbrennen lassen oder nach ihren Gesetzen auf irgend eine andere Weise mit ihm verfahren. Jedoch sollten sie ihm,

selbst wenn er widerrufe, eben so wenig trauen, als er (Sigismund) dies thun würde; denn, wenn Huß nach Böhmen zurückkehre, würde er noch größeres Unheil anstiften als vorher."*) Der Kaiser schloß mit den Worten: „Und macht ja, daß ihr auch mit seinem Schüler bald fertig werdet! — Wie heißt er doch? — Hieronymus. — Nun, der wird euch keine Schwierigkeiten bereiten; ist erst dem Meister sein Recht widerfahren, so wird man mit dem Schüler wohl in e i n e m Tage fertig werden." Diese Rede hörten Peter von Wladowic und die Herren von Chlum und von Duba, welche auf Sigismund wartend an der Thür standen.

Wenn auf solche Weise der Erbe des böhmischen Reiches den würdigen Mann, dem er selbst einen Geleitsbrief gegeben hatte, seinen erklärten Feinden preisgab, so traf dagegen zu Hussens Gunsten am 12. Juni ein Sendschreiben ein, welchem 250 Siegel böhmischer und mährischer Herren angehängt waren. Das Concilium versuchte nachher, obgleich es am 15. Juni auch die von Jakobellus eingeführte Communion in beiderlei Gestalt verbot, alles Mögliche, um Huß zu bewegen, daß er die auf Befehl der versammelten Kirchenväter abgefaßte Formel, nach welcher er seine für irrig erklärten Lehrsätze widerrufen und abschwören sollte, unterschreibe. Dies verweigerte er am 1. Juli schriftlich. Am 5. ward vergebens der Herr von Chlum zu ihm gelassen, um ihn zu beschwören, daß er die Gefahr von seinem theuern Haupt abwende; er blieb standhaft. Es überlieferten ihn daher die Pfaffen schon am folgenden Tage mit gleisnerischen religiösen Feierlichkeiten dem weltlichen Arm. Seine Verurtheilung erfolgte in der Hauptkirche von Constanz, in Anwesenheit König Sigismund's, unter dem Vorsitz des Kardinals Johannes von Brogni. Der Schluß der erbaulichen Quälerei des armen Mannes, den man mit allerlei gräßlichen geistlichen Ceremonieen peinigte, war des Anfanges ganz würdig. Nachdem man ihm die Priesterkleidung abgerissen und eine hohe papierne Mütze aufgesetzt hatte, auf welche ein an seiner Seele zerrender Teufel gemalt war, entließen ihn der Erzbischof von Mainz und sechs andere Bischöfe, die das Amt geistlicher Henkersknechte übernommen hatten, gar erbaulich mit folgenden Worten aus der kirchlichen Gewalt: „Die Kirche hat nun nichts mehr mit dir zu schaffen, sie übergibt deinen Leib dem weltlichen Arm, deine Seele dem Teufel." Er erwiderte darauf: „Ich befehle sie meinem Herrn, Jesu Christo."

---

*) Charakteristisch und darum oft wiederholt ist die Aeußerung Sigismund's, als man ihn auf einen Sprachfehler in seinem Vortrag (schismam im Accusativ) aufmerksam machte: „Ich stehe als römischer König über der Grammatik (ego sum Rex Romanus, et supra grammaticos)."

Sigismund spielte hierauf die Rolle eines Urtheilsvollstreckers der Pfaffheit, sowie Ludwig von der Pfalz die des Scharfrichters derselben; die Mitglieder des Constanzer Stadtmagistrats aber dienten den Pfaffen als Büttel; ihnen übergab der Pfalzgraf den Gefangenen mit den Worten: „Nehmet hier den Johannes Huß, der als Ketzer verbrannt werden soll;“ er selbst zog bis zum Platze der Hinrichtung mit. Es war am 6. Juli 1415. Huß sah die Verbrennung seiner Bücher mit Ruhe an, wurde dann an den Pfahl gebunden und vom Reichsmarschall Pappenheim nochmals zum Widerruf aufgefordert, den er verweigerte. Die Art, wie er alle Mißhandlungen ertrug, seine Andacht, Geduld und Ergebung in sein Schicksal, die Ruhe und Fassung, welche er bis zum letzten Augenblicke bewies, beschämten seine Verfolger und schadeten der Art von Kirche, die man durch seine Aufopferung hatte retten wollen, weit mehr, als alle bisherigen Ketzereien ihr geschadet hatten.*) Nichtsdestoweniger verfuhren die heiligen Väter nachher mit Hieronymus auf gleiche Weise; nur daß sie, weil dieser keinen Geleitsbrief vom römischen Könige gehabt hatte und von den Böhmen nicht als Weiser und Heiliger verehrt ward, weniger Umstände mit ihm machten.

Hieronymus war gleich anfangs in einen schrecklichen Kerker geworfen und durch Fesseln so gequält worden, daß man, um ihn nur am Leben zu erhalten, schon nach wenigen Wochen sich entschließen mußte, etwas gelinder mit ihm zu verfahren, obgleich die Erbitterung gegen ihn noch größer war, als gegen Huß, indem die Pariser, Kölner und Heidelberger Theologen, deren Vorlesungen er ehemals besucht hatte, ihn wieder erkannten und ausriefen: dieser Mann sei von jeher zu jeder Heterodoxie geneigt gewesen. Auch Hieronymus schrieb an seine Freunde in Böhmen eine Anzahl Briefe in böhmischer Sprache, welche erst in unseren Tagen hervorgesucht und bekannt gemacht worden sind. Aus diesen Briefen scheint hervorzugehen, daß er anfangs, durch seines älteren Freundes Schicksal geschreckt, dem Zureden des Kardinals Zabarella und anderer milder denkenden gelehrten Männer Gehör gab und daß er sogar aufrichtig war, als er am 10. September 1415 versprach, den Lehren Wycliffe's und Hussens nicht ferner den Vorzug vor der herrschenden Kirchenlehre zu geben. Er leistete

*) Viel verbreitet, doch geschichtlich unbegründet, ist die bald ihm, bald dem Hieronymus in den Mund gelegte Aeußerung „O sancta simplicitas (o heilige Einfalt).“ Das auf seinen Namen Huß (d. i. Gans) bezügliche Wortspiel: es werde ein Schwan ihm nachfolgen, den man nicht wie die Gans braten werde, trägt die Spur volksthümlicher Erfindung allzu deutlich an sich. Daß Huß am Märtyrthum Freude gehabt habe, wird ihm noch von den neuesten Schriftstellern römischer Richtung nicht ohne Bitterkeit vorgeworfen.

sechs Tage später diesen Widerruf feierlich in Gegenwart der vier Nationen, nach welchen das Concil abzustimmen pflegte. Damit waren aber seine Feinde, besonders die böhmischen Theologen der Gegenpartei, welche auch Huß angeklagt hatten, nicht zufrieden; sie bewirkten, daß man Hieronymus, obgleich er auch nachher noch seine Reue und seinen Wunsch, sich dem Concilium unbedingt zu fügen, kundgegeben hatte, doch nicht freiließ, sondern einen zweiten Proceß gegen ihn einleitete. Zu Untersuchungsrichtern dieses neuen Processes wurden am 24. Februar 1416 der Patriarch Johann von Constantinopel und der Doctor Niklas von Dinkelsbühl ernannt. Dieses Verfahren war um so gehässiger, als Hieronymus keine Schrift herausgegeben hatte, sondern man seine Irrlehren aus ihm herausfragen oder durch Zeugen vortragen lassen mußte, welche dann sowohl dasjenige bezeugten, was sie gehört, als was sie nie gehört hatten. Nachdem die Untersuchungsrichter endlich eine Anzahl neuer Beschuldigungen zusammengebracht, ward Hieronymus vom 23. Mai an drei Tage lang vor das Concilium gestellt, um gerichtet zu werden. Er wies bei dieser Gelegenheit mit bewunderungswürdiger Gelehrsamkeit, Beredsamkeit und Fassung öffentlich das Ungereimte und Ungerechte aller ihm gemachten Beschuldigungen nach, und beim Schlusse der Gerichtsverhandlung, am 26., wurden selbst seine Feinde durch seine Worte und Gründe tief gerührt. Sie ließen sich aber von ihrem Vorhaben nicht abbringen. Man beschwor ihn — da doch das Concilium, durch welches der heilige Geist redete und handelte, nicht Unrecht behalten durfte — er möge sich noch einmal durch Widerruf reinigen oder wegen seiner Irrthümer um Verzeihung bitten. Hieronymus hatte jedoch bereits seine frühere Schwäche bereut und überraschte das Concilium durch die Erklärung: er erkenne weder in seinen eigenen Behauptungen einen Irrthum, noch werde er sich zum Widerruf fremder falscher Meinungen verstehen und er sei so weit entfernt, Huß zu tadeln, daß er ihn vielmehr für einen guten, gerechten und heiligen Mann erkläre, der den Tod, zu welchem man ihn verdammt, keineswegs verdient habe; er erkenne es jetzt als seine größte Sünde, daß er Huß aus Todesfurcht verleugnet habe und sei bereit, jede peinliche Strafe muthig zu erdulden. Ungeachtet dieser Erklärung führte man ihn nicht, wie Huß, sogleich zum Tode, sondern es wurden ihm noch einige Tage Bedenkzeit gewährt; er wankte aber bis zum 30. Mai, wo er hingerichtet wurde, nicht mehr, er erhielt vielmehr seine ganze jugendliche Heiterkeit wieder, sah, wie man erzählt, bei seiner Hinrichtung scherzend einem frommen Bauern zu, welcher aus Glaubenseifer Holz zum Scheiterhaufen herbeitrug, und starb betend und fromme Lieder singend in den Flammen.

Zwei oben genannte, zugleich als glückliche Nachahmer der altrömischen Beredsamkeit und als Kenner des Geschmacks, der Philosophie und der Dichtkunst des alten Griechenlands in jener Zeit berühmte Männer, ein Kardinal und ein Papst, haben die Tugend der beiden böhmischen Märtyrer und ihren Märtyrer-Tod in einem Style und einer Manier gepriesen, welche der besten Schriftsteller des Alterthums würdig sind: Johann Franz Poggio Bracciolini, welcher zuerst päpstlicher Secretär und nachher florentinischer Kanzler war, und Aeneas Sylvius Piccolomini, welcher später unter dem Namen Pius II. Papst geworden ist. Der Erste saß als Kardinal unter den Richtern des Hieronymus und bezeugt, daß hauptsächlich die Pariser Theologen es waren, welche die Ermordung desselben betrieben. Er schrieb eine glänzende Darstellung der letzten Schicksale des böhmischen Märtyrers, und diese in Form eines Briefes abgefaßte Darstellung hat Aeneas Sylvius in seine zierliche Uebersicht der böhmischen Geschichte aufgenommen. „Hieronymus“, sagt der Kardinal, „zeigte sich als einen muthigen, unerschütterten Mann, der den Tod nicht allein nicht fürchtete, sondern sogar suchte, so daß man ihn einen zweiten Cato nennen darf. Wie sehr bewundere ich den Mann, der eines ewigen Andenkens werth ist! Ich billige freilich nicht, daß er viele Einrichtungen der Kirche tadelte; allein ich bewundere seine umfassende Gelehrsamkeit, sein tiefes Denken, seine Beredsamkeit, seine Milde im Vortrag, seinen Scharfsinn im Antworten.“ Freilich setzt der Kardinal, welcher diesen Brief vor dem 30. Mai schrieb, die Worte hinzu: „Aber ich besorge, daß alle diese Vorzüge ihm von der Natur (wie sich der Kardinal auf heidnisch zierliche Weise ausdrückt) zu seinem Verderben gewährt sind.“ Aeneas Sylvius Piccolomini aber sagt: „Kein Philosoph hat auf dem Sterbelager solchen Muth an den Tag gelegt, als diese Männer auf dem Scheiterhaufen.“

Die Folge der beiden Hinrichtungen war ein völliger Bruch zwischen den Böhmen und dem Concilium, welches, von den Parisern angespornt, sogar viele böhmische Herren citirte und verdammte und mit der Prager Universität einen Krieg auf Leben und Tod begann. Dabei hielt es Wenzel mit seinen Böhmen, Sigismund mit den Deutschen. Man erzählt, daß Johann von Trocznow, ein alter, finsterer Kriegsmann, der mit Ruhm in Polen gedient hatte und später unter dem Namen Zizka (Tzizka) seine Schaaren gegen Deutsche und Pfaffen wüthen ließ, im Schloßhof von Prag mit Wenzel sehr betrübt über das Schicksal der beiden Märtyrer geredet habe, von welchen Johann Huß nach der Vertreibung aus Prag lange seine Gastfreundschaft genossen hatte, und daß Wenzel ihm erwidert habe: „Mein lieber Hans, weder du noch ich können die Beschimpfung rächen; wenn

sich aber einmal Gelegenheit dazu zeigt, so nimm sie wahr!" 452 edle böhmische Herren, unter ihnen der Oberburggraf, von Wartenberg, und der Statthalter von Mähren, hatten bald nach Hussens Tod, am 2. September 1415, einen Brief voller Vorwürfe an das Concilium geschrieben, in welchem sie die Hinrichtung desselben für eine ewige Kränkung, Jeden aber, der sie der Ketzerei beschuldige, selbst für einen Ketzer erklärten und den geistlichen Herren mit der Faust drohten. Diese hatten ebenfalls drohend erwidert; sie hatten am 24. Februar 1416 jene Herren vor das Gericht des Concils geladen und zugleich, bei Erledigung des Bischofssitzes von Olmütz, denselben aus der Machtfülle, die sie dem Concilium beilegten, an den heftigsten Gegner der Hussiten, den Bischof Johann von Leitomysl verliehen; Wenzel jedoch ließ denselben nicht in Böhmen ein. Sigismund, welcher eben so schwach als sein Bruder Wenzel, dabei aber ganz vom Concilium abhängig war, erließ drohende Schreiben an die Prager und an die Mähren, deren Statthalter jenen Brief mit unterschrieben hatte. Die Böhmen rächten sich zuerst durch ein Schreiben, welches 60 Landherren und sehr viele Ritter auf einem Reichstage erließen und dann durch die öffentliche Anerkennung der von Jakobellus aufgestellten, vom Concilium aber verdammten Lehre vom Kelch beim Abendmahl. Sogar die Prager Universität nahm Partei gegen das Concilium; sie erklärte im März 1417, daß die von Jakobellus vertheidigte Art der Austheilung des Abendmahls einzig und allein der Einsetzung desselben entspreche und der Genuß des Kelches beim Abendmahl ward hierauf in ganz Böhmen eingeführt. Das Concilium erklärte dies 1418 für ketzerischen Trotz und schreckte Wenzel so sehr, daß er sich plötzlich ganz anders aussprach als vorher; es suspendirte die Privilegien der Universität und schickte sogar einen Ketzerrichter, den Kardinal Johann Dominici, nach Böhmen und drohte mit einem Kreuzzuge. Der Ketzerrichter konnte jedoch nichts ausrichten; denn die Böhmen waren im Aufstande und Herren und Ritter rüsteten sich, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Nikolaus von Hussinecz, der Grundherr des Ortes, in welchem Huß geboren war, erlaubte allen denen, die aus Wycliffe's Schriften Gift sogen und eine Art religiösen Communismus lehrten, sich auf seinen Gütern zu sammeln. Tausende von tobenden Schwärmern erhoben sich und verwarfen gleich anfangs, wie später die Taboriten, jeden äußeren Cultus und jede positive Formel der Lehre gänzlich, was Huß, wenn er am Leben geblieben wäre, gehindert haben würde. Gleich nachher trafen über 40 Familien der alten Waldenser, welche eine ähnliche Lehre hatten wie die böhmischen Schwärmer und unter dem Namen der Picarden noch immer verfolgt wurden, aus dem südlichen Frankreich in Böhmen ein.

4. Das Constanzer Concilium in Hinsicht auf den Streit der Päpste und auf die Reform der Kirche.

Dieselben gelehrten und, wie man so zu sagen pflegt, frommen französischen Theologen, durch welche die Böhmen zum Abfall von der Kirche getrieben wurden, begannen auch mit den beiden Päpsten Johann XXIII. und Benedict XIII. einen Kampf auf Leben und Tod, weil diese sich nicht so nachgiebig gegen das Concilium zeigten, als der dritte, Gregor XII. Von den beiden Ersteren war Johann XXIII. ein Mann, der sich schon als Kardinal Balthasar Cossa durch seinen italienischen Cynismus und seine schändliche Lebensweise aller Welt, selbst dem König Sigismund, verächtlich gemacht hatte, und dessen Ungezogenheit, Liederlichkeit und pöbelhafte Ausdrucksweise in der Constanzer wie in anderen gleichzeitigen Chroniken durch Bilder und durch seine eigenen Worte dargethan werden. Er hatte zwar das Constanzer Concilium berufen, diesen Schritt aber bereits vor seiner Ankunft in Constanz wieder bereut. Er hatte sich daher auch schon auf der Reise zum Concilium für den Nothfall einen Zufluchtsort und einen Schützer zu verschaffen gesucht und letzteren in dem Herzog von Tyrol, Friedrich mit der leeren Tasche, zu finden geglaubt. Friedrich beherrschte, wie bereits bemerkt worden ist, außer Tyrol auch die damals noch sehr ansehnlichen habsburgischen Besitzungen in der Schweiz, in Schwaben und im Elsaß. Er war ebenso ausschweifend wie der Papst Johann und ebenso leichtsinnig, verschwenderisch und verschuldet wie König Sigismund. Mit dem Letzteren hatte er nie gut gestanden und er war mit ihm völlig zerfallen, als beide Fürsten, trinkend, tanzend, Mädchen und Weiber gewaltsam beunruhigend durch Tyrol reisten. Er ließ sich daher vom Papste gewinnen, sobald dieser zuerst in Treviso und dann in Meran mit ihm zusammengekommen war. Johann ernannte ihn zum Schutzherrn oder Bannerträger (Gonfaloniere) der Kirche und versprach ihm die damals bedeutende Besoldung von 6000 Dukaten, welche er jedoch gleich anfangs nimmer zu bezahlen gedachte; dafür sollte Friedrich den Papst nicht nur mit 500 Reisigen nach Constanz geleiten, sondern auch, im Fall jener rathsam fände, sich dem Concilium zu entziehen, ihn schützen und an einen sicheren Ort bringen. Auch Bernhard von Baden ward im October durch ein Geschenk von 10,000 Gulden für Johann gewonnen. So lange nur italienische und deutsche Bischöfe sich eingefunden hatten, war Johann mit dem Concilium ziemlich zufrieden. Als aber nachher französische und englische Bischöfe eintrafen, als eine Abstimmung nach den vier Nationen statt nach Köpfen beschlossen und folglich die zahlreichen Italiener auf den vierten Theil der Stimmen beschränkt wurden, gerieth Johann in Besorgniß. Den

Italienern oder Ultramontanen (von ultra montes, jenseit der Berge) standen nämlich die Deutschen, zu denen auch Polen, Ungarn und Nordländer gerechnet wurden, ferner die Franzosen und Engländer gegenüber; erst später fanden sich die Spanier zahlreich genug ein, um als fünfte Nation gelten zu können.

Von den beiden anderen Päpsten war der eine, Benedict XIII., schon vom größten Theile seiner Anhänger verlassen worden, der andere, Gregor XII., hatte sich bereit erklärt, die Papstwürde niederzulegen. Als daher Johann durch seinen Lebenswandel solchen Anstoß gab, daß eine aus 45 Artikeln bestehende Anklage gegen ihn beim Concilium eingereicht wurde, drangen seine eigenen Kardinäle unaufhörlich in ihn, daß auch er seiner Würde entsagen möge. Johann stellte sich wirklich, als wenn er dies thun wolle und übergab auch am 16. Februar 1415 dem Concilium eine dahin lautende Erklärung; es war ihm aber keineswegs ernst damit. Dies entging den Prälaten, mit welchen er zu thun hatte, um so weniger, als die gedachte Erklärung in sehr unbestimmten Ausdrücken gehalten war; man ließ ihm daher keine Ruhe, bis er endlich am 1. März ohne alle Clauseln das Versprechen gab, daß er, wenn Gregor XII. und Benedict XIII. abträten oder durch den Tod abgerufen würden, ebenfalls seine Würde niederlegen wolle. Aber auch diese Erklärung war nicht aufrichtig und es ging bald nachher aus Johann's Verhalten deutlich hervor, daß er mit dem Gedanken umgehe, aus Constanz zu entfliehen. König Sigismund machte ihn warnend darauf aufmerksam, daß in diesem Falle das Concilium ihn vor Gericht stellen werde; Johann verließ sich aber auf Friedrich von Tyrol. Dieser veranstaltete, um ihm zur Flucht zu verhelfen, am 20. März vor den Thoren von Constanz ein glänzendes Turnier. Die ganze Stadt strömte hinaus, und der Papst, den man darüber aus den Augen ließ, benutzte die Gelegenheit, um in der Kleidung eines gemeinen Reisigen nach Schaffhausen, welches damals dem Herzog Friedrich gehörte, zu entfliehen. Ganz Constanz gerieth über die Flucht des Papstes in Bestürzung; man hielt das Concilium für aufgehoben, man fürchtete Ueberfall und Plünderung, die Läden wurden geschlossen und Sigismund mußte selbst durch die Straßen reiten und laut verkündigen lassen, daß diesmal die geistliche und die weltliche Macht Europas gegen den Papst verbunden wären und daß Friedrich von Tyrol zur Rechenschaft werde gezogen werden. Das Concilium war um so mehr erbittert, als Johann vorher eine ganz klare Abdankungsurkunde, die ihm vorgelegt worden war, unterschrieben und feierlich vor dem Altar verlesen hatte; der König und die geistlichen Herren beschuldigten daher auch den Herzog von Tyrol, daß er dem Papste zu Gefallen der ganzen Christenheit Trotz bieten

wolle. Sogleich wurden gegen Beide, den Papst und den Herzog, entscheidende Maaßregeln ergriffen. In Betreff des Ersteren gaben die versammelten Väter, welche ihre Verhandlungen unter dem Vorsitze eines Kardinals fortsetzten, nicht allein die Erklärung, daß das Concilium über dem Papste stehe, sondern sie ließen auch Johann's Placate abreißen und einen Absetzungs-Proceß gegen ihn einleiten. Jene Erklärung selbst, welche die Rechte eines ökumenischen Concils scharf und bestimmt formulirt, wird mit dem Namen des Decretes Sacrosancta bezeichnet; es enthielt dieselben Grundsätze, welche Gerson und seine Freunde bereits in Frankreich zur Geltung gebracht hatten. Den Herzog Friedrich beraubte man seiner Herrschaften und Güter. Friedrich ward nämlich vom Concilium vorgeladen und, als er nicht erschien, mit einer unerhört schnellen, keine Frist und keine gerichtliche Form achtenden Eile zugleich in den Kirchenbann und in die Reichsacht erklärt, oder mit anderen Worten, das Concilium gab im Namen Gottes und König Sigismund als Verwalter des göttlichen Rechtes in weltlichen Dingen das Erbe der Habsburger einem jeden preis, der sich gegen Friedrich gebrauchen ließ (7. April). Dies ward natürlich in jener Zeit des Raubens und Befehdens von allen Seiten her benutzt: in wenigen Tagen schon hatten 400 Städte dem Herzog Fehdebriefe zugeschickt. Die wegen ihrer Einfachheit, Biederkeit und Geradheit gerühmten Schweizer waren unter den Ersten, welche sich mit dem Raube ihres Bundesgenossen bereicherten. Sie hatten erst vor drei Jahren einen 50jährigen Frieden mit den Habsburgern heilig und theuer beschworen; sie behaupteten aber jetzt, sie hätten dabei die Pflichten gegen Kaiser und Reich, von denen sie doch sonst nichts mehr wissen wollten, ausgenommen. Sigismund versprach ihnen den ewigen Lehnbesitz der Länder, welche sie dem Herzog entreißen würden, und sie nahmen dies freudig an. Ueberhaupt war der deutsche König sehr freigebig mit dem fremden Gut. Er befreite die vier Waldstädte, sowie Zug und Glarus von allen Verpflichtungen gegen das Haus Oestreich und schenkte ihnen alles, was die Habsburger an sie verpfändet hatten. Berns Aristokratie bemächtigte sich des Aargau und die Berner Patricier herrschten seitdem in den Städten Zofingen, Aarburg, Aarau, Bruck und Lenzburg; sie eroberten und besetzten die Schlösser Wüken, Wartburg, Rund, Hallwyl, Troßburg, Liebeck und Bruneck; auch die alte Habsburg, das Stammschloß von Friedrich's Ahnen, liegt seit jener Zeit in Trümmern. Die Züricher nahmen Mellingen und Bremgarten, die Luzerner Sursee und die Aemter Reichensee, Maienberg und Vilmeringen. Dies Alles geschah innerhalb acht Tagen; es hätte freilich nicht in so kurzer Zeit geschehen können, wenn Friedrich eine Wurzel im Lande gehabt oder für seine

Burgen früher irgendwie Sorge getragen hätte. Als die Schweizer im Mai hörten, daß Friedrich mit Sigismund unterhandle, eilten sie auch noch, die Stadt Baden und das Schloß Stein, in welchem alle habsburgischen Urkunden verwahrt wurden, zu besetzen. Ehre machte es den Bergbauern von Uri, daß sie allein aus Friedrich's Unglück keinen Vortheil ziehen wollten. Friedrich söhnte sich bald nachher durch Vermittelung seines Vetters, des Herzogs Ludwig von Baiern-Ingolstadt, mit Sigismund aus. Er mußte in Constanz, wohin er im Mai 1415 zurückkehrte, den König flehentlich um Gnade bitten und ihm Land und Leute, Burgen und Städte übergeben, bis er ihm Genüge geleistet haben würde; namentlich sollte er behülflich sein, den Papst Johann nach Constanz zurückzubringen. Sigismund, stets um Geld verlegen, benutzte außerdem Friedrich's Demüthigung zum Erwerb. Er nahm die ihm durch eine Urkunde oder, wie man sich ausdrückte, durch einen Brief Friedrich's einstweilen zum Besitz überlassenen deutschen Städte angeblich wieder an das Reich, in Wirklichkeit aber verkaufte er denselben die bürgerliche Freiheit, die ihnen von jeher gebührte: Breisach, Diessenhofen, Neuburg, Radolfzell und Schaffhausen zahlten dem Könige die Pfandsumme, für welche das Reich sie einst an Oestreich verpfändet hatte, nnd wurden wieder reichsfrei. Das Aargau erhielten die Berner für 4000 Gulden, Thurgau ward für 4500 Gulden den Zürichern als ein nur mit ihrer Bewilligung einlösbares Pfand überlassen. Im Elsaß eignete sich der Kurfürst von der Pfalz, welcher als Reichsrichter dort die Execution zu vollziehen hatte, fremdes Gut an. Von allen Unterthanen Friedrich's blieben nur die Tyroler ihm treu. Sie ließen sich weder durch den König noch durch das Concilium irre machen und wollten von Sigismund's Besitznahme nichts wissen. Friedrich entfloh deshalb im März 1416, während Sigismund auf Reisen war, aus Constanz und begab sich zu ihnen in das Innthal. Hier gesellte sich sein Bruder Ernst der Eiserne zu ihm und die Tyroler nebst den durch die Ungerechtigkeit der Prälaten und des deutschen Königs beleidigten Rittern nahmen sich seiner kräftig an. Ernst kam selbst nach Constanz und trotzte den Anordnungen des Königs, welcher auch nach Friedrich's Flucht noch immer mit dem Gute, das nicht dem Geächteten, sondern seiner Familie gehörte, schnöden Handel getrieben und Feldkirch an den Grafen von Toggenburg, Kyburg nebst dem Blutbann und der Wildbahn im Thurgau an die Züricher und Frauenfeld für tausend Gulden an die Stadt Constanz verkauft hatte. Als nachher der eiserne Ernst an der Spitze seiner Ritterschaft und der Tyroler ein bedeutendes Heer ins Feld führte, erschrak Sigismund und söhnte sich mit den Habsburgern aus (Mai 1418). Friedrich mußte dem Könige

50,000 Gulden zahlen und dasjenige, was er vom Gebiete der ihn verfluchenden Bischöfe besetzt hatte, wieder zurückgeben; dafür ward er mit allen den Besitzungen, welche noch nicht veräußert waren, aufs neue belehnt, und sollte außerdem noch einiges von dem, was Sigismund ans Reich genommen, wieder erhalten, wenn es die Einwohner zufrieden wären. Es sollten nämlich Elsaß, Sundgau, Breisgau und die dortigen Städte, die sich von Sigismund frei gekauft hatten, die an denselben gezahlten Summen von Friedrich zurückerhalten, im Fall sie, wie es sich nachher wirklich ergab, lieber mittelbar unter Oestreich, als unmittelbar unter dem sogenannten Reiche, das sie nicht schützen konnte, stehen wollten.

Der Papst Johann, welcher mit nur drei Begleitern nach Schaffhausen gekommen war, hatte dort gleich erkannt, daß Friedrich nicht im Stande sei, ihn gegen das Concilium zu schützen. Auch die italienischen Prälaten, die sich zu ihm begeben wollten, hatten das Bedenkliche seiner Lage erkannt und waren deshalb sogleich wieder umgekehrt; sie wurden, als sie nach Constanz zurückkamen, von Seiten der zahlreichen Anhänger des Conciliums mit Hohn und Schimpf empfangen. Johann selbst floh auf die Nachricht, daß Burggraf Friedrich von Nürnberg mit Reitern gegen Schaffhausen ausziehen wolle, am 29. März eilig nach Laufenburg. Vorher erließ er eine Protestation gegen das Verfahren des Conciliums, in welcher er erklärte, daß alles, was er in Constanz beschworen und unterschrieben habe, ungültig sei, weil es durch Furcht und Zwang von ihm erpreßt worden sei. Dadurch ward alle Welt gegen ihn erbittert, und das Concilium, das sich als unmittelbares Organ des heiligen Geistes für das höchste Tribunal erklärte, nahm jetzt die Anklagen, welche den Papst der gröbsten Laster und Vergehungen beschuldigten, an und eröffnete ein Proceß-Verfahren gegen ihn. Johann glaubte sich weder zu Laufenburg, noch zu Freiburg im Breisgau, wohin er sich alsbald weiter begeben hatte, sicher und floh nach Breisach. Da jedoch Breisach eine der Städte war, welche Friedrich von Tyrol hatte aufgeben müssen, so trat Johann mit dem Herzog von Burgund in Unterhandlung, um durch dessen Gebiet, zu welchem damals noch Neufchatel, das Jura-Gebirge und das Waadt-Land gehörte, nach Avignon zu fliehen. Der Herzog versprach, ihn dahin zu geleiten, und Johann eilte daher nach Neufchatel; hier erfuhr er aber, daß jener, durch Friedrich's Schicksal geschreckt, ihn nicht der Justiz des Conciliums zu entziehen wage. Er kehrte daher nach Freiburg zurück. Hier traf ihn eine Commission des Conciliums, welche ihn vorladen sollte. Diese Commission war schon vorher in Breisach zu ihm gekommen: er hatte ihr dort auch eine Audienz auf den anderen Tag versprochen, war aber

statt dessen nach Neufchatel geflohen, und die Commission war deshalb nicht wenig überrascht, als sie ihn bei ihrer Rückreise nach Constanz wieder in Freiburg traf. Johann gewährte jetzt den Abgeordneten der in Constanz versammelten Geistlichkeit von vier Nationen zwar eine Audienz, unterschrieb aber die ihm im Auftrag des Conciliums vorgelegte Abdankungs-Urkunde nicht, sondern gab statt dessen eine andere, welche von ihm selbst abgefaßt war und nur eine bedingte, auf Schrauben gestellte Abdankung enthielt. Das Concilium verwarf diese Erklärung und begann in seiner siebenten Sitzung (2. Mai 1415), in Gegenwart Sigismund's und der Kardinäle, die man anfangs von dem Proceß gegen den Papst hatte ausschließen wollen, die gerichtliche Verhandlung über Johann XXIII. Es wurde eine förmliche Vorladung desselben beschlossen und zwei Tage später an den Kirchthüren und Stadtthoren von Constanz angeschlagen. Sie lautete: Johann solle in einer bestimmten Frist erscheinen, um sich gegen die wider ihn erhobene Anklage der Ketzerei, der Begünstigung des Schisma, der Simonie und vieler anderer Verbrechen und Laster zu verantworten; versäume er die ihm gesetzte Frist, so solle ohne Rücksicht darauf, daß er abwesend sei, gegen ihn und seine Anhänger nach der Gerechtigkeit verfahren werden. Fest entschlossen, das ganz unwürdige Geschöpf des Conciliums von Pisa der Papstwürde zu berauben, schickten die versammelten Väter und König Sigismund am 9. Mai die Bischöfe von Riga und Besançon und den Burggrafen Friedrich von Nürnberg mit 3000 Reisigen nach Freiburg, um den Papst entweder durch Zureden zur Rückkehr zu bewegen oder als Gefangenen nach Constanz zu bringen. Noch ehe dies geschehen war, begann das Concilium in seiner zehnten Sitzung (14. Mai) das gerichtliche Verfahren gegen Johann. Man kürzte dasselbe auf ungewöhnliche Weise ab, da ganz unerhörte Laster und Verbrechen, sowie gottlose Reden und cynische, ärgerliche Flüche öffentlich vor Gericht einem Manne Schuld gegeben wurden, welcher fünf Jahre lang das Oberhaupt der christlichen Kirche gewesen war. Schon in elf Tagen waren die Väter mit dem Proceß zu Ende. Unterdessen hatten die nach Freiburg geschickten Commissäre den Papst durch den Burggrafen Friedrich — dem inzwischen (30. April 1415) die Mark Brandenburg sammt der Kur und dem Erzkämmereramte urkundlich übergeben worden — nach Radolfszell bringen lassen, wo er in einen Thurm gesperrt ward. Dies war am 17. Mai geschehen, und schon am 20. Mai ward ihm angekündigt, daß er werde abgesetzt werden. Er fügte sich dem Concilium und übergab die Insignien des Papstthums, das Siegel und den Fischerring. In der elften Sitzung (25. Mai) ward er dann der 54 Klage-Artikel schuldig erklärt und abgesetzt, in

der zwölften aber (29. Mai) das wider ihn erlassene Urtheil bestätigt und feierlich bekannt gemacht, sein Siegel und Wappen öffentlich zerbrochen. Das Concilium übergab ihn hierauf dem Könige Sigismund, welcher den Bischof von Constanz mit seiner Bewachung beauftragte. Dieser ließ ihn auf sein Schloß Gottlieben bringen, wo auch Huß in Haft war; Johann erfuhr aber dort eine ganz andere Behandlung als dieser. Nach einiger Zeit gab man ihn aus Furcht vor dem Erzbischof von Mainz, der den abgesetzten Papst für seine Zwecke gebrauchen wollte, in die Gewalt des Pfalzgrafen Ludwig. Johann brachte hierauf zwei Jahre ganz behaglich auf dem Heidelberger Schloß zu und ward dann nach Mannheim geführt, welches damals ein ganz kleiner Ort war.

Der schlaue Italiener hatte sich ruhig in Alles gefügt; denn er wußte eines Theils, daß die Geistlichen kein gutes Gewissen hatten und also einen Mitbruder schonen würden, und kannte anderes Theils die Geldbedürftigkeit des römischen Königs und des Pfalzgrafen viel zu gut, um nicht zu hoffen, daß er sich frei kaufen könne. Im Jahr 1418 ward er durch den Papst Martin V., welchen das Concilium im vorhergehenden Jahre an seine Stelle gewählt hatte, nicht allein aus seiner Haft befreit, sondern sogar wieder zum höchsten geistlichen Ansehen erhoben. Die Veranlassung dazu gab Braccio di Montone, einer der Führer jener Condottieri oder Miethlinge, welche damals die Stelle stehender Heere vertraten und bald von diesem, bald von jenem Staat in Dienst genommen wurden oder auch sich selbst zu Herren von Städten und Landschaften aufwarfen. Dieser Feldhauptmann hatte 1415 in Perugia einen militärischen Staat gegründet und denselben bald über das ganze alte Umbrien ausgebreitet. Er war ein glücklicher und kühner Feldherr, wußte zugleich das National- und Freiheits-Gefühl der Italiener seiner Zeit zu benutzen und sammelte die berühmtesten und kühnsten Abenteurer und Bandenführer um sich. Unter ihm diente Piccinino, welcher schnell vom gemeinen Soldaten zum fürstlichen Bandenführer emporstieg, sowie Michael Sforza, der Bruder jenes Sforza, der eine neue Linie mailändischer Herzoge stiftete. Braccio drang erobernd bis in die Nähe von Rom vor. Diese Stadt oder doch die nahen Gegenden und Orte waren damals zuerst vom König Ladislaus von Neapel und dann von der Nachfolgerin desselben, Johanna's II., besetzt oder wenigstens beunruhigt worden. Um nun einen Vorwand zur Unterwerfung von Rom zu erhalten, beschloß Braccio, sich des abgesetzten Papstes Johann zu seinem Zwecke zu bedienen. Er erklärte, er erkenne das Gericht des Conciliums über Johann XXIII. nicht an und wolle dessen Rechte im Kirchenstaat verfechten. Diesen Plan vereitelte aber

Papst Martin V., welcher damals endlich nach Italien kam. Das Mittel dazu fand Martin in der ihm wohlbekannten Gierigkeit und Geldnoth der deutschen Fürsten. Er bewog den Pfalzgrafen Ludwig durch eine Summe, für welche man damals ganze Grafschaften kaufte, zur Auslieferung des ihm anvertrauten Gefangenen. Die Auszahlung des Geldes besorgte Nikolaus Urzano, einer jener italienischen Bankiers, welche damals in allen Städten Europas zerstreut waren und, ähnlich wie man den Juden Schuld gab, Alles aussogen. In einem Briefe, welchen Martin im Februar 1419 aus Ferrara an Nikolaus Urzano schrieb, heißt es: „er (der Bankier) möge dem Pfalzgrafen 3000 Dukaten auszahlen, weil Martin in seiner Barmherzigkeit beschlossen habe, den Balthasar Cossa, ehemals (in sua obedientia) Johann XXIII. genannt, zu sich bringen zu lassen.“ Zugleich ersuchte Martin den Bischof von Lübeck, bei Johann's Reise den Polizei-Commissär zu machen. Auf diese Weise gelangte Johann aus der Haft in Deutschland. Martin's Absicht war, ihn in Mantua auf Lebenszeit einzusperren; Johann erfuhr dies aber und entfloh auf der Reise. Er wandte sich in das Genuesische; da er sich jedoch hier bald von allen Seiten verlassen und bedroht sah, so suchte er die Gunst Martin's, der sich vor seiner Rückkehr nach Rom lange in Florenz aufhielt, zu erlangen und die vielen alten Freunde, welche Johann in ganz Toscana hatte, besonders das Haupt der reichsten und mächtigsten Familie in Florenz, Johann von Medicis, bewogen Martin, ihn als reuigen Sünder zu empfangen. Am 13. Mai 1419 kam Johann nach Florenz, warf sich öffentlich vor Martin nieder, erkannte ihn als Papst an, und ward hierauf nicht blos wieder zum Kardinal von Tusculum, sondern auch zum Decan des ganzen Kardinals-Collegiums ernannt. Er starb schon im December desselben Jahres zu Florenz. Man war damals in Italien so weit entfernt, moralischen Wandel oder auch nur Enthaltung von groben Lastern und von Kriminalverbrechen, wie sie Papst Johann XXIII. begangen hatte, zu fordern und zu erwarten, daß ganz Florenz bei Johann's Einzug ihm entgegen geströmt war und daß ihn nachher die Regierung der Republik mit besonderer Feierlichkeit beerdigen ließ.

Was die beiden früheren Nebenbuhler Johann's, Gregor XII. und Benedict VIII., betrifft, so hatte man auch von ihnen verlangt, daß sie ihre Würde niederlegten. Gregor zeigte sich dazu bereit, wenn er zuvor als Papst anerkannt und dadurch das in Pisa gegen ihn ausgesprochene Urtheil für aufgehoben erklärt worden sei. Da außer einem Kardinal, den er als Legaten geschickt hatte, auch der Beherrscher von Rimini, Karl Malatesta, bei welchem Gregor sich aufhielt, nach Constanz gekommen war, um seine Sache zu führen, und da

nicht nur der alte Erzbischof von Trier und der Pfalzgraf Ludwig sich seiner annahmen, sondern sogar König Sigismund ihm gewogen war, so ward man bald einig. Gregor durfte vor dem Beginn der Unterhandlungen mit dem Concilium, wie wenn dasselbe für ihn nicht vorhanden wäre, die in Constanz versammelten Väter durch eine am 13. März 1415 erlassene Bulle zum Concilium berufen. Hierauf versammelte sein Legat am 4. Juli die Väter zu einer Sitzung (der 14ten), um der Abdankung Gregor's große Feierlichkeit zu geben und die Vortheile, die sich derselbe dabei ausbedungen hatte, zu bestätigen. In dieser Sitzung, in welcher Sigismund den Vorsitz führte, überreichte Karl Malatesta feierlich die Verzichtleistungs-Acte, die dann vom Concilium angenommen wurde. Gregor bestätigte dieselbe nachher noch besonders und legte hierauf in einem Consistorium seiner Kardinäle den päpstlichen Ornat ab. Das Concilium hatte ihm auf Verlangen Sigismund's die Würde eines Kardinalbischofs von Porto, die lebenslängliche Legation in der Mark Ancona, sowie den unmittelbaren Rang nach dem zu wählenden neuen Papst gewährt und das Versprechen ertheilt, daß er wegen keiner Handlung, die er als Papst vorgenommen habe, zur Rechenschaft gezogen werden solle.

Nachdem man sich mit Gregor abgefunden hatte, sollte auch Benedict XIII., welcher fast nur noch in Aragonien anerkannt wurde, zur Niederlegung der päpstlichen Würde bewogen werden. Dies wollte man durch König Sigismund bewirken, welcher durch sein thätiges Eingreifen beim Concil und durch die Autorität, welche er in diesen Jahren ausübte, dem kaiserlichen Namen einen hohen Glanz verschaffte. Die Wiederherstellung der kirchlichen Einheit fand unter seinem Schutze Statt und dies Bewußtsein hob seinen Unternehmungsgeist, welcher nur auf die sonderbarste Weise mit einem Hang zu sorglosem Genusse des Augenblickes verbunden war. Ueber dem großartigen Streben, als römischer Kaiser in mittelalterlichem Sinne das Reich zu lenken, verlor er manches näher liegende Interesse aus dem Auge. Von seinem ungarischen Reiche war er bereits mehrere Jahre abwesend; in Deutschland besaß er wenig Macht, ja er sank immer tiefer in Schulden, obgleich er beständig mit Urkunden und Diplomen Handel trieb und kaiserliche Rechte und Reichsgut verkaufte. Er übernahm jetzt eine Reise ins südliche Frankreich, um mit dem Könige von Aragonien und mit dessen Papst zu unterhandeln. Da er die Reise in Begleitung von Commissären des Conciliums und unter dem Geleite eines ganzen Heeres von Rittern machen wollte, so brauchte er mehrere Monate, bis er das dazu nöthige Geld aufgetrieben hatte; er nahm auch diesmal seine Zuflucht wieder zu dem Burggrafen

Friedrich. Ueberhaupt stand dieser Fürst ihm und seinen Absichten sehr nahe. Die Burggrafen von Nürnberg aus dem Hause Hohenzollern, die bei Verwaltung eines Reichsamtes mächtig geworden waren, hatten schon früher mehrfach bewiesen, daß sie den Standpunkt des Reiches entschiedener als andere Stände desselben festzuhalten wußten; sie hatten ihren eigenen Vortheil wiederholt mit dem des Kaiserthums zu verbinden gewußt. Sigismund fand sich bei seiner hohen Auffassung des Imperiums auf die Mitwirkung Friedrich's, den er kürzlich zum Markgrafen erhoben, angewiesen; und dies mehr als seine Geldverpflichtungen veranlaßten ihn, denselben in der angegebenen Weise zu bevorzugen. Ja er dachte vielleicht eine Zeit lang daran, ihm als seinem Nachfolger die deutsche Krone zuzuwenden. Die förmliche Abtretung der Mark sammt der feierlichen Belehnung erfolgte übrigens erst am 18. April 1417, seit welchem Tage Friedrich und seine Nachkommen die Mark Brandenburg als Kurfürsten beherrscht haben.

Am 18. Juli 1415 reiste Sigismund von Constanz ab; den weltlichen Schutz der Versammlung sollte inzwischen der Pfalzgraf übernehmen. Sigismund gerieth schon nach kurzer Zeit wieder in die größte Verlegenheit, obgleich er bereits zu Aarberg in der Schweiz aufs neue Reichsgut verpfändete und seine Gemahlin, welche über Basel und Mühlhausen nach Ungarn zurückkehrte, zur Bestreitung ihrer Reisekosten vom Herzog Ludwig von Baiern 17,000 Gulden lieh. Auf der weiteren Reise ließ er es sich zu Narbonne, wo er mit Pracht empfangen und vom Bischof gut bewirthet ward, vier Wochen lang wohl sein. Erst in der Mitte des September kam er nach Perpignan, wo die Zusammenkunft mit Benedict stattfinden sollte. Hier traf Sigismund zwar den König von Aragonien, Benedict aber kam erst am Ende des Monats daselbst an, und zwar mit einem furchtbaren kriegerischen Gefolge. Dies, sowie die Hartnäckigkeit des Papstes und die spanische Natur seiner Begleiter machte den Aufenthalt in Perpignan für Sigismund unangenehm und gefährlich; er kehrte daher Anfangs November nach Narbonne zurück. Hier erschienen alsbald Gesandte vom aragonischen Könige, sowie von den übrigen spanischen Fürsten und von Schottland, welche die Zusicherung brachten, daß ihre Fürsten den Papst Benedict aufgeben würden, wenn er die Bedingungen des Conciliums nicht annehme. Benedict entfloh hierauf am 13. November aus Perpignan; er rettete sich zuerst auf die Burg Collioure und dann auf das seiner Familie gehörige Schloß Peniscola bei Valencia. Nun verständigten sich aber die Könige von Aragonien, Castilien und Navarra, die Schotten und die Grafen von Armagnac und Foix mit Sigismund und den Commissären des Conciliums, die in

Narbonne anwesend waren. Dem halsstarrigen Benedict ward der Gehorsam aufgekündigt und die Bischöfe jener Länder sagten unter vertragsweise festgesetzten Bedingungen ihre Theilnahme am Constanzer Concilium zu. Der eigensinnige Mann behauptete, von Allen verlassen, das Papstthum auf seinem Felsen; er schleuderte sogar den Bannfluch gegen den König von Aragonien, der sich zuerst von ihm losgesagt hatte, und es fanden sich auch einige spanische Bischöfe, welche dies benutzten, um dem Könige Verdruß zu machen.

Die Commissäre des Conciliums reisten sogleich nach Constanz zurück; Sigismund aber befand sich bei allen den Festen und Schmäusen, die man ihm gab, zu wohl, als daß er irgend eine Stadt hätte unberührt lassen sollen, welche sich durch die sehr kostspielige Ehre seines Besuches beglückt fand. Er borgte überall und ließ sich, wenn eine Stadt ihn beschenken wollte, auch gern eine kleine Summe Geld schenken, wie er denn von der Stadt Avignon 3000 Goldgulden annahm. Von Avignon begab er sich nach Lyon, nachdem er seinen Vertrauten Eberhard von Windeck, der auch seine Geschichte geschrieben hat, an den Grafen Amadeus von Savoyen geschickt hatte, um von diesem Geld zu leihen. Amadeus schoß eine Summe vor, und es wurden ihm dafür zwar nicht, wie dem Burggrafen Friedrich von Nürnberg, ein Reichsland und ein Erzamt, wohl aber kaiserliche Rechte und alte Ansprüche des Reiches verpfändet. Sigismund war nämlich in den durchreisten Provinzen aus dem Grunde so gut aufgenommen und bewirthet worden, weil diese Länder zu dem deutschen Königreich Arelate und Burgund gehört hatten und obgleich sie vom Kaiser und Reich keine Befehle mehr annahmen, doch Beide in Ehren hielten. Sigismund reiste für das geliehene Geld nach Savoyen, veranstaltete dort eine große Feierlichkeit, erhob den Grafen Amadeus zum Herzog und belehnte ihn mit Rechten in Burgund und Arelate, welche freilich nachher von niemand anerkannt wurden: Alles für die elende Summe von 12,000 Schildfranken. Hierauf trat er eine weitere Reise an. Das Ansehen, das vom Concil aus ihm zu Theil geworden, sowie die Ehrenbezeugungen, die man ihm allenthalben erwies, erhöhten sein Selbstgefühl bis zu dem Gedanken, er könne zwischen Frankreich und England als Friedensvermittler auftreten; vielleicht hoffte er sogar, auf diese Weise die Kräfte Europa's wieder gegen die Türken zu vereinigen. Zunächst begab er sich nach Paris, obgleich ihm jedermann davon abrieth, weil König Karl VI. von Frankreich seines Verstandes nicht mächtig war und wenige Monate vorher die entscheidende Schlacht bei Azincourt gegen die Engländer verloren hatte. Sigismund hielt sich einen Monat in Paris und nachher noch drei Wochen in St. Denys auf. Dann reiste er auch nach

England, um dort vier ganze Monate zu verweilen und Ritter und Damen zu beschenken. Wie kostspielig dies sein mußte, mag man daraus schließen, daß uns die Chroniken erzählen, Sigismund sei mit einem Gefolge von 1400 Personen in England angekommen. Man wäre daher auch in einiger Verlegenheit, wenn man angeben sollte, woher er das nöthige Geld nahm. Den Vorwand zur Reise nach England gaben theils die noch nicht beendigten Unterhandlungen über das Concilium und über die Päpste, theils die beabsichtigte Friedensvermittelung zwischen Frankreich und England. Was das Erstere betrifft, so hätte Sigismund viel besser gethan, wenn er, statt zu warten, bis auch die fünfte Nation, die spanische, sich auf dem Concilium befunden hatte, gerades Weges nach Constanz zurückgereist wäre. Die Ankunft eines Kaisers erregte in Staaten wie Frankreich und England immer noch einiges Mißtrauen, als könne sie zum Zwecke haben, die Idee der römisch-kaiserlichen Oberhoheit wenigstens in Bezug auf Ehrenrechte zu erneuern. Von seiner Friedensvermittelung war nicht das Mindeste zu erwarten, obwohl er sonst bei Heinrich V. auf einen glänzenden Empfang rechnen konnte. Zwar erzählt eine spätere Chronik, bei Sigismund's Landung in Dover sei, bevor er ausstieg, der Herzog von Glocester, Bruder des Königs, von Edelleuten begleitet und mit gezogenem Schwert an das Schiff geritten und habe dem König das Gelöbniß abgenommen, er werde in England keine Handlung der Souveränetät oder der Gerichtsbarkeit vornehmen. Hernach aber wurde er vom König selbst nach dem Palast von Westminster geleitet und einige Tage später (4. Mai 1416) in seiner Gegenwart eine glänzende Versammlung des Parlaments abgehalten; wohl die einzige, bei der ein römischer König anwesend war. Heinrich V. hatte kurz vorher ein hartes Verfahren gegen die Wycliffiten oder Lollarden eingeleitet und war auch in dieser Hinsicht auf gutes Einvernehmen mit Sigismund angewiesen. Im Uebrigen mögen sich Engländer und Franzosen über ihn und sein aus Magyaren und Deutschen bestehendes Gefolge lustig gemacht haben. Er spielte, um glänzen und schwelgen zu können, auf der ganzen Reise eine wenig ehrenvolle Rolle und gerieth zuletzt in große Verlegenheit, auf welche Weise er wieder von Dover nach Calais kommen sollte. Er hatte auf niederländische Schiffe gerechnet; aber ein Zwist, in welchen er mit dem Herzog Wilhelm von Holland gerieth, vereitelte diese Hoffnung wieder. Andererseits forderten die Engländer für seine Ueberfahrt so viel, daß er nicht daran denken konnte, von ihnen Schiffe zu miethen. Er schloß daher, obgleich er auch mit Frankreich in engem Bunde war, im August 1416 zu Canterbury ein höchst verdächtiges geheimes Bündniß mit dem englischen König Heinrich V.

der ihn dann mit Kostbarkeiten aller Art reichlich beschenkte und endlich nach der damals den Engländern gehörenden Stadt Calais hinüber fahren ließ. Daß das letztere auch aus dem Grunde geschehen sei, um der lästigen Gäste, der Verschwender und Schuldenmacher sobald als möglich los zu werden, scheint uns daraus hervorzugehen, daß Sigismund sich in Calais gleich anfangs festzehrte und nur durch Borgen, durch Verpfändungen und durch die Hülfe von Wucherern wieder flott werden konnte. Er war am 24. August 1416 in Calais angelangt und hielt sich mehrere Wochen auf, bis sein getreuer Eberhard von Windeck die reichen flandrischen Kaufleute und Bankiers durch Pfänder und Wucherzinsen bewogen hatte, Summen herzugeben, die der König dann sogleich wieder verschwendete. Eberhard mußte mit den Kostbarkeiten, welche der englische König seinem Herrn geschenkt hatte, in Brügge, Gent und Antwerpen umherlaufen und sie für soviel Geld versetzen, als man nur immer darauf geben wollte. Außerdem lieh er von Brügger Kaufleuten noch 10,000 Goldgulden gegen Wucherzins. Die Kleinodien wurden erst um die Mitte des Jahres 1417 wieder eingelöst, und da das Glück es fügte, daß die Lübecker ihren Magistrat fortgejagt hatten und Sigismund sie dafür um Geld strafen durfte, so wurden auch die Brügger bezahlt. Uebrigens hielt Sigismund in Calais auch einen jener sogenannten Fürsten-Congresse, welche nie zu etwas Anderem als zu eitler Verschwendung führen. An eine Rückkehr nach Constanz oder gar nach Ungarn dachte er vor der Hand nicht; er zog vielmehr, als er von Calais abgereist war, noch in den Niederlanden, in Lothringen und am Rhein planlos umher. Ueberall ließ er sich nach alter kaiserlicher Sitte bewirthen und verpflegen, ohne für sich oder sein Gefolge irgend etwas zu bezahlen. In den letzten Tagen des Januar 1417 traf er endlich, nach anderthalbjähriger Abwesenheit, wieder in Constanz ein.

Hier war in anderthalb Jahren mehr geredet, geschrieben, geprahlt und disputirt, als beschlossen und gehandelt worden, wie dies zu geschehen pflegt, wenn Gelehrte und besonders Professoren, die ein System im Kopfe tragen, über politische und religiöse Angelegenheiten Beschlüsse zu fassen haben.*) Ueber die Mißbräuche des bestehenden Kirchenwesens, besonders über die Gelderpressungen und die ärgerlichen alles Zutrauen des Volkes zu seinen Geistlichen zerstörenden Fol-

*) In diese Zeit fallen auch die höchst merkwürdigen Verhandlungen des Concils über die sogenannte burgundische Lehre, daß die Ermordung eines Tyrannen erlaubt und gottgefällig sei; wir kommen bei den französischen Angelegenheiten darauf zurück.

gen der monarchischen Regierung der Päpste, der Bischöfe und ihrer Stützen, der Bettelorden, waren die gelehrten Theologen der Sorbonne einverstanden; aber ändern wollte in der Hauptsache niemand. Es geht nämlich aus den Berathungen des Conciliums in den Jahren 1416 und 1417 deutlich hervor, daß die Kardinäle, Prälaten und Doctoren, welche zu Constanz tagten, eine Reform der Kirche an Haupt und Gliedern, zu welcher sie eigentlich berufen waren, weder durchsetzen konnten noch wollten. Mit der Wurzel konnten jene Uebel nicht ausgerottet werden, wenn man nicht zugleich die Glaubenslehre änderte; das wollten aber selbst die Hauptgegner des unumschränkten Papstthums, ein Gerson, ein d'Ailly und die anderen Häupter der sogenannten gallikanischen Kirche nicht. Ein darauf bezüglicher Vorschlag, welchen Sigismund machen ließ, erregte sogar unbeschreiblichen Lärm. Sigismund hatte nämlich eine in deutscher Sprache abgefaßte Schrift, Reformatorium Cleri betitelt, vertheilen lassen, in welcher vorgeschlagen war, man solle die Güter der Kirche in den Besitz der weltlichen Macht geben, welche dieselben dann für den Glauben d. h. theils zur Besoldung der Geistlichen und zur Unterhaltung des Cultus, theils zur Abwehr der Türken, zu verwenden habe. Ein solcher Vorschlag mußte freilich schon aus dem Grunde den größten Widerspruch hervorrufen, weil Sigismund nicht der Mann war, dem man Güter anvertrauen konnte, um sich nachher aus dem Ertrage derselben von ihm besolden zu lassen.

Die heftigsten Beschwerden über den päpstlichen Stuhl wurden von den Deutschen vorgebracht. Sigismund unterstützte seine Landsleute anfangs aus allen Kräften, und da der gelehrte und rechtliche Robert Hallam, Bischof von Salisbury, in gleicher Weise mit Nachdruck auftrat, so führten bis zu dessen Tod auch die Engländer einerlei Sprache mit den Deutschen. Diese litten beim Fortbestand des seitherigen Systems am meisten, weil sie so viele Aebte, Bischöfe und Erzbischöfe hatten, welche fürstliche Rechte besaßen. Sie hatten daher schon früher einen Aufsatz als Beschwerden (Gravamina) deutscher Nation eingereicht, sie entlehnten nachher (1416) aus denselben ihre Rathschläge zur nöthigen Beschränkung des päpstlichen Druckes (Avisamenta), sie bestanden sogar später beim Baseler Concilium darauf, daß aus denselben ein Concordat gebildet werde; wir werden aber im weiteren Verfolg der Geschichte sehen, auf welche Weise sie vom Papst, von Aeneas Sylvius, von der Mainzer Kanzlei und vom Kaiser Friedrich III. betrogen wurden, und wie man ihnen, um mit Homer zu reden, statt eines 100 Stiere werthen Concordats ein nur 9 Stiere werthes unterschob. In Constanz drangen sie, anfangs mit den Engländern im Bunde, darauf, daß, ehe man einen neuen Papst

wähle, den Beschwerden der Gläubigen über Papstthum und Hierarchie abgeholfen werden müsse; die drei anderen Nationen dagegen behaupteten, ohne vorhergegangene Papstwahl könnten keine Reformen gemacht werden, obgleich ein neugewählter Papst, wie sich mit Bestimmtheit voraussagen ließ, gewiß zuerst dafür Sorge trug, daß das bestehende System nicht angegriffen werde, weil es gerade die unerhörten Erpressungen der Päpste und Kardinäle waren, worüber man am meisten klagte. Den Bestrebungen der Deutschen und Engländer stand bei den anderen Nationen unter Anderem die große Aengstlichkeit im Wege, mit welcher man in jenen Zeiten die Formen beobachtet wissen wollte. Die ängstliche Rücksicht auf die Form ging so weit, daß man darüber mehrentheils das Wesen ganz aus dem Gesichte verlor. Aus dem nämlichen Grunde beruhigte man sich in Constanz nicht damit, daß Benedict's XIII. Anhänger diesem den Gehorsam aufgekündigt hatten, sondern man schickte ihm noch im Januar 1416 durch zwei Mönche eine Vorladung zu, obgleich alle Welt wußte, daß er nicht erscheinen werde; man setzte ihm sogar nachher wiederholt neue Termine, zauderte und zögerte mit der Eröffnung des Processes gegen ihn, zog diesen von einem Monat zum anderen in die Länge, und erklärte endlich erst am 26. Juli 1417 die Absetzung Benedict's, als eines hartnäckigen, wortbrüchigen Ketzers und Schismatikers.

Von diesem Augenblick an drangen die 24 Kardinäle, welche dem Concilium beiwohnten, heftiger als vorher auf eine neue Papstwahl, und alle französischen, spanischen und italienischen Prälaten forderten mit ihnen einen neuen Papst. Sigismund und die Engländer hatten daher einen sehr schweren Stand, und als am 4. September 1417 Robert Hallam gestorben war, konnten die Deutschen auch auf die Engländer nicht mehr rechnen. Wie reif übrigens Deutschland schon damals für eine Reformation der Kirche war, ersieht man nicht blos aus allen in der Volkssprache geschriebenen Erzählungen, Gedichten und Reden jener Zeit, sondern auch ganz besonders aus der beim Concilium eingereichten Rechtfertigungsschrift der Geistlichkeit deutscher Nation (15. Sept. 1417). Man hatte gegen die deutschen Geistlichen, weil sie und ihr König mit einer bis dahin unerhörten Dreistigkeit auf eine Reform drangen und bis zur Erledigung derselben keine neue Papstwahl zulassen wollten, die Beschuldigung ausgesprochen, daß sie hussitische und wycliffitische Lehren begünstigten. Die Deutschen treten daher in der erwähnten Schrift mit Stolz auf, sie nennen sich „eine gottergebene, geduldige, demüthige Nation, welche durch Gottes Gnade mächtig genug sei; die Kaiserwürde, acht Könige, sowie viele Herzoge, Markgrafen, Grafen, Fürsten, Herren und unabhängige Städte voll ungebrochener Kraft gehörten ihr an." Sie sagen ferner: „Das

Verderbniß, welches von der Anmaaßung der Päpste herrühre, habe seit anderthalb Jahrhunderten beständig zugenommen. Anstatt der Sorge, dem Himmel Seelen zu gewinnen, beherrschten Habsucht, Ehrgeiz und Sinnlichkeit den päpstlichen Hof und verleiteten ihn zu jeder Ungerechtigkeit und Gewalt. Daher rührten die Reservationen, die Commenden, die rechtswidrigen Collationen der Beneficien, der Expectanzen, die anticipirten Daten, die während der Vacanz geistlicher Stellen erpreßten Annaten u. s. w." Uebrigens findet sich diese für den Zustand der deutschen Kirche im 15. Jahrhundert höchst wichtige Schrift in der von der Hardt gemachten Sammlung aller das Constanzer Concil betreffenden Actenstücke.

Sigismund wäre in seiner Forderung vielleicht standhaft geblieben, wenn ihn nicht zuerst die Engländer und bald nachher auch einige deutsche Prälaten, denen man Pfründen und Würden versprach, im Stiche gelassen hätten. Er willigte schon Ende September in die Vornahme der Papstwahl; doch machten er und seine Deutschen dabei den ausdrücklichen Vorbehalt, daß der zu ernennende Papst unmittelbar nach seiner Krönung im Verein mit dem Concilium die Reform des Kirchenwesens vornehme und durchführe. Das Concilium seinerseits erließ am 9. October fünf Decrete, durch welche die Reform sicher gestellt werden sollte; namentlich sollten künftig ebenso wie in der älteren Kirche wieder regelmäßig allgemeine Kirchenversammlungen gehalten werden und zwar die erste nach fünf, die zweite nach sieben Jahren und nachher alle zehn Jahre eine. Die Wahl des Papstes wurde diesmal nicht den 23 in Constanz anwesenden Kardinälen allein überlassen; man wollte diese anfangs sogar ganz ausschließen, vereinigte sich aber am Ende dahin, daß sechs Deputirte jeder Nation, also in Allem 30, in Verbindung mit den 23 Kardinälen das Wahl-Collegium bilden sollten. Dieses trat am 8. November 1417 im bischöflichen Palaste zusammen und wählte am 11. jenen Kardinal Otto von Colonna, welcher früher im Auftrage Johann's XXIII. das erste Urtheil gegen Huß ausgesprochen hatte.

Der Gewählte nahm den Namen M a r t i n V. an und erneuerte alle die Mißbräuche, welche seine Vorgänger mit den Sporteln und Taxen getrieben hatten. Er, die versammelten Väter und König Sigismund feierten gleich nach der Wiederbesetzung des päpstlichen Stuhles ein Fest nach dem anderen und belustigten das müßige Volk durch kirchliche und ritterliche Schaugepränge; bei dem feierlichen Umzuge durch die Stadt ritt der Papst auf einem weißen Zelter, welchen zur Rechten König Sigismund, zur Linken der Markgraf von Brandenburg führte. Sigismund und diejenigen Prälaten und Theologen, welche vorher so laut von Reformen geredet hatten, wurden jetzt ganz

kleinlaut, weil Papst Martin ihnen immer auswich. Der Form wegen bestanden freilich noch am 22. November alle fünf Nationen auf Reformen; sie willigten aber ein, daß die Sache an eine Commission überwiesen ward, welche zuerst lange Zeit hindurch keinen Bericht abstattete und dann die Sache in die Länge zog. Die Deutschen allein fuhren fort, auf Abschaffung der römischen Tyrannei zu dringen, durch welche sie selbst am härtesten gedrückt wurden, weil drei von ihren sieben Kurfürsten Pfaffen waren, weil ihr Kaiser der Krönung und Bestätigung des Papstes zu bedürfen glaubte, und sogar gleich dem byzantinischen Kaiser stolz darauf war, daß er die Würde eines Unter-Diakonus habe und als solcher mit dem Schwert in der Hand bei der Messe das Evangelium vorlesen dürfe. Die Deutschen allein faßten daher auch ihre Beschwerden über den römischen Hof (Advisamenta Nationis Germanicae) in 18 Artikel zusammen, welche dann Ende Januar 1418 dem neuen Papste übergeben wurden. Dieser wich jedoch ihren dringenden Forderungen auf dieselbe Weise aus, wie seine Nachfolger bis auf den heutigen Tag allen ähnlichen Forderungen ausgewichen sind, d. h. er gewährte statt der Reformen täuschende Concordate, welche so abgefaßt waren, daß man Alles beim Alten lassen und sich doch rechtfertigen konnte. Da die Italiener gar keine Reform wollten, so brauchte Martin blos mit den anderen vier Nationen Concordate zu schließen. Jede derselben erhielt ihr eigenes Concordat; was von den Reformbestimmungen allgemein gültig sein sollte, wurde am 21. März 1418 in der 43. öffentlichen Sitzung publicirt, jedoch ohne irgend eine Bürgschaft, daß es würde gehalten werden. Keine der Regierungen von den vier Nationen wollte nachher auf das von ihren Geistlichen angenommene Concordat eingehen, weil in demselben nur ganz unbedeutende Zugeständnisse und auch diese mehr zum Schein als in Wahrheit gemacht waren; alle aber außer der deutschen trafen in Verbindung mit ihren Ständen Maaßregeln, um den Päpsten zum Trotz durch weltliche Mittel dem Unfuge einstweilen zu steuern.

Da die Reformation der Kirche die Hauptaufgabe des Conciliums hatte sein sollen und der Papst jene furchtlosen Concordate für Kirchen-Reform ausgab, so war mit dem Abschlusse derselben der Zweck der vierjährigen Berathungen der Theologen der ganzen Christenheit scheinbar erreicht und Martin V. schickte sich an, nach Rom zu reisen. Ehe er das Concilium schloß, erklärte er in der vorletzten Sitzung (19. April 1418), daß er das nächste, in fünf Jahren zur weiteren Reformation des Kirchenwesens zu haltende Concilium nach Pavia berufen werde, d. h. mit anderen Worten, daß er diese Reformation in die Hände der Italiener geben wolle, welche

jeder Verbesserung abgeneigt waren; seine Erklärung erweckte daher auch den Unwillen der ganzen Kirche. In der am 22. April gehaltenen letzten oder 45. Sitzung, in welcher der eitle Sigismund mit der königlichen Krone auf dem Haupte wieder als Diakonus neben und unter dem Papste prunkte, las auf Befehl des Letzteren ein Kardinal die Formel der Auflösung des Conciliums vor; Sigismund aber ließ durch seinen gelehrten Juristen, Arduin von Novara, einen Vorläufer von Metternich's Gentz, dem Concilium eine in seinem Namen verfaßte Schrift vortragen, in welcher erklärt wurde, daß der König sehr vergnügt über alles sei, was er verschwendet, verreist und gewünscht habe, und daß nur böse Mäuler behaupten könnten, es sei mit allem dem weit mehr verdorben als verbessert worden.

5. Sigismund, das deutsche Reich und der Hussiten-Krieg bis zum Jahre 1432.

Die deutsche Nation mußte den Fanatismus der zu Constanz versammelten Theologen, sowie die eitle Pracht, die Zerstreuungssucht und die Verschwendung ihres Königs schwer büßen. Sigismund schadete den Deutschen nicht blos dadurch, daß er die Rechte und Güter des Kaiserthums, also die der Nation selbst, um schnödes Geld verkaufte und verpfändete, und daß er für Geld die Anmaaßungen der Fürsten, Ritter, Städte und Corporationen durch Urkunden und Siegel zu Rechten und Privilegien machte; er schadete dem Reiche auch noch dadurch, daß er die Beschlüsse des Concils, auf welches er stolz war, zu seiner Richtschnur machte. Diese Politik, nicht Aberglaube, trieb ihn dazu, daß er die Czechen, die durch seinen Vater und seinen Bruder mit den Deutschen innig und brüderlich vereinigt worden waren, zu tödtlichen Feinden der deutschen Nation, ihrer Religion und Civilisation, sowie seines eigenen Hauses machte. Das Concilium hatte die böhmische Nation bei Gelegenheit der hussitischen Sache gerade so behandelt, wie der deutsche Bundestag, Oestreich, Preußen und Rußland das deutsche Volk von 1817 bis 1848 behandelt haben. In beiden Fällen wollte man, zu Gunsten des positiven Rechtes der Minderheit, gegen das Vernunftrecht der Mehrheit polizeilich und kriminalrechtlich verfahren. Das Concilium hatte, von den deutschen Theologen angeregt, die 452 böhmischen und mährischen Barone und Ritter, welche dem Drohbriefe vom 2. September 1415 ihr Siegel angehängt hatten, durch Beschluß vom 24. Februar 1416 als der Ketzerei verdächtig vorgeladen und diese Vorladung im Mai zu Constanz, Passau und Wien, sowie im Juni auch zu Regensburg an die Kirchenthüren anheften lassen. Das Concilium hatte außerdem sogar über den Prager Erzbischof, Konrad von Vechta, und über

den Bischof von Olmütz, Wenzel Kralic von Bubenic, einen Proceß verhängt, weil sie die Ketzerei geduldet hätten. Ja, als bald nachher beim Tode des Letzteren König Wenzel ohne Rücksicht auf das Concilium durch Konrad einen neuen Bischof von Olmütz einsetzen ließ, wollten die heiligen Väter mit aller Gewalt sogar Wenzel und seine Gemahlin als Ketzerbeschützer verfolgen, und Sigismund hatte große Mühe, das Concilium davon abzuhalten, daß es sich vollends lächerlich und verhaßt mache.

Die Verfolgung des Conciliums traf hauptsächlich die gelehrten Männer, welche auf der Prager Universität und an anderen Orten in die Spuren der beiden böhmischen Märtyrer getreten waren und ein mehr oder weniger von der Kirchenlehre abweichendes System biblischer Religion aufstellten, während der unwissende Haufe von einer Anzahl wüthender Schwärmer religiös und politisch aufgeregt ward. Zu jenen Reformatoren, welche nur Mißbräuche abgestellt, nicht die ganze bestehende Lehre geändert haben wollten, gehörten von den Mitgliedern der Prager Universität besonders Johann von Jesenic, Jakobellus von Mies, Christian von Prachatic, Johann Cardinalis von Reinstein, Simon von Tisnowic, Simon von Rokyczan, Zdenek von Labaun, Marcus von Königingräz, ferner die Barone Zdislaw von Zwiretic und Michael Cizek von Malenic. Diese Doctoren und ihre Anhänger bildeten die Gemeinde der sogenannten Kalixtiner (deutsch Kelchner, von calix, Kelch); diese forderten zwar die Austheilung des Abendmahles unter beiderlei Gestalt (sub utraque specie, daher auch Utraquisten) und die Abstellung von sehr vielen kirchlichen Mißbräuchen, erklärten aber dabei, daß sie in allen Punkten, über welche die Schrift nichts Bestimmtes aussage, den hergebrachten Kirchenglauben als Richtschnur betrachteten. Eine ganz andere Reformation verlangten die verschiedenen Secten und ihre schwärmerischen Stifter, an welche die eingewanderten Picarden, Albigenser und Begharden sich anschlossen und die von den Stämmen Israel's träumten. Diese Schwärmer übten auf das ganz unwissende Volk den größten Einfluß aus, weil sie aus dem Mosaismus und aus den Evangelien ein communistisches und republikanisches System ableiteten, wie einige Schüler Wycliffe's gethan hatten und wie später die englischen Schwärmer zu Cromwell's Zeiten thaten. Ihre wilde, anfangs jedoch mäßige Schwärmerei veranlaßte in Böhmen ähnliche Greuelscenen, wie die Begeisterung für Gleichheit, Freiheit und Menschenrecht im letzten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts unter den Franzosen, und machte die begeisterten Böhmen den Deutschen bald eben so furchtbar und verderblich, wie es später die Franzosen der Schreckenszeit wurden.

Diese Schwärmer erhielten gleich anfangs zu Austie an der Luschnitz auf der von Austie aus bevölkerten und mit einem biblischen Namen benannten Anhöhe Tabor einen festen Sitz. Ein reicher Tuchmacher und Tuchhändler zu Austie, Pytel, welcher schon den Märtyrer Huß in seinem Hause aufgenommen hatte, gewährte allen gelehrten und ungelehrten Schwärmern, denen die Prager zu prosaisch und zu wenig radical waren, Gastfreundschaft. Um diese durch die eingewanderten fremden Schwärmer aufgeregten Sectenstifter und Lehrer, den Magister Johann von Jicin, die Priester Wenak, Bydlin, Kanis, Psenicka und Andere, sammelten sich nachher, als der Krieg begann, viele Tausende, welche das jetzige Städtchen Tabor gründen halfen, anfangs aber im Freien hausten. Gegen sie erließen die Magister der Prager Hussiten und Kalixtiner schon am 25. Januar 1417 eine Proclamation, in welcher es heißt: „Der Teufel pflege oft den Schein der Heiligkeit anzunehmen, um auf diese Art Bruderzwist und Verachtung der göttlichen Gebote desto besser verbreiten zu können. Mit Schmerz habe man in Prag erfahren, daß in einigen Gemeinden und Orten des böhmischen Landes gelehrt werde, es gebe kein Fegfeuer, Gebete und Almosen für Verstorbene seien folglich unnütz; die Bilder der Heiligen und ihre Verehrung ständen mit der Schrift im Widerspruch; die Kirchenceremonieen, wie das Weihen von Salz und Wasser, der Gebrauch von Palmen, die Ostereier und Anderes, seien überflüssig und irrig und dergl. mehr." Dies Alles strebten also die Prager Magister festzuhalten; man sieht aber leicht, daß sie, da man einmal aufklären wollte und mußte, hinter denen, welche nicht auf halbem Wege stehen blieben, zu weit zurück waren, um der drohenden Revolution Meister zu sein. Das Constanzer Concilium beging einen noch weit größeren Fehler als die gelehrten Professoren, welche in Böhmen so zu sagen die Rechte bildeten. Statt nämlich sogleich diesen Pragern, die nur geringe Forderungen machten, Einiges nachzugeben, trieb das Concilium durch seine Schritte alle Böhmen zur Vereinigung gegen eine Lehre, welche die Vertheidiger alles Alten ihnen aufdringen wollten. Der Kanzler der Pariser Universität, Johann Gerson, von seiner und seiner Genossen Unfehlbarkeit ganz eingenommen, wie gelehrte und berühmte Professoren seiner Art zu sein pflegen, widerlegte zwar im Auftrage des Conciliums die Kalixtiner, redete aber dabei von den Böhmen, welche seine Gründe nicht gelten lassen wollten, mit solcher Geringschätzung, daß er geradezu erklärte: es scheine ihm geeigneter, mit weltlichem Arm als mit geistlichen Mitteln gegen die Hussiten einzuschreiten. So reden seines Gleichen noch alle Tage und Papst Martin ließ sich das nicht zweimal sagen. Er war kaum als Papst anerkannt, als er auf dieselbe Weise wie vorher

das Concilium mit den Böhmen verfuhr; ja, er würde sogar den Proceß, mit welchem dieses den armen Wenzel bedroht hatte, fortgesetzt haben, wenn er nicht durch Sigismund's Zureden und durch die Versprechungen, die derselbe in Wenzel's Namen that, davon abgebracht worden wäre. Die Böhmen dagegen behandelte der Papst gerade so, als wenn das ganze Volk vom Glauben abgefallen wäre. In der am 22. Februar 1418 aus Constanz erlassenen Bulle droht er allen denen, welche dem Wycliffe oder dem Huß und Hieronymus anhingen oder ihre Lehren billigten, mit den furchtbarsten Strafen, und diese sollten auch alle ihre Angehörigen und Verwandten treffen, ja sogar einen Jeden, welcher einen Hussiten verberge oder in sein Haus aufnehme, oder der auch nur unterlasse, die ihm bekannten Ketzer anzuzeigen; es sollte nämlich das Vermögen von allen diesen eingezogen und ihnen selbst das christliche Begräbniß versagt werden. Außerdem erneute Martin die nach den Anfangsworten ut inquisitionis negotium benannte furchtbare Inquisitions-Bulle des Papstes Bonifacius, welche alle weltlichen Richter gegen die der Ketzerei Beschuldigten aufruft. Einen Monat später schreibt der Papst allen Böhmen ohne Unterschied, besonders den Baronen und Rittern: „Es sei jämmerlich, kläglich, abscheulich zu hören und bitter schmerzlich zu sagen, wie die Leute, welche den verruchten, längst verdammten Lehren des Johann Wycliffe und Johann Huß verfluchten Andenkens anhingen, jetzt schon das ganze Königreich Böhmen mit verderblichen Lehren und Irrthümern so erfüllt hätten, daß man fast sagen müsse, der katholische Glaube und die evangelische Zucht seien dort, wo sie früher mit großer Verehrung und ausgezeichneter Andacht in Ehren gehalten worden wären, spurlos verschwunden." Der Kardinal, welcher diese Geschichten mit ihren urkundlichen Belegen aufbewahrt hat, gesteht selbst, durch diesen Fluch, diese Bulle, diese Episteln und geistlichen Schmähungen wären die Böhmen, sowohl der Adel als das Volk und sogar die Geistlichen, in Wuth gebracht worden, so daß die Prager, als Wenzel einer Aufforderung des Papstes und seines Bruders gemäß die Freiheit des Predigens habe beschränken wollen, einen Aufstand erregt und den König genöthigt hätten, auf dem Schlosse Wissehrad eine Zuflucht zu suchen.

Wenzel fand es klüger, sich seine Unterthanen als den Papst befreundet zu erhalten; er ließ daher etwa sechs Wochen nach jenen Eingriffen des Papstes in die weltliche Regierung und Gerichtsbarkeit (am 9. Juni 1418) aufs neue ein Gesetz bekannt machen, vermöge dessen jede Vorladung böhmischer Unterthanen weltlichen Standes vor ein auswärtiges geistliches Gericht für ungültig und nichtig erklärt ward. Wir haben schon oben bemerkt, daß der Kardinal Johann

Dominici, ein Dominikaner und also schon seines Ordens wegen ein Ketzerrichter, welchen Papst Martin im Juli zur Verfolgung der Ketzer nach Böhmen schickte, dort nichts ausrichten konnte; Wenzel wollte nichts von ihm wissen und der Kardinal mußte froh sein, daß er mit heiler Haut davon kam. Er befand sich am Ende des Jahres 1418, als Sigismund endlich über Passau nach Ungarn zurückreiste, in dessen Gesellschaft und wir vermuthen, daß dieser vornehme Dominikaner es war, welcher Sigismund zu dem unvorsichtigen Schritt bewog, seinem Bruder in einem offenen Briefe bittere Vorwürfe darüber zu machen, daß er die Maaßregeln des Papstes gegen seine Unterthanen nicht kräftiger unterstütze. Das mußte die Böhmen vollends gegen Sigismund erbittern. Dieser kündigte sogar der Ketzerei wegen dem König Wenzel die Bruderliebe und Freundschaft auf und drohte mit einem Ausrottungskriege der Christenheit gegen die Böhmen, worauf Wenzel ihm zuerst durch Briefe und dann im Januar 1419 durch Gesandte erwiderte, man wisse in Böhmen nichts von Ketzern und Irrlehren. Unglücklicher Weise ließ sich der böhmische König nachher durch seinen Bruder doch noch in Furcht jagen und versuchte, seinen schwachen Willen der ganzen Nation zum Trotz durchzuführen; er gab dadurch die Veranlassung zum Abfall der Böhmen und zu den furchtbaren Grausamkeiten der Czechen gegen die Deutschen. Fast ganz Prag war nämlich schon im Jahre 1419 utraquistisch, selbst Wenzel's Rathgeber und Generale hatten sich stets für Huß erklärt; nichtsdestoweniger begann der König im Februar plötzlich den Gottesdienst der Utraquisten auf gewisse Kirchen zu beschränken und nüchtern oder im Rausch gegen Ketzer zu toben. Jetzt vereinigten sich aber die Prager Bürger zum Schutz ihrer Lehre und der beste Staatsmann in Wenzel's Cabinet trat zugleich mit dem ausgezeichnetsten Kriegsmann aus dem königlichen Dienste. Diese beiden Häupter der Hussiten, welche nachher ebenso berühmt geworden sind, wie später Cromwell in England, waren Nikolaus von Hussinecz, königlicher Burggraf auf Prachatic, und der greise Ziska von Trocznow, der sich früher in Polen und Litthauen im Kriege der deutschen Ritter mit den Heiden als Feldherr Ruhm erworben hatte. Als Beide sich von Wenzel abwandten und die Prager Bürgerschaft die Niederlegung der Waffen verweigerte, hielt sich Wenzel auf dem Wissehrad nicht mehr sicher und floh auf das Schloß Wenzelstein, welches er in der Nähe von Kunratic erbaut hatte. Da sowohl Ziska als Nikolaus von Hussinecz von Wenzel verbannt und als Ketzer bezeichnet wurden, so sammelten sich auf den Gütern dieser beiden Männer unzählige Hussiten aus ganz Böhmen. Die aus Austie verdrängten Geistlichen des schwärmerischen Theiles aber vereinigten auf dem

breiten Hügel Hradist an der Luschnitz ihre Gläubigen. Dieser Hügel war auf drei Seiten von wasserreichen Schluchten umgeben und nur durch eine Landzunge von der vierten Seite her zugänglich; er war also von Natur zur Festung geeignet, wozu er nachher unter dem Namen des Berges Tabor benutzt ward. Dort hielten die Geistlichen im Sommer 1419 unter freiem Himmel ihren von vielen Tausenden besuchten Gottesdienst, dort versammelte Nikolaus von Hussinecz am 23. Juli 1419 42,000 Männer, Frauen und Kinder aus allen Gegenden Böhmens zu einem begeisternden religiösen Nationalfeste, das die ganze Versammlung mit Enthusiasmus erfüllte, da es ein Fest der Gleichheit vor Gott war: Processionen mit Fahnen, die Vortragung des Sacraments und der Gesang frommer Lieder in böhmischer Sprache fehlten nicht, jeder Zuzug aus der Ferne ward von den bereits Anwesenden feierlich empfangen, Allen wurden Plätze angewiesen, die Versammelten nannten sich Volk Gottes und Stamm Juda, jeder Standesunterschied war unter ihnen aufgehoben und der Bauer wie der Edelmann hieß Bruder. Mehrere Tage hindurch verweilten die vielen Tausende, welche zusammengeströmt waren, auf dem mit Zelten bedeckten Hügel und das erbauliche und heitere hussitische Nationalfest ward ohne alle weltlichen Ergötzlichkeiten, ohne irgend eine Schwelgerei, ohne Trinken und Lärmen begangen. Es machte auf das Volk einen um so stärkeren Eindruck, als sich die Versammelten ganz friedlich und freundlich trennten, ohne auch nur den mindesten Anlaß zur Klage gegeben zu haben. Unglücklicher Weise wurde aber dem Könige Wenzel die Rolle, welche Nikolaus von Hussinecz dabei gespielt hatte, von einer sehr gehässigen Seite dargestellt. Wenzel hatte seit den letzten Briefen und Drohungen des Papstes Martin und des Königs Sigismund wieder angefangen, die Hussiten zu beschränken, ihren Gottesdienst zu verfolgen und vertriebene papistische Priester den Gemeinden wieder aufzudrängen; er hatte den Magistrat der Prager Neustadt mit Gegnern der Hussiten besetzt und machte Anstalt, in der Altstadt und Kleinseite dasselbe zu thun. Dies veranlaßte am 30. Juli 1419 die erste Greuelscene, womit der Hussiten-Krieg eröffnet wurde. Ein ehemaliger Mönch des Prämonstratenser-Klosters Selau, Johann, welcher in der Neustadt längst eine fanatische Gemeinde gebildet und das Volk durch Aussprüche und Gleichnisse der Offenbarung Johannis, sowie der gegen Abgötterei tobenden jüdischen Propheten zur Wuth gegen die Verfolger seiner Glaubensgenossen entflammt hatte, veranstaltete an jenem Tage eine Procession, durch welche alle Straßen mit Menschen angefüllt wurden. Der versammelte Magistrat der Neustadt wollte dies hindern, seine Rathsdiener und rechtgläubige Bürger insultirten den Mönch und das Sacra-

ment in beiderlei Gestalt, welches Johann statt der Monstranz dem Zuge vorantrug. Der Haufe der Fanatiker nahm aber auf der Stelle Rache dafür; er machte einen Angriff auf den Magistrat und die Polizei, und Ziska unterstützte ihn dabei mit seinen Bewaffneten. Das Neustädter Rathhaus ward vom wüthenden Haufen erstürmt und sieben Rathsherren nebst dem Stadtrichter Niklasek wurden ergriffen, zum Fenster hinausgestürzt, von den untenstehenden Bewaffneten mit Spießen aufgefangen und hierauf vollends gemordet, wiewohl nicht beraubt; die übrigen Rathsherren entzogen sich dem gleichen Schicksal durch die Flucht. König Wenzel überlebte diesen Frevel nur um 16 Tage; viele Schriftsteller lassen ihn daher vor Schrecken oder gar vor Zorn sterben, andere haben aus Haß gegen die Hussiten sogar die Behauptung ausgesprochen, die hussitisch gesinnten Männer in Wenzel's Umgebung hätten ihn erstickt. Der neueste böhmische Geschichtschreiber hat jedoch die Ungerechtigkeit dieser Angaben nachgewiesen. Nachdem er dargethan, daß Wenzel schon vorher einen Schlaganfall gehabt und noch im Anfange des August an den Folgen desselben gelitten habe, setzt er mit Recht hinzu: „Was Wenzel's plötzlichen Tod am 16. August 1419 angeht, so scheint es sehr begreiflich, daß ein robuster Esser und Trinker wie Wenzel an einem wiederholten Schlage starb."

Der Tod des Königs Wenzel ward das Signal eines allgemeinen Aufstandes in Böhmen. Die Hussiten bemächtigten sich überall der Regierung; es wurden am 29. September und am 11. November ebenso, wie vorher auf dem Berge Tabor, auf offenem Felde schwärmerische und so zu sagen republikanisch-radicale Volksfeste gefeiert, welche ebenfalls keine Excesse zur Folge hatten, obgleich Ziska und der hussitische Priester Wenzel Koranda dabei eine Hauptrolle spielten und jener sogar an der Spitze von 4000 Bewaffneten umherzog. Die Mehrzahl der Städte des Landes war und blieb zwar noch lange in der Gewalt der Deutschen und diese wurden auch von vielen böhmischen Landherren, wie Wenzel von Duba, der Familie Hasenburg u. a. begünstigt; Ziska rief aber die Bauern und die ganze eigentlich böhmische Bevölkerung zu den Waffen und forderte sie durch fanatisirte Prediger und durch Proclamationen in böhmischer Sprache auf, keinem Deutschen zu trauen und keinen Deutschen zu schonen. In einer dieser Proclamationen ruft er seinen Landsleuten und Glaubensgenossen zu: „Habt Acht auf die, welche gegen unseren Glauben arbeiten, und besonders auf die große Bosheit der Deutschen, deren Verfolgungen um des Namens Jesu willen ihr schon erfahren habt! Stehet wider sie beständig, wie eure Vorfahren, die alten Böhmen, die ihre Waffe (Bhanicy) unter die Stiefel gesteckt, nicht allein Gottes, sondern auch

ihrer selbst wegen! Wir aber, lieben Brüder, die das gemeine Wohl und das göttliche Gesetz vor Augen haben, müssen größere Anstrengungen machen. Wer ein Schwert führen und eine Keule schwingen kann, muß zum Kampfe gerüstet sein. Ihr müßt eure Pfarrer anhalten, daß sie in allen ihren Predigten das Volk zum Streit gegen den Antichrist ermahnen und Jung und Alt allzeit zum Kriege bereit machen."

Wenzel's Wittwe, Sophia, war von ihrem Schwager Sigismund zur Regentin ernannt worden; das Collegium, das ihr zur Seite stehen sollte, wurde vom Oberburggrafen von Wartenberg geleitet. Sie erhielt jedoch von Sigismund, welcher damals mit den Türken und Venetianern zu thun hatte und, wie gewöhnlich, ganz ohne Geld war, keine Unterstützung und mußte in Verbindung mit dem rechtgläubigen Theile des Adels, sowie mit den Bewohnern der Städte und mit den geworbenen deutschen Soldaten sich helfen, wie sie eben konnte. Der böhmische Landtag, den Wartenberg berufen hatte und in welchem die Kalixtiner die Mehrheit bildeten, stellte an den König eine Reihe von Forderungen; namentlich sollte er den Uebergriffen der Geistlichkeit in weltliche Dinge wehren, die Spendung des Abendmahles in beiderlei Gestalt gestatten und beim Papst befürworten, auch die Schmähungen gegen Huß und Hieronymus untersagen. Inzwischen wurden neue Volksversammlungen auf dem Tabor und sogar in der Nähe der Hauptstadt abgehalten. Die Regentin, gestützt auf den Beistand des Magistrats, sowie eines Bundes von Prälaten und katholischen Baronen, ließ die königlichen Truppen unter Peter von Sternberg gegen eine solche Versammlung einschreiten. So kam es in Prag zu blutigen Gefechten; im übrigen Böhmen ward nach und nach unter Koranda und Ziska das ganze Volk ebenso militärisch organisirt, wie es in Frankreich zur Schreckenszeit geschah. In Prag behauptete sich zwar die gemäßigte Partei, weil sie Flinten und Geschütz hatte, wie denn auch bei der Belagerung von Constantinopel Böhmen als Artilleristen ausgezeichnet werden; Mord und Brand konnte aber Sophia nicht hindern. Sie selbst floh aus der Stadt, die Paläste wurden verbrannt, das Rathhaus und das sogenannte Sachsenhaus gestürmt und das letztere zur Festung gemacht. Zwar blieben Prag und die anderen Städte des Landes bis auf fünf von gemäßigten Hussiten besetzt; allein die Wüthenden, welche ein Reich Christi auf Erden gründen wollten, besiegten unter Ziska die Schaaren der Ritter, nahmen ihnen die Stadt Pilsen und gründeten dieselbe neu. Sie schlugen auch den Herrn von Rosenberg in einer blutigen Schlacht, entvölkerten Austie und erbauten dann eine Festung auf ihrem Tabor-Berge. Nichtsdestoweniger war die Zahl der Gemäßigten immer noch

so groß, daß Sigismund, obgleich die Fanatiker geschworen hatten, ihn nie als ihren König anzuerkennen, mit Hülfe jener die Rasenden hätte in Schranken halten können, wenn er nicht ganz in der Gewalt der verhaßten Pfaffen- und Hof-Aristokratie gewesen wäre. Diese allein sammelte sich um ihn, als er, nach Abschluß eines Waffenstillstandes mit den Türken, auf Weihnachten 1419 die böhmischen und mährischen Barone, Ritter und Burggrafen nebst den Abgeordneten der Städte nach Brünn berief. Er erschien daselbst, umgeben von Fürsten und Bischöfen, die den Hussiten ein Greuel waren; in seiner Begleitung war auch der päpstliche Legat Ferdinand von Lucca, welcher als Nachfolger des Johann Dominici die Ausrottung der Ketzer leiten sollte; die Königin Sophia kam ebenfalls mit ihrer durch die letzten Vorfälle in Prag höchst erbitterten Umgebung nach Brünn. Nichtsdestoweniger suchten die gemäßigten Hussiten, besonders die Prager Bürgerschaft, welche von den radicalen Taboriten, Adamiten und wie sie sich sonst nannten, gepeinigt wurden, Schutz bei Sigismund. Die Prager Deputation, welche nach Brünn geschickt ward und dort am 27. December unter Trompetenschall ihren Einzug hielt, bestand freilich auch aus Hussiten; sie brachte sogar ihre eigenen Geistlichen mit und feierte ganz öffentlich Abendmahl und Gottesdienst auf hussitische Weise; allein diejenigen, von welchen sie gesandt waren, fühlten doch, daß sie des Königs bedürften und ließen sich deshalb sogar gefallen, daß er ihre Abgeordneten wie Leibeigene behandelte. Diese mußten nämlich, als sie bei der ersten Audienz wegen der Greuel in Prag um Verzeihung baten, nicht nur lange vor Sigismund auf den Knieen liegen, ehe er ihnen eine Antwort ertheilte, sondern sie wurden hierauf auch mit Schmähungen und Vorwürfen überhäuft. Außerdem forderte der König, daß überall im Lande die Ketzer von den Aemtern entfernt werden sollten. Während so die gemäßigte Partei oder, wie sie auch genannt wird, die Prager sich zwischen Sigismund und den Fanatikern im Gedränge fanden, waren diese mit der Bildung eines Heeres für das zu gründende Reich der neuen patriarchalischen Kirche der Slaven beschäftigt und betrieben eifrig die Befestigung der von ihnen besetzten Plätze, wobei ihnen die des Minirens und Unterbauens kundigen Bergleute, welche zu ihnen gehörten, große Dienste leisteten. Die Bergleute von Kuttenberg dagegen, meistens Deutsche, erwiesen sich den Hussiten sehr feindselig, ja sie tödteten viele derselben durch Hinabstürzen in ihre Schachte. Ueberhaupt schien es eine Zeit lang, als wenn Alles sich den Befehlen des Königs fügen würde; Sigismund schonte aber auch der Gemäßigten nicht und bewirkte dadurch, daß alle böhmischen Secten und Parteien, so sehr sie auch einander

haßten, sich gegen den König und gegen die deutschen Fürsten, die der Papst auf sie hetzte, vereinigten.

Dies geschah, als Sigismund sich von Brünn nach Schlesien begeben hatte und dort gegen die Breslauer Bürgerschaft mit Willkür und Grausamkeiten verfuhr. Er hielt in Breslau, wo sich auf seine Einladung viele Fürsten, Herren und Ritter um ihn versammelt hatten, zuerst nach seiner Gewohnheit Prunkfeste und Gastmähler. Dann fällte er (Januar 1420) in einem Streite des polnischen Königs Wladislaus Jagiello mit dem Großfürsten Witold von Litthauen als Kaiser prahlend einen schiedsrichterlichen Spruch, welchen nachher keiner von beiden Theilen anerkennen wollte. Hierauf stattete er einige deutsche Fürsten mit Lehen aus, namentlich die neuen Erzbischöfe Konrad von Mainz und Otto von Trier, sowie den Kurfürsten Albrecht von Sachsen; Anderen gewährte er für ihr gutes Geld allerlei Privilegien und Begünstigungen, deren Aufzählung in dieses Werk nicht gehört. Im Februar endlich suchte er sein königliches Ansehen gegen die Breslauer Bürgerschaft geltend zu machen, um nachher in Böhmen auf gleiche Weise zu verfahren. In Breslau hatten nämlich die Innungen, besonders die Metzger, im Juli 1418 ihren Magistrat gerade so behandelt, wie nach einem bereits oben mitgetheilten Berichte ein Jahr später die Prager den ihrigen behandelten: sie hatten das Rathhaus erstürmt und die Rathsherren theils nach slavischer Sitte zu den Fenstern hinausgeworfen, theils auf andere Weise umgebracht. Während Wenzel sich bei dem ganz ähnlichen Vorfalle zu Prag begnügte, den eingesetzten revolutionären hussitischen Rath zu cassiren, die Aufrührer selbst aber nicht bestrafte, hielt dagegen Sigismund ein grausames und barbarisches Gericht über dieselben. Er bestellte eine Commission, welche 23 Bürger zum Tode verdammte, ließ diese im März durch acht Scharfrichter vor seinen Augen enthaupten, schenkte die Güter derer, welche entflohen waren, der Stadt, schmälerte den Innungen, besonders den Metzgern, ihre Rechte und verbot ihre Zusammenkünfte. Außerdem sorgte er dafür, daß das städtische Regiment in die Hand eines servilen und aristokratischen Rathes komme; denn es wurden jetzt 16 Mitglieder desselben aus den Geschlechtern nnd nur vier aus der Gemeinde gewählt. Nachdem auf solche Weise diejenigen, welche sich den monarchischen Ordnungen nicht hatten fügen wollen, bestraft worden waren, verfuhr Sigismund dem Papste zu Gefallen mit noch weit größerer Strenge gegen alle die Leute, die der kirchlichen Obrigkeit widerstrebten. In Breslau lebte Johann Kracha, ein ehemaliges Mitglied des Prager Magistrats; da dieser Mann Huß vertheidigte und das Concilium tadelte, so überantwortete Sigismund ihn einem geistlichen Ge-

richt, und nachdem dieses, wie sich denken läßt, den Angeklagten verurtheilt hatte, ließ der König ihn am 15. März durch die Straßen zum Richtplatz schleifen und dort verbrennen. Der Unglückliche wurde dabei mit unwürdigen Mißhandlungen aller Art überhäuft, bewahrte aber wie Huß seine Haltung und Standhaftigkeit bis zum Tode. Sein Mord erfüllte alle Herzen um so mehr mit Wuth, da er ein gemäßigter Hussite gewesen war. Auch erlaubte Sigismund dem päpstlichen Legaten und Inquisitor, Ferdinand von Lucca, Martin's V. Kreuzzugs-Bulle gegen die Hussiten der Breslauer Bürgerschaft zu verkündigen. Einige böhmische Herren in Sigismund's Gefolge verlachten darüber den Ketzerrichter öffentlich und Sigismund war, als derselbe deshalb in große Wuth gerieth, diesmal verständig genug, nicht das Werkzeug des pfäffischen Zornes sein zu wollen.

Nach diesen Vorgängen in Schlesien erklärte sich auch die Prager Bürgerschaft nebst der Universität gegen den König und nahm die Taboriten und ihren Helden Ziska, welche vorher zurückgewiesen worden waren, in ihre Stadt auf. Auch andere Städte verbanden sich gleich nachher, als die deutschen Fürsten und Bischöfe unter Sigismund's Führung den Kreuzzug des Papstes gegen die Böhmen ausführen wollten, mit den Pragern zu gemeinschaftlichem Widerstand. In einer zu Prag gehaltenen Versammlung städtischer Deputirten kündigten diese ihrem Könige den Gehorsam auf und erklärten ihn für einen Feind der böhmischen Nation, den sie nie zu ihrem König annehmen würden; Johann von Selau bezeichnete ihn in biblischer Bildersprache als einen siebenfach gekrönten Drachen. Sigismund ward übrigens damals von den deutschen Fürsten um so kräftiger unterstützt, als fast alle deutschen Städte, Bürger und freien Gemeinden, besonders aber diejenigen Städte, welche entweder unter geistlichen Fürsten standen oder geistliche Stifter, Klöster und Gerichtsbarkeiten in ihren Mauern hatten, Neigung zeigten, den Grundsätzen der Böhmen zu huldigen. Der König hatte die geistlichen und weltlichen Privilegirten für sich, das böhmische Volk dagegen die Verständigen und die Menge. Man muß daher auch den schimpflichen Ausgang des Krieges der Deutschen mit den Böhmen aus dem Umstande erklären, daß die Tausende von Bürgern und Bauern, welche von den Rittern und Fürsten gleich einer Heerde ins Feld getrieben wurden, die erste beste Gelegenheit ergriffen, um davon zu laufen. Gleichwohl schien die Sache der Rechtgläubigen anfangs ganz gut zu gehen; denn während Sigismund von Schlesien her auf Prag los marschirte, hatten die Kurfürsten von Mainz, Trier, Köln, Pfalz und Brandenburg, die Herzöge von Oestreich und Baiern, zwei Markgrafen von Meißen, der Landgraf von Thüringen und viele Bischöfe, Fürsten

und Grafen, alle diejenigen Deutschen, welche sich durch die Ausrottung von Rebellen und Ketzern den Himmel verdienen wollten, im Westen vereinigt, um von dort aus in Böhmen einzudringen. Die Zahl der Truppen, welche Sigismund vor Prag vereinigte, soll nach einer in unseren Augen sehr unwahrscheinlichen Angabe 150,000 betragen haben; dem Markgrafen von Meißen allein folgten 30,000 Mann. Wie groß aber auch Sigismund's Heer gewesen sein mag, jedenfalls war bei demselben keine Ordnung, Zucht und gehörige Leitung zu finden, und noch weit weniger jener das Ganze beseelende Enthusiasmus, der die Böhmen belebte. Wir werden uns daher auch nicht wundern, daß ein Feldherr wie Ziska am 14. Juli 1420 den Sturm der Deutschen auf Prag abschlug, obwohl dieselben vom Hradczin und vom Wissehrad aus durch Besatzungen unterstützt wurden. Der entscheidende Kampf fand dabei an dem Witkav-Berge statt, welcher nachher dem Sieger zu Ehren den Namen Ziska-Berg erhielt. Nachdem der Angriff auf Prag gescheitert war, sahen sich die Deutschen aus Mangel an Magazinen genöthigt, das Land rings herum zu verwüsten und zu plündern, wodurch die Böhmen vollends erbittert und die slavischen Gemüther zu grausiger Rachsucht entflammt wurden.

Seit dieser Zeit suchten Sigismund und Ziska einander durch Grausamkeit und Greuel zu übertreffen. Schon als der König gegen Prag zog, hatte er bei Leitmeritz 20 Hussiten in der Elbe ersäufen lassen. Andererseits rächten sich die Prager an den Deutschen, als diese nach ihrem mißglückten Sturm sehr grausam mit den Czechen umgingen, dadurch, daß sie auf ihrer Stadtmauer 16 gefangene Deutsche im Angesichte des feindlichen Heeres verbrannten. Wir schweigen von den grausigen Geschichten der durch Ziska und die Taboriten verübten Verstümmelungen und Quälereien; nur das Eine wollen wir aus Hunderten von Beispielen anführen, daß die Taboriten bei der Eroberung von Sedlecz den Herrn des Ortes, Ulrich von Rosenberg, langsam mit Dreschflegeln erschlugen, alle Einwohner bis auf sechs ermordeten, dann auch noch diesen den Tod gaben und nur den einen von ihnen am Leben ließen, der sich dazu verstanden hatte, die fünf anderen zu enthaupten. Solche Grausamkeiten wurden übrigens größtentheils nur von den Bauern zweier fanatischer Secten, der Horebiten und der Taboriten, sowie von den wilden Kriegsleuten Ziska's, welche sich später nach ihres Anführers Tode Orphaniten oder Waisen nannten, verübt. Diese drei Parteien der Hussiten sind damals durch ihre Grausamkeit und Mordlust eben so berühmt geworden, als in früherer Zeit Dschingiskhan's Mongolen und Timur's Tataren. Die Prager hätten sich daher auch derselben gern

entledigt; sie bedurften ihrer aber, weil Sigismund, mit welchem sie nach dem 14. Juli wieder unterhandelten, weder ihre Nationalrechte noch ihre Veränderungen im Cultus anerkennen und verbürgen wollte. Der schwärmerische Theil des böhmischen Volkes hatte sich übrigens schon damals in eine Anzahl von Secten aufgelöst; denn außer den drei vorhergenannten werden noch andere, wie z. B. die Adamiten und Picarden, angeführt. Einigen von diesen Fanatikern gelang es am 19. Juli, die aus dürrem Holz und Gesträuch erbauten Hütten des deutschen Lagers vor Prag anzuzünden; ein Sturmwind breitete das Feuer weiter aus und es brannte ein so großer Theil des Lagers nieder, daß die Deutschen sich nur noch elf Tage zurückhalten ließen. Am 30. Juli zogen sie schimpflich nach Hause. Der König selbst mußte erst noch eine Scene des Pomps und der Festlichkeit feiern, ehe er sich in seiner Nichtigkeit zeigte. Er ließ sich vom Erzbischof von Prag auf dem noch in seiner Gewalt befindlichen Prager Stadttheil in der Domkirche zu St. Veit krönen. Erst dann zog er mit seinen ungarischen, böhmischen und gemietheten Kriegsvölkern nach Beraun ab. Doch ließ er eine Besatzung auf der Burg Wissehrad zurück. Die Prager versuchten auch nach Sigismund's Abzuge trotz der von seinen Ungarn verübten Grausamkeiten alle Mittel, um ihn zu einer Aussöhnung zu bewegen; er verweigerte aber jedes Zugeständniß. Die Gemäßigten mußten daher auch zugeben, daß die Fanatiker den Wissehrad aufs äußerste bedrängten. Sigismund eilte der verzweifelnden Besatzung zu Hülfe, und lieferte, da die Burg nicht anders zu retten war, den wüthenden Schwärmern und den mit ihnen vereinigten Pragern eine Schlacht (1. Nov. 1420). Die Feinde waren aber seinem aus Ungarn und Schlesiern, sowie aus treugebliebenen Böhmen und Mähren bestehenden Heere sogar an Zahl überlegen und er erlitt daher eine völlige Niederlage. Sein Heer ward theils zusammengehauen, theils zerstreut, er selbst war unter den eilig Fliehenden, und schon am folgenden Tage ergab sich der Wissehrad.

Böhmen bot von diesem Augenblick an ein gräßliches Schauspiel dar; denn Sigismund's Ungarn und Ziska's Schwärmer wetteiferten mit einander im Verbrennen ganzer Städte und Dörfer, sowie im Verstümmeln und Morden von Hunderten und Tausenden von Menschen. So ließ Ziska, der „Hauptmann in der Hoffnung Gottes der Taboriten", nach der Eroberung von Prachatitz einen Theil der Einwohner in die Sakristei der Stadtkirche einsperren und mit derselben verbrennen. Die Gemäßigten oder die sogenannten Prager wollten den König von Polen, Wladislaus Jagello, zum Oberhaupt erwählt haben, die Schwärmer dagegen begünstigten Nikolaus von Hussinecz, der sich bisher neben Ziska als Feldherr ausgezeichnet hatte und mit Nach-

druck gegen die Herbeiziehung des orthodoxen polnischen Königs auftrat. Nikolaus von Hussinecz starb jedoch bald nachher (zu Ende des Jahres 1420) durch einen Sturz vom Pferde und nun stand Ziska allein an der Spitze desjenigen Theiles der Böhmen, welcher weder von einer Uebereinkunft mit Sigismund, noch von der Wahl des polnischen Königs, noch von der Halbheit der Prager und Kalixtiner etwas wissen wollte. Gleich im Anfange des Jahres 1421 drang Ziska mit seinen organisirten Kriegsschaaren nach Mähren und ließ zugleich rechtgläubige Böhmen mit ihren Dörfern und ganze Haufen von Adamiten verbrennen, jene, weil sie am Alten hingen, diese, weil sie eine rothe Republik, Communismus und gottlosen Frevel nicht blos systematisch predigten, sondern auch mit Feuer und Schwert einzuführen suchten. Auch die königlichen Truppen schlug und zerstreute der neue Oberfeldherr der Czechen überall, so daß Sigismund schon gegen Ende Februar nach Mähren zurückweichen mußte. Hierauf suchte Ziska die verschiedenen Parteien seiner Landsleute zu gewissen gemeinschaftlichen Grundsätzen in der Politik und Religion zu vereinigen, was schon am 10. December 1420 auf einer großen Versammlung zu Prag vergebens versucht worden war. Er stützte sich dabei auf vier Sätze, welche früher von der gemäßigten Partei aufgestellt worden waren und in der Geschichte den Namen der Prager Artikel führen; freie Predigt des göttlichen Wortes und Spendung des Abendmahles in beiderlei Gestalt blieben darin ausdrücklich vorbehalten. Um auf dieser Grundlage eine Einheit herzustellen, verfuhr Ziska mit den unbändigen Adamiten, welche jede Ordnung und Zucht für eine Beschränkung der urchristlichen Freiheit und Gütergemeinschaft erklärten, ebenso wie mit den papistischen Geistlichen und Mönchen und mit allen übrigen Menschen, die sich nicht an die Hussiten anschlossen, oder mit anderen Worten, er ließ diese wie jene verstümmeln, köpfen und verbrennen, und machte ihre Wohnsitze dem Boden gleich. Auch seinen Taboriten, besonders den Priestern derselben, setzte er, wenn sie sich nicht in die vier Artikel des Hussitismus fügen wollten, durch Prügel die Köpfe zurecht. Auf diese Weise brachte Ziska es endlich doch ebenso weit, als Bonaparte es im Jahre 1801 gebracht hat: alle Böhmen, so verschieden ihre Religionsmeinungen auch sein mochten, waren 1421 in Hinsicht auf Staat und Kirche zur Behauptung ihrer nationalen Freiheiten vereinigt. Es wurden nämlich im Juli dieses Jahres auf einem zu Czaslau gehaltenen Landtage die erwähnten vier Artikel allgemein anerkannt, so daß selbst der Erzbischof von Prag sie billigte. Diese vier Artikel, denen man später noch zwei weitere beifügte, bildeten nach Art der Augsburgischen Confession der Lutheraner das Religionsbekenntniß, auf welchem alle Parteien ohne

22*

Ausnahme sowohl der Kirche als dem Könige gegenüber bestehen wollten. Der Landtag setzte außerdem noch eine provisorische Regierung von 20 Directoren ein, um bis zur Erwählung eines neuen Königs statt Sigismund's, als eines Lästerers der Wahrheit und Feindes der böhmischen Nation, die Regierung zu führen. Zum König hatte man schon vorher den König von Polen ausersehen gehabt; die an ihn abgeschickte Gesandtschaft war aber in Schlesien aufgefangen und auf Sigismund's Befehl nach Ungarn abgeführt worden. Aus jenem Versuch einer ständischen Regierung ward nachher ebenso wenig etwas, als aus dem Plan, die slavischen Fürsten von Polen und Litthauen für die böhmische Sache zu gebrauchen und alle Slaven im Hussitismus zu vereinigen. Im Felde war und blieb Ziska überall Sieger, obgleich er schon längst an dem einen Auge blind war und im Fortgange des Krieges auch an dem anderen durch einen Pfeilschuß der Sehkraft beinahe völlig beraubt wurde. Es ist weltgeschichtlich das Bedeutendste an Ziska und den Hussitenkriegen, daß hier zum erstenmal eine Volkspartei, welche die alten Zustände bekämpfte, zu diesem Zweck eine neue Kriegsführung schuf und eine mächtige Organisation begründete, der die Vertheidiger des Bestehenden nicht gewachsen waren. Dies Verhältniß hat sich später unter Cromwell und unter den Generalen der französischen Republik in erweitertem Maaßstabe wiederholt. Ziska selbst bewirkte dies hauptsächlich dadurch, daß er dem Fußvolk erhöhte Wichtigkeit verlieh, den Gebrauch des Geschützes ausbildete, jedem Truppentheil seine Aufgabe stellte und dem gesammten Organismus Beweglichkeit und Gliederung gab. Zudem erhielt er an zwei Mönchen Unterbefehlshaber, die sich nachher, als Ziska gestorben war, nicht weniger furchtbar machten, als er selbst gewesen war. Die Mönche trugen Beide den Namen Prokop, und wurden dadurch von einander unterschieden, daß man mit Rücksicht auf ihren Wuchs den Einen Prokop den Großen, den Anderen Prokop den Kleinen oder Prokopupeck nannte. Der Erstere führt auch den Beinamen Holy, d. i. der Geschorene oder der Mönch.

Nachdem Sigismund mit seinen Truppen sich aus Böhmen zurückgezogen hatte, begannen die rasenden Taboriten und Horebiten und ihre Genossen auch die benachbarten Länder heimzusuchen. Durch ihre grausamen und verheerenden Einfälle litten die Deutschen unsäglich, während Sigismund, welcher immer in Geldverlegenheit und auf Reisen war, die von den Hussiten angegriffenen Länder ihrem Schicksal überließ. Die deutschen Fürsten hielten erst in Nürnberg, dann in Wesel einen Reichstag; ihr König erschien aber nie oder kam erst dann, als die Fürsten bereits wieder heimgekehrt waren. Seine besten Freunde, Ludwig von der Pfalz und Friedrich von Brandenburg,

wurden daher endlich ganz erbittert über ihn. Scheu und Scham hatte er wenig. Trieb er doch einige Zeit hindurch sogar mit seiner Tochter Elisabeth Speculation! Diese hatte er schon in ihrem zweiten Jahre mit Albrecht von Oestreich verlobt. Jetzt war er fast Willens, das erst zwölf Jahre alte Mädchen an den Großsultan, also an einen Türken zu verhandeln; er verfiel aber bald wieder auf andere Gedanken, und ersah sich statt des Türken zuerst den König von Polen und dann den künftigen Erben von Litthauen, also einen gräßlichen Barbaren, zum Schwiegersohn, weil er dadurch den Ersteren und den Großfürsten Witold von Litthauen, dessen Neffe und Nachfolger Sigismund Korybut war, von den Böhmen zu trennen und an sich zu ziehen hoffte. Doch fand er es zuletzt wieder vortheilhafter, bei Albrecht stehen zu bleiben, welcher 200,000 Dukaten für rückständige böhmische Kriegskosten von ihm zu fordern hatte und für Sigismund's Tochter noch 60,000 Dukaten baar zu zahlen versprach. Die Vermählung des Kindes ward schon 1422 vollzogen und dabei das Land Mähren an Albrecht überlassen. Dieser Herzog von Oestreich verfuhr gegen die Ketzer und Juden seines Landes mit wahrer Wuth, indem er die Letzteren zu Hunderten verbrennen ließ; Mähren vermochte er aber nicht gegen Ziska's Taboriten zu schützen. Er lockte im Gegentheil durch seine Züge gegen die Hussiten diese nach Oestreich, wo sie ungeheure Verheerungen anrichteten. Wir wollen die Niederlagen nicht aufzählen, welche die von Albrecht ausgerüsteten und von Sigismund mit rohen magyarischen und kumanischen Horden unterstützten Heere erlitten; nur die Folgen der deutschen Anarchie und des Mangels an nationalem Patriotismus und an jener Aufopferung, welche die Böhmen unüberwindlich machte, wollen wir flüchtig erwähnen. Im September 1421 hatten sich der Markgraf von Meißen, Friedrich der Streitbare, der über die Böhmen einige Vortheile erkämpft hatte, ferner die Kurfürsten von Mainz und Brandenburg und viele andere Bischöfe und Herren bei der Stadt Saaz gelagert, in der Erwartung, daß Sigismund von Osten her in Böhmen eindringen würde. Dies geschah aber erst im October und Ziska konnte daher früher nach Saaz aufbrechen. Hier verbreitete schon die bloße Nachricht vom Herannahen des furchtbaren Feldherrn einen solchen Schrecken, daß das deutsche Heer sogleich auseinander lief. Es ward größtentheis auf der Flucht zusammengehauen. Auch Albrecht's Heer, welches auf 12,000 Mann geschätzt wurde, ergriff in demselben Jahre auf so schimpfliche Weise die Flucht, daß der Herzog die Ausreißer nachher in der Heimath aufsuchen und einkerkern ließ. Sigismund selbst, dessen Truppen der Condottieren-Hauptmann Pipo von Florenz anführte, drang freilich im November 1421 bis gegen Prag hin vor und glaubte bereits Zis-

ka's Heer bei Kuttenberg völlig eingeschlossen zu haben; der blinde Feldherr bahnte sich aber in der Nacht einen Weg mitten durch das feindliche Heer. Dieses mußte darauf in harter Winterszeit (Januar 1422) seinen Rückzug antreten und ward bei Deutsch-Brod, wo Ziska es einholte, völlig geschlagen, mit Verlust seiner Fahnen und Wagen auseinander getrieben und bis Iglau in Mähren verfolgt. Sigismund hatte die Stadt Kuttenberg niedergebrannt und ihre Einwohner zusammengehauen; Ziska verfuhr auf gleiche Weise mit Deutsch-Brod, welches hierauf 14 Jahre lang öde blieb.

Sigismund begab sich nach der erlittenen Niederlage in sein Königreich Ungarn. Hier erschien im Frühjahr 1422 der Erzbischof Dietrich von Köln, um ihn zur Abhaltung eines deutschen Reichstages zu bewegen, auf welchem Maaßregeln gegen die von Böhmen her drohende Gefahr ergriffen werden sollten. Der König schrieb wirklich einen Reichstag nach Regensburg aus; er selbst verschob aber seine Reise dahin bis zum Juli und als er endlich in Regensburg ankam, fand er die deutschen Stände dort nicht anwesend. Diese waren nicht nach Regensburg gegangen, sondern tagten in Nürnberg, und nun wurde eine Zeit lang darüber gestritten, ob die Stände zum Könige oder der König zu den Ständen kommen sollten, bis endlich Sigismund nachgab und nach Nürnberg reiste. Hier ward wieder Vieles decretirt und auf das geduldige Papier gebracht; bei näherer Betrachtung zeigt sich aber, daß die deutschen Fürsten im Jahre 1422 ebenso, wie die deutsche Nationalversammlung im Jahre 1848, vergaßen, zuerst zu fragen, wie und durch wen ihre Beschlüsse ausgeführt werden sollten. Es ward auf dem Reichstag zu Nürnberg im Hinblick auf die drohenden Fortschritte der Hussiten ein Plan berathen, nach welchem die Kriegführung des Reiches in einheitlichem Sinn umgestaltet und zu diesem Zweck ein Procent alles Einkommens, der sogenannte hundertste Pfennig, erhoben werden sollte. Als dies zum Theil am Widerspruch der Städte scheiterte, wurde durch eine übersichtliche Anordnung festgesetzt, wie viel Truppen oder Geld jeder Reichsstand zum Kriege stellen sollte. Eine solche Anordnung, welche jedoch nicht, wie man behauptet hat, damals zum ersten Male gemacht wurde, nennt man eine Matrikel. Die Rechnung war, wie sich leicht nachweisen läßt, ohne den Wirth gemacht. Es wurden z. B. die Städte Schwyz, Bern, Zürich, Luzern und Freiburg im Uechtlande, welche sich nie beim Reichskriege betheiligt haben, in der Matrikel ebenso, wie Gent, sehr bedeutend taxirt; ferner sollten die Städte Weinheim und Ladenburg, was außer Verhältniß war, 12 Gleven (zu je 4 bis 5 Bewaffneten) und 15 Schützen stellen; dagegen finden wir den Kurfürsten von Trier gar nicht erwähnt. Damit konnte es nicht ernst

sein, obgleich Friedrich von Brandenburg zum Anführer des beschlossenen Kreuzzuges erwählt wurde und in der Sebaldus-Kirche zu Nürnberg das vom Papste geweihte Banner aus den Händen des Kardinals Branda feierlich übernahm. Es ward aus dem ganzen Zuge nichts und Sigismund konnte nachher in Deutschland nur auf seinen Schwiegersohn Albrecht und auf den neuen Kurfürsten von Sachsen rechnen. Der Letztere war Friedrich der Streitbare aus dem Hause Wettin, Markgraf von Meißen und Landgraf von Thüringen. Sigismund hatte ihm, als 1422 mit Albrecht III. die askanische Linie der Kurfürsten von Sachsen zu Wittenberg ausgestorben war, im Jahre 1423 die erledigte Kurwürde übertragen. Es gab allerdings noch eine askanische, von Albrecht dem Bären abstammende Linie zu Lauenburg, die nähere Erbansprüche erhob; doch wurden dieselben von Sigismund, der dem Markgrafen von Meißen für kräftige Hülfe gegen die Hussiten Dank wußte, nicht berücksichtigt.*)

Im October des Jahres 1424 starb Ziska vor der Festung Pribislau an der Pest, und sein Tod hatte die unmittelbare Folge, daß die Böhmen unter sich ganz zerfielen. Der am meisten fanatische Theil von Ziska's Schaaren, der sich nach dem Tode des Oberfeldherrn den Namen der Orphaniten oder der Verwaisten gab, folgte mehreren Führern, unter welchen Prokop der Kleine der bedeutendste war; die übrigen Taboriten unterwarfen sich der Führung Prokop's des Großen; von den Landherren unterhandelten einige mit dem König Sigismund, andere dagegen hielten ebenso wie die Prager zu dem litthauischen Prinzen Sigismund Korybut, welcher bereits 1422, als die Letzteren ihm die Krone angeboten hatten, nach Böhmen gekommen, schon im folgenden Jahre aber wieder zu den Seinigen zurückgekehrt war. Diese inneren Streitigkeiten wollte der neue Kurfürst von Sachsen benutzen, um den Einfällen der Hussiten in sein Land zu steuern; die Zwietracht der böhmischen Parteien dauerte aber nicht lange, denn sobald es galt, die Deutschen zu berauben oder zurückzuschlagen, waren alle Czechen einig. Sie zerstörten die beiden böhmischen Grenzstädte Dux und Brüx, welche Sigismund dem Kurfürsten von Sachsen überlassen hatte, völlig, metzelten die Einwohner derselben nieder und erschlugen, als sächsische und thüringische Truppen zur Hülfe herbeigeeilt waren, in einem einzigen Treffen 4000 Feinde. Später belagerten sie die böhmische Stadt Aussig, welche ebenfalls erst kurz vorher an Sachsen gekommen war. Da der Kurfürst Friedrich sich damals

---

*) Erst von dieser Zeit an geht der Landes- und Volksname Sachsen, der sich früher einzig auf Niedersachsen, dann auch auf die Wittenbergischen Lande bezog, auf Meißen über.

gerade auf einem der vielen Reichstage befand, welche in jener Zeit von den deutschen Ständen gehalten wurden, so nahm sich seine Gemahlin Katharina der mit dem Schicksale von Dux und Brüx bedrohten Stadt Aussig an. Sie schickte ein starkes Heer von thüringischen, sächsischen und fränkischen Kriegsleuten; unglücklicher Weise waren aber die beiden Anführer desselben, die Grafen von Weiden und von Schwarzburg, nicht einmal verständig genug, den trefflichen Rath der Kurfürstin zu befolgen. Anstatt, wie diese ihnen gerathen hatte, die Böhmen nicht hinter ihrer Wagenburg anzugreifen, stürmten sie tollkühn auf dieselbe ein und zogen sich dadurch eine furchtbare Niederlage zu. Die Deutschen wurden von den mit hakigen Lanzen und eisernen Dreschflegeln bewaffneten Taboriten aus ihren Sätteln gerissen und erschlagen. Es sollen in diesem Treffen 15,000 Deutsche geblieben und 4000 Wagen mit Lebensmitteln und Gepäck von den Hussiten erbeutet worden sein; wir lassen jedoch diese Zahlen dahingestellt sein, da niemand die Gefallenen oder die eroberten Wagen gezählt haben kann. Gewiß ist dagegen, daß die Stadt Aussig vom Feinde erstürmt und eingeäschert, ihre Bewohner aber grausam gemordet wurden (Juli 1429).

Bei solchen Niederlagen konnten die Deutschen nur auf kurze Zeit ermuthigt werden, wenn sie einmal einen Vortheil errangen, wie im März des Jahres 1427, wo die Oestreicher einem hussitischen Heer, welches zum zweiten Male die Stadt Zwettel belagerte, mit Erfolg widerstanden. Die beiden Prokope und ganze Schaaren wilder Schwärmer machten fortwährend verheerende Raubzüge nach Schlesien, Meißen und der Lausitz, sowie nach Sachsen und Franken. Auch die Zwietracht der Böhmen nützte den Deutschen nichts. Die Prager hatten den Prinzen Sigismund Korybut zum zweiten Male gerufen und sogar als König anerkannt und gekrönt; sie sahen aber bald, daß sie sich in ihm geirrt hatten, spotteten seitdem seiner Krone, verhafteten ihn zuletzt und schickten ihn dann nach Litthauen zurück. Die gemäßigte Partei, zu welcher die ganze böhmische Ritterschaft gehörte, war zwar monarchisch gesinnt und unterhandelte auch mit König Sigismund; sie bildete aber den schwächeren Theil und mußte Jahre lang den Schwärmern nachstehen, deren Ziel eine aus mißverstandenen Stellen der Bibel abgeleitete Republik mit Gütergemeinschaft war. Ein flüchtiger Blick auf die ganz kriegerische Einrichtung und Lebensweise der Taboriten Prokop's des Großen und der fanatischen Secten, welche keinen eigentlichen Oberanführer hatten, wird zeigen, daß diese Slaven ebenso furchtbar waren, als die Türken. Von Städten und Festungen wollten sie gar nichts wissen, sie zerstörten und verbrannten vielmehr alle Ortschaften, welche in ihre Gewalt fielen. Sie lebten

unter freiem Himmel, und Hunderte von Wagen, die mit Ketten zusammengeschlossen wurden, bildeten ihr Lager und ihre Befestigungen. Wenn sie ein Treffen liefern wollten, so nahm das Fußvolk die Mitte ein, rechts und links von demselben befanden sich die in Reihen aufgestellten Wagen, von welchen herab die Weiber, Kinder und Greise mit Flinten und Bogen auf den angreifenden Feind schossen; auf der äußersten Seite der beiden Wagenburgen stand die Reiterei, und diese zog sich, sobald sie verfolgt ward, hinter die Wagen zurück, deren Reihen man schnell zu öffnen und zu schließen geübt war. Sich selbst nannten diese Fanatiker das Volk Gottes, sie ahmten die Mosaische Ordnung von Stämmen nach, Böhmen hieß bei ihnen das gelobte Land, dagegen nannten sie die Bewohner von Meißen Moabiter, die Sachsen Edomiter, die übrigen Deutschen aber Philister. Mit diesem militärischen Fanatismus vergleiche man die unbehülflichen Einrichtungen, welche die Deutschen machten, als bei Aussig viele Tausende derselben, unter ihnen der Burggraf von Meißen, die Grafen von Hohenstein, von Gleichen, von Querfurt, von Barby und die edeln Herren von Falkenstein, mit Dreschflegeln erschlagen worden waren, als sich der Schrecken der Taboriten bis zu den entferntesten Städten, wie Braunschweig und Lüneburg, verbreitete, und als die näheren, wie Jena, Erfurt und Magdeburg, ihre Mauern erweiterten. Statt ins Feld zu ziehen, hielten die Deutschen im April 1427 zu Frankfurt wieder eine Versammlung und schrieben noch einmal eine Matrikel und eine aus zwei Theilen bestehende Kriegsordnung nieder. Wir wollen dasjenige, was damals beschlossen und zu Papier gebracht wurde, nicht anführen, weil wir dergleichen Dinge den Gelehrten überlassen; unerwähnt dürfen wir aber nicht lassen, daß in diesem Frankfurter Geschreibe sich (Artikel 35—45) auch eine Artillerie-Ordnung findet, in welcher unter Andern von den sogenannten Terras-Büchsen die Rede ist. Das Unpraktische dieser Vorschriften von Systematikern, welche mit dem Wesen des böhmischen Krieges ganz unbekannt waren, geht am besten daraus hervor, daß große Bedeutung auf eine gewaltige Büchse gelegt wurde, welche Steinkugeln von 150 bis 200 Pfund schoß. Die langen Berathungen in Frankfurt und das Buch, welches über einen Feldzugsplan und über dessen mögliche Ausführung zusammengeschrieben wurde, hatten nicht die geringste unmittelbare Wirkung; denn es erschien in Nürnberg, wo sich die Truppen hatten sammeln sollen, niemand als der Kurfürst Otto von Trier und wenige Andere. Der Zeitgenosse Eberhard von Windeck sagt daher auch: „Ott sei auf den Rath weiser Leute heimgegangen, wenn die Andern wern gar sehr beschemt worden, wenn ihr Macht was zu klein.“

Im Juli 1427 wurden die Verheerungen und Plünderungen der Hussiten in Schlesien, Meißen, Sachsen und Franken und bis nach Baiern hinein so arg, daß man sich doch endlich über einen allgemeinen Reichszug nach Böhmen verständigte. Friedrich von Sachsen sollte bei Kommotau und Kadan, Friedrich von Brandenburg bei Eger, Otto von Trier mit den Baiern, Rheinländern und Schwaben bei Tauß in Böhmen eindringen und die Stadt Mies der Vereinigungspunkt für alle drei Heere sein. Man hatte dabei auf die unter den Böhmen bestehende Zwietracht gerechnet; diese erhielten aber kaum von dem Plane der Deutschen Kenntniß, als alle Parteien vereint denselben entgegenrückten, die Taboriten unter Prokop dem Großen mit 500, die Orphaniten mit 200 Wagen, die Prager mit ihrem Fußvolke und sogar die katholischen Herren mit ihren Reitern. Die Oberanführung über das Ganze hatte Prokop der Große. Bei der Nachricht vom Anzug der vereinten hussitischen Kriegsmacht brachen die Deutschen, welche bei Mies angekommen waren, sogleich auf, um sich gegen Tachau zurückzuziehen. Ihr Rückzug verwandelte sich aber in schimpfliche Flucht, indem der größte Theil des Heeres von einem panischen Schrecken ergriffen wurde (21. August 1427).*) Die Hussiten setzten ihnen nach, fielen über die Fliehenden her, tödteten, wie es heißt, 12,000 derselben und bemächtigten sich ihres ganzen Gepäckes und Geschützes. Auf die Nachricht von dieser Niederlage zogen sich auch die anderen deutschen Heere eilig zurück. Prokop nahm hierauf die am Böhmerwald gelegene Stadt Tachau und vernichtete sie sammt ihren Bewohnern. Von Pilsen dagegen, welches ebenfalls von ihm belagert ward, zog er vertragsmäßig ab.

Die Deutschen hielten in demselben Jahre zu Frankfurt noch einmal eine große Berathung, an welcher auch der Kardinal von Winchester, nicht aber König Sigismund Theil nahm und bei der wieder viel auf das Papier gebracht wurde. Um den Kurfürsten von der Pfalz, welcher am Podagra litt, mit in die Berathung ziehen zu können, verlegte man nachher den Reichstag von Frankfurt nach Heidelberg. Hier sagte dann Friedrich von Brandenburg den Reichsständen endlich gerade heraus, daß, so lange sie nicht ein ordentliches Heer und geübte Krieger hätten, sondern jeder Fürst, jede Stadt, jeder Graf und Ritter schlechtes Landvolk und undisciplinirte Gepanzerte schicke, die kriegsgewohnten, kampffertigen und disciplinirten Hussiten ihnen stets überlegen bleiben würden. Sie faßten daher in Heidelberg den

---

*) Der Kardinal Heinrich von Winchester (ein Großoheim des jungen Königs Heinrich VI. von England), der sich mit 1000 englischen Schützen beim Heere befand, zerriß im Zorn die Reichsfahne und warf die Stücke den Fürsten vor die Füße.

Beschluß, ein ordentliches Reichsheer zu werben, zu diesem Zweck einen „gemeinen Pfennig" im Reiche auszuschreiben und die Werbungen durch Friedrich von Brandenburg als Reichsfeldherrn und durch den genannten Kardinal als päpstlichen Gesandten besorgen zu lassen. Da dieser Beschluß unausgeführt blieb, so führen wir die Einzelnheiten desselben nur in so weit an, als daraus ersehen werden kann, wie wenig man damals noch die Wissenschaft des Geld-Erpressens systematisch zu betreiben verstand. Nach dem gemachten Anschlage der Geldbeiträge sollte jeder Geistliche von je 20 Gulden Einkünften einen, jeder Jude einen Gulden, jeder Christ ohne Unterschied, Mann oder Frau, einen Groschen, jeder, der bis zu 200 Gulden im Vermögen habe, einen halben und alle, welche tausend oder mehr besäßen, einen ganzen Gulden, jeder Graf 20, jeder Freiherr 15, jeder Ritter fünf Gulden bezahlen. Uebrigens ward ein Theil dieses Geldes wirklich erhoben, er scheint aber nicht in die rechten Hände gekommen zu sein. Trotz der langen Berathungen in Frankfurt und Heidelberg ward wieder aus dem ganzen Vorhaben nichts, und Schlesien, die Lausitz, Meißen, Ober- und Niedersachsen, Franken und Baiern blieben Jahre lang den Raubzügen der wüthenden Slaven ausgesetzt. Diese eroberten die Stadt Plauen, schlugen die Sachsen bei Grimma und drangen bis über Leipzig in die Mark hinein. Im Jahre 1428 brachten sie die Bewohner von Mähren und Oestreich zur Verzweiflung, da Herzog Albrecht sogar von den Geistlichen so drückende Kriegsbeiträge erpressen mußte, daß, wie Eberndorfer in seiner Chronik berichtet, mancher Priester die Hälfte seiner Einnahme abzugeben genöthigt ward. Uebrigens wurde Brünn damals von den Hussiten vergebens angegriffen, dagegen brannten sie die Vorstädte von Breslau nieder, ja sie erschienen vor Wien und lagen eine Zeit lang dieser Stadt gegenüber bei Nußdorf. In den drei Jahren 1427 bis 1429 nahmen die Hussiten, wenn wir den Chroniken jener Zeit Glauben schenken wollen, im Ganzen über 700 befestigte Orte ein.

Während die Orphaniten, die Taboriten und andere zu organisirten Räuberbanden gewordene Schwärmer auswärts umherstreiften, führten sie zugleich innerhalb ihres Heimathlandes mit den Pragern, mit den Landherren, mit denen, welche dem König Sigismund treu geblieben waren, und mit den in Böhmen wohnenden Deutschen einen glücklichen Krieg. Im Frühjahr 1429 schien endlich ein Friede zwischen den Hussiten und ihren auswärtigen Feinden zu Stande zu kommen. Sigismund, alternd und schwach, ließ die Führer der Böhmen zu einer Unterhandlung einladen; man kam deshalb über eine Waffenruhe überein und eine Deputation reiste mit Prokop dem Großen an der Spitze nach Preßburg, wo sich auch Albrecht von Oestreich ein-

fand. Hier legten aber die Böhmen Bedingungen vor, welche Sigismund als deutscher König und als Sklave des römischen Stuhles unmöglich eingehen konnte, wenn er auch als Beherrscher von Ungarn und Böhmen nichts dagegen haben mochte: er sollte die heilige Schrift als Grundlage des Glaubens anerkennen, das Abendmahl unter beiderlei Gestalt nehmen und nehmen lassen und den Häuptern der böhmischen Parteien eine Amnestie nebst gewissen Vortheilen gewähren; ferner sollte auf dem bevorstehenden (Baseler) Concil nach dem Wort Gottes und nicht nach dem Willen des Papstes entschieden werden. Die Friedensverhandlungen scheiterten, die Verwüstungen der Taboriten und Orphaniten begannen im September von neuem, und die Bürger und Bauern Deutschlands mußten wieder dafür büßen, daß Pfaffen, Ritter, Barone, Grafen und Fürsten die Einheit des Reiches und die Macht der Kaiser vernichtet hatten. Mähren, Schlesien und Sachsen wurden aufs neue von hussitischen Schaaren heimgesucht; diese brannten damals nicht nur die Altstadt von Dresden nieder, während Kurfürst Friedrich der Friedfertige, der Sohn und Nachfolger Friedrich's des Streitbaren, sich in die Neustadt eingeschlossen hatte, sondern es wurden auch alle Städte bis nach Magdeburg hin eingeäschert; in der Lausitz gingen alle Dörfer in Flammen auf, und als die Stadt Görlitz hussitische Abgeordnete, durch welche sie zur Uebergabe aufgefordert worden war, in Säcke genäht und ersäuft hatte, mußten die Bewohner anderer Orte diese rohe Grausamkeit mit dem Leben büßen. Im Anfang des folgenden Jahres (1430) strömten ganze Heere von Böhmen unter Prokop's des Großen Führung in das unglückliche Deutschland ein, welches, von seinem Könige verlassen, nirgends widerstehen konnte, weil seine Kräfte zersplittert waren. Prokop's Heer soll damals aus 20,000 Reitern und 52,000 Fußgängern bestanden und zur Fortschaffung des zu machenden Raubes nicht weniger als 3000 Wagen bei sich gehabt haben, von welchen einige mit zehn bis zwölf Pferden bespannt gewesen seien, und doch reichte diese Zahl von Wagen nachher zum Transport der gemachten Beute nicht hin. Obgleich wir diesen bestimmten Zahlen keinen Glauben schenken, so kann doch ihre Anführung dienen, um zu bezeichnen, warum die Hussiten ebenso wie die Türken der Kriegsmacht aller Fürsten jener Zeit überlegen sein mußten, und warum sie nicht blos nach Deutschland, sondern auch über Mähren hinaus nach Ungarn und durch Schlesien nach Polen streifen konnten. In Deutschland waren es damals die Länder Sachsen und Franken, welche von den Hussiten heimgesucht wurden. Beide Länder wurden zur Wüste gemacht, über hundert Städte in ihnen niedergebrannt und alle Heerden nach Böhmen getrieben. Andere Gegenden und Städte hielten

durch Geld das Verderben von sich ab: der Kurfürst von Brandenburg zahlte den Hussiten 10,000 Dukaten, die Stadt Nürnberg ebensoviel, die Stadt Eger 1700, der Bischof von Bamberg 9000 und der baierische Herzog Johann 10,000 Dukaten. Auch Ansbach, Eichstädt und Salzburg kauften die Plünderung mit bedeutenden Summen ab.

Die furchtbaren Verwüstungen der Hussiten machten endlich in Deutschland das Bedürfniß einer Beseitigung der inneren Zwistigkeiten und die Nothwendigkeit einer größeren Einheit und Kraft der Regierung fühlbar. Schon im Jahre 1429 hatte Sigismund, um die zersplitterten Kräfte der Nation gegen die Hussiten vereinigen zu können, den ewigen Fehden der einzelnen Reichsstände unter einander durch die Aufrichtung eines allgemeinen Landfriedens steuern wollen. Da dies jedoch nur vermöge eines Reichstags-Beschlusses geschehen konnte und da Sigismund damals weder Geld hatte, noch von den Ungarn aus dem Lande gelassen wurde, so hatte er einen Reichstag nach Wien ausgeschrieben; er selbst war aber, weil er am Podagra litt, dort nicht erschienen. Die in Wien zusammengekommenen deutschen Stände hatten sich daher zu ihm nach Ungarn begeben und es war hierauf, zum ersten und einzigen Male, in Preßburg ein deutscher Reichstag gehalten worden (Ende 1429). Schon aus diesem einzigen Umstande ist zu ersehen, wie dringend die Noth war und wie sehr Alle das Bedürfniß einer monarchischen Regierung empfanden. Auch Sigismund's Unterredungen mit den deutschen Ständen in Preßburg und die Sprache, welche die ungarischen Magnaten den deutschen Großen gegenüber führen durften, beweisen besser als alle Erläuterungen, die wir hier geben könnten, wie frevelhaft die Pfaffen, Fürsten, Barone und Ritter einerseits und die Patricier und Krämer der Städte andererseits schon damals das Ansehen des Kaisers und die Einheit der Regierung unter die Füße getreten und sich dadurch selbst entehrt hatten. Die in Preßburg versammelten deutschen Reichsstände hatten nämlich, da auf fremdem Boden kein Beschluß gefaßt und noch weniger für die Ausführung desselben gesorgt werden konnte, an Sigismund das Gesuch gerichtet, zur Herstellung des Landfriedens einen Reichstag nach Nürnberg auszuschreiben. Es ward ihnen aber hierauf vom König selbst erklärt: „er habe schon längst den Wunsch gehabt, die deutsche Krone niederzulegen, weil es ihm bisher unmöglich gewesen wäre, den Landfrieden zu Stande zu bringen und weil er am Ende doch eigentlich nur in Ungarn seine Versorgung habe; er sei aber durch den Papst davon abgehalten worden." Zu gleicher Zeit sagten Sigismund's ungarische Reichsräthe den deutschen Ständen rund heraus: „Ihr König könne nicht so weit in das Innere von Deutschland kommen, weil die Gefahr eines Einbruches der Türken in Ungarn noch

nicht vorüber sei; sie riethen daher den Deutschen, sich damit zufrieden zu geben, daß Sigismund den Kurfürsten Friedrich von Brandenburg zum Reichsverweser ernenne und dieser dann die Leitung der deutschen Angelegenheiten besorge." Zuletzt mußten die deutschen Fürsten, um nur von Sigismund die Zusage seiner persönlichen Erscheinung in Nürnberg zu erlangen, den Ungarn versprechen, daß der König gleich nach geendigtem Reichstage wieder nach Ungarn zurückkehren solle.

Der neue Reichstag war auf den März des Jahres 1430 verabredet worden, er konnte aber der hussitischen Raubzüge wegen zu der festgesetzten Zeit nicht gehalten werden. Auch nachher fanden sich anfangs nur wenige Fürsten und von den mehr als 85 freien Städten des Reiches kaum zwölf in Nürnberg ein. Sigismund selbst, welcher seinen ungarischen Kanzler, den Bischof von Agram, vorausgeschickt hatte, ließ die deutschen Stände wieder lange auf sich warten. Er that sich zuerst in Wien, wo er im Juli ankam, bei seinem Schwiegersohn Albrecht und dann in Straubing bei den Herzogen von Baiern gütlich, hielt nachher in Regensburg einen sogenannten Fürstentag und kam erst Mitte September nach Nürnberg. Darüber war den deutschen Ständen, welche ihn schon seit Juni erwartet hatten, die Zeit lang geworden und der größte Theil derselben hatte sich, als der Kaiser endlich eintraf, bereits auf den Heimweg begeben. Sigismund schrieb daher sogleich auf den November einen neuen Reichstag nach Nürnberg aus, sah sich aber nachher genöthigt, denselben wieder bis zum Februar des folgenden Jahres zu verschieben, wo er dann endlich auch wirklich eröffnet wurde. Bis zum Beginn dieses Reichstages hielt sich Sigismund in verschiedenen schwäbischen und baierischen Städten und Stiftern auf, und zwar nicht gerade zur Freude derer, welche von ihm besucht wurden und nach alter Sitte nicht nur ihn selbst, sondern auch sein aus Ungarn bestehendes Hofgesinde bewirthen, verpflegen und versorgen mußten. Der Nürnberger Reichstag des Jahres 1431 war zahlreicher besucht, als irgend ein anderer seit langer Zeit, weil durch die letzten Raubzüge der Hussiten die Deutschen endlich zu der Erkenntniß gebracht worden waren, daß man dem Unfuge der inneren Fehden ein Ende machen müsse, um mit vereinten Kräften den auswärtigen Feind zu bekriegen und der Uebermacht der Slaven Schranken zu setzen. Auch würden in der That die Beschlüsse dieses Reichstages den Fortschritt des deutschen Volkes in der Civilisation ebenso sehr gefördert haben, als sie für den Forscher des öffentlichen Rechtes und der in Deutschland niedergeschriebenen und mitunter auch bekannt gemachten Verordnungen wichtig sind und stets bleiben werden, wenn sie nur irgend einen un-

mittelbaren Erfolg gehabt hätten. Da wir blos das, was wirklich geschehen ist, nicht was hätte geschehen sollen oder was in Versammlungen beschlossen und niedergeschrieben ward, erzählen wollen, genügt für unseren Zweck eine kurze Anzeige der auf dem Nürnberger Reichstage des Jahres 1431 verhandelten Reichsangelegenheiten. Ueberdies liegt das Einzelne außerhalb des Kreises dieser Weltgeschichte. Es sollte endlich mit dem Reichskriege ernst werden; man verhandelte und beschloß daher zunächst wieder ein Langes und Breites über die Matrikel oder über die von jedem kleinen und großen Reichsstand zu stellende Zahl Streiter und über den zu entrichtenden Geldbeitrag; außerdem enthielt der im April erlassene Reichstagsabschied sechs Abschnitte über die Ordnung beim Feldzuge, über das Kriegsrecht und über die Art und Weise den Krieg zu führen. Als es aber an die Ausführung gehen sollte, wurden weder die beschlossenen Streitkräfte ins Feld gestellt, noch die Geldbeträge gezahlt, und als dies endlich auf Betrieb des päpstlichen Legaten, des Kardinals Julian Cesarini, hie und da geschah, war mit der großen Anzahl von verschieden gerüsteten und geübten, durch kein organisches Band und keine gemeinsame Gesinnung miteinander vereinigten Streitern nichts anzufangen. Hatte man ja doch auch in dieser Nürnberger Matrikel wieder Gent und die Schweizer Städte den Reichsstädten beigezählt! Der Ausgang wird zeigen, wie viel besser die Hussiten daran waren, welche keine geschriebenen und systematischen Verordnungen hatten, wohl aber tüchtige und geübte Führer besaßen und von einem und demselben Sinne beseelt waren.

Ganz ebenso ging es mit dem Landfrieden, welcher in Nürnberg beschlossen wurde. Obgleich der Reichstag ausdrücklich in der Absicht, Ruhe und Ordnung im Reiche zu stiften, veranstaltet worden war, und obgleich die Hussiten fortwährend mit neuen Verheerungen drohten, so wagte man doch nicht, einen beständigen Landfrieden und die Entscheidung aller Streitigkeiten durch den Kaiser und seine Richter vorzuschreiben, sondern es ward nur bis Martini 1432 ein Landfriede geboten, und statt eine Gewalt einzurichten, welche im Stande gewesen wäre, den Störer der Ruhe zur Ordnung zu bringen, enthielt der Reichstagsabschied die leere Drohung: wer den Frieden störe, solle des Königs Ungnade (Sigismund's Ungnade, wie furchtbar!) erfahren, aus Stadt und Land vertrieben und mit der Reichsacht belegt werden. Auch in einer besonderen Streitsache erscheint das Justiz-Wesen des Reiches bei Gelegenheit des Nürnberger Reichstages ebenso kläglich, als die Einrichtung des Kriegswesens im Kampfe mit den Hussiten. Diese Streitsache war der langjährige Streit der baierischen Herzoge und Vettern, Ludwig's des Bärtigen von Ingol-

stadt und Heinrich's von Landshut. Diese hatten eine alte Feindschaft gegen einander und schon 1417 war zu Constanz von dem Kaiser ein Proceß zwischen ihnen verhandelt worden. Mitten in diesem Proceß hatte Herzog Heinrich seinen Vetter auf offener Straße meuchlings überfallen und schwer verwundet, ohne daß er nachher vom Kaiser bestraft wurde; nur aus Constanz hatte er fliehen müssen. Es entstand aber darüber zwischen den beiden Herzogen und ihren Verbündeten ein mehrjähriger Krieg, in welchem ganz Baiern durch gegenseitige Verheerungen zu leiden hatte. Der Kaiser begnügte sich mit Aufforderungen zum Frieden, keiner von beiden Theilen kehrte sich aber daran. Endlich wandte sich der Ritter Kaspar Torringer, welcher zu Ludwig's Partei gehörte, in seinen eigenen und in Ludwig's Angelegenheiten an das westphälische Vehmgericht, und nun ward ein Proceß geführt, der uns die Reichs-Justiz und jenes sonderbare Gericht, welches mit der Inquisition und mit der spanischen heiligen Brüderschaft (santa hermandad) einige Aehnlichkeit hatte, in gleich unvortheilhaftem Lichte zeigt. Wir sehen nämlich einerseits, daß nicht der König und die Fürsten, sondern ein geheimes Gericht, dem zwar auch der König angehört, dessen eigentliche Beschaffenheit ihm aber ebenso wenig als die sämmtlichen Beisitzer bekannt sind, zwischen Kaspar Torringer und Herzog Heinrich entscheidet, und andererseits tritt in dieser Sache ein Richtstuhl jenes Gerichtes, oder, wie man es nannte, ein Freistuhl gegen den anderen auf. Sigismund als oberster Richter der Vehme hatte anfangs den Erzbischof Dietrich von Köln beauftragt, das Verfahren des geheimen Gerichtes zum Schutze des Kaspar Torringer gegen den übermächtigen Herzog Heinrich zu leiten; der Fortgang des Processes gab aber die westphälische Vehme als ein höchst gefährliches Kriminalgericht zu erkennen. Es zeigte sich, daß dasselbe mit seinen sogenannten Freigrafen gegen Heinrich ein Urtheil zu fällen sich zutraue, welches Kaiser und Reich nie hätten durchsetzen können. Durch Verwendung von Freunden wurde der Spruch der Vehme rückgängig gemacht; von Kaiser und Reich aus erging jedoch 1431 zu Nürnberg über Heinrich von Landshut der Spruch, er solle wegen des vor 14 Jahren begangenen Frevels drei ewige Messen stiften, drei oder vier Pilgerfahrten machen und zum Hussitenkrieg noch 100 Gleven über seinen Matrikelbeitrag stellen. Dabei hielt Sigismund für nöthig, den Erzbischof von Köln zu unterstützen, als dieser die Vehme einzuschränken suchte. Der Erzbischof oder vielmehr die von ihm zu Rathe gezogenen Juristen und Schöppen hatten schon 1430 eine Reform des Gerichtes entworfen, und Sigismund, welcher Alles anfing und sich um Alles bekümmerte, aber nicht leicht etwas ausführte, billigte diesen Entwurf. Durchgesetzt

ward jedoch die Sache erst viel später. Auch mit den anderen Gerichten im Reiche und mit den königlichen Hofgerichten befaßten sich Sigismund und der Nürnberger Reichstag; die Gerechtigkeitspflege ward aber durch das Reden und Schreiben darüber durchaus nicht besser. Ebendasselbe gilt von dem Münzen, das jeder Herr, welcher Brief und Siegel darüber hatte, ganz nach Gutdünken betrieb, obgleich auch von dieser Sache in Nürnberg die Rede war.

Während dieser Verhandlungen predigte der uns schon aus der byzantinischen Geschichte bekannte Kardinal Julian, den der Papst als Legaten nach Nürnberg gesandt hatte, einen Kreuzzug gegen die Hussiten. Sigismund glaubte dessen ungeachtet am Ende doch mehr auf eine Aussöhnung mit der gemäßigten Partei in Böhmen rechnen zu müssen, als auf die schwerfälligen Kriegsrüstungen des verwirrten deutschen Reiches. Er glaubte dies um so mehr, als auch der Papst, wie wir unten sehen werden, sich schon vor der Eröffnung des Nürnberger Reichstages entschlossen hatte, ein Concilium auf deutschem Grund und Boden zu veranstalten. Ueberdies war auf einem Religions-Congreß, den die verschiedenen hussitischen Parteien zur Zeit des Nürnberger Reichstages gehalten hatten, offenbar geworden, daß die Utraquisten oder Kalixtiner sich der alten Kirche in eben dem Grade wieder genähert hatten, als die auf ihren Raubzügen ganz verwilderten apokalyptischen und fanatischen Secten immer weiter von derselben getrennt worden waren. In Folge jenes Congresses kamen hussitische Abgeordnete, unter denen sich auch Prokop der Große befand, im Mai 1431 nach Eger, um mit Bevollmächtigten Sigismund's über einen Vergleich zu unterhandeln. Diese Abgeordneten der Hussiten wollten zwar die Prälaten des Conciliums und ihren Präsidenten, den Papst, nicht als höchstes Glaubensgericht anerkennen, sie stellten aber doch an die Deutschen das Ersuchen, man möge sie nicht bekriegen, sondern widerlegen; es wäre deshalb vielleicht eine Aussöhnung möglich gewesen, wenn nur Sigismund verstanden hätte, die Lage der Dinge in Böhmen zu benutzen. Er war aber von dem Papst und von dessen Legaten Julian, welcher, ganz wie der kurz vorher verstorbene grundgelehrte Theologe Gerson, die Hussiten nur durch den weltlichen Arm in die Kirche zurückgetrieben haben wollte, zu sehr abhängig, als daß er hätte Friedensstifter sein können. Sein Verhältniß zu dem Papste und dessen Legaten, zu den deutschen Kirchenfürsten und deren Theologen, sowie zu seinem ganz blindgläubigen Schwiegersohn Albrecht erlaubte ihm nicht, den Utraquisten entgegenzukommen. Da nun überdies Prokop von der wüthenden Kreuzespredigt in Deutschland und von der großen Zahl Menschen, welche Kardinal Julian dort auf die Beine gebracht habe, Nachricht erhielt, so blieb die ganze Ver-

handlung fruchtlos und die beiderseitigen Bevollmächtigten trennten sich, wie dies zu geschehen pflegt, mit vermehrter Abneigung von einander. In Böhmen vereinigte hierauf das Gefühl der Nationalität und die Gefahr des Vaterlandes alle Parteien sogleich wieder. Die Hussiten erließen Sendschreiben an die Christenheit, in welcher sie die herrschenden Mißbräuche rügten und sich beklagten, daß man sie verurtheile, ohne ihre Gründe hören zu wollen; zugleich aber rüsteten sie mit aller Kraft. Noch ehe das deutsche Heer aufbrach, hatten sie nicht nur die Zugänge zu ihrem Lande besetzt, sondern auch, wie sich bei einer im Pilsener Kreise gehaltenen Musterung ergab, ein Heer von 50,000 Mann zu Fuß, 5000 Reitern, 4000 Wagen und vielen Kanonen zusammengebracht. Auf deutscher Seite hatte Kardinal Julian 40,000 Mann zu Pferde und nur weniges Fußvolk zusammengepredigt.

Sigismund selbst wohnte dem neuen Kriegszuge gegen die Hussiten nicht bei, sondern blieb in Nürnberg zurück. Die Oberanführung übertrug er dem Kurfürsten Friedrich von Brandenburg, der sie nur ungern und zögernd übernahm, weil er als erfahrener Feldherr recht gut erkannte und auch laut aussprach, daß mit einem Heere, wie die Deutschen es stellten, keine Ehre im Felde zu erwerben sei. Dagegen fehlte ihm freilich die nichtige Ehre des Pompes und Prunkes nicht. Dafür sorgte Sigismund, indem er ihm am 26. Juni 1431 in der Sebaldus-Kirche zu Nürnberg die Feldherrnstelle mit aller deutschen Grandezza feierlich übertrug. Der Kardinal Julian hielt eine salbungsvolle Rede, nachher überreichte Sigismund ein auf dem Altare liegendes Schwert dem Kardinal, welcher dasselbe hierauf unter Gebeten einweihte und durch einige Bischöfe dem Kurfürsten umgürten ließ. Zuletzt wurde dem Oberfeldherrn noch das Reichs-Panier übergeben und mit diesem schritt dann nach geendigter Feierlichkeit der Graf von Hohenlohe dem Kurfürsten stolzen Schrittes voran. Wer von diesen hier nur kurz angedeuteten Hof- und Staats-Ceremonieen liest und mit ihnen den Ausgang des Kriegszuges vergleicht, muß fast glauben, die bekannte Fabel von der Taboriten-Trommel sei erfunden worden, um als Satire auf das deutsche Ceremonieen-Wesen zu dienen und den Contrast mit dem unter den Böhmen waltenden Geiste recht hervorzuheben. Es heißt nämlich, Ziska habe sterbend befohlen, seinen Körper unbeerdigt den wilden Thieren zu überlassen, die abgezogene Haut desselben aber über eine Trommel zu spannen und diese im Kriege mit den Deutschen zu gebrauchen, weil dieselben beim Schall der Trommel jedes Mal von panischem Schrecken würden ergriffen werden.

In den ersten Tagen des August 1431 brach das Reichsheer, von

Kardinal Julian begleitet, an verschiedenen Stellen in Böhmen ein; eine der Heerabtheilungen zog unter argen Verwüstungen bis gegen Tachau. Da nun der Kurfürst fürchtete, es möchten die einzelnen Abtheilungen auf ähnliche Weise einzeln aufgerieben werden, so zog er sie alle an sich und schlug mit der ganzen deutschen Kriegsmacht bei Tauß im Pilsener Kreis ein Lager auf. Hier erschienen dann am 14. August ganz unerwartet die Hussiten unter Prokop's des Großen Führung. Sie waren durch die gräßlichen Verwüstungen, Plünderungen und Mordbrennereien, welche Kardinal Julian verüben ließ, in hohem Grade erbittert, und ihr Fußvolk war den unbehülflichen deutschen Reitern ebenso weit überlegen, als ihr leichteres Geschütz den monströsen Kanonen, welche die Feinde mitgebracht hatten. Ueberdies herrschte Hader und Zwietracht im deutschen Heere; die Fürsten hatten schon vorher erklärt, daß sie nicht fechten würden, wenn sich nicht der Kurfürst von Sachsen zum Ersatz alles Schadens, den sie im Kampf erleiden könnten, gegen sie verpflichte; sie hatten ihn ausgelacht, als er von der Aufopferung materieller Vortheile für Vaterland und Glauben redete, was ja nur ideelle Dinge und für sie leere Begriffe waren; sie hatten endlich schon vor der Ankunft in Böhmen den Willen gehabt, nach Hause zurückzukehren. Sobald man also das Rollen der Wagenburgen und den Schlachtgesang der Krieger Prokop's vernahm, ergriff ein panischer Schrecken das ganze deutsche Heer und jeder lief ohne Rücksicht auf die Anderen davon. Das erste Beispiel zur Flucht gab ein baierischer Herzog. Selbst der Oberfeldherr, Friedrich von Brandenburg, konnte nicht daran denken, irgend eine Ordnung aufrecht zu erhalten, sondern hörte vielmehr gleich anfangs auf, Befehle zu geben. Die Niederlage der Deutschen war daher außerordentlich groß. Sie verloren auf der Flucht bei Tauß — denn eine Schlacht kann man es nicht nennen — 11,000 Mann, 2000 Wagen und 150 ihrer ungeheuren Kanonen. Unter den Trophäen der Böhmen befand sich auch Julian's Kardinalshut, sowie seine Kreuzbulle, sein Meßgewand und das ihm vorgetragene Kreuz. Der Kardinal hätte wohlgethan, wenn er sich durch sein Schicksal auf diesem Zuge hätte warnen lassen; denn er kam später, als sein Fanatismus die Ungarn zum Friedensbruch getrieben hatte, durch die Türken elendiglich, wie er verdiente, ums Leben.

Nach der schimpflichen Flucht der Deutschen fiel Prokop der Große ins Voigtland und in das bis dahin verschont gebliebene Osterland ein. Er schlug die Truppen des Kurfürsten von Sachsen und die ihm zu Hülfe gekommenen Baiern bei Taucha so gänzlich, daß man sagt, es seien dort nur sehr wenige von seinen Gegnern dem Tode entronnen. Hierauf erkaufte der Kurfürst den Abzug Prokop's

durch bedeutende Zahlungen. Auch die Schlesier mußten sich, als die Hussiten um dieselbe Zeit in ihr Land einfielen, durch Geld mit ihnen abfinden. Selbst bis nach der ungarischen Stadt Kremnitz drang damals ein Corps von 8000 Orphaniten und verbrannte dieselbe. Nur Albrecht von Oestreich war im Jahre 1431 glücklicher als die anderen deutschen Fürsten, wiewohl nicht im Kampfe mit den Prokopen, sondern mit den armen hussitischen Bauern in Mähren, welche bei der Nachricht von den Siegen ihrer Brüder sich gegen den fanatischen Druck ihrer Tyrannen erhoben hatten. Er erschien damals in Mähren und vernichtete 500 hussitische Dörfer nebst ihren Bewohnern durch Feuer und Schwert. Im folgenden Jahre rächten aber die böhmischen Hussiten den an ihren Glaubensgenossen und Stammverwandten begangenen Frevel durch einen Sieg über die Oestreicher. Seit der Zeit setzten sowohl die Deutschen, als auch die gemäßigten Parteien der Böhmen ihr ganzes Vertrauen auf das Concilium, durch welches sie endlich der vom Gottesreich träumenden Schwärmer entledigt zu werden hofften.*)

6. Das Concilium zu Basel; Sigismund und die Hussiten bis auf die Aussöhnung der Letzteren mit ihrem Könige.

Papst Martin V. befand sich zu Rom, wohin er erst mehrere Jahre nach seiner Erwählung gekommen war, in einer sehr bedrängten Lage; er war in steter Geldverlegenheit und der Kirchenstaat mit seiner Ritterschaft gehorchte ihm eben so wenig, als unsere deutschen Städte und Ritter ihrem Kaiser; namentlich hatte er mit und wegen der Stadt Bologna unaufhörlich Streit. Drei Dinge indessen gaben dem päpstlichen Stuhle damals für die gesammte Christenheit, besonders aber für Deutschland eine Bedeutung, wie sie in unseren Tagen die deutsche Kaiserwürde für den deutschen Patrioten haben mag. Diese drei Dinge waren: die Vereinigung der griechischen und römischen Kirche, welche von den griechischen Kaisern ängstlich und zuletzt auch ernstlich erstrebt ward, um die Türken von der Christenheit abhalten zu können; ferner die Aussöhnung der unbesieglichen Hussiten mit der Kirche, oder, wenn dies unmöglich war, ihre Vertilgung; endlich die zu Constanz beschlossene, vom Papst zugesagte und durch ihn allein zu bewirkende Abstellung der vielen Mißbräuche im Kirchenwesen, welche

*) In das Jahr 1432 verlegt die Sage das Erscheinen der Hussiten vor Naumburg, dessen Bischof zu Constanz gegen Huß gestimmt habe; dem Viertelmeister Wolf sei es gelungen, den Zorn Prokop's durch eine Bittprocession der Naumburger Kinder zu begütigen. Als Jahrestag der Begebenheit wurde das Kinder- oder Kirschenfest am 28. Juli gefeiert; doch haben Lepsius und Andere den Ungrund der Erzählung dargethan.

selbst von den Theologen mit Ausnahme der italienischen nicht abgeleugnet wurde. Alle drei Punkte erforderten ein Concilium. Dieses sollte versprochener Maaßen innerhalb der nächsten fünf Jahre nach dem Schlusse der Constanzer Kirchen-Versammlung berufen werden. Martin hielt auch Wort, wollte aber unter dem Vorwande, daß man den Griechen den Besuch des Conciliums erleichtern müsse, dasselbe nur in einer italienischen Stadt halten lassen und schrieb 1423 die verheißene Versammlung nach Pavia aus. Mit dieser Verfügung waren alle Nationen außer den Italienern unzufrieden. Der Papst hatte außerdem noch dadurch alle Welt gegen sich erbittert, daß er seine eigene Familie, die Colonna's, auf Kosten der Kirche reich und mächtig zu machen strebte und in Deutschland nicht nur kirchliche Gelderpressungen sich erlaubt hatte, sondern auch, trotz der in Constanz gewährten Zugeständnisse, bei Besetzung der hohen geistlichen Stellen willkürlich verfuhr.

Das nach Pavia ausgeschriebene Concilium war im März 1423 kaum eröffnet worden, als es hieß, dasselbe müsse an einen anderen Ort verlegt werden, weil wegen der dort ausgebrochenen Pest nur wenige Geistliche erschienen waren und diese nicht länger bleiben wollten. Der Papst gestattete im August die Verlegung des Concils nach Siena. Dies erregte große Unzufriedenheit, weil es ebensoviel war, als wenn die Versammlung nach Rom berufen worden wäre. Auch war dieselbe so zusammengesetzt, daß man sie weder der Zahl noch der Beschaffenheit ihrer Mitglieder nach eine allgemeine Kirchenversammlung nennen konnte. Es fanden sich nämlich in Siena fast nur italienische Bischöfe, also Creaturen des Papstes, ein, aus Deutschland dagegen erschienen blos fünf, aus Frankreich sechs und aus Spanien gar keine Bischöfe. Mit einem der Könige des letzteren Landes, Alfons V. von Aragonien, hatte Martin sogar einen so heftigen politischen Zwist, daß jener nach Benedict's XIII. Tode (1423) von den zwei oder vier Leuten, die sich für dessen Kardinäle ausgaben, einen neuen Papst (Clemens VIII.) wählen ließ. Uebrigens war dieser Schritt des Königs Alfons nur für Aragonien von Bedeutung, in so fern nämlich Alfons die Usurpation der Papstwürde durch Clemens der Form wegen zu seinen Zwecken benutzte. Sobald der König das, was er wollte, erreicht hatte, mußte Clemens auf sein Verlangen wieder abdanken (1429). Was das Concilium von Siena betrifft, so fanden die versammelten italienischen Bischöfe nicht rathsam, die wichtigste der dem Concilium gestellten Aufgaben zu lösen; sie redeten allerlei über die Vereinigung der römischen Kirche mit der griechischen und faßten dann den Beschluß, daß sich nach sieben Jahren die Bischöfe der sämmtlichen europäischen Reiche an einem ihnen bequemer ge-

legenen Orte zu einem allgemeinen Concilium versammeln sollten. Als ein solcher Ort ward von ihnen, ehe sie auseinander gingen, Basel genannt, und auch Martin bezeichnete in einer Bulle vom 12. März 1424 diese Stadt als den Sitz der neuen Versammlung.

Der Papst suchte auf jede Weise zu beweisen, daß es ihm mit der Berufung eines allgemeinen Conciliums ernst sei, weil niemand dies glauben wollte. Er meldete schon im April 1424 der Bürgerschaft von Basel, daß im Jahre 1431 die Bischöfe sich in ihrer Stadt versammeln würden; er ersuchte sie, die nöthigen Vorkehrungen dafür zu treffen, ernannte seinerseits drei Kardinäle, um die Geschäfte des Conciliums vorzubereiten und forderte die Christenheit auf, an diese Commission Petitionen einzusenden. Selbst in Rom wurde damals von der Kirchenverbesserung viel geredet und sogar eine Lebensordnung der Kardinäle entworfen. So viel Eifer aber Martin auch zu haben schien, so ward doch einerseits weder irgend ein Mißbrauch abgestellt, noch selbst auf die Concordate Rücksicht genommen, und andererseits änderten weder die Kardinäle noch die gesammte übrige Geistlichkeit, besonders die Mönche ihren Lebenswandel, so daß in allen christlichen Ländern die Geistlichkeit die Zielscheibe des Volkswitzes blieb. Endlich sah sich der Papst durch die Gefahr, welche der böhmischen und deutschen Kirche von den Hussiten her drohte, genöthigt, einen Versuch zur Beruhigung der Unzufriedenen zu machen. Er berief auf den 1. Februar 1431 das Concilium nach Basel. Doch ernannte er zu seinem Stellvertreter bei der Eröffnung desselben den bekannten Kardinal Julian Cesarini, dem es zwar weder an Bildung noch an äußerer Würde fehlte, der aber seiner Denkweise nach viel besser zur Verfolgung der Ketzer oder zum Kreuzesprediger im Türkenkriege, als zum Versöhner und Reformator paßte. Martin erlebte die Eröffnung des Baseler Concils nicht mehr, da er schon am 20. Februar starb. An seine Stelle ward ein hartnäckiger und stolzer Venetianer, Gabriel Condolmieri, erwählt, der gerade auf diejenigen Dinge im Kirchenwesen und in der Glaubenslehre die größte Bedeutung legte, welche nicht blos von den Hussiten, sondern auch von allen wahrhaft frommen Gelehrten seiner Zeit als unwesentlich angegriffen wurden. Ein Streit zwischen den versammelten Ständen der Kirche und ihrem Monarchen, dem Papste, war also mit Gewißheit vorauszusehen. Hatte ja doch selbst der biegsame Papst Martin aus keiner anderen Ursache seine kirchlichen Stände in Siena so schnell entlassen!

Eugen IV. — so nannte sich der neue Papst — bestätigte die Berufung des Conciliums von Basel, traf aber gar keine Anstalten zur feierlichen Eröffnung desselben und sorgte nicht einmal

dafür, daß eine gewisse Zahl von Geistlichen verschiedener Länder an einem bestimmten Tage zu Basel beisammen sei. Daher haben auch zwei neuere katholische Schriftsteller über den Tag der Eröffnung des Conciliums streiten können; der Eine läßt dieselbe im Juli, der Andere im August Statt finden. Der Kardinal Julian Cesarini, welcher vorher schon zweimal in Basel gewesen war und Vorbereitungen getroffen hatte, war im Sommer 1431 zugleich mit dem größten Theile der deutschen Bischöfe beim böhmischen Kriegszuge beschäftigt und hatte daher zwei Männern Vollmacht gegeben, das Concilium zu eröffnen. Diese begannen dann am 26. Juli 1431 mit den wenigen Geistlichen, welche anwesend waren, die Vorberathungen. Julian selbst erschien erst am 2. September in Basel, nachdem er nach der Schlacht bei Tauß mit genauer Noth aus Böhmen entronnen war. Zu den bedeutendsten Männern, die mit ihm eintrafen, gehört Nicolaus Cusanus (d. h. aus Kues an der Mosel), damals Erzdiacon zu Lüttich, ein überaus vielseitiger Denker und Gelehrter, der die meisten seiner Zeitgenossen an mathematischem Wissen übertraf und von den wichtigsten astronomischen Entdeckungen der späteren Zeit eine sehr bestimmte Vorahnung hatte. Er war sich klar geworden über den Betrug, der den Isidorischen Decretalen (Bd. IV, S. 442) zu Grunde lag und hielt auch die Schenkung Constantin's (Bd. IV, S. 373) bereits für eine Fabel. In einer Schrift über die katholische Eintracht (de concordantia catholica), die er den versammelten Vätern zu Basel überreichte, verfocht er die Ansicht, daß das Concilium über dem Papst stehe; später, als ihn die Curie zu wichtigen diplomatischen Geschäften verwandte, nahm er die entgegengesetzte Richtung an und wurde zum Kardinal von Brixen erhoben.*)

Kardinal Julian übernahm gleich nach seiner Ankunft den Vorsitz bei den Berathungen der kleinen Anzahl von Geistlichen, die er in Basel antraf. Er war zu der Einsicht gelangt, daß er mit seiner Kreuzesbulle, auch wenn er sie nicht, wie auf der Flucht bei Tauß, von sich zu werfen genöthigt wurde, gegen die Böhmen nichts ausrichten könne; er bemühte sich daher zu Basel, die Prager und die böhmischen Landherren, welche gemäßigt und im Allgemeinen rechtgläubig waren, von dem schwärmerischen Theile der Hussiten zu trennen. Diese Bemühungen setzte Julian im Namen und Auftrage der Prälaten auch dann noch fort, als die Hussiten die Einladung Sigismund's, auf dem Concil zu erscheinen oder mit demselben freundlich zu unterhandeln, höchst

*) Sein Heimathstädtchen Kues, wo er als Sohn eines armen Schiffers geboren wurde, erhielt durch ihn beträchtliche Bücherschätze, sowie ein Hospital, in welchem sein Herz beigesetzt ist.

unartig abgelehnt hatten. Am 15. October erließ Julian im Namen des Conciliums ein freundliches Schreiben an die Hussiten, um sie zu vermögen, eine Abhülfe ihrer Beschwerden vom Concilium zu suchen, indem er sie versicherte, daß sie gewiß Gehör finden würden. Dieser Schritt des Concils schreckte den Papst um so mehr, als auch die Decrete desselben über die Ordnung der Berathungen und über die Ausschüsse (Deputationen) so beschaffen waren, daß es auf eine gründliche Untersuchung der Ursachen des Verfalls der Kirchenzucht und auf eine vollständige Wiederherstellung derselben abgesehen zu sein schien. Auch erfuhr der Papst zu gleicher Zeit, daß eine sehr zahlreiche Menge angesehener Geistlichen und gelehrter Theologen, unter welchen auch die Professoren der Pariser Sorbonne waren, in Basel eingetroffen sei. Er hatte allerdings nicht Unrecht, schon im November sehr besorgt zu werden. Das bewies der unter Julian's Vorsitz gefaßte Beschluß, in welchem die zu Constanz gemachte Anordnung als Grund und Zweck des Baseler Conciliums und die Ausrottung der Ketzerei, die Vermittelung des Friedens in der Christenheit, die Reform der Kirche an Haupt und Gliedern und die möglichste Herstellung der alten Disciplin als die eigentliche Aufgabe der Versammlung erklärt ward. Papst Eugen erließ deshalb Ende 1431 ein Schreiben an die versammelten Geistlichen, in welchem er die Verlegung des Concils nach Bologna vorschlug. Die dafür angeführten Gründe waren hauptsächlich: die Winterkälte, eine zwischen Friedrich von Tyrol und dem Herzoge von Burgund ausgebrochene Fehde, welche ebenso, wie jene Kälte, das Reisen nach Basel unsicher und beschwerlich mache, ferner die Gefahr, von der Ketzerei angesteckt zu werden, weil ganz Deutschland und besonders Stadt und Land Basel im Glauben erschüttert sei, sowie endlich das schon von Martin gegebene Versprechen, ein allgemeines Concilium in einer italienischen Stadt zu halten, damit die Vereinigung der lateinischen und griechischen Kirche leichter zu Stande gebracht werde. Alle diese Gründe machten jedoch keinen Eindruck; im Gegentheil, Eugen's Schreiben erregte nicht nur bei den versammelten Vätern und sogar bei dem päpstlichen Legaten, welcher für das Concilium die Feder führte, großen Unwillen, sondern auch König Sigismund, welcher damals wieder auf einer Reise nach Italien begriffen war, wurde durch dasselbe erbittert. Julian gab dem Papste im Auftrage der Prälaten eine sehr nachdrückliche und spitzige Antwort. Er widerlegte alle Gründe des Papstes auf ziemlich höhnische Weise. Ueber die oben angeführten vier Punkte z. B. schreibt er: Was der Papst von den Herzogen von Burgund und Tyrol sage, sei nicht wahr, da dieselben bereits einen Waffenstillstand geschlossen hätten. Die Erklärung wegen der in und um Basel herrschenden Ketzerei sei

grundfalsch; man sehe und höre weit und breit gar nichts von Ketzerei; im Gegentheil, die Bürger von Basel seien alle sehr gute Katholiken und nähmen sich der Geistlichen redlich an. Durch die bloße Winterkälte lasse sich gewiß keiner, der nach Basel reisen wolle, abschrecken. Was aber die Griechen angehe, so sei das Lied von ihrer Aussöhnung mit der römischen Kirche schon 300 Jahre lang gesungen worden und werde jedes Jahr aufs neue angestimmt. Es wäre jedoch viel verständiger, wenn man, statt ihnen nachzulaufen, mit den Hussiten unterhandle, welche erst neuerdings von der Kirche abgefallen wären und deren Lehre sich schon nach Deutschland verbreite. Doch könne man allerdings zugleich mit den Hussiten und mit den Griechen unterhandeln; aber das Letztere habe keine Eile. Aeneas Sylvius Piccolomini spricht in einer Bulle, die er später als Papst Pius II. gegen die Behauptungen des Constanzer Conciliums erließ, die Meinung aus, Julian habe sich ebenso, wie auch er selbst damals, von den Gegnern des Papstthums verlocken lassen. Wahr ist, daß Eugen dies glaubte und dadurch mit dem Concilium in einen höchst ärgerlichen Streit gerieth. Der Papst nahm nämlich nicht blos sehr übel, daß ihm das Concilium den erwähnten Brief hatte schreiben lassen, sondern er erließ auch schon im December den förmlichen Befehl, daß das Concilium, weil es die böhmischen Ketzer zur Absendung von Bevollmächtigten aufgefordert habe, um mit ihnen über Lehren zu disputiren, die vom Papste längst verdammt seien, sogleich aufgelöst und nach 18 Monaten ein anderes in Bologna versammelt werden solle.

Diese Bulle kam im Januar 1432 zu Basel an, nachdem am 14. December die erste förmliche Sitzung des Conciliums gehalten und die angegebenen Beschlüsse gefaßt worden waren. Die versammelten Väter fühlten sich durch die päpstliche Bulle beleidigt; sie blieben standhaft, der König Sigismund nahm sich ihrer an und von Fürsten, Universitäten und Stadt-Obrigkeiten erhielten sie Zuschriften, in welchen dem Concilium Anerkennung und Unterstützung zugesagt wurde. Der Papst ward in einem langen Briefe von seinem eigenen Legaten gewarnt, doch ja nicht im Vertrauen auf seine Kabalen mit den Fürsten die deutsche Nation aufs äußerste zu treiben. Julian gibt in diesem Schreiben deutlich zu verstehen, daß die von den böhmischen Fanatikern gepredigten Grundsätze über die Menschenrechte bei den deutschen Bürgern, welche durch den Straßenraub der Ritter so sehr litten, und bei den Bauern, welche unter dem Drucke der Fürsten und des Adels erlagen, großen Beifall fänden. In Betreff der in Deutschland verbreiteten demokratischen Grundsätze der Böhmen und in Bezug auf das Vertrauen, welches Eugen auf die Fürsten setzte, schreibt Julian: „Die Deutschen hätten ihm gesagt, an dem unglücklichen Aus-

gange der böhmischen Feldzüge seien blos ihre Fürsten schuld; das wollten sie ihm beweisen, wenn sie allein ins Feld zögen, und sie seien bereit, dies zu thun, wenn er zur Deckung der Kosten 30,000 Dukaten herbeischaffe.“ Auch in Betreff des Verhältnisses der Deutschen zur Kirche warnt Julian den Papst, indem er ihn auf die Gefahr aufmerksam macht, daß die Deutschen ebenso wie die Böhmen abtrünnig werden könnten. Er schreibt nämlich, die Deutschen seien wegen der fortdauernden kirchlichen Mißbräuche und Erpressungen so erbittert, daß er fürchte, sie würden nächstens gleich den Hussiten über ihre Geistlichen herfallen und die Mönche verbrennen. Der Papst ließ sich nicht warnen und schon im Februar brach der Krieg zwischen ihm und den zu Basel versammelten Prälaten aus. Eugen rief durch ein Schreiben vom 12. Februar 1432 seinen Legaten peremtorisch vom Concilium ab; die Väter faßten aber, noch ehe dieses Schreiben ankam, am 16. Februar in ihrer zweiten Sitzung einen Beschluß, der das Concilium von dem Papste und seinem Legaten unabhängig machte. Es ward nämlich das Decret des Constanzer Conciliums erneuert, daß eine allgemeine Kirchenversammlung über dem Papst stehe, und zu gleicher Zeit erklärte man, daß das in Basel versammelte Concilium ohne seine eigene Zustimmung von Niemandem, selbst vom Papste nicht aufgelöst, vertagt oder verlegt werden dürfe. Hiermit begann der Kampf zwischen dem Oberhaupt der Kirche und dem Concilium. Der Papst rechnete bei diesem Streite auf die Hülfe des Königs Sigismund, welcher schon seit den letzten Monaten des Jahres 1431 im oberen Italien verweilte und seit dem Anfange des Jahres 1432 wegen seiner Kaiserkrönung zu Rom mit Eugen unterhandelte.

Sigismund hatte sich, da die Deutschen von einem Römerzuge nichts wissen oder wenigstens kein Geld dazu hergeben wollten, mit einem ungarischen Geleite auf den Weg gemacht und verfuhr in Italien ganz nach seiner gewohnten Weise. Er borgte und schwelgte überall, wo man etwas hergeben wollte, machte allerlei neue, weit aussehende Projecte bekannt, ließ sich mit dem Herzog Philipp Maria von Mailand in eine Verbindung gegen die Venetianer ein und ward, um seiner Eitelkeit zu schmeicheln, mit der eisernen Krone der Lombarden zum König von Italien gekrönt (25. November 1431). Er blieb nachher fünf Wochen lang in Mailand, war aber zuletzt dem Herzoge und den Bürgern so lästig, daß er im Anfange des Jahres 1432 nach Piacenza weiter reisen mußte. Hier wartete er dann einige Monate hindurch den Gang der Dinge ab und trat mit Mailand, mit Rom, mit dem Concilium und mit aller Welt durch Briefe und Gesandte in Verkehr, da er zum Handeln weder Kraft, noch Macht, noch Geld besaß. Seine Hauptunterhandlung betraf die vom Papste ausge-

sprochene Auflösung des Conciliums und war mit einer anderen wegen der Kaiserkrönung zu Rom unzertrennlich verbunden. Sigismund mußte darauf bestehen, daß das Concilium nicht von Basel entfernt werde, weil dieses allein eine gewaltsame Reformation in Deutschland verhindern und zugleich ihm selbst wieder zu seinem Königreich Böhmen verhelfen konnte. In Beziehung auf Deutschland sagte Sigismund, ganz wie Kardinal Julian, dem Papste gerade heraus: „Er fürchte, die deutschen Bürgerschaften würden mit der Hierarchie bald ebenso umgehen, wie die Böhmen gethan hätten; schon habe die Metropolitan-Stadt Magdeburg ihren Erzbischof sammt seinen Domherren verjagt und gleich den Hussiten die Güter derselben geplündert; die mit Magdeburg verbündeten Hanse-Städte an der Nord- und Ostsee machten Anstalt, dem gegebenen Beispiele zu folgen; auch am Rhein sammelten sich, wie das Gerücht sage, Tausende von Laien, um die Stadt Worms zur Auslieferung der Geistlichen und Juden zu zwingen; in Passau wollten die Bürger die Schlösser ihres Bischofs stürmen und auch in Bamberg seien sie wegen der ihnen vom Könige verliehenen Privilegien mit dem Klerus in offenem Kriege." Uebrigens mußte Sigismund nach drei Monaten auch Piacenza verlassen, weil sein dortiger Aufenthalt den Argwohn des Herzogs von Mailand erregte und die Einquartierung für die Stadt zu lästig war. Er wanderte Ende März nach Parma, wo er dann, nicht gerade zur Freude der Einwohner, wieder sieben Wochen lang schreibend und unterhandelnd verweilte.

Unterdessen setzte das Concilium, vom mailändischen Herzoge aufgefordert, von Sigismund unterstützt, von dem Herzog Wilhelm von Baiern mit den Waffen geschützt und vom deutschen Volk als Anker des Heils betrachtet, den Kampf mit dem Papste muthig fort. In der am 29. April gehaltenen dritten Sitzung ward nicht blos der Beschluß vom 16. Februar erneuert, sondern auch dem Papste, der dem Kardinal Julian seine Vollmacht entzogen hatte, eine Frist von drei Monaten gesetzt, innerhalb deren er entweder selbst auf dem Concilium sich einfinden oder, wenn seine Gesundheit dies nicht erlaube, Bevollmächtigte schicken solle. Der Papst, welcher die Baseler Versammlung schon seit dem December nicht mehr anerkannte, sondern in seinen Briefen an Julian und an Sigismund nur von dem sogenannten Concilium sprach, wollte ebensowenig nachgeben als die Bischöfe. Es entspann sich ein gehässiger Briefwechsel und das Concilium faßte in seiner vierten Sitzung (20. Juni) zwei neue nachdrückliche Beschlüsse. Es erklärte, daß, wenn während seines Bestehens Eugen stürbe, ein neuer Papst von und aus dem Concilium gewählt werden sollte, und

verbot zugleich dem Papst Eugen, neue Kardinäle zu ernennen oder diejenigen, welche sich in Basel befanden, von dort abzurufen.

Sigismund gab sich unterdessen große Mühe, einen offenen Bruch zwischen Papst und Concilium wenn auch nicht zu hindern, doch wenigstens zu verzögern; Eugen war aber über Sigismund's Theilnahme an den Schritten des Conciliums so unwillig, daß er, gleich als wenn er das deutsche Reich zu vergeben hätte, zu verstehen gab, er könne am Ende auch noch einen anderen Fürsten zum römischen Kaiser krönen. Er hatte dabei vielleicht den Herzog Friedrich mit der leeren Tasche im Sinne. Dieser Fürst war in mancher Beziehung Sigismund's leibhaftiges Ebenbild. Er war eitel, leichtfertig und verschwenderisch, voller Projecte, unstet und wüst. Nur arm war er damals nicht mehr, weil reiche Metalladern in den Bergwerken von Tyrol entdeckt worden waren; er wußte aber der Welt auf keine andere Art zu beweisen, daß seine Tasche nicht mehr leer sei, als dadurch, daß er sein Haus in Innspruck mit einem vergoldeten Dache versehen ließ, welches noch gegenwärtig den Reisenden gezeigt wird. Ein solcher Mann war für Sigismund kein gefährlicher Nebenbuhler. Auch scheint es dem Papste weder mit der Erhebung desselben ernst gewesen zu sein, noch würde er unter den damaligen Umständen die Fürsten wohlgeneigt gefunden haben, die gegen Wenzel angewendete Maaßregel der Absetzung eines Kaisers gegen Sigismund zu wiederholen, obgleich der Letztere im April 1432 ebenso der Familie Gonzaga zu Gefallen für Geld eine Markgrafschaft Mantua errichtete, wie Wenzel den Visconti's für Geld ein Herzogthum Mailand geschaffen hatte. Ende Mai zog Sigismund, da er sich aus Geldmangel in Parma nicht mehr halten konnte, mit seinem aus 2000 Mann Ungarn, Mailändern und Deutschen bestehenden Gefolge nach Tuscien, um auch dort die kaiserlichen Städte auszusaugen. Eine Zeit lang lebte er auf Unkosten der Stadt Lucca, dann begab er sich nach Siena, wo er dem Papste so nahe war, daß diesem sehr bange wurde. Uebrigens unterstützten damals die deutschen Reichsstädte ihren Kaiser mit Geld; die Fürsten dagegen erkannten zwar ihre Verpflichtung, zum Römerzuge des Kaisers beizusteuern, an, entzogen sich derselben aber durch die Ausflucht, daß diese Steuer auf einem Reichstage hätte beschlossen werden müssen. Sigismund verweilte fast ein ganzes Jahr hindurch (vom Juli 1432 bis Anfang Mai 1433) in der Stadt Siena. Er war dort wie überall den Einwohnern sehr zur Last, hatte stets mit Geldmangel zu kämpfen, mußte die Venetianer fürchten, konnte der Florentiner wegen sich nicht aus der Stadt wagen und beschuldigte den Herzog von Mailand, daß er ihn verrathe und ihm nachstelle. Er selbst hat sein Leben in Siena durch eine tropische Redensart bezeich-

net, welche wir aus Respect für die Kaiser-Idee unserer Tage nicht zu gebrauchen wagen würden, wenn er es nicht selbst thäte. Sigismund sagte nämlich: Er sei dort gewesen wie ein wildes Thier im eisernen Käfig. Dies hinderte indessen den alten Mann nicht, sich in Siena ganz nach seiner gewöhnlichen Art aufzuführen. Er lebte in Saus und Braus, vielfach mit Liebesabenteuern beschäftigt. Der sehr verdiente neueste deutsche Lebensbeschreiber Sigismund's *) meint freilich, wogegen wir auch nichts erinnern wollen, der an sich edle und gute Kaiser habe doch Alles dadurch wieder gut gemacht, daß er oft bei dem Minoriten Bernardino, welcher in der Nähe von Siena als Einsiedler ein ascetisches Leben führte und im Rufe der Heiligkeit stand, Erbauung gesucht und sich mancherlei Büßungen unterworfen habe. Uebrigens hat Aeneas Sylvius oder, wie er nachher als Papst hieß, Pius II. aus einem Liebesabenteuer, zu welchem Sigismund's Aufenthalt in Siena die Veranlassung gab und in welcher der kaiserliche Kanzler Kaspar Schlick die Hauptrolle spielte, einen Roman gemacht, der an Sentimentalität und an Eleganz des Styls, sowie in Bezug auf Immoralität bei anscheinend großer Züchtigkeit einem der Romane von George Sand nicht nachsteht.**)

Während Sigismund in Siena verweilte, hatte das Concilium neue Schritte gegen den Papst gethan und im August 1432 den König sogar ersucht, nach Basel zu kommen, damit der Proceß gegen Eugen begonnen werden könne. Dies machte den Letzteren einigermaaßen betroffen und ward für Sigismund, welcher gern gekrönt sein wollte, ein Mittel, Eugen's Verlegenheit zu seinen Zwecken zu benutzen. Wie groß damals die Besorgniß des Papstes war, geht daraus hervor, daß er fast zu gleicher Zeit zwei Kardinäle, einen Italiener und einen Engländer, an Sigismund schickte und dem Concilium Vorschläge machen ließ. Diese kamen freilich zu spät; denn am 6. September (in der sechsten Sitzung) war schon der Papst mit 17 seiner Kardinäle vor dem Concilium officiell angeklagt worden, weil er in Basel nicht erschienen war und auch die Auflösung des Conciliums noch

---

*) Aschbach, Geschichte Kaiser Sigismund's (in vier Bänden; Hamburg 1838—45).

**) Die Novelle heißt: „Von zwei Liebenden, Euryalus und Lucrezia"; sie fand außerordentlichen Beifall und wurde in mehrere Sprachen übersetzt, ins Deutsche 1462 durch Niklas von Wyle. In Bezug auf sinnliche Wärme, bei nicht geringer Feinheit des Ausdruckes, und auf Kenntniß des liebenden Herzens mit seinen Launen und Ränken leistet dieses kleine Werk alles Mögliche, namentlich für einen Staatsmann und künftigen Papst. Aeneas Sylvius selbst schreibt an den Kanzler: „Du warst dort (in Siena) und man glaubt, daß dort in Sachen der Liebe Nichts ohne dein Mitwissen geschehen sei."

nicht widerrufen hatte. Nur mit Mühe erlangten Eugen's Bevollmächtigte auf Verwenden des Königs Sigismund eine neue Frist. Im October, als sich der Papst endlich geneigt erklärte, die Kaiserkrönung vorzunehmen und auch die Kosten derselben zu bestreiten, erwirkte Sigismund noch einmal einen Aufschub. Der Papst hielt aber nachher sein Wort wegen der Krönung nicht, und der Streit des Conciliums mit ihm ward heftiger. Im December erklärte sich Sigismund gegen den Papst und brachte es sogar beim König von England dahin, daß derselbe sich des Conciliums annahm. Dieses faßte darauf am 18. Decbr. in seiner 8. Sitzung den Beschluß, daß, wenn der Papst nicht innerhalb 60 Tage seine Auflösungs-Bulle zurücknehme, der Proceß gegen ihn eröffnet werden solle. Zugleich wurden die Kardinäle entboten, nach Basel zu kommen, widrigenfalls ihre Pfründen suspendirt werden würden. Dem armen Sigismund, der immer noch in Siena saß und sich nach seiner Krönung sehnte, ward unterdessen vom Papste heftig zugesetzt. Eugen gab dem König zu verstehen, daß er ihn wegen des Schutzes, welchen er den gegen den Papst streitenden Prälaten gewähre, wohl mit dem Banne belegen, ja sogar, statt ihn zum Kaiser zu krönen, auch noch der königlichen Krone, die er bereits trage, berauben könne. Er drohte außerdem, daß Herzog Wilhelm von Baiern, welchen Sigismund zum Schutz- und Schirmvogt des Conciliums bestellt hatte, sein Schicksal theilen solle. Die in Basel versammelten Väter nahmen sich hierauf des Königs ernstlich an und in der neunten und zehnten Sitzung des Conciliums (22. Januar und 19. Februar 1433) trat die Aristokratie der europäischen Hierarchie mit solcher Entschiedenheit zur Beschützung der kaiserlichen Monarchie gegen die Usurpationen des römischen Stuhles auf, daß selbst die römischen Kanonisten dem Papste riethen, sich so bald als möglich aus der Klemme zwischen Kaiser und Kirche zu ziehen. In der neunten Sitzung wurden nämlich alle Strafen und Urtheile, welche der Papst gegen den römischen König und gegen dessen Stellvertreter, den Herzog Wilhelm ausgesprochen habe oder noch aussprechen werde, für null und nichtig erklärt; in der zehnten aber ward es dem Papst unmöglich gemacht, sich durch Ertheilung von Pfründen einen Anhang zu schaffen, indem das Concilium den Ausspruch that, daß alle Ertheilungen von Beneficien, welche Eugen seit der von ihm erlassenen Auflösungs-Bulle vorgenommen habe, ungültig seien. Zugleich ward in derselben zehnten Sitzung der Proceß gegen den Papst wirklich begonnen. Als dies geschah, hatte Eugen, was man freilich zu Basel noch nicht wissen konnte, bereits in der Hauptsache nachgegeben. Er hatte nämlich dem deutschen König und den Kurfürsten eine am 16. Februar 1433 erlassene Bulle zugeschickt, die sie dem Concilium

mittheilen sollten, und in welcher er seine Einwilligung dazu gab, daß die Kirchenversammlung in Basel unter dem Vorsitze seines Legaten Julian fortbestehe. Als nicht lange nachher noch vier andere Kardinäle als Legaten Eugen's in Basel eintrafen, um neben Julian die Berathungen des Conciliums zu leiten, schien der lange Streit beendet zu sein. Leider erwiesen sich aber die Erklärungen des Papstes bald so zweideutig, daß eine Versammlung, welche die Unterordnung des Papstes unter eine allgemeine Kirchenversammlung und seine Verantwortlichkeit gegen dieselbe als Grundsatz geltend machen wollte, sich unmöglich dabei beruhigen konnte; Eugen hatte nämlich die Vollmacht, die er seinen Vertretern ertheilte, nur auf die Verhandlungen mit den Hussiten und auf Stiftung des Friedens unter den christlichen Staaten bezogen, nicht aber auf die sehnlich gewünschte Reformation der Kirche. Das Concilium that deshalb in seiner elften Sitzung (27. April) einen weiteren Schritt gegen Eugen, indem es, gegenüber dem neuen Rechte der päpstlichen Kirche und den ihm zu Grunde liegenden Decretalen, das alte Kirchenrecht der reinen Episcopalkirche auf eine recht harte und schroffe Weise feststellte. Hier wurde namentlich erklärt: zu gesetzlicher Zeit könne sich das Concilium, auch ohne Berufung durch den Papst, aus eigener Macht versammeln; dasselbe könne nur mit Beistimmung von zwei Drittheilen seiner Mitglieder aufgelöst werden; auch könne es den Papst, der seine Existenz widerrechtlich bestreite, suspendiren und sogar absetzen.

Mit der Kirchenversammlung blieb also der Papst in Feindschaft, dagegen söhnte er sich mit Sigismund aus. Er suchte an diesem eine Stütze gegen das Concilium und hoffte vermittelst des Kaisers in Basel auf krummen Wegen zu erlangen, was auf dem geraden nicht mehr zu erhalten war. Sigismund verstand sich, da er gern aus seiner Noth in Siena erlöst und auf Kosten des Papstes gekrönt sein wollte, zu allem, was der Papst nur wünschen konnte; er beschwor namentlich die Aufrechthaltung der päpstlichen Autorität in geistlichen und weltlichen Dingen. Dagegen schämte er sich freilich doch, dem Papste auf irgend eine Weise seinen Beistand gegen das Concilium zu Basel zu versprechen, außer wenn dieses sich geradezu gegen ihn auflehne oder ihn absetzen wolle. Der veränderte Ton, welchen Sigismund's Briefe von jetzt an erhielten, setzte das Concilium nicht wenig in Erstaunen. Der Kaiser antwortete auf die Schreiben, in welchen die Väter von Basel ihm sehr starke Vorstellungen über sein Verhältniß zum Papste machten, immer kälter, und beschwor das Concilium, besonders als er endlich nach Rom zur Krönung reiste, daß man doch ums Himmelswillen keinen weiteren Schritt gegen den Supremat des römischen Stuhles thun möchte. Der Papst hatte den alten

eiteln Mann bei seiner schwachen Seite gefaßt; er hatte ihn nicht nur durch zwei Kardinal-Legaten in Begleitung von 400 Rittern nach Rom geleiten lassen, sondern er bestritt auch, weil Sigismund gar nichts hatte, die Kosten aus seiner eigenen Kasse und sorgte für gute Bewirthung und für Festlichkeiten. Am 21. Mai 1433 hielt Sigismund seinen feierlichen Einzug in Rom. Daß es dort an Festlichkeiten und Ceremonieen aller Art nicht fehlte, würde man sich leicht denken, wenn es auch die Schriftsteller jener Zeit nicht mit einer lästigen Ausführlichkeit berichteten, bei welcher immer auf das Unwesentlichste die größte Bedeutung gelegt wird. Wir bemerken blos, daß die Krönung am Pfingstfeste, den 31. Mai, wirklich vollzogen ward, und daß Sigismund von diesem Tage an die Freude hatte, Kaiser zu heißen. Er ward dadurch weder reicher, noch im geringsten mächtiger und angesehener, im Gegentheil, die neue Würde machte den Contrast zwischen seiner Pomphaftigkeit, seinen neuen Ansprüchen und seinen Mitteln nur noch auffallender und lächerlicher. Wegen der Kosten setzte Sigismund, da von den Fürsten nichts zu erhalten war, die deutschen Städte, d. h. die damals sparsamen, häuslichen und wohlhabenden deutschen Bürger, in Contribution; ob er aber viel von ihnen empfangen hat, wird nicht gesagt. Gewiß ist dagegen, daß der zweiköpfige Adler, den schon Wenzel im Majestätssiegel geführt hatte, seit 1433 durch Sigismund auf Dauer zum Reichswappen wurde.*) Seinen bürgerlichen Kanzler Kaspar Schlick, der sich selbst rühmt, daß er in Siena und in Rom diplomatische Meisterschaft bewiesen habe, belohnte Sigismund nach der Krönung mit demselben Lehen, mit welchem der Urheber des Moniteur, Generalsecretär des Consulats und kaiserliche Minister Maret von Bonaparte belohnt wurde. Sigismund machte seinen Kanzler zum Grafen von Bassano, Bonaparte ward durch seine geschichtkundigen Rathgeber, vielleicht durch Talleyrand, der in Geschichte und Theologie ebenso stark war, als in Ränken und Gaunerkünsten, bewogen, Maret zum Herzog von Bassano zu ernennen. Doch erhielt der Letztere nicht, wie der böhmische Kanzler, zugleich Land und Leute. Erst im August reiste Sigismund wieder von Rom ab, um ganz langsam über Ferrara und Mantua durch Tyrol nach Basel zu gehen; denn er hielt sich gern an jedem Orte so lange auf, als er an demselben geduldet ward oder Geld auftreiben konnte.

---

*) Dem zweiköpfigen heraldischen Adler wird bald eine Beziehung auf das doppelte (ost- und weströmische) Kaiserthum, bald auch, doch seltener, auf die Vereinigung der kaiserlichen und königlichen Würde gegeben; als Gepräge auf Reichsmünzen kommt er 1325, also unter Ludwig dem Baiern, vor.

In Böhmen herrschte noch immer wilde Verwirrung, obgleich sich das Concilium 1433 ernstlich bemühte, die gemäßigte Partei der Hussiten von dem in Kirche und Staat durchaus radical revolutionären Anhange der beiden Prokope zu trennen. Nach der Niederlage der Deutschen bei Tauß hatten die Taboriten und Orphaniten, verbunden mit den Pragern, gleich den Magyaren des neunten Jahrhunderts und den Mauren und Normännern des zehnten, alle Nachbarländer furchtbar verheert und geplündert; nur in Ungarn, wo sie sich 1432 unter Prokop's Führung über die Waag hinauswagten, wurde der größte Theil ihres Heeres zusammengehauen und die ganze Wagenburg desselben nebst den mit Beute beladenen leichteren Wagen weggenommen. Die Mark Brandenburg verwüsteten die Hussiten bis nach Küstrin mit Feuer und Schwert, und wenn einerseits Sachsen sich für 9000 Dukaten eine kurze Waffenruhe erkaufte, so wurden andererseits Oestreich, Meißen, Brandenburg, das Voigtland, Baiern und Franken von Zeit zu Zeit aufs neue heimgesucht. Von dem Baseler Concilium wollten die Böhmen nichts wissen und dieses mußte zweimal eine freundliche Botschaft schicken, ehe sie sich nur auf eine Unterhandlung einließen. Sie waren durch die Art, wie das Constanzer Concilium gegen ihre Landsleute verfahren war, scheu geworden und ließen sich trotz der Geleitsbriefe, die man ihnen anbot, und trotz des Versprechens, daß sie in Basel Sicherheit und Schutz finden würden, nicht bewegen, Abgeordnete dahin zu schicken. Endlich verständigte man sich mit ihnen dahin, daß Bevollmächtigte der Böhmen und des Conciliums zu einem vorläufigen Congreß in Eger zusammentreten sollten. Dieser Congreß ward im Mai 1432 gehalten und man kam auf demselben überein, daß alle Parteien der Hussiten Bevollmächtigte nach Basel schicken sollten, denen das Concilium besonders in Bezug auf die Art der Austheilung des Abendmahles Zugeständnisse zu machen versprach. Das größte Verdienst dabei hatten Meinhard von Neuhaus (Gindrzicho Hradezko), das Haupt des bis auf wenige Punkte ganz orthodoxen böhmischen Adels, und Johann Rokyczana, der berühmteste Lehrer der sogenannten Prager und Kalixtiner, welche sehr leicht zu befriedigen gewesen wären. Der Letztere ward auch zu einem der geistlichen Deputirten ernannt, welche in Begleitung von drei ausgezeichneten Kriegshauptleuten der revolutionären Partei, Prokop dem Großen, Wilhelm Kostka und Benesa Mokrofauß, nach Basel reisten; seine geistlichen Begleiter aber, der Bischof der Taboriten Niklas Peldrzimowsky, der zur schwärmerischen Secte der Waisen gehörende Priester Ulrich und Peter Payne, welchen man, weil er entweder in England geboren war oder doch längere Zeit dort gelebt hatte, den Engländer nannte, waren nicht so

leicht zu befriedigen. Die Gesandtschaft reiste unter dem Geleite von 300 auserlesenen böhmischen Rittern und traf am Drei-Königs-Tage des Jahres 1433 in Basel ein. Dort hatte man den unglücklichen Einfall, 50 Tage lang mit den Böhmen zu disputiren, wodurch, wie jeder einräumen wird, welcher Schulgelehrte, besonders speculative Philosophen und Theologen kennt, der Zwist viel ärger werden mußte, als er gewesen war. Prokop der Große bewies sich dabei in der scholastisch-theologischen Disputation ebenso tapfer und überlegen, als vorher und nachher auf dem Schlachtfelde. Erbittert ward er über den orthodoxen Disputanten Johann von Ragusa, Sigismund's ungarischen Kanzler, als dieser, obgleich selbst ein Slave, die Slaven Ketzer schimpfte.

Das Concilium hätte dem hitzigen Gezänke, zu dem es seine Klopffechter gebrauchen mußte, um so mehr ausweichen können, als zum großen Erstaunen der versammelten Väter die sämmtlichen Deputirten, sowohl von der Prager Partei als von den Taboriten und Waisen, die Erklärung gaben, sie würden sich begnügen, wenn man ihnen die bereits mehrfach erwähnten vier Prager Artikel zugestehe. Diese Artikel lauteten: „1) Das Abendmahl muß unter beiderlei Gestalt genossen werden. 2) Die Vergehen der Geistlichen müssen wie andere Verbrechen von der weltlichen Obrigkeit bestraft werden. 3) Jeder Christ, wer er auch sei, hat die Befugniß, das Wort Gottes zu predigen. 4) Das geistliche Hirtenamt ist mit weltlicher Herrschaft unvereinbar." Nachher kamen freilich noch ganz andere Dinge zur Sprache. Nach drei Monaten kehrten die böhmischen Abgeordneten, deren Glaubensgenossen auch während der Disputationen zu Basel ihre Raubzüge nach allen Seiten hin fortgesetzt hatten, zwar höchst unzufrieden mit dem Resultat ihrer Reise nach Prag zurück; allein beide Parteien hatten doch das Bedürfniß der Aussöhnung. Die Gemäßigten unter den Hussiten, die Partei Rokyczana's und Mainhard's von Neuhaus, ferner die zahlreichen Freunde der Ordnung in Kirche und Staat, welche die bestehende Civilisation nicht vertilgt haben wollten, wünschten der wilden Schwärmer entledigt zu werden, die aus Böhmen ein Turkestan oder Kurdistan machen wollten. Auf der anderen Seite strebte das Concilium, dessen Streit mit dem Papste noch immer fortdauerte, wenigstens nach dem Ruhm, die Hussiten in den Schoß der Kirche zurückgeführt zu haben, und Sigismund wünschte sehnlich, nicht nur selbst nach Prag gehen zu dürfen, wo Adel und Bürgerschaft ihm nicht abgeneigt waren, sondern auch seinem Schwiegersohn Albrecht den böhmischen Thron zu sichern. Es kam also bald zu einer neuen Unterhandlung. Auch diesmal waren es wieder die Väter des Conciliums nebst den an Böhmen's Gren-

zen herrschenden Fürsten, welche die ersten Schritte zur Aussöhnung thaten. Sie schickten geistliche und weltliche Abgeordnete nach Prag, wo dieselben im Juni 1433 ankamen und sehr freundlich empfangen wurden; unter ihnen befand sich ein französischer Bischof, Philibert von Coutances, und ein deutscher, Peter von Augsburg. Da damals nicht nur die Stände von Böhmen und Mähren zu Prag zusammentraten, sondern auch neben Prokop dem Großen, welcher von der alten Kirche wenig wissen wollte, der nach einer Aussöhnung mit derselben strebende Johann Rokyczana böhmischer Bevollmächtigter war, so ward sehr viel insgeheim mit den Freunden der Ordnung unterhandelt, welche über ihre radicalen Landsleute ebenso erbittert waren, als das Concilium nur immer sein konnte. Während daher die radicale Partei ihre Raubzüge in fremde Länder fortsetzte, während die Waisen unter Johann Czapko bis nach Danzig hin streiften und dort das Kloster Oliva verbrannten, während auch Prokop der Große Prag verlassen hatte und in Verbindung mit Prokop dem Kleinen nicht nur Baiern verwüstete, sondern auch Ungarn und Schlesien wiederholt heimsuchte und das schon in den Jahren 1421 und 1431 hart bedrängte Pilsen mit seiner ganzen Macht angriff, wurden die beiden Häupter der gemäßigten Partei, Mainhard von Neuhaus und Johann von Rokyczana, von den Abgeordneten des Conciliums gewonnen. Mainhard schickte unmittelbar darauf sogar der Stadt Pilsen Hülfe gegen die rasenden Schwärmer; unter den Belagerern regte sich Uneinigkeit und Mißtrauen, in Folge dessen auch Prokop der Große auf einige Zeit sich zurückzog. Uebrigens ließ sich Rokyczana durch die Aussicht locken, daß er nach seiner Aussöhnung mit der Kirche Erzbischof von Prag werden könne. Durch Vermittelung der Führer des begüterten Adels und der Prager Bürgerschaft wurden in einer besonderen Schrift die Punkte zusammengefaßt, deren Zugeständnisse die gemäßigten Hussiten zur Bedingung ihrer Wiedervereinigung mit der Kirche machten. Diese Schrift ward von einer Deputation dem Concilium in Basel vorgelegt. Hier bemühte sich Sigismund, welcher bereits wieder in Basel eingetroffen war, angelegentlich, den Vorschlägen der Böhmen beim Concilium Eingang zu verschaffen, weil dann auf jeden Fall die Katholiken und die gemäßigten Hussiten mit den wilden, fanatischen Parteien, mit welchen sie schon längst in heftigem Zwiste waren, für immer tödtlich entzweit werden mußten. Die Angabe der weiteren Unterhandlungen und Disputationen gehört nicht hierher; für unseren Zweck genügt es zu bemerken, daß Bevollmächtigte des Conciliums endlich mit der gemäßigten Partei der Hussiten einen Vergleich zu Stande brachten, welcher am 30. November 1433 zu Prag unterzeichnet und im Februar 1434

vom Baseler Concilium bestätigt wurde. Dieser unter dem Namen der **Prager Compactaten** berühmt gewordene Vergleich gestand der neuen hussitischen Gemeinde in Böhmen die vier Prager Artikel mit gewissen Beschränkungen zu. Die vier Artikel erhielten nämlich folgende veränderte Fassung: „1) Das Abendmahl darf bei den Böhmen und Mährern, insofern sie sonst im Glauben und in den Bräuchen sich der Kirche anschlössen, unter beiderlei Gestalt genommen werden; doch in dem Sinne, daß in Jedem von Beiden, im Wein, wie im Brod, nicht getrennt Christi Blut und Leib, sondern Christus vollständig enthalten sei. 2) Die Geistlichen dürfen zwar wegen gemeiner Verbrechen von weltlichen Richtern gestraft werden, jedoch nur mit Zuziehung von Geistlichen. 3) Das Wort Gottes darf frei gepredigt werden, aber nur von ordentlich bestellten Geistlichen. 4) Geistliche sollen keine weltliche Regierung führen, sondern nur die Güter der Kirche verwalten; doch dürfen sich weltliche Personen, ohne in die Strafe des Kirchenraubes zu verfallen, der Kirchengüter nicht bemächtigen." Die gewährten Zugeständnisse betrafen, wie man sieht, eigentlich nur ganz unbedeutende Nebensachen; man darf sich daher auch nicht wundern, daß die Taboriten und Waisen die Compactaten nicht annehmen wollten und alsbald gegen ihre hussitischen Landsleute eine größere Erbitterung zeigten, als gegen die Orthodoxen.

Unmittelbar nach der Abschließung der Compactaten brach zwischen dem aristokratischen Theil der Böhmen sammt den meisten Städten einerseits und den Demokraten andererseits eine offene Fehde aus. Weil nämlich niemand sich um Sigismund kümmerte, so richtete der aristokratische und städtische Theil der Böhmen eine Reichsverwaltung im Namen der Stände d. h. des Adels ein, um der Anarchie der Taboriten, Waisen und anderen Fanatiker ein Ende zu machen. Zum Reichsverweser ward Alexius von Riesenburg (Aleso Swichowsky von Wrzeslav) gewählt, der zwar kein Feldherr, aber ein sehr geachteter und rechtlicher Mann war. Zur Seite standen ihm Mainhard von Neuhaus, Hynko Praczeck von Lippa, Aleso von Sternberg und Hanuso von Kolowrat. Es kam nun für die aristokratische Partei vor Allem darauf an, daß die Eroberung von Pilsen, welches Prokop der Große schon seit elf Monaten enge eingeschlossen hielt, verhindert und die Macht der Waisen, die sich im Besitze der Prager Neustadt befanden und deren Priester Wolf ein Todfeind Rokyczana's war, gebrochen werde. Dazu sollte das Concilium Subsidien geben; da es aber keine Einnahmen und keine Kasse hatte, so collectirten die Väter unter sich und schickten, als die Prager und die Ritter zum Entsatz von Pilsen auszogen, eine Summe Geldes

nach Böhmen. Noch ehe dies geschah, hatte bereits der Ritter von Klenow sich durch das Heer der Taboriten durchgeschlagen und der Stadt Pilsen Proviant und Verstärkung gebracht, während zugleich die Ritter mit den Bürgern der Prager Altstadt die Schaaren Prokop's des Kleinen, welche in der Neustadt lagen, überfallen und vollständig besiegt hatten. Auf die Nachricht davon trat Prokop der Große wieder auf, zündete das Lager vor Pilsen selbst an und ließ alle Kranke und Verwundete in demselben verbrennen, um nach Prag zu ziehen und, wie er sagte, sowohl den Adel im Lande auszurotten, als die Prager Neustadt zur ersten Stadt der Welt zu machen (Ende April 1434). An ihn schlossen sich die Waisen und die entschiedenen Taboriten an. Verheerend zog hierauf das unter seinem Oberbefehl vereinigte Heer, dessen Unteranführer Prokop der Kleine, Johann Czapek und Johann Kersky waren, in der Umgegend von Prag und anderen Städten umher. Besonders ließen die erbitterten Schaaren an den Besitzungen Mainhard's von Neuhaus ihre Wuth aus; die Güter desselben wurden völlig verwüstet und seine Stadt dem Erdboden gleichgemacht. Gegen die vereinigte Macht der Demokraten hatten die Ritter und Städte ein sehr ansehnliches Heer gerüstet, dessen Oberanführer dem Scheine nach Rosenberg, in der That aber Mainhard von Neuhaus war. Neben diesen Beiden standen noch Plesko von Lipy, Aleso von Sternberg und Wilhelm Kostka an der Spitze der bewaffneten Bürgerschaften und Ritter. Ende Mai 1434 lagen die beiden Heere in der Gegend von Böhmisch-Brod, östlich von Prag, einander innerhalb ihrer Wagenburgen gegenüber, und am 28. Mai kam es bei Lipan zu einem entscheidenden Treffen, in welchem nach einem mörderischen Kampfe die beiden Prokope fielen, die von ihnen angeführten Schwärmer aber gleich wilden Thieren niedergemacht wurden. Wie man mit diesen Unglücklichen verfuhr, läßt sich daraus beurtheilen, daß die Pilsener 1000 Gefangene in Scheunen sperrten und mit diesen verbrannten, und daß Peter Payne und sogar der Greis Wenzel Koranda, welche in Gefangenschaft gerathen waren, ersäuft worden wären, wenn nicht Wilhelm Kostka und die Prager sich nachdrücklich für sie verwendet hätten. Die furchtbare Niederlage, welche die Demokraten erlitten, soll nach der Angabe einiger Berichterstatter ihren Grund darin gehabt haben, daß sich Prokop's Schaaren aus der Wagenburg in das offene Feld locken ließen, wo ihnen die Ritterschaft überlegen war. Andere sagen, Czapek und Kersky, welche die Reiterei commandirten, während der Schlacht aber dem Fußvolke nicht gegen die berittene Ritterschaft beistanden, sondern davon flohen, hätten sich schon vorher in ein verrätherisches Einverständniß mit den Feinden eingelassen. Da Johann Czapek nachher

die Städte Kollin und Böhmisch-Brod, welche er besetzt hatte, der Ritterschaft übergab und später zu großen Ehren und Vortheilen gelangte, so scheint er allerdings eingesehen zu haben, daß es klüger sei, sich bei Zeiten von den Demokraten zu trennen. Uebrigens waren die Reste der streitbaren schwärmerischen Secten auch nach jener Niederlage noch furchtbar.

Als der Kern der Schwärmer und Demokraten vernichtet war, ließ Sigismund den Häuptern des Adels und den Ständen, welche der Reichsstatthalter Alexius von Riesenburg im Juni 1434 zu Prag versammelt hatte, zu ihrem Siege Glück wünschen. Er war kurz vor dem Empfang der Nachricht von demselben nach Ulm gekommen, nachdem er seit seiner Rückkehr aus Italien gleich einem Abenteurer oder honetten Bettler im südlichen Deutschland umhergezogen war, gegen Versatz Geld geliehen hatte, allen Städten zur Last gefallen und sogar einmal auf offener Landstraße von einem der unzähligen Raubritter angefallen und ausgeplündert worden war. Die siegende Partei in Böhmen erwiderte seine Botschaft durch eine Gegengesandtschaft, die ihn in Regensburg traf, wohin er einen Reichstag ausgeschrieben hatte. Diese Gesandtschaft kam jedoch erst im September nach Regensburg und hatte keine andere Vollmacht, als zur erlangten Kaiserwürde Glück zu wünschen; alles Andere sollte auf den nächsten Landtag verschoben bleiben. Man sieht daraus, daß sich die böhmische Aristokratie nicht eilte, Sigismund als ihren längst gekrönten König anzuerkennen oder seiner großen Geldnoth aus dem Ertrage der damals sehr ergiebigen Bergwerke abzuhelfen. Sigismund wandte sich daher, als mit der Aristokratie nichts anzufangen war, an die Taboriten und die übrigen Demokraten, welche nicht allein in Böhmen noch mächtig waren, sondern auch fortwährend Streifzüge nach Deutschland machten. Er konnte jedoch mit diesen sich noch weniger als mit der aristokratischen Partei verständigen. Seine Orthodoxie oder vielmehr die Rücksicht, die er auf den Papst und die Geistlichkeit nehmen mußte, und die Furcht, daß er die Mönche zurückführen, die Klöster wieder erbauen, die hussitischen Priester vom Hofe entfernt halten, die vier Artikel verletzen und nicht in böhmischer, sondern in deutscher Sprache predigen lassen möchte, verhinderte seine Aussöhnung mit einer der beiden Parteien. Er kehrte daher auch im Herbst 1434 nach Ungarn zurück, ohne Böhmen berührt zu haben. Doch gab sich nachher der böhmische Reichsstatthalter alle Mühe, zwischen den Ständen und dem Könige zu vermitteln, und am 14. Februar 1435 brachte derselbe es auf einem Landtage zu Prag endlich dahin, daß sich die böhmischen Herren und ihre hussitischen Theologen über 14 Artikel vereinigten, deren Unterschrift man von Sigismund verlangen müsse, ehe

er als König anerkannt werde. Diese Artikel, in welchen unter Anderem abermals verlangt wurde, der Kaiser selbst habe in Böhmen das Abendmahl in beiderlei Gestalt zu nehmen und dies auch den Seinigen anzubefehlen, sollten dem Kaiser in Ungarn vorgelegt werden und die dazu bestimmte Gesandtschaft war eben im Begriffe abzureisen, als Bevollmächtigte Sigismund's in Prag eintrafen. Hier begannen nun neue Unterhandlungen, die ganze Sache blieb aber bald wieder auf sich beruhen, wahrscheinlich weil die kaiserlichen Bevollmächtigten sich nicht geneigt zeigten, dem Kaiser und der Kirche etwas zu vergeben. In der nächsten Zeit ward die Verwirrung in Böhmen wieder sehr groß. Die vom Kaiser geschützten und unterstützten Katholiken hatten noch immer Städte und Vesten inne und befehdeten die gemäßigten Hussiten; diese aber führten zugleich mit den wieder erstarkten Taboriten Krieg, besiegten dieselben unter der Führung Heinrich's von Piaczeck und Ulrich's von Rosenberg von Zeit zu Zeit im offenen Felde und erstürmten ihre Vesten. Nicht politische, sondern theologische Bedenklichkeiten waren es, wodurch die Aussöhnung des Kaisers mit den Böhmen verhindert wurde; denn Sigismund und sein Schwiegersohn und erklärter Nachfolger, der steifgläubige Albrecht von Oestreich, waren eben so ängstlich, als die Theologen der Hussiten und Taboriten. Die Sache blieb in der Schwebe, bis endlich im Juli 1435 das Baseler Concilium aufs neue Gesandte nach Böhmen schickte. Diese brachten es dann dahin, daß endlich alle Hussiten, sowohl die der kalixtinischen als die der taboritischen Partei, sich bei den Compactaten zu beruhigen versprachen, wenn Sigismund und sein Schwiegersohn ihnen noch einige besondere Punkte zugeständen und außerdem über das Politische mit ihnen einig würden. Sigismund und Albrecht begaben sich hierauf nach Brünn und empfingen daselbst eine glänzende böhmische Gesandtschaft, welche aus einigen hundert Mann bestand und gleich Siegern in die Stadt einzog. Rokyczana, der sich unter den Gesandten befand, überreichte dem Kaiser die erwähnten 14 Artikel und Sigismund nahm dieselben an (Juli 1435). Der Kaiser hatte jedoch nur aus dem Grunde nachgegeben, weil er nicht anders konnte. Er brach deshalb nachher auch, als er zum Besitze von Böhmen gelangt war, sein Wort wieder, und die Unzufriedenheit mit den Deutschen ward größer als je zuvor. Uebrigens wandten die Böhmen, ehe sie ihren König wieder aufnahmen, alle mögliche Vorsicht an, sie wurden aber doch betrogen. Sie trauten nämlich dem Kaiser nicht sogleich unbedingt, sondern hielten Ende September erst noch einen Landtag zu Prag, um Alles urkundlich genauer zu bestimmen. Auf diesem Landtage bewog der in diplomatischen Geschäften jeder Art und aller Länder sehr geübte Kanzler Sigismund's, Kaspar

Schlick, welcher seine böhmischen Landsleute am besten zu behandeln verstand, die böhmischen Stände, daß sie endlich die Compactaten urkundlich bestätigten und im October eine Gesandtschaft mit dem Actenstücke nach Stuhlweißenburg schickten, wo diese auch Bevollmächtigte des Baseler Conciliums finden sollte. In Stuhlweißenburg stellten dann Sigismund und Albrecht (Anfang Januar 1436) den böhmischen Gesandten zwei Urkunden aus, in denen die wegen der Religionsübung zugestandenen Rechte und Freiheiten aufs neue durch Unterschrift und Siegel bestätigt waren und welche ganz Böhmen außer wenigen Taboriten-Gemeinden befriedigten. In diesen Urkunden wurde allen Böhmen Schutz und Schirm versprochen; die hussitischen Geistlichen erhielten das Recht, sich ihren Erzbischof und zwei andere Bischöfe zu wählen, und der Kaiser versprach, den Papst und das Concilium zur Bestätigung alles dessen, was er versprochen hatte, zu bewegen. Dies geschah in Bezug auf den Papst Eugen IV. schon zwei Monate nachher, und zu derselben Zeit erwählten die Böhmen Johann Rokyczana zum Erzbischof von Prag.

Obgleich jetzt Alles geordnet zu sein schien, so erweckte doch Sigismund's Unzuverlässigkeit in Verbindung mit seines Schwiegersohnes Grausamkeit gegen Juden und Ketzer noch immer Mißtrauen. Es konnte nämlich dem aufgeklärten Theile der Kalixtiner nicht unbekannt sein, daß Sigismund, wie sein neuester Biograph lobend erwähnt, gerade um diese Zeit am Grabe seines Schutzpatrones, des heiligen Ladislaus, Trost suchte, und den Generalvicar der Minoriten, Jakobus Picenus de Marchia, also einen Mann, dessen Orden den Böhmen mehr als jeder andere verhaßt war, zu seinem Beichtvater und Vertrauten machte. Wir glauben zwar nicht, daß, wie erzählt wird, dieser Franziskaner dem Kaiser den Rath gab, der nach Dante einen Kriegsmann in der Franziskaner-Kutte, welcher ihn ertheilte, und einen Papst, welcher ihn befolgte, in die Hölle brachte; allein es war doch schon genug, daß es allgemein gesagt und geglaubt wurde. Dieser aus Bosnien herbeigerufene Bruder Jakobus nämlich, welcher die Ketzer, die er nicht bekehren konnte, mit Feuer und Schwert im offenen Felde todtzuschlagen pflegte, sollte seinem Beichtkinde Sigismund gesagt haben, er möge den ketzerischen Hussiten alles was er wolle versprechen, aber nichts halten. Wenn übrigens auch Sigismund's Beichtvater ihm diesen Rath nicht gegeben hat, so handelten doch die Diplomaten des Kaisers so, daß es scheinen könnte, als wenn sie denselben gebilligt hätten. Als nämlich Sigismund im Juni 1436 mit seinem Schwiegersohne nach Iglau gekommen war und die Böhmen noch immer Schwierigkeiten machten, ihn in Prag einzulassen, gewährte er ihnen Zugeständnisse, welche er und sein Schwiegersohn,

sowie selbst der Kanzler Kaspar Schlick weder halten wollten noch konnten, sondern, sobald sie nur einmal im Besitze wären, nach und nach zurückzuziehen gedachten. Hierauf erließ Alexius von Riesenburg als Reichsstatthalter am 12. Juli einen Befehl an das gesammte Königreich, die Compactaten und die Aussöhnung mit der allgemeinen Kirche anzuerkennen und Sigismund als Kaiser zu empfangen. Hiermit schien aller Streit abgeschlossen. Am 23. August 1436 kam endlich Sigismund mit seiner Gemahlin Barbara und großem Gefolge nach Prag. Er hielt einen glänzenden Einzug und sorgte damals, wie sein ganzes Leben hindurch, vor Allem dafür, daß es an Pomp, an Festen, Feierlichkeiten, Gastmählern und Orgien nicht fehlte, obgleich ihn fortdauernd großer Geldmangel drückte. Es dauerte nicht lange, so trat der Einfluß der Legaten und der streng kirchlichen Rathgeber des Kaisers wieder hervor; Mönche und Nonnen kamen hie und da ins Land und der Erzbischof Johann von Rokyczana sah mit Verdruß ein, daß er auf die gegebenen Zusagen allzusehr vertraut habe.

7. Das Concilium zu Basel in der letzten Zeit Sigismund's; böhmische und östreichische Angelegenheiten unter Albrecht II. und unmittelbar nach seinem Tode.

Die Kirchenversammlung zu Basel würde ebenso den Beschwerden der deutschen Nation über die Mißbräuche der päpstlichen Kirche abgeholfen haben, wie sie denen der Böhmen abgeholfen hatte, wenn nicht die Politik der deutschen Kaiser einer Abhülfe entgegen gewesen wäre, die es ihnen unmöglich gemacht hätte, sich der Monarchie der Päpste gegen die Aristokratie der deutschen Bischöfe zu ihren Zwecken zu bedienen. Dieser Politik wegen blieben die vom Concilium gefaßten Reform-Beschlüsse unausgeführt. Die Folge davon war aber, daß das Volk, weil es damals von seinen weltlichen und geistlichen Fürsten verlassen wurde, im nächsten Jahrhundert unter der Leitung einer Anzahl kühner Prediger stürmend eine Revolution durchzusetzen gezwungen war. Um zu zeigen, welche Verordnungen die Zeit vom Concilium erforderte, und welche Reformen in allen Staaten, besonders aber in England, Deutschland und Frankreich, für unerläßlich gehalten wurden, haben wir nur die officiellen Beschwerden der Deutschen (Gravamina nationis Germanicae) über den Ultramontanismus mit wenigen Worten anzuführen. In dieser Beschwerdeschrift heißt es: „1) Die Päpste glauben sich an Bullen, Verträge, Privilegien und Urkunden, welche von ihren Vorgängern unbedingt ausgestellt wurden, durchaus nicht gebunden, sie ertheilen auf irgend eines elenden Menschen Gesuch sogleich Revocationen und Suspensionen. 2) Keine Wahlen werden respectirt, der Papst vergibt die Bisthümer,

Decanate, Propsteien und Abteien nach Belieben, auch wenn man vorher die Stelle theuer erkauft hat. (Welchen Druck dies in dem damaligen Deutschland nach sich ziehen mußte, wird man schon daraus erkennen, daß es allein 50 deutsche Bisthümer gab.) 3) Die besten deutschen Pfründen werden stets römischen Kardinälen und Protonotarien verliehen. 4) Die päpstliche Kanzlei ertheilt so viele Exspectanzen oder Anwartschaften auf Stellen und Pfründen, daß nothwendig das Geld oft verloren geht und daß unzählige Processe unvermeidlich werden. 5) Die Annaten, d. i. die Zahlungen, welche man nach dem Tode eines Bischofs bis zur Ernennung seines Nachfolgers an den Papst zu machen hat (medii fructus), steigen immer höher; sie betrugen in Mainz zuerst 10,000, dann 20,000 und endlich 25,000 Dukaten; wie nun, wenn in Einem Jahre zwei Bischöfe sterben? 6) Man besetzt die geistlichen Stellen mit Italienern, welche weder die Sprache verstehen noch Sitten haben. 7) Man widerruft alle, längst bezahlte Indulgenzen, um neue verkaufen zu können. 8) Man läßt den Türken-Zehnten erheben und verwendet doch das Geld nicht zum Zuge gegen die Türken oder zur Unterstützung der Griechen. 9) Processe aller Art werden nach Rom gezogen, wo Alles um Geld feil ist." — Wegen dieser Beschwerden waren schon 1416 die sogenannten Avisamenta dem Constanzer Concil übergeben worden und der Kaiser hatte darauf vom Papste ein Concordat erhalten; nichtsdestoweniger war aber zwei Jahre nachher der Druck ebenso arg, als je zuvor. Man sieht also, wie die Deutschen von Papst und Kaiser betrogen wurden. Im Jahre 1427 übergab der Kurfürst von Mainz dem Kaiser neue Avisamenta; dieser konnte aber nichts vom Papste erlangen und ließ deshalb durch seinen Rath Friedrich von Landskron die sogenannte Reformation aufsetzen; dies hatte jedoch ebenfalls keinen Erfolg.

Im Jahre 1435 beseitigte das Baseler Concilium in seiner 21. öffentlichen Sitzung wenigstens Einen Beschwerde-Punkt, die Annaten, wenn auch nur gegen eine auf andere Weise aufzubringende Entschädigung; es konnte aber weder damals noch im folgenden Jahre erlangen, daß Sigismund das Versprechen gab, die Beschlüsse zur Ausführung zu bringen, oder daß er auch nur seinen Schutz gegen den Papst bestimmt zusicherte. Nicht einmal zur Ernennung eines neuen Schutzvogts für das Concilium ließ er sich bewegen, als Wilhelm von Baiern starb. Sigismund blieb so lange auf Seiten der versammelten Väter, als sein Vortheil ihn antrieb, die Vermittelung derselben in der hussitischen Angelegenheit zu benutzen. Ebenso machten es die Kardinäle und zuletzt sogar Julian, der am längsten mit den versammelten Vätern für die Kirchenverbesserung eiferte. Die Kar-

dinäle trennten sich vom Concilium, sobald man ihre Einkünfte schmälerte. Nachdem nämlich die Annaten abgeschafft worden waren, in Bezug auf welche die Franzosen sogar gegen jede Entschädigung protestirten, kam die Reihe an die Pallien-Gelder; daneben wurden Beschlüsse gegen das Concubinat der Geistlichen erlassen oder vielmehr in scharfer Form erneuert. Im Jahre 1436 galt es vorzugsweise den Anwartschaften auf Pfründen und der willkürlichen Besetzung geistlicher Stellen (den Provisionen), ja sogar dem päpstlichen Glaubensbekenntnisse und der Zahl der Kardinäle. Dies mußte dann freilich den Kardinälen bange machen. Um den weiteren Berathungen eines reformirenden, der Autokratie des Papstes Trotz bietenden Conciliums Einhalt zu thun, nahm man die Vereinigung der griechischen Kirche mit der lateinischen zum Vorwande. Diese ward nicht nur, wie wir bereits in der griechisch-türkischen Geschichte erzählt haben, vom griechischen Kaiser eifrig erstrebt, sondern auch der Papst wünschte dieselbe und Sigismund förderte sie ihm zu Gefallen durch Briefe, Botschaften und Ermahnungen. Das Concilium selbst hatte mit dem griechischen Hofe Unterhandlungen darüber gepflogen und von ihm die Zusicherung erhalten, daß Abgeordnete der Griechen allenfalls auch nach Basel kommen wollten, wenn das Concilium eine Flotte schicke, um sie abzuholen; Eugen hatte aber die Sache zu vereiteln gewußt. Auf sein Betreiben schrieb der griechische Kaiser im November 1435, er finde es am passendsten, wenn die Berathungen über die Vereinigung der beiden Kirchen und die zu diesem Behufe zu haltende allgemeine Kirchenversammlung nicht in Basel, sondern an einem mehr nach dem Meere hin gelegenen Orte Statt fänden, wodurch auch die Anwesenheit des Papstes, welcher keine weite Reise unternehmen könne, erleichtert werden würde. Dies fiel gerade in die Zeit, als (im Anfange des Jahres 1436) Kaiser Sigismund, welcher nie Treue und Glauben hielt, die kurz zuvor erwähnten Forderungen des Conciliums abgelehnt hatte.

Von dem Augenblick an, als Papst und Kaiser deutlich zu erkennen gegeben hatten, daß sie der griechischen Angelegenheit wegen das Concilium verlegen wollten, entfernte dieses durch alle Schritte, die es that, sich immer weiter von dem weltlichen und geistlichen Oberhaupte der lateinischen Welt. Es ging durchweg von der Anschauung aus, daß in ihm die Gesammtheit der christlichen Gemeinde vertreten und daß der Papst als dienend-verwaltendes Oberhaupt derselben (caput ministeriale) zu betrachten sei. Im März 1436 traf es Anordnungen wegen der künftigen Papstwahlen, forderte, daß jeder Papst sich eidlich verpflichten solle, die Beschlüsse der reformirenden Versammlungen des 15. Jahrhunderts auszuführen, und schrieb dem Papste Verhal-

tungsmaaßregeln vor, damit er dem Klerus ein Muster im Lebenswandel sein könne. Ebenso streng waren die von ihm gegebenen Gesetze über die Zahl und Auswahl der Kardinäle und über ihren Wandel. Auch erneute das Concil seine Beschlüsse wegen der freien Wahl der Bischöfe und Prälaten, deren Stellen man in Rom an die Meistbietenden zu verkaufen pflegte. Im April 1436 war daher Eugen schon ganz mit dem Concil zerfallen, weil dieses fortfuhr, seinen Beschlüssen ohne Rücksicht auf ihn Gesetzeskraft zu geben, obgleich bereits die Kardinäle und unter ihnen Julian an den Berathungen keinen Antheil mehr nehmen wollten. Gerade in diesem Augenblick erklärte endlich das Concil durch zwei Decrete dem Papste förmlich den Krieg. Es hob nämlich alle päpstlichen Vorbehalte auf und beschloß sogar, seinerseits einen Jubelablaß zu Gunsten der Wiedervereinigung der Griechen mit den Lateinern verkünden zu lassen, obgleich das Ablaß-Wesen eine Erfindung und ein Erwerb der Päpste war. Dies wirkte um so stärker, da das Concilium schon am Ende des Jahres 1435 nicht nur jede Appellation von seinen Entscheidungen an den Papst bei schwerer Strafe untersagt hatte, sondern auch dem neu ernannten Erzbischof von Rouen, welchem der Papst die unentgeltliche Zusendung des Palliums verweigerte, dasselbe durch den Erzbischof von Lyon, als Primas der gallikanischen Kirche, hatte ertheilen lassen. Eugen wandte sich jetzt durch diplomatische Noten und durch Gesandte an alle Fürsten, um sie aufmerksam zu machen, wie gefährlich es sei, daß eine kirchliche Aristokratie das weltliche und geistliche Supremat, welches bisher der Papst als Monarch in Anspruch genommen habe, an sich reißen wolle. Der Streit dauerte das ganze Jahr 1436 hindurch fort, bis endlich die Frage wegen der griechischen Kirche den völligen Bruch herbeiführte. Um diese Frage drehte sich nämlich zuletzt der ganze Streit, weil sie der Punkt war, von welchem aus die Minderzahl der Kardinäle und päpstlichen Prälaten hoffen konnte, die Mehrheit, welche den Papst, den Kaiser und die Griechen gegen sich hatte, zu besiegen; wenn die Durchführung der Union dem Papste gelang, so mußte Rom dadurch ein Ansehen gewinnen, dem die Baseler nichts entgegensetzen konnten. Letztere schlugen freilich den Griechen, welche wie der Papst seit 1434 auf der Verlegung des Conciliums in eine italienische Stadt bestanden, die Stadt Avignon, die mindestens zu Schiffe leicht erreichbar war, zur Conferenz vor; die Griechen verlangten aber, daß ihnen entweder von den Bürgern dieser Stadt oder von den Vätern des Conciliums nicht weniger als 70,000 Dukaten gezahlt würden, was für die Einen wie für die Anderen zu viel war. In der 25. Sitzung, im Mai 1437, sollte endlich durch eine entscheidende Abstimmung die Sache zum Schluß gebracht werden. Zwei Drittheile

der Mitglieder des Conciliums stimmten dafür, daß entweder in Basel oder, wenn dies nicht geschehen könne, in Avignon oder in einer savoyischen Stadt mit den Griechen unterhandelt werden solle; das andere Drittheil oder die päpstliche Partei, an deren Spitze der Kardinal Julian stand, entschied sich dem Antrage des Papstes entsprechend für die Verlegung des Concils nach Florenz oder nach Udine. Als auf diese Weise der Beschluß gegen den Papst ausgefallen war, zeigte sich der Erzbischof von Tarent, welcher neben Julian päpstlicher Commissär bei dem Concilium war, auf eine seiner eigenen Sache höchst verderbliche Art als einen Meister der diplomatischen Künste. Es war nämlich zugelassen worden, daß auch der Minoritäts-Beschluß öffentlich bekannt gemacht werde; doch sollte natürlich nur der Beschluß der Mehrheit Gültigkeit haben. Der letztere ward mit allen möglichen Siegeln versehen und in die für dergleichen Urkunden bestimmte Kapsel des Archivs gelegt. Der Erzbischof von Tarent verschaffte sich aber Zugang zum Archiv, ließ die Fäden zerschneiden, an welchen die Siegel des Majoritäts-Beschlusses hingen, diese hinwegnehmen und den mit allen Siegeln versehenen Minoritäts-Beschluß in die Kapsel legen. Dieses diplomatische Meisterstück wurde indessen bald entdeckt; der Erzbischof ergriff die Flucht, der Kaiser sagte sich in einem Schreiben aus Eger ganz von ihm los und drohte, die Schurkerei zu rächen, und auch der Papst leugnete jeden Antheil an der Betrügerei ab. Doch handelte der Letztere so, als wenn es ihm angenehm gewesen sein würde, wenn sein Commissär, den er bald nachher zum Kardinal erhob, die Sache geschickter angefangen hätte. Er schrieb nämlich an den Kaiser und an die Könige in Europa und ermahnte sie, die Ausführung des Beschlusses der Mehrheit zu hindern und die Haltung eines Conciliums in Italien zu befördern.

Da die Griechen sich ganz an den Papst angeschlossen hatten und das Interesse Beider mit dem der Venetianer übereinstimmte, so that Eugen im September 1437 endlich den letzten entscheidenden Schritt. Er berief ein neues Concilium auf den Februar 1438 nach Ferrara, wodurch das in Basel bestehende von selbst aufgelöst werden mußte. Dies brachte eine völlige Spaltung der Kirche hervor, weil seitdem das Concilium, welches vorgab, über dem Papste zu sein, und der Papst, welcher über dem Concilium zu stehen behauptete, einander jede Autorität absprachen. Die in Basel versammelten Väter erklärten zuerst den Papst der Hartnäckigkeit schuldig, dann sprachen sie (12. October 1437) die Nichtigkeit der wegen des Concils zu Ferrara erlassenen Bulle aus. Nun verließen mehrere angesehene Mitglieder, wie der Kardinal Julian Cesarini und Nicolaus von Cusa, das Concilium und die Stadt. Die Uebrigen, in ihrer Mehrzahl geleitet vom

Erzbischof von Arles, Kardinal Louis l'Allemand, beschlossen endlich in ihrer 31. Sitzung (24. Januar 1438) die Suspendirung des Papstes Eugen. Durch diese Schritte des Conciliums kamen der Kaiser und die Stadt Basel sehr ins Gedränge; denn Beide wollten es mit dem Concilium nicht verderben und doch wurden sie vom Papste dringend aufgefordert, gegen dasselbe feindselig zu verfahren. Vom Kaiser verlangte Eugen, daß er dem Concilium seinen Schutz entziehe, von der Stadt Basel, daß sie die Väter nicht länger in ihren Mauern dulde. Sigismund erlebte jedoch den vollständigen Bruch zwischen Eugen und der Baseler Versammlung nicht mehr. Er erkrankte auf einer Reise von Böhmen nach Ungarn in der mährischen Stadt Znaym tödtlich und starb daselbst am 9. December 1437. Auch in den letzten Augenblicken seines Lebens hatte ihn seine Eitelkeit und sein Haschen nach leerem Prunk und lächerlichem Pomp nicht verlassen. Als er nämlich von seinen Aerzten erfuhr, daß er nur noch wenige Stunden zu leben habe, ließ er, statt der irdischen Größe zu vergessen und ihre Nichtigkeit zu erkennen, sich den kaiserlichen Ornat anlegen und, mit allen Insignien des Kaiserthums geschmückt, sich auf den Thron setzen. Hier ereilte ihn dann seine letzte Stunde. Sein Tod erfolgte unter sehr trüben Aussichten für Böhmen, für das Concilium und für Deutschland, welches eine Reformation seiner Kirche dringend verlangte; denn Sigismund's Schwiegersohn und Nachfolger, Albrecht II., war als fanatischer Papist den Hussiten und den Anhängern des Conciliums verdächtig, wiewohl er sich nachher gemäßigt benahm. Schon vor dem Tode des Kaisers hatte nicht nur Friedrich von Tyrol, sondern auch Sigismund's Xanthippe und Messalina, Barbara von Cilly, welche ihrem Gemahle sein ganzes Leben hindurch seine Ausschweifungen tüchtig vergolten hatte, Verschwörungen mit den unzufriedenen böhmischen Herren angezettelt. Friedrich strebte nämlich nach der böhmischen Krone, Barbara aber, welche des alten Gemahls längst überdrüssig geworden war, wünschte, wie es scheint, einen schmucken Knaben, den jungen König von Polen, Wladislaus III., oder gar dessen noch jüngeren Bruder Kasimir, durch Darreichung ihrer Hand auf den böhmischen Thron zu bringen.*) Sigismund war kurz vor seinem Tode, ehe er nach Ungarn aufbrach, von dem Verrathe seiner Gemahlin in Kenntniß gesetzt worden; er hatte dieselbe aber in Böhmen selbst nicht anzutasten gewagt, sondern erst in Znaym

*) Beide waren Söhne des Wladislaus Jagiello, der 1386 durch Vermählung mit Hedwig, Tochter Ludwig's des Großen, unter dem Namen Wladislaus II. König von Polen geworden war; doch nicht aus dieser, sondern aus Jagiello's vierter Ehe mit einer russischen Prinzessin.

festnehmen lassen. Gleich nach Sigismund's Tode war Albrecht, der kurz vorher in Znaym eingetroffen war, darauf bedacht, die Stiefmutter seiner Gemahlin unschädlich zu machen. Er nahm sie zuerst als Gefangene mit nach Ungarn, schickte sie nachher aber wieder aus diesem Lande fort, zog alle ihre Güter ein und beschränkte sie auf einen jährlichen Wittwengehalt von 12,000 Gulden; den verstorbenen Kaiser ließ er in Großwardein beisetzen.

In Ungarn ward Sigismund's Schwiegersohn, Albrecht II., ohne Schwierigkeit als König anerkannt und mit seiner Gemahlin Elisabeth zu Stuhlweißenburg gekrönt. In Oestreich ordnete er eine Regentschaft von 13 Bischöfen, Rittern und vornehmen Beamten an; in Deutschland erhob man ihn durch einstimmige Wahl der Kurfürsten, welche schon im März 1438 in Frankfurt erfolgte, „wegen seiner allbekannten Tugenden" zum König; in Böhmen dagegen konnte er kaum hoffen, als Sigismund's Nachfolger anerkannt zu werden. Auch in Deutschland waren anfangs die Kurfürsten in der Mehrzahl geneigt gewesen, den Markgrafen Friedrich von Brandenburg zu wählen; der Erzbischof von Mainz hatte aber Gründe gehabt, Albrecht vorzuziehen und es dahin gebracht, daß demselben alle Stimmen zu Theil wurden. Albrecht, welcher weniger auf Pomp und Repräsentation erpicht war als Sigismund, zögerte, die ihm angebotene deutsche Krone anzunehmen. Er hatte den ungarischen Magnaten zugeschworen, diese Krone abzulehnen; nun entbanden ihn diese zwar von seinem Eid; aber auch sonst war die Lage der Dinge damals sehr schwierig, weil wegen der Stellung der Baseler Kirchenversammlung zu dem Papste und zu dem unterdessen eröffneten Concilium von Ferrara der neue König sogleich in ein bedenkliches Verhältniß kam. Albrecht entschloß sich daher, nachdem auch das Baseler Concilium zu diesem Zwecke Abgeordnete an ihn gesandt hatte, nur unter der Bedingung zur Annahme der deutschen Krone, daß er erst nach zwei Jahren in das Reich zu kommen brauche, um sich krönen zu lassen; in der That ist diese Krönung nie vollzogen worden. Friedrich von Steiermark, der Sohn des längst gestorbenen Herzogs Ernst des Eisernen, hatte sich viele Mühe gegeben, Albrecht zur Annahme der Krone zu bewegen; Friedrich von Tyrol dagegen unterhielt bis an seinen 1439 erfolgten Tod ein Einverständniß mit den Böhmen. Doch hatten die ehrgeizigen Bestrebungen des Letzteren weder Erfolg, noch brachten sie ihm irgend einen Nutzen. In Böhmen hatte Albrecht die Utraquisten und Taboriten gegen sich, während die Katholiken ihn bereits im Mai 1438 als König anerkannten. Mit den Ersteren war schon Sigismund wieder zerfallen, weil ihre Geistlichen gegen ihn eiferten; er hatte daher dem Wenzel Koranda das Predigen untersagt, auch Peter Payne war

aus Prag vertrieben worden und der hussitische Erzbischof Rokyczana hatte sich so wenig für sicher gehalten, daß er nach Königingrätz entflohen war. Sigismund's Gemahlin Barbara hatte es daher leicht gefunden, die Häupter der strengeren Hussiten, Hynko Praczeck von Lippa, Aleso von Sternberg und Georg Podiebrad, für ihren oben erwähnten Plan zu gewinnen. Diese drei Herren hielten auch nach Sigismund's Tode, obgleich Barbara sogleich in Haft gebracht worden war, zu Tabor eine große Versammlung und erwählten den von ihr empfohlenen, erst 13 Jahre alten polnischen Prinzen Kasimir zum König, während Ulrich von Rosenberg, Meinhard von Neuhaus, Zagicz von Hasenburg und Hans von Kolowrat, die Häupter der Gegenpartei, durch Sigismund's Kanzler Kaspar Schlick bewogen wurden, der Krönung Albrecht's beizuwohnen, welche der Bischof von Olmütz unter Assistenz von zwei anderen Bischöfen in der Prager Schloßkirche feierlich vollzog. Aus dieser Doppelwahl entstand ein offener Krieg zwischen den strengeren Hussiten und ihren durch die Compactaten mit der Kirche versöhnten Brüdern. Beide Theile stellten ein Heer ins Feld und verwüsteten die Schlösser, Städte und Güter ihrer Gegner; doch hatten Albrecht und seine Anhänger anfangs die Uebermacht, obgleich ihren Gegnern 15,000 Polen zu Hülfe gekommen waren. Beide Theile gebrauchten zu ihrer gegenseitigen Bekämpfung viel Artillerie und Albrecht ließ die Hussiten in ihrem festen Lager so geschickt und aus so schwerem Geschütz beschießen, daß sie hinter den Mauern der Stadt Tabor Zuflucht suchen mußten. Hier ward Hynko Praczeck, welcher in der Stadt commandirte, aufs äußerste gebracht; auch wäre er wirklich zu einer Capitulation gezwungen worden, wenn ihm nicht Georg Podiebrad zu Hülfe geeilt wäre. Dieser Böhme, welcher nachher in seinem Vaterlande dieselbe Rolle spielte, welche Johann von Hunyad und sein Sohn in Ungarn spielten, ward durch den Entsatz von Tabor zuerst als ausgezeichneter Feldherr bekannt; denn er nöthigte den König Albrecht, die Belagerung ganz aufzuheben und nach Prag zurückzukehren.

Bald nachher sah der König von Polen ein, daß er seinen Bruder schwerlich auf den böhmischen Thron bringen werde; da er nun überdies auch zu rechtgläubig war, um eine Stütze der Hussiten sein zu wollen, so fand er sich einstweilen mit Albrecht ab, damit dieser nach Ungarn gegen die Türken ziehen könne. Doch war er zuvor noch in Schlesien eingefallen und hatte dort große Verwüstungen angerichtet. Albrecht faßte damals den auffallenden Entschluß, den Grafen von Cilly, einen Bruder der bösen Barbara, die seinen Schwiegervater so lange geplagt hatte und endlich von ihm selbst aus Böhmen weggeschleppt worden war, zu seinem Statthalter in Böhmen einzusetzen.

Er vertraute also seine Sache einem Manne aus jenem Hause an, das sich in der Geschichte von Ungarn und Oestreich durch Treulosigkeit und Mord berüchtigt gemacht hat. Kaum war er daher auf kurze Zeit nach Breslau und Görlitz gereist, um sich huldigen zu lassen, als sein Statthalter die Großen durch Geld für sich zu gewinnen suchte. Dies mißlang dem Grafen freilich und er mußte sich durch die Flucht zu retten suchen; er stiftete aber dagegen später, als Albrecht gestorben war, in Ungarn viele Unruhen an. Die Statthalterschaft übertrug Albrecht an Meinhard von Neuhaus und Ulrich von Rosenberg, welche durch eine Uebereinkunft mit den Utraquisten ihrem Vaterlande wenigstens so lange Ruhe schafften, als Albrecht gegen die Türken zu Felde lag, die Semendria erobert und Siebenbürgen verwüstet hatten. Wie unglücklich und schimpflich dieser Kriegszug Albrecht's endigte, ist bereits in der türkischen Geschichte berichtet worden. Albrecht zog sich auf demselben durch Unvorsichtigkeit die Ruhr zu, an welcher er dann in einem vier Stunden von Gran entfernten kleinen Orte starb (27. October 1439). Er war ein kraftvoller und kluger Herrscher, freilich ein harter Verfolger aller Ketzer. Nach Aeneas Sylvius Bericht von auffallend häßlichem Antlitz (facie terrifica), wußte er doch mit Würde aufzutreten. Für das deutsche Reich suchte er während seines kurzen Regimentes durch eine gut entworfene Landfriedens-Ordnung zu wirken, die der berühmte Kanzler Kaspar Schlick auf zwei Reichstagen in Nürnberg vorlegte und die auf dem Grundsatze der Kreiseintheilung beruhte. Seit Albrecht II. hatten nur Habsburger das deutsche Kaiserthum inne, mit Ausnahme von Karl VII. (1742—45), der jedoch seine Ansprüche auf weibliche Abstammung von demselben Haus begründete. — Vier Monate nach Albrecht's Tode (Februar 1440) wurde sein Sohn Ladislaus Posthumus geboren, über dessen Vormundschaft sowohl in Oestreich, als in Ungarn und Böhmen die heftigsten Streitigkeiten entstanden.

In Oestreich war Ernst der Eiserne schon 1424 gestorben und hatte zwei Söhne hinterlassen, von welchen der ältere, Friedrich, dem Vater in Steiermark, Kärnthen und Krain folgte. Diesen erwählten einige Zeit nach Albrecht's II. Tode fünf von den sieben deutschen Kurfürsten zum König (1440). Der alte Markgraf Friedrich I. von Brandenburg und der nur ungern zugelassene Vertreter von Böhmen, ein Burggraf Heinrich von Meißen, gaben ihre Stimmen für Ludwig von Hessen ab. Die deutsche Krone hatte damals eine so geringe Bedeutung, daß sich Friedrich, als Kaiser der Dritte genannt,*)

*) Als deutschen König nennen ihn Viele Friedrich IV., indem sie Friedrich den Schönen als dritten in der Reihenfolge annehmen.

dritthalb Monate bedachte, ehe er sie annahm. Er erhielt übrigens die Verwaltung aller östreichischen Besitzungen; denn er hatte schon mehrere Monate vor des Königs Albrecht Tode die Vormundschaft über den unmündigen Sohn Friedrich's mit der leeren Tasche, den später blödsinnigen Herzog Sigismund von Tyrol, übernommen, und ward nachher auch in Oestreich als Vormund des jungen Ladislaus anerkannt. Dagegen wollten die Czechen und Magyaren von keiner deutschen Verwaltung wissen. Wir haben bereits früher der Streitigkeiten und Fehden gedacht, welche wegen der Vormundschaft über den jungen Ladislaus in Ungarn entstanden, und verweilen daher jetzt hauptsächlich nur bei den böhmischen Angelegenheiten und bei der Geschichte des mit dem Baseler Concilium zusammenhängenden Versuchs einer Reformation der Kirche. Die deutschen Angelegenheiten oder die Verhältnisse der einzelnen Länder und Städte in Deutschland während der Regierung Sigismund's und Albrecht's II. werden wir erst dann übersichtlich darstellen, wenn von Maximilian's I. Bemühungen um Wiederherstellung des kaiserlichen Ansehens und der gesetzlichen Ordnung die Rede ist.

Nach Albrecht's II. Tode richteten die Böhmen eine nationale Vormundschaft und Regierung in ihrem Lande ein. Die Ungarn krönten den herbeigerufenen Beherrscher von Polen, den jungen Ladislaus III., zu ihrem König, obgleich Albrecht's Wittwe, Elisabeth, die heilige Krone, welche eigentlich allein der Krönung in den Augen der Ungarn eine Bedeutung gab, versteckt hatte. Elisabeth flüchtete sich mit ihrem Kinde nach Oestreich und suchte zuerst bei dem Bruder Friedrich's III., Albrecht dem Verschwender, Schutz; sie erkannte aber bald, daß derselbe ihr keinen Beistand leisten könne, und wandte sich deshalb, wie die Tyroler, an Friedrich. Dieser benutzte auf eine schmutzige Weise ihre Noth und Geldverlegenheit, um die schönsten Güter und Herrschaften als Unterpfänder für kleine Darlehen zu erhalten; sie knüpfte daher, sobald sie seine Absichten merkte, mit dem polnischen König Unterhandlungen an und söhnte sich mit den Ungarn aus. Hierauf kehrte sie selbst nach Ungarn zurück; ihr Sohn Ladislaus aber blieb nebst seinen beiden Schwestern und der heiligen Krone der Magyaren in Friedrich's Gewalt. Elisabeth würde sich damals sogar mit dem polnischen König Ladislaus vermählt haben, wenn nicht der Tod sie ereilt hätte (19. December 1442). Sie starb eines so plötzlichen Todes, daß man, wie dies in solchen Fällen zu geschehen pflegt, behauptet hat, sie sei vergiftet worden. Von neueren östreichischen Geschichtschreibern der Zeit Friedrich's III., die man als Quellen ansehen und gebrauchen kann, behauptet der Eine (Kurz), sie sei vergiftet worden, der Andere (Chmel) läßt es unentschieden, ob sie an

Gift oder an gebrochenem Herzen gestorben sei; der ungarische Geschichtschreiber Engel führt andere Ursachen ihres Todes an, setzt aber hinzu: wenn sie vergiftet worden sei, so habe der ritterliche Ladislaus von Polen gewiß keinen Antheil daran gehabt.

Von diesem Augenblick an spielte, wie bereits früher angegeben worden ist, in Ungarn Johann von Hunyad die Hauptrolle; dagegen dauerte in Böhmen der Wechsel der Regierung und mit ihr die Verwirrung noch lange fort. In dem letzteren Lande bedurfte man eines Regenten, welcher nicht blos dem Namen nach die Regierung führe, sondern im Stande sei, bei der fortwährenden Zwietracht der Utraquisten und der römisch Gesinnten mit dem Schwert in der Hand Ordnung zu halten. Die Häupter der Rechtgläubigen boten daher zuerst dem Herzoge Albrecht von Baiern die Krone an, welche dem Kinde Ladislaus gebührte; derselbe war jedoch klug genug, eine Königswürde auszuschlagen, die er nicht hätte behaupten können, ohne sich entweder mit den Hussiten in einen hoffnungslosen Kampf einzulassen oder zugleich mit dem Papste und mit dem Concilium zu zerfallen. Man mußte sich daher 1441 entschließen, eine Regentschaft zu bestellen, welche im Namen des unmündigen Ladislaus die Verwaltung führen sollte. Zu Regenten wurden die Führer der beiden Hauptparteien, Meinhard von Neuhaus und Hynko Ptaczeck von Pirkstein (auch Lipa genannt), ernannt. Von diesen neuen Regenten hatte der Erstere für den Glauben des Papstes und des Baseler Conciliums mit dem Schwerte gestritten, der Zweite stand an der Spitze aller derjenigen Hussiten, welche nicht zu den wilden Fanatikern gehörten, mit denen auch er einen Ausrottungskrieg führen mußte. Eine solche Regierung konnte nicht bestehen, weil die Häupter derselben entgegengesetzte Ansichten und Zwecke hatten. Sie entbehrte der Einheit und Kraft und war nicht vermögend, den wieder beginnenden Räubereien und Fehden der Parteien zu steuern. Man wollte deshalb, um der Regierung mehr Ansehen zu verschaffen, den jungen Ladislaus nach Prag bringen lassen; Friedrich III. weigerte sich aber, ihn den unruhigen Böhmen anzuvertrauen. Hierauf machten die Anhänger von Sigismund's Wittwe Barbara den Vorschlag, daß man ihr, weil sie einst als Königin von Böhmen gekrönt worden war, die Stelle gebe, die dem Kinde zugedacht worden war. Dies war auf jeden Fall ein unglücklicher Gedanke, da man von einem Weibe, wie Barbara war, und von ihrer ganzen Familie, den Cilly's, die Unschuld und Lenksamkeit eines Kindes nicht erwarten konnte. Auch verlangte Barbara in der That sogleich, daß ihr, ehe sie nur den Namen Regentin annehme, nicht blos das Prager Schloß als Residenz eingeräumt, sondern auch die Haupteinkünfte des Reichs über-

lassen würden. Barbara stützte sich auf die Hussiten und ward auch, als sie nach Böhmen kam, von den drei Häuptern der hussitischen Partei, Ptaczeck, Holiczky und Georg Podiebrad, zu Czaslau empfangen. Der ganze Plan zerrann aber wieder, weil man ihre unverschämten Forderungen nicht gewähren wollte. Jetzt halfen sich die Böhmen damit, daß sie über jeden der neun Kreise ihres Landes einen Hauptmann aus dem Herrenstande mit je zwei Rittern, und zwar theils Katholiken, theils Utraquisten, setzten und den Führer der eifrigen Utraquisten, Ptaczeck, zum Präsidenten dieser neun Kreisvorsteher ernannten. Außerdem ließen sie, um wenigstens den Schatten eines rechtmäßigen Oberherrn im Lande zu haben, im Herbst 1443 durch eine Gesandtschaft den deutschen König Friedrich noch einmal ersuchen, daß er seinen Mündel Ladislaus nach Böhmen schicke; Friedrich schlug aber mit Recht diese Bitte ab. Die Anarchie ward hierauf ärger, als sie gewesen war. Die Parteihäupter waren damals Ptaczeck, Bedrich von Stracniz, Ulrich von Rosenberg und Meinhard von Neuhaus. Der Erste leitete die eifrigen Utraquisten, der Zweite die Taboriten, der Dritte die Katholiken, der Vierte alle diejenigen, welche die Compactaten anerkannten. Im August 1444 starb Ptaczeck, und nun trat Georg von Kunstadt und Podiebrad an die Spitze der heterodoxen Partei. Diese war als streng nationale Partei die mächtigste, und ihr Führer, der damals 20jährige Georg Podiebrad, erhob sich nach und nach zu einem solchen Ansehen, daß er später sogar wagen konnte, nach der Königskrone zu streben.*) Die Unruhen dauerten in den Jahren 1445 und 1446 fort. Vergebens suchte man wiederholt den deutschen König Friedrich zu bewegen, den jungen Ladislaus nach Böhmen zu schicken; Friedrich fürchtete für den rechten Glauben des Prinzen, weil der hussitische Ketzer Georg Podiebrad auf den Beschluß, denselben nochmals von seinem Vormund zu erbitten, den größten Einfluß gehabt hatte. Nachdem die Gesandtschaft unverrichteter Dinge zurückgekommen und jede Hoffnung, die Hussiten mit den Katholiken unter Einem Haupte zu vereinigen, verschwunden war, beschlossen die Führer der Hussiten auf einer Versammlung in Kuttenberg, sich der Stadt Prag zu bemächtigen, Meinhard von Neuhaus und seinen katholischen Anhang ganz zu verdrängen und statt desselben einen der hussitischen Herren an die Spitze der Nation zu bringen. Die Seele dieser Verschwörung war Georg Podiebrad. Dieser trat, um den beabsichtigten Zweck zu erreichen, mit den Czechen in Prag, welche der hussitischen Partei angehörten und gegen die

*) Nach Aeneas Sylvius war er von kleinem, derbem Wuchse (brevis, quadrato corpore), weißer Haut, hellen Augen, gefälligem Wesen, mit hussitischem Irrthum behaftet, sonst dem Rechten und Guten zugethan.

der alten Lehre treu gebliebenen deutschen Bürger der Stadt heftig erbittert waren, in Verbindung, und verabredete mit ihnen, daß sie ihm Nachts eines der Thore von Prag öffneten. Dieser Plan gelang. Podiebrad drang in Prag ein, zog alle Utraquisten der Stadt an sich und besetzte nicht nur die Stadt, sondern auch den Wissehrad (1448). Sobald Podiebrad Herr von Prag war, ließ er Meinhard von Neuhaus verhaften und auf eine seiner Burgen bringen, wo derselbe bald nachher starb; Rokyczana kehrte als Erzbischof nach Prag zurück.

Seit dieser Zeit benahm sich Podiebrad, wie wenn er der rechtmäßige Beherrscher von Böhmen wäre, und er ward von seinen Landsleuten ebenso als Held der Nation und als Beschützer ihrer Religion betrachtet, wie Johann Hunyad von den seinigen: Hunyad führte die Magyaren gegen die Türken, Georg Podiebrad die Czechen gegen die Deutschen ins Feld. Doch vereinigten sich seine Gegner, Ulrich von Rosenberg, Ulrich von Neuhaus (ein Sohn Meinhard's) und Andere zu dem sogenannten Bunde von Strakonitz, der von dem Herzog Friedrich von Sachsen unterstützt wurde; dafür drang Podiebrad in Sachsen ein, erstürmte Gera und verwüstete das Land. Aeneas Sylvius, welcher, wie wir uns jetzt ausdrücken würden, um jene Zeit Friedrich's III. Minister war und von diesem nach Böhmen geschickt wurde, behauptet sogar, Podiebrad habe sich schon damals zum König erwählen lassen wollen und die Erwählung desselben sei nur durch seine (des Aeneas Sylvius) Beredsamkeit gehindert worden. Wenn aber auch Georg nicht gleich anfangs König wurde, so war er darum nicht weniger mächtig. Er beseitigte während seiner Regierung in Böhmen die kirchlichen Uebel, denen das Concilium zu Basel hatte abhelfen sollen, und seine Landsleute genossen unter ihm einer kirchlichen Freiheit, deren die Deutschen entbehrten. Diese suchten freilich den Streit des Papstes mit dem Concilium zu benutzen, um ihre Kirche auf dieselbe Weise von den drückendsten Lasten der römischen Hierarchie zu befreien, wie es die Franzosen thaten; sie wurden aber von ihrem Könige verlassen und von Rom betrogen. Friedrich's Minister, Sylvius, verstrickte seinen Herrn, welcher als Vormund des jungen Ladislaus in Oestreich selbst noch weit ärger bedrängt wurde, als früher von Böhmen und Ungarn aus, in ein Netz italienischer Kabalen, um den gutmüthigen Deutschen insgeheim die Vortheile wieder entziehen zu können, die man ihnen öffentlich eingeräumt hatte.

8. Friedrich III. und das Baseler Concilium bis zum Schlusse des letzteren.

Die abendländische Kirche oder doch wenigstens ihre Hierarchie war durch den vollständigen Bruch zwischen dem Papst Eugen IV.

und den zu Basel versammelten Vätern in zwei Hälften zerfallen. Eugen hatte die Baseler Versammlung für aufgehoben erklärt und unter dem Schutze der Venetianer ein neues Concilium in Ferrara eröffnet. Die Väter zu Basel dagegen hatten im Januar 1438 den Papst Eugen suspendirt, zwei Monate später das Concilium zu Ferrara als ein bloßes Conventikel bezeichnet, die Mitglieder desselben vor ihren Richterstuhl geladen und den Papst Eugen für unverbesserlich erklärt. Der Bruch zwischen dem Papste und einem großen Theile der Kirche war um so entschiedener, da bereits auch die beiden Kardinäle, welche in Basel lange Zeit den Vorsitz geführt und die Reform gegen Eugen eifrig verfochten hatten, dem Concilium untreu geworden und nach Italien zum Papste entwichen waren. Diese Kardinäle waren: Julian, welcher mehrere Jahre nachher im Kriege mit den Türken einen schmählichen Tod fand, und Nikolaus von Cusa, dessen Verdienste um die Wissenschaft und um das damals neuerwachende Studium der alten griechischen Klassiker allgemein anerkannt sind. An ihrer Stelle hatte der oben genannte Kardinal und Erzbischof von Arles, Ludwig Allemand, den Vorsitz und die Leitung der Geschäfte des Conciliums. Dieser gelehrte, fromme und von der Nothwendigkeit einer durchgreifenden Reform überzeugte Kardinal war dem Papste längst verdächtig gewesen und deshalb von ihm in Italien zurückgehalten worden, hatte sich aber 1433 durch eine heimliche Flucht der Gewalt desselben entzogen.

Eugen und sein Pseudo-Concilium zu Ferrara benahmen sich gegen ihre Brüder in Christo mit einer durchaus unanständigen Feindseligkeit und gingen hierin, sowie in der Art und Weise ihrer Regierung, über Christi Kirche viel weiter hinaus, als die Väter zu Basel. Sie erklärten alles, was diese beschlossen hatten, für nichtig, Eugen sprach außerdem gegen alle diejenigen, welche das Baseler Concilium anerkennen würden, den Bann aus, forderte unter Androhung desselben den Magistrat von Basel auf, die Väter aus der Stadt zu treiben, und verbot bei den härtesten kirchlichen Strafen allen Bürgern und Landleuten, den in Basel versammelten Geistlichen Lebensmittel zu verkaufen. Ja, das Concilium zu Ferrara verfuhr zuletzt gegen die Baseler Versammlung, gegen die Stadt Basel und gegen deren Handelsfreunde ebenso, wie einst ein anderer Papst nicht ohne Erfolg gegen Venedig verfahren war. Es forderten nämlich die Italiener, aus welchen das päpstliche Concilium größtentheils bestand, alle Gläubigen auf, die Kaufleute, welche Waaren oder Lebensmittel nach Basel führen oder sich dort länger aufhalten würden, zur Ehre Gottes und zu ihrem eigenen Vortheile auszuplündern. Dies geschah freilich nicht; denn weder der Rath von Basel noch die Kaufleute

nahmen Rücksicht auf die Decrete der Ultramontanen, und die Straßen wurden in Folge dieser Beschlüsse nicht unsicherer, als sie damals leider! stets waren, weil Ritter und Grafen vom Raube lebten.

Papst und Concilium waren schon in offenem Zwist, und die ganze christliche Gemeinde war, da Beide einander verfluchten, ungewiß darüber, wo eigentlich die Gesetzgebung und Regierung der Kirche zu suchen sei, als Sigismund starb und die Kurfürsten zur Wahl eines neuen römischen Königs, sowie bald nachher die Fürsten und Stände Deutschlands zu einem Reichstage zusammentraten. Sowohl Eugen als die Väter von Basel gaben sich Mühe, die Deutschen zu bewegen, daß sie eine Erklärung zu ihren Gunsten gäben. Diese ließen sich aber durch keinen der beiden streitenden Theile bestimmen und handelten, so weit man dies über politische oder diplomatische Schritte in einer von der unsrigen ganz verschiedenen Zeit und bei einer so verwickelten, halb geistlichen Sache aussprechen kann, ganz richtig, indem sie weder die Hierarchie zu einer aristokratischen (der Kardinal Raynaldus sagt fälschlich demokratischen) Republik machen, noch auch dulden wollten, daß die päpstliche Monarchie länger eine Despotie bleibe. Die Kurfürsten erklärten am Tage, bevor sie in Frankfurt am Main Albrecht II. zu Sigismund's Nachfolger erwählten (17. März 1438), daß sie und ganz Deutschland neutral bleiben wollten, und in einer vor Notar und Zeugen ausgefertigten Urkunde war eine Rechtsverwahrung des Inhalts aufgesetzt: man werde in Deutschland, so lange der kirchliche Streit dauere, weder vom Papst Eugen noch vom Concilium zu Basel eine Verordnung annehmen, sondern die Kirchensprengel des Reiches nach der ordentlichen Gerichtsbarkeit der Bischöfe verwalten lassen, bis man mit dem neuen Reichsoberhaupt einen gemeinschaftlichen Reichsbeschluß verabredet habe; im Fall aber ein solcher nicht zu Stande komme, werde man bei der Neutralität verharren. Diese Verwahrung der Kurfürsten wurde zu Frankfurt von dem ebenso gelehrten wie freisinnigen und rechtschaffenen Juristen Gregor von Heimburg, der damals in kursächsischen Diensten stand, amtlich verlesen, den geistlichen und weltlichen Fürsten und den Reichsstädten mitgetheilt und nachher als Reichsbeschluß von den Fürsten bestätigt. Die Letzteren fügten noch hinzu, daß sie gegen alles, was der Papst oder das Concilium wider den Beschluß der Deutschen verordnen würde, an ein künftiges Concilium appellirten. Selbst der streng kirchlich gläubige Albrecht II. ließ sich, so sehr er auch nach seiner Erwählung durch den Papst bestürmt wurde, von der Neutralität nicht abbringen, weil er zwischen beiden Theilen am besten vermitteln könne, wenn er nicht Partei nehme; er trat dem Neutralitätsbunde der Kurfürsten bei.

Vergebens hatten die Deutschen und ihr König auf mehreren Reichstagen zwischen den streitenden Parteien, von welchen Bevollmächtigte erschienen waren, zu vermitteln gesucht. Weder der Papst noch das Baseler Concilium waren zum Nachgeben zu bewegen. In Folge der Hartnäckigkeit Beider faßten endlich die Franzosen und nach ihrem Vorgange auch die Deutschen den klugen Entschluß, aus dem Streite der Hierarchie denjenigen Vortheil zu ziehen, den ihnen die Decrete des Conciliums boten, ohne sich dabei auf die zwischen Papst und Concilium streitigen Punkte einzulassen. Leider befolgte aber weder Albrecht II., noch sein nächster Nachfolger, Friedrich III., das Beispiel des französischen Königs Karl VII., welcher den Beschwerden seines Volkes über äußere und weltliche Dinge durch ein Reichsgrundgesetz abhalf und die theologischen und kanonischen Spitzfindigkeiten dem Gezänke der Geistlichen überließ. Jedoch darf dabei zur Ehre der Deutschen nicht übersehen werden, daß sie sich nicht gleich den Franzosen auf die Verordnung eines unter die Heiligen aufgenommenen Königs berufen konnten, welcher schon 200 Jahre früher dem Ultramontanismus Schranken gesetzt und die Rechte der Franzosen in kirchlichen Angelegenheiten gesichert hatte. Zu derselben Zeit nämlich, als die Päpste dem mächtigen Hause der Hohenstaufen den Untergang bereiteten, der deutschen Nation Pfaffenkönige gaben und eine 20jährige Anarchie, das Interregnum genannt, stifteten, hatte Ludwig IX. oder der Heilige durch ein unter dem Namen der pragmatischen Sanction bekanntes Reichsgesetz (s. Bd. VI, S. 230) die geistliche Gerichtsbarkeit der französischen Bischöfe und Prälaten geordnet, die Rechte der weltlichen Kirchen-Patrone seines Reiches und aller derer, welche Pfründen zu vergeben hatten, gesichert, den Päpsten die Eingriffe in die freie Wahl der Bischöfe und Aebte verwehrt und überhaupt die französische Geistlichkeit gegen alle Anmaaßungen der römischen Curie in Schutz genommen. Dieses Grundgesetz des französischen Reiches ließ König Karl VII. im Jahre 1438 in Anknüpfung an die Reformbeschlüsse des Baseler Conciliums in neuer Weise feststellen. Er berief lange vorher, ehe die Deutschen auf einen ähnlichen Einfall kamen, eine Versammlung von Bischöfen, Aebten, Prälaten, weltlichen Großen und Rechtsgelehrten nach Bourges. Hier erschienen auch fünf Abgeordnete des Baseler Concils, an deren Spitze Thomas von Corcellis stand, sowie eine aus elf Bischöfen und einem Kanonisten bestehende päpstliche Gesandtschaft. Die Ersteren überreichten in der heiligen Kapelle zu Bourges, wo die Fürsten und Herren, 5 Erzbischöfe, 25 Bischöfe und viele Aebte nebst den angesehensten Mitgliedern des königlichen Rathes versammelt waren, die Beschlüsse des Conciliums, durch welche die Anmaaßungen der

römischen Curie beseitigt wurden. Die Versammlung prüfte dieselben und nahm sie, zur tiefen Betrübniß der anwesenden päpstlichen Gesandten, mit einigen Abänderungen als Gesetz an; im Juli des folgenden Jahres wurde sie dann vom Parlament einregistrirt und folglich als Reichsgrundgesetz anerkannt. Dieses Gesetz erhielt ebenso, wie die erwähnte Verordnung Ludwig's des Heiligen, den Namen der pragmatischen Sanction, weil nach Ducange*) jede von mehreren Parteien mit Kenntniß der Sache, unter Zustimmung der Großen und mit Bestätigung des Regenten gemachte Anordnung so genannt wird. Dasselbe blieb die Grundlage der Freiheiten der gallikanischen Kirche und ist für die französische Geschichte unendlich wichtig. Diese zweite pragmatische Sanction der Franzosen näher anzugeben und zu erläutern, erlaubt der Zweck des vorliegenden Werkes nicht; wir bemerken nur, daß der französische König den tobenden Lärm, welchen Papst Eugen gegen die pragmatische Sanction und gegen ihren Hauptvertheidiger, den Erzbischof von Tours, erhob, gänzlich verachtete. Wir wenden uns jetzt zu dem, was die Deutschen in Bezug auf die von den Franzosen als Reichsgesetz anerkannten Beschlüsse des Conciliums zu Basel thaten.

Die deutschen Fürsten hielten, nachdem sie in Nürnberg zu einer Conferenz zusammen gekommen waren, im März 1439 eine große Versammlung, welche eigentlich in Frankfurt hätte Statt finden sollen, aber nach Mainz verlegt worden war. Hier erschienen nicht blos deutsche Fürsten und Stände nebst den Bevollmächtigten ihres Königs Albrecht, sondern es kamen auch Gesandte der Beherrscher von Frankreich, Castilien und Portugal, sowie des Herzogs von Mailand; die Letzteren hatten, wie es hieß, auch von Aragonien Vollmacht erhalten. Außerdem sollten auf dem Mainzer Reichstage auch Abgeordnete des Baseler Conciliums und des Papstes Eugen erscheinen. Die Ersteren, von welchen der Patriarch von Aquileja aus dem herzoglichen Hause Teck der bedeutendste Mann war, fanden sich zu rechter Zeit in Mainz ein; die päpstlichen Gesandten dagegen, an deren Spitze der früher als Verfälscher von Urkunden verurtheilte Erzbischof von Tarent stand, waren unter dem Vorwande, daß sie erst noch Instructionen einholen müßten, in Nürnberg zurückgeblieben und kamen erst dann nach Mainz, als die Gesandten des Conciliums die Stadt schon verlassen hatten. Sie erschienen übrigens ohne jenen Erzbischof, an dessen Stelle Eugen den Nikolaus von Cusa ausgewählt hatte, um seine schlechte Sache bei den Deutschen zu führen. So sehr diese auch des

*) Charles Dufresne Sieur Ducange († 1688) in seinem von neueren Sprachforschern ergänzten Wörterbuche zu den Lateinschriftstellern des Mittelalters (Glossarium ad scriptores mediae et infimae latinitatis).

Nikolaus Gelehrsamkeit, Beredsamkeit, Ehrlichkeit und echte Religiosität kannten und achteten, so richtete derselbe doch damals bei ihnen nichts aus. Die Versammlung zu Mainz nahm, wie im vorhergehenden Jahre die zu Bourges, am 26. März die reformirenden Beschlüsse des Baseler Conciliums, 26 an der Zahl, an, nachdem sie an denselben nur diejenigen Abänderungen gemacht hatte, welche die besonderen Verhältnisse Deutschlands erforderten. Doch hielten sowohl die deutschen Fürsten als König Albrecht dabei ihre Neutralitäts-Erklärung in Hinsicht auf den zwischen Eugen und dem Baseler Concilium bestehenden Zwist aufrecht. Bei den Berathungen und Verhandlungen zu Mainz, besonders in Betreff des in Deutschland ganz ungewöhnlichen Beschlusses, daß über die Verwaltung der Kirche, soweit sie die rein weltliche Ordnung und nicht Glauben oder Lehre anging, durch ein Reichsgesetz entschieden werden sollte, war unstreitig der anwesende Erzbischof von Tours, welcher schon auf die Beschlüsse seiner eigenen Landsleute zu Bourges großen Einfluß gehabt hatte, den Deutschen mit seinem Rathe nützlich. Die Baseler Beschlüsse ließ der Reichstag, nachdem er sie zu einem Reichsgesetz erhoben hatte, noch einmal vom Concil als Kirchengesetz bestätigen. Während er dadurch das Ansehen des Conciliums anerkannte und vor der Welt geltend machte, gab er zugleich einen deutlichen Beweis seiner Neutralität, indem er öffentlich mißbilligte, daß die Gesandten des Conciliums ein Verdammungsurtheil gegen den Erzbischof von Tarent, welcher an der Spitze der in Nürnberg zurückgebliebenen päpstlichen Gesandtschaft stand, an den Thüren des Mainzer Domes hatten anschlagen lassen.

Nach der Anerkennung der Baseler Decrete durch den Mainzer Reichstag fuhren die deutschen Prälaten zu Basel, welche am meisten Ursache zur Unzufriedenheit mit der römischen Curie hatten, um so mehr fort, auf einer Verurtheilung des Papstes zu bestehen, als einerseits die deutschen Reichsstände das sichere Geleite für Alle, welche nach Basel reisen wollten, erneuten, und andererseits von dem päpstlichen Concilium zu Ferrara im Norden und Westen der Alpen gar keine Rede war. Schon im April 1439 begannen die Debatten für und gegen die Verdammung Eugen's als eines Ketzers, weil er das Ansehen der allgemeinen Kirchenversammlungen nicht anerkennen wolle. Dies scheint uns nämlich in den acht Artikeln, welche als Wahrheiten des katholischen Glaubens aufgestellt und gegen Eugen geltend gemacht wurden, die Hauptsache zu sein. Der Proceß gegen den Papst dauerte von April bis Juni, und die Spanier und Italiener tobten dabei aufs heftigste gegen die Deutschen und Franzosen, welche die Verurtheilung desselben betrieben. Bei dieser Gelegenheit be-

nahmen sich die deutschen Fürsten und Bischöfe, welche nicht zur Kirchenversammlung gehörten, in Folge der Drohungen und Versprechungen Eugen's sehr schwach und zweideutig. Nichtsdestoweniger ward (Juni 1439) in einer Sitzung, in welcher etwa 400 Mitglieder gegenwärtig waren, der Papst verurtheilt, hierauf, ebenfalls noch im Juni, seine Absetzung beschlossen und dieselbe in der Sitzung vom 7. Juli öffentlich bekannt gemacht. In dem Absetzungs-Decret wurde allen Christen unter Androhung kanonischer Strafen verboten, Eugen ferner als Papst anzuerkennen oder ihm zu gehorchen. Es dauerte nachher noch einige Monate, ehe das Concilium zur Wahl eines anderen Papstes schritt. Zuerst galt es, ein Conclave zu bilden; man beschloß, daß in dasselbe 32 Mitglieder des Concils gewählt werden, die anwesenden Kardinäle aber demselben auch ohne Wahl angehören sollten. Das Conclave mußte sich darauf nach einem Manne umsehen, welcher allenfalls im Stande wäre, die ihm übertragene Würde mit seinen und seiner Freunde Kräften zu behaupten, weil das erwähnte Verbot von niemand befolgt wurde und die deutschen Kurfürsten nicht nur schon in der Mitte des Monats August sich gegen alle Verfügungen und Censuren des Papstes sowohl als des Conciliums feierlich verwahrten, sondern auch nachher auf einer Versammlung zu Frankfurt ihre Neutralitäts-Erklärung erneuerten. Zum Gegenpapste wurde auffallender Weise, hauptsächlich auf Betrieb des Kardinals von Arles, ein Mann ausersehen, welcher zwar im Rufe der Heiligkeit stand, aber doch eigentlich kein Geistlicher, sondern nur Meister (doyen) der Ritter von St. Moritz de Ripaille war. Dieser Mann war Graf Amadeus VIII. von Savoyen, welcher 1434 nach dem Tode seiner Gemahlin die Regierung seinem Sohne Ludwig abgetreten und sich nach Ripaille am Genfer See zurückgezogen hatte, wo er als ein scheinbar allem Weltlichen abgestorbener Büßer und Freund der Natur ein streng nach der Mönchsregel geordnetes Leben führte. Gegen seine Erwählung machten freilich Viele den Einwand, daß er kein Geistlicher sei; man erwiderte ihnen aber, daß er doch die anonischen Stundengebete verrichte und Gott siebenmal des Tags preise. In der That wurde Amadeus im November 1439 mit 26 Stimmen — mehr als zwei Drittheilen der Wählenden — zum Papst erklärt. Er nahm die Wahl an und begab sich im folgenden Jahre nach Basel, wo er am 24. Juli 1440 als Papst **Felix** V. unter dem Zuströmen einer unzähligen Menge von Menschen und unter der Assistenz von zwei Söhnen ein feierliches Hochamt hielt. An eine Anerkennung von Seiten der mächtigsten Fürsten und Staaten durfte er freilich ebenso wenig denken, als an die Besitznahme der Kirchengüter; auch mußte er seinem eigenen Gebiete nahe bleiben und hielt sich des-

halb theils in Basel, theils in Lausanne, theils in Genf auf. Er umgab sich aber doch mit einer Art von päpstlicher Hofhaltung; denn er ernannte in vier Promotionen 23 Kardinäle. Auch erhielt er die Anerkennung eines bayrischen und eines östreichischen Herzogs, eines Pfalzgrafen und mehrerer Universitäten.

Um dieselbe Zeit, als das Concilium die Gemüther durch die Herbeiführung eines neuen Schisma betrübte, erfreute Papst Eugen IV. die Einfältigen unter den Gläubigen durch das täuschende Schauspiel der Vereinigung der griechischen und lateinischen Kirche. Dieses Schauspiel fand in Florenz Statt. Dahin war nämlich 1439 Eugen's Concilium verlegt worden, als in Ferrara eine gefährliche ansteckende Krankheit ausgebrochen war, von welcher wir ebenso wenig, als von anderen pestartigen Krankheiten jener Zeiten behaupten möchten, daß es die aegyptische Pest gewesen sei, obgleich in Ferrara wie in allen Häfen Italiens wegen des steten Verkehres von Venedig und Genua mit Aegypten zuweilen die aegyptische Pest geherrscht haben konnte. Der Ausbruch der Krankheit hatte die geistlichen Herren in Schrecken gesetzt und es war deshalb vom Papste alsbald die Verlegung des Conciliums in eine andere Stadt beantragt worden. Vielleicht gab auch die Pest nur den Vorwand her, indem die Prälaten mit der Haltung des Landesherrn von Ferrara, des Markgrafen von Este, nicht zufrieden waren. Nun hatten die Griechen erklärt, sie könnten nicht länger von Hause abwesend bleiben, weil nicht nur ihrer Hauptstadt Gefahr drohe, sondern auch ihr Kaiser und ihr Patriarch dem Vereinigungsgeschäfte schon große Summen geopfert hätten. Unter diesen Umständen war es fast dahin gekommen, daß die ganze Angelegenheit der Union, welche ohnehin von der Mehrzahl der griechischen Geistlichen verabscheut wurde, scheiterte. Allein der griechische Kaiser und der Patriarch von Constantinopel nebst einigen Hofgeistlichen wünschten die Vereinigung oder wenigstens den Schein derselben, und bewogen deshalb die nach Ferrara gekommenen Griechen, in die Verlegung des Conciliums einzuwilligen. Die Bedingungen, unter welchen sich die Griechen dem Verlangen des Papstes fügten, waren: daß der Papst für neun Monate Hülfsgelder zum Türkenkriege gebe, daß er während der Dauer des Conciliums für den Unterhalt des Kaisers und der griechischen Prälaten sorge, daß er das Concilium in keine andere Stadt als nach Florenz verlege, daß dasselbe nicht über vier Monate dauere und daß nach Verlauf dieser Zeit die Griechen sogleich nach Hause zurückkehren dürften. Hierauf ward im Januar 1439 das Concilium zu Ferrara für aufgelöst erklärt, vom Papste eine Summe von 19,000 Dukaten nach Constantinopel geschickt und in Florenz glänzend für den Unterhalt der dahin entbotenen

Griechen gesorgt. Der Papst, welcher vor diesen in Florenz eintraf, that seine Ankunft allen europäischen Mächten durch Rundschreiben kund. Im Februar wurde die erste Sitzung der nach Florenz verlegten Kirchenversammlung gehalten; sie hieß die 17., weil man die dortigen Sitzungen mit Hinzurechnung der in Ferrara gehaltenen zu zählen pflegte. Gleich in dieser Sitzung begannen die Disputationen über die zwischen der lateinischen und griechischen Kirche streitigen Artikel. Der Kardinal Julian hatte ein langes Gespräch mit dem griechischen Kaiser darüber, welches mit dem Beschlusse endigte, daß die Griechen sich zuerst unter einander über jene Punkte verständigen und dann in der nächsten Sitzung wieder öffentlich mit den Lateinern verhandeln sollten. Die Griechen konnten jedoch unter sich nicht einig werden; die kaiserliche Partei, welche die Union wollte, schob daher einen Isidorus von Kiew und Andere vor, um scheinbar mit den Lateinern zu disputiren und sich von ihnen besiegen zu lassen, und es wurde dann in den folgenden Sitzungen bis zur achten über den Ausgang des heiligen Geistes mit aller möglichen Aristotelischen Spitzfindigkeit, mit großem theologischen Ernst und mit einer Wichtigkeit disputirt, welche um so größer war, je weniger Stoff zum Streiten über diesen Punkt in der heiligen Schrift zu finden ist. Wir übergehen den theologischen Theil dieser Disputationen und berühren nur die politische Seite der Sache, indem wir bemerken, daß sich alles, was man etwa über die Spitzfindigkeiten der Theologen zu wissen wünschen kann, bei Gibbon findet, dessen Geschichte der letzten Schicksale des gesunkenen römischen Reiches ganz eigentlich für die große Welt berechnet ist. Die Lateiner waren übrigens in ihrem Recht, wenn sie im Glaubensbekenntniß den Zusatz machten, der Geist gehe aus vom Vater und vom Sohne; andererseits hatten aber auch die Griechen ihre Gründe dafür, daß sie diesen Zusatz wegließen, da sich derselbe bei einem dreieinigen Gotte ja von selbst verstehe. Der Kardinal Raynaldus berichtet uns, es sei bei Gelegenheit dieses Streites ein Wunder zu Gunsten der lateinischen Glaubensformel geschehen; denn der heilige Bernhardin, ein Franciscaner aus Siena, welcher dem Concilium beiwohnte, habe, obgleich er kein Wort Griechisch verstand, an die Griechen eine Rede im allerbesten Griechisch gehalten. Gewiß ist, daß die Griechen zuletzt nachgaben. Sie wurden am 3. Juni 1439 in der Wohnung ihres Patriarchen Josephos versammelt, welcher entweder krank war oder sich krank stellte und es dem Kaiser überließ, den Anderen seine Zustimmung zur Kirchenvereinigung kund zu thun und sie um die ihrige zu ersuchen. Als herumgefragt wurde, waren Alle außer dem Bischof Marcus von Ephesus zufrieden, daß der heilige Geist ebenso vom Sohne wie vom Vater ausgehe. Großen

Antheil an diesem Ergebniß der Verhandlungen hatte ein griechischer Theolog und Philolog aus Trapezunt, der später völlig zur römischen Kirche übertrat und sich unter dem Namen Kardinal Bessarion um die Verbreitung der griechischen Litteratur in Europa, besonders um die Kenntniß des Plato, unsterbliche Verdienste erworben hat. Wie wenig es mit der Vereinigung auf sich hatte, wird man schon aus dem Umstand ermessen können, daß der bekannte Gennadius in Florenz ein eifriger Vertheidiger derselben war und sie nachher in Constantinopel fanatisch bekämpfte. Gennadius disputirte in Florenz nicht allein für die Vereinigung, sondern er schrieb auch gegen den eben angeführten Widersacher derselben unter dem Titel „Commentar gegen des Betrügers Marcus von Ephesus Briefe" eine sehr grobe Schrift, aus welcher Raynaldus Stellen mittheilt. Derselbe Gennadius tobte später gegen die geschlossene Vereinigung aufs heftigste und trug durch seine Angriffe auf dieselbe viel dazu bei, daß Constantinopel früher in die Hände der Türken fiel, als sonst geschehen sein würde. Sobald man über den Hauptpunkt einig war, kam man über die anderen leichter hinaus, zumal da Eugen neue Subsidien und eine Flotte versprach und durch die Medicis von Florenz, damals das bedeutendste europäische Bankhaus, 12,000 Dukaten zahlen ließ. Es ward, obgleich der Patriarch unterdessen gestorben war, eine Urkunde über die Bedingungen der Vereinigung abgefaßt und am 6. Juli 1439 feierlich verkündigt; im Dom zu Florenz verlas der Kardinal Julian dieselbe in lateinischer, Bessarion in griechischer Sprache.

Die also geschlossene Vereinigung der griechischen und römischen Kirche war freilich nur eine scheinbare, weil die Geistlichkeit und das Volk der Griechen von dem, was ihr Kaiser und seine Hofgeistlichen bewilligt hatten, durchaus nichts wissen wollten; Papst Eugen hatte aber richtig gerechnet, daß der Jubel in ganz Europa über die endlich zu Stande gebrachte Union ihm das Uebergewicht über das Concilium zu Basel verschaffen werde. Dies war um so mehr der Fall, als die Baseler Versammlung gerade zu der Zeit, in welcher die Vereinigung Statt fand, durch ein feierliches „Wir beschließen (decernimus)" den Papst Eugen absetzte und bald nachher eine ihr selbst sehr nachtheilige Maaßregel beschloß. Die Väter zu Basel waren nämlich in Verlegenheit, wie sie ihrem Papste die Mittel verschaffen könnten, durch äußern Glanz das Ansehen seiner Würde aufrecht zu halten, und verfielen auf den Gedanken, ihm auf ein Jahr ein Fünftheil des Einkommens von dem seine Wahl billigenden Theile der Geistlichkeit zu decretiren. Ueber diesen Beschluß schrieen denn alsbald gerade diejenigen, welche bei der Wahl des Papstes Felix am eifrigsten gewesen waren, die französischen und deutschen Prälaten,

am ärgsten. Der König von Frankreich erklärte sich sogar geradezu gegen den Papst Felix; doch verleugnete er deshalb das Concilium zu Basel nicht und die politischen Rechte der französischen Nation blieben dem Papstthum gegenüber durch die Beschlüsse von Bourges vollständig gesichert. Ganz anders ging es in Deutschland. Auch hier hatten die Stände endlich einmal die Sache der Nation gegen die kirchlichen Usurpationen in weltlichen Dingen rühmlich und standhaft verfochten; allein unglücklicher Weise stand gerade zu der Zeit, wo der Streit durch die Energie des Kaisers für immer hätte geschlichtet werden können, ein Fürst, welcher Ruhe, Bequemlichkeit, Geld, Pomp und Genuß jedem Ruhme und jeder Tugend vorzog, an der Spitze des Reiches. Dieser kümmerte sich wenig darum, daß, wie Jedermann schon damals überzeugt sein konnte und wie aus allen im 15. Jahrhundert geschriebenen deutschen Büchern hervorgeht, die Vereitelung einer Reformation der kirchlichen Zustände früher oder später ebenso in Deutschland, wie vorher in Böhmen, eine Revolution hervorrufen mußte, durch welche Kirche und Staat erschüttert wurden. Im Gegentheil, Friedrich III. selbst und sein italienischer Minister, Aeneas Sylvius, waren nebst dem Erzkanzler des Reiches und den juristisch kanonischen Sophisten seiner Kanzlei dem Papste insgeheim behülflich, um durch diplomatische Künste die deutsche Nation aller mühsam errungenen Vortheile wieder zu berauben.

Friedrich III. bewies nicht einmal in der Verwaltung seines Stammlandes und in den Angelegenheiten seiner eigenen Familie Energie, Kraft und Redlichkeit. Er gab sich keine Mühe, seinem Mündel Ladislaus die ererbten Ansprüche an Böhmen und Ungarn zu sichern; er ließ vielmehr die Böhmen ganz gewähren und sah ruhig zu, daß die Ungarn und ihr Hunyad sogar sein eigenes Gebiet furchtbar verheerten. Auch die Oestreicher machte er unzufrieden, weil er ihren jungen Herzog und dessen Schwestern mit sich nach Wienerisch Neustadt schleppte, wo er auch die ungarische Krone verwahrte. Die Königin Elisabeth beschwert sich bitter über Friedrich in einem an ihn gerichteten Briefe. „Lieber Vetter", schreibt sie, „also pitt ich ew der ersten, das ir meinen Sun und mein Töchter, auch die heilig Kron von Ungern lasset pringen her in das Land gen Oesterreich, als ir ew des gegen mir habt verschrieben." Die Tyroler waren ebenfalls unwillig über Friedrich, weil er ihren jungen Herzog Sigismund länger in Vormundschaft hielt, als sie und Sigismund selbst für recht hielten. Sogar seine eigenen Vasallen konnte Friedrich nicht in Ordnung und Gehorsam halten. In Steiermark machten ihm die Grafen von Cilly zu schaffen und in Oestreich trotzte ihm ein ritterlicher Abenteurer, Ulrich Eyzinger, der Liebling Albrecht's II. Eyzinger,

von Geburt ein Baier, hatte sich bei Albrecht II. so einzuschmeicheln gewußt, daß er durch diesen groß und reich gemacht worden war. Albrecht hatte ihm die Erhebung seiner Einkünfte überlassen und ihn außerdem mit Gütern, Schlössern und Palästen reichlich beschenkt. Eyzinger erhielt einen sehr großen Anhang in Wien und im ganzen übrigen Oestreich und machte in späterer Zeit dem König Friedrich III. große Angst und Noth. Schon 1441 bereitete er ihm eine arge Schmach. Als nämlich Friedrich eine Summe Geld, welche Eyzinger von Albrecht's Zeit her zu fordern hatte, nicht bezahlen wollte oder doch die Zahlung von einem Termine zum anderen verschob, verschaffte sich Eyzinger selbst Recht. Er vereinigte eine große Anzahl Ritter und Herren mit sich und kündigte dem deutschen Könige im Mai 1441 den Krieg an, worauf dieser, statt ihm mit den Waffen entgegen zu gehen, nicht blos seine Schuld, sondern auch die Kriegskosten bezahlte. Seit der Zeit trotzte Eyzinger dem Könige bei jeder Gelegenheit und alle Raubritter und Bauern-Peiniger, von denen das Land wimmelte, sammelten sich um ihn. Aus allem diesem ist leicht zu ersehen, daß Friedrich nicht der Mann war, welcher in den Verhältnissen des deutschen Reiches zum römischen Stuhle kräftige Maaßregeln hätte ergreifen können: er wollte vergleichen, wo keine Vermittelung möglich war. In demselben Jahre 1441, in welchem Eyzinger und seine Gesellen ihn in Oestreich hart bedrängten, kam er auf den Einfall, der Kirchenspaltung dadurch ein Ende zu machen, daß eine dritte allgemeine Kirchenversammlung berufen werde, um zwischen den beiden anderen Concilien und ihren Päpsten zu entscheiden. Er schickte zu diesem Zwecke Gesandte auf eine im Februar 1441 in Mainz zu haltende Fürstenversammlung, darunter den Wiener Universitätsgelehrten Ebendorffer von Haselbach, und gab ihnen eine lange und breite Instruction über seinen Vorschlag mit, welche man in Chmel's Regesten dieses Kaisers finden kann, die wir aber nicht anführen, weil die Sache in sich zerfiel. Da Friedrich selbst nicht nach Mainz kam, so konnte kein entscheidender Beschluß gefaßt werden; doch willigte man in die Veranstaltung eines dritten Conciliums ein; dieses sollte auf den August 1442 berufen werden und zwar vom römischen Könige, im Falle die beiden Päpste und ihre Concilien über den Ort der Versammlung nicht einig werden könnten; Friedrich sollte dann aus sechs deutschen und sechs französischen Städten eine auswählen. Die Sache kam aber nicht zur Ausführung, weil Friedrich keinen festen Entschluß zu fassen vermochte und sich, wie Sigismund, stets in Geldverlegenheit befand. Selbst als er zur Krönung reiste, mußte er dazu 200 Mark von einem Tyroler Edelmanne borgen. Diese Reise dauerte vom März 1442 bis zum Januar 1443, und ging zuerst an den Rhein

und an diesem Flusse hinab nach Aachen, wo der Erzbischof Dietrich von Köln am 17. Juni die Krönung vollzog. Dann reiste Friedrich wieder den Rhein hinauf zu einem Reichstag, der in Frankfurt abgehalten wurde und auf welchem in wohl durchdachten Reden schon vor des Kaisers Ankunft für und gegen das Concilium von Basel verhandelt worden war. Im Allgemeinen zeigte sich dabei die Stimmung günstiger für Eugen, dessen Sache in Frankfurt Nicolaus von Cusa führte, als für Felix, den auch König Karl VII. von Frankreich nur als Grafen von Savoyen begrüßen ließ. Wichtig für die Kirchenangelegenheiten und für das deutsche Reich war es, daß damals der Kurfürst von Mainz dem Erzbischof Jakob von Trier (einem Grafen von Sierk) einige Zeit hindurch die Geschäfte des Reichskanzlers überließ. Der Letztere, welcher mit dem Könige von Frankreich in gutem Vernehmen stand, führte auf dem Frankfurter Reichstage nicht nur, worauf wir unten zurückkommen werden, den Aeneas Sylvius bei Friedrich ein, sondern er hatte auch wahrscheinlich großen Antheil an den dort gefaßten, aber freilich nie ausgeführten Verbesserungsvorschlägen in Betreff der kirchlichen Angelegenheiten. Es ward nämlich, nachdem man mehrere Wochen hindurch auch über die Reform der Reichsverwaltung berathschlagt hatte, am Vorabend von Mariä Himmelfahrt (14. August) ein Reichstagsbeschluß zu Stande gebracht, welcher unter dem Namen der Reformation Friedrich's III. (IV.) bekannt ist und dessen wir nur aus dem einzigen Grunde gedenken, weil aus ihm deutlich hervorgeht, wie traurig es zu Ende des gepriesenen Mittelalters mit dem deutschen Reiche aussah. Wir brauchen nur die ersten Zeilen der Einleitung, welche entweder vom Könige selbst oder doch in seinem Namen abgefaßt worden ist, in der naiven Sprache des Originals einzurücken, um zu zeigen, daß im Jahre 1442, wo zu Frankfurt eine reformirende und projectirende aristokratische Versammlung gehalten wurde, die Anarchie doch weit ärger war, als im Jahre 1848, wo an demselben Orte eine demokratische Versammlung tagte. Friedrich sagt, oder man läßt ihn wenigstens sagen: „Daz in dem heiligen römischen Reich und sonderlich in deutschen Landen vil vnrats gewalticlicher auch anderer vnziemlicher vnd vneerlicher angriff und beschedigung gescheen seind vnd noch tegliches gescheen mit rowb, mord vnd brandt, davon das heilig reich, des wir ein merer*) genannt sein, gar schadlichen gemynnert, vnd vil des reichs vndertanen vnd getrewen geistlich vnd weltlich personen groß

*) „Allzeit Mehrer des Reichs" (semper Augustus) ist eine Bezeichnung des römischen Kaisers deutscher Nation, vielleicht in mißverstandener Ableitung des Wortes Augustus (vom lat. augeo, mehren).

nott, verderbnuss vnd scheden teglich leiden u. s. w." Hierauf gründet sich dann die in vier Hauptstücke gefaßte Reformation, welche, wie tausend andere deutsche Reichsbeschlüsse, nie zur Ausführung kam, den Verfassern unserer Rechts- und Reichsgeschichten aber reichen Stoff zu vielen und langen Deductionen gegeben hat. In einem Hauptstücke dieser Reformation ist die Rede vom Landfrieden; in einem anderen wird vermittelst eines Pfändungsrechtes gegen Habe und Person vorgebeugt, daß der Gläubiger nicht aus Mangel einer Gerichtsvollstreckung gegen den bösen Schuldner so verfahre, wie Eyzinger gegen König Friedrich verfahren war; es werden ferner recht gute Verordnungen wegen der Sicherheit der Straßen gegeben, sowie die westphälischen geheimen Gerichte geordnet und beschränkt und die Münzgebrechen abgestellt. Allein da niemand im Reiche war, der für die Ausführung dieser Verordnungen hätte sorgen können oder wollen, so blieb natürlich Alles beim Alten oder ward auch noch viel ärger. Der Erzbischof Jakob von Trier mißbrauchte um jene Zeit den schwachen König, um gewisse Güter an sein Bisthum zu bringen und seinen natürlichen Sohn auf Kosten des Reiches zu bereichern. Er gewann überhaupt einen besonders in geistlichen Angelegenheiten sehr nachtheiligen Einfluß auf den König, welcher damals ebenso unbedachtsam und leichtsinnig in Ertheilung von Privilegien, Freibriefen und Schenkungen war, als sein Vorgänger Sigismund zu sein pflegte.

In Frankfurt machte Friedrich zum Unglück für das deutsche Reich die Bekanntschaft eines der ausgezeichnetsten von jenen Italienern, welche sich damals um die Kunst und Wissenschaft der neueren Zeit und um diejenige Geistesbildung, die aus den Schriften der Griechen und Römern geschöpft werden kann, unsterbliche Verdienste erworben haben. Dieser Mann war der mehrfach schon erwähnte Aeneas Sylvius Piccolomini. Er gehörte zu den Leuten, welche in Zeiten der Revolution, wie auch wir sie erlebt haben, durch Beredsamkeit, durch philosophische und rhetorische Bildung, noch mehr aber durch kluge Benutzung der Umstände, durch dreistes Wechseln der Meinung und durch das Uebergehen von einer Partei zur anderen für sich selbst große Vortheile und die höchsten Stellen zu erlangen beflissen sind. Aeneas Sylvius war mit dem Kardinal Julian nach Basel gekommen und hatte diesem, so lange derselbe noch für die Reform arbeitete, treffliche Dienste geleistet. Auch mit Sigismund und dessen Kanzler Kaspar Schlick war er bei Gelegenheit ihres Aufenthalts in seiner Vaterstadt Siena sehr vertraut geworden. Da er, wie seine Schriften beweisen, sich eine besonders genaue Kenntniß der böhmischen Angelegenheiten und Verhältnisse erworben hatte, so war er von den Vätern des Baseler Concils zum Mitgliede der Gesandt-

schaft gemacht worden, die man nach Böhmen schickte, vorgeblich um alle Hussiten mit der Kirche auszusöhnen, in Wirklichkeit aber um die Kalixtiner oder diejenige hussitische Partei, welche blos den Gebrauch des Kelches beim Abendmahle begehrte, mit den Taboriten tödtlich zu entzweien. Zur Erreichung dieses Zweckes hatte sich Aeneas damals desselben diplomatischen Kunstgriffes bedient, vermöge dessen er nachher die Deutschen um die Vortheile ihres mit dem Papste geschlossenen Concordats betrog. Er rieth nämlich, den Kalixtinern ihre Forderungen schnell zu gewähren, weil dann einerseits die Taboriten leichter unterdrückt werden könnten, andererseits aber die Kalixtiner sich dazu verstehen würden, dem römischen Bischofe treu zu bleiben, auch wenn man die mit ihnen eingegangenen Friedensbedingungen nicht gerade treu erfülle. Seit der Zeit dieser Sendung eiferte Aeneas Sylvius, dessen freier Sinn besonders aus seiner im klassischen Style der Römer verfaßten Geschichte der böhmischen Reformatoren hervorgeht, für die Reform-Bestrebungen des Baseler Conciliums und blieb demselben auch dann noch getreu, als sein Protector Julian sich von dem Concilium getrennt hatte und für den Papst Eugen thätig war. Er und ein anderer Mann, welcher gleich ihm unter den Restauratoren des klassischen Alterthums durch Styl, durch Kritik und durch Verdienste um die Aufsuchung der bis dahin verlorenen oder doch für verloren gehaltenen Schriften desselben unsterblich berühmt geworden ist, der Kardinal Poggio Bracciolini, verfaßten die päpstlichen Streitschriften über die Wahl des Grafen Amadeus. Von Aeneas Sylvius nämlich, welcher des neuen Papstes Felix V. Geheimschreiber ward, rühren die Schreiben dieses Papstes an den deutschen König und die anderen Fürsten her, in denen die Nothwendigkeit und Rechtsmäßigkeit seiner Wahl bewiesen wird; Poggio dagegen verfaßte Eugen's Ausschreiben, in welchen gegen das Concilium und seinen Papst auf höchst gemeine Weise geschimpft wird. In Beziehung auf den letzteren Umstand unterscheiden sich die Schreiben beider Männer sehr von einander, und man sollte (denn wir selbst haben kein Urtheil in dieser Sache) fast denken, Eugen's Angelegenheit wäre eine sehr schlechte gewesen, weil Aeneas in den Schranken des Anstandes bleibt, Poggio dagegen im Namen seines Papstes wie ein Fischweib schimpft. Daß dies nicht zuviel gesagt sei, wird man aus einigen wenigen Anführungen ersehen. In den von Poggio verfaßten päpstlichen Schreiben werden die in Basel versammelten Prälaten nicht allein Ketzer und Schismatiker genannt, sondern der Kardinal schmäht in diesen von allen Fürsten und Geistlichen und sogar vom Volke zu lesenden Rundschreiben die edelsten und gelehrtesten Mitglieder des europäischen Klerus ärger, als die Or-

gane unserer Ochlokratie zu schimpfen pflegen, was doch viel sagen will. Die Väter zu Basel heißen dort Dummköpfe, Narren, Barbaren, Rasende und wilde Thiere, welche kaum menschliche Gestalt haben, Felix V. aber wird ein Moloch, ein reißender Wolf in Schafsgestalt, ein neuer Cerberus, ein goldenes Kalb, ein Mohammed, ein Antichrist gescholten. Im Jahre 1442 ward Aeneas Sylvius als Bevollmächtigter des Papstes Felix nach Frankfurt geschickt. Hier führte ihn dann Jakob von Trier, welcher damals großen Einfluß auf den König Friedrich hatte, bei diesem ein, und Friedrich, der die Studien liebte und ehrte und ein weit besserer Gelehrter als Regent oder Kriegsmann war, gewann großes Gefallen an ihm. Der König gewährte ihm damals die Auszeichnung, daß er zu seinen Gunsten von dem kaiserlichen Vorrechte, Dichter zu krönen und ihnen über die Krönung ein Diplom zu geben, Gebrauch machte. Er selbst setzte ihm feierlich den Lorbeerkranz auf und erklärte ihn dann in einem Diplom für einen Meister in Geschichte und Poesie. Nach dem Inhalt und der Form dieses Diploms zu schließen, scheint Aeneas, gleich gewissen Gelehrten unserer Zeit, denen er ähnlich war, vortrefflich verstanden zu haben, sich selbst der Welt zu empfehlen. Die Gelehrten unserer Zeit veranstalten nämlich ein General-Beifallklatschen, welches sie selbst oder ihre guten Freunde in Zeitungen und Journalen ertönen lassen. Aeneas that dasselbe in dem Diplom, zu welchem der König den Namen hergab; denn der Inhalt, der Styl und die Latinität des posaunenden Diploms lassen erkennen, daß niemand als Aeneas selbst es geschrieben hat. Uebrigens erzählt er selbst in seinen Briefen, wie er sogleich erkannt habe, daß Friedrich der Mann sei, den er durch Complimente, Schmeichelei, italienische Artigkeit und Augendienerei ganz gewinnen und zu seinen eigenen Zwecken gebrauchen könne. Auch gesteht er, dies wirklich gethan zu haben. Doch trat er erst im November 1442, als Friedrich von Frankfurt nach Basel kam, aus den Diensten des Papstes, in welchen wenig zu gewinnen war, in die des Königs, der im Anfang des Jahres 1443 nach Oestreich zurückkehrte; Aeneas ward damals königlicher Geheimschreiber und Protonotar der römisch-königlichen Kanzlei.

Dies fiel in die Zeit, als Papst Eugen mit seinem Concilium, welches er bereits wieder von Florenz hinweg nach Rom verlegt hatte, und Papst Felix mit dem seinigen einander wechselseitig verfluchten. Friedrich neigte mehr zu Eugen als zu Felix und wurde damals durch den Herzog Philipp von Burgund dem Ersteren noch näher gebracht. Er war nämlich schon längst mit den Schweizern in Zwist gerathen und bedurfte deshalb der Freundschaft des Herzogs Philipp, welcher das Waadtland, den südlichen Theil des Jura-Gebirgs, die Franche

Comté, Bourgogne und die französischen Niederlande bis über Cambray hinaus, sowie die deutschen von Antwerpen an bis nach Gröningen beherrschte und den Eidgenossen eben so gram war, als Friedrich. Dieser hatte den Herzog schon längst gebeten, die Banden, welche in burgundischen Diensten waren, gegen die Schweizer loszulassen, und Philipp hatte den Bischof von Verdun an Friedrich geschickt, um in Verbindung mit Eugen's Gesandten ihn zu bewegen, daß er und die deutsche Nation ihre Neutralität aufgäben. Damals verständigte sich Aeneas Sylvius, obgleich er noch mit den Censuren des römischen Papstes belastet war, mit dessen Gesandten, und Eugen durfte hoffen, daß er der noch immer in Basel versammelten Gegner nach einiger Zeit durch Unterhandlungen und Kabalen werde entledigt werden. Der Zwist Friedrich's mit den Eidgenossen war ärger geworden, als er auf seiner Krönungsreise selbst in die Schweiz gekommen war und statt der Ehrenbezeugungen und des Gehorsams manches Ungebührliche erfahren hatte; Zürich allein hatte zu Oestreich gehalten und ward nun von den Eidgenossen hart bedrängt.

Im Jahre 1436 war nämlich der Graf Friedrich von Toggenburg, der Letzte seines mächtigen Geschlechtes, gestorben und auf seine zahlreichen Besitzungen machten der Kaiser, das Haus Oestreich und mehrere Schweizer Orte, vor allen Zürich und Schwyz, Anspruch. Die Züricher erregten durch ihr Vorgehen bei den übrigen Eidgenossen Unzufriedenheit und Mißgunst; es kam zu Kämpfen, in welchen sie zum Nachgeben genöthigt wurden. Die Seele des Bundes gegen Zürich war der Flecken Schwyz unter seinem Ammann Itel Reding; der alte Ort erlangte dadurch solches Ansehen, daß von dieser Zeit an sein Name und seine Farben (weiß und roth) auf die ganze Eidgenossenschaft übergingen. Zürich aber wollte sich nicht fügen und verband sich mit dem Hause Habsburg, das mit Freuden die Gelegenheit ergriff, gegen die Schweizer einzuschreiten; insbesondere hoffte König Friedrich, das Aargau wieder an sein Haus bringen zu können. Um so entschiedener schritten die Eidgenossen gegen die Züricher ein, welche diesmal im Kampf die Abzeichen Oestreichs trugen. An der Sihl wurden sie geschlagen (1443) und bedurften sehr der Hülfe des Königs. Da nun weder Friedrich noch das deutsche Reich stehende Truppen hatte, so sah sich der König nach geübten Schaaren um, mit deren Hülfe er seinen Zürichern beistehen könne. Nur in vier Ländern gab es damals Schaaren rüstiger Kriegsleute, welche mit unseren stehenden Heeren verglichen werden können, weil sie den Krieg als Wissenschaft, als Handwerk, als Broderwerb trieben. Diese Länder waren: das ganz militärische türkische Reich, die Schweiz mit ihrer nationalen Infanterie, welche je nach den Umständen für Geld oder

für das Vaterland diente, Italien, wo die Führer der Miethvölker (condottieri) sich und ihre schwer gerüsteten Schaaren bald diesem, bald jenem Staate verkauften, und endlich Burgund mit dem südlichen Frankreich oder vielmehr das ganze heutige nordöstliche Frankreich und Languedoc, wo sich in den langen Kriegen der Engländer mit den Franzosen und der Familien Orleans und Burgund die sogenannten Banden gebildet hatten. Diese aus rüstigen Abenteurern aller Nationen zusammengesetzten Heere von Freischärlern, von denen wir leider in unserer Zeit eine lebendige Anschauung erhalten haben, waren im Frieden eine große Last für die Staaten, denen sie gedient hatten, und der Namen Armagnac's, mit welchem man sie benannte, war für die Franzosen und die Burgunder eben so furchtbar, als im Jahre 1848 das Wort Kroate für den Wiener nur immer sein konnte. Auf eine schlimmere Weise bezeichnete man sie in Frankreich als écorcheurs, Schinder oder Würger. Diese französischen Kriegsleute waren es, welche König Friedrich und die Ritterschaft der Schweiz, die an ihm hing, herbeizuziehen suchten, als sie gegen die furchtbare Demokratie und Infanterie der Eidgenossen die Hülfe eiserner Ritter nöthig fanden. Friedrich schickte im Mai 1444 den Bischof von Augsburg, Peter von Schaumberg, Thüring von Hallwyl, Friedrich von Hohenburg und den Grafen von Stahrenberg nach Frankreich, um die Unterhandlungen wegen eines solchen Hülfsheeres zu betreiben. Der Herzog von Burgund und der König von Frankreich, welcher die Schweizer als Demokraten haßte, waren gleich sehr bereit, die gewünschte Hülfe zu gewähren. In Betreff des französischen Königs scheint es fast, als wenn er und der Herzog Renatus oder René von Lothringen, welcher nachher bei dem Zuge eine Rolle spielte, den Gedanken gehabt hätten, daß bei dieser Gelegenheit, wenn auch nicht das ganze linke Rheinufer, doch wenigstens Metz, Toul und Verdün vom deutschen Reiche abgerissen werden könnten. Um Friedrich zu entschuldigen, muß man wissen, daß die Schweizer damals die ihm befreundeten Städte grausam befehdeten, Zürich 60 Tage lang, wiewohl glücklicher Weise sehr ungeschickt, belagerten und die Ritterschaft mit ihren Burgen vertilgten. Ueberdies hatte Friedrich auf einem Reichstage zu Nürnberg die Deutschen vergebens aufgefordert, ihm beizustehen; die Fürsten glaubten keinen Grund zu haben, die Sache der Habsburger auszufechten; die deutschen Städte aber, welche von Fürsten und Rittern verachtet und gepeinigt wurden, würden vielleicht sogar der Aufforderung der Eidgenossen zu einem demokratischen Bunde mit ihnen Gehör gegeben haben, wenn sie nicht durch das ritterliche Patriciat der meisten Magistrate deutscher Städte daran gehindert worden wären. Friedrich verlangte übrigens nur 10,000

Mann der Armagnac's oder französischen Freischärler, ja, es war anfangs sogar blos von 5000 die Rede; Karl VII. von Frankreich ergriff aber diese günstige Gelegenheit, um sich der ganzen Masse jener räuberischen und gewaltthätigen Miethvölker zu entledigen. Karl war um so mehr geneigt, dem König Friedrich und seiner Ritterschaft gegen die Bürger und Bauern der Schweiz Hülfe zu leisten, da für ihn auch noch ein anderer Vortheil damit verbunden war. Papst Eugen hoffte nämlich dieses Hülfsheer gelegentlich benutzen zu können, um das in Basel versammelte Concilium aus einander zu jagen und auf solche Weise seine hierarchischen Zwecke schneller zu erreichen, als es durch Unterhandlungen und Kabalen geschehen konnte. Er hatte deshalb dem französischen König für den Fall, daß dieser die von ihm verfluchte Stadt Basel züchtige und die in derselben versammelten Prälaten sammt ihrem Papste fortjage, das Versprechen gegeben, die pragmatische Sanction von Bourges anzuerkennen und also den Franzosen in geistlichen Dingen dasjenige zu gewähren, was er den Deutschen versagte.

Karl VII., bei welchem Philipp von Burgund die Sache mit Nachdruck unterstützte, vereinigte 40—50,000 Mann. Diese wurden in zwei große Heere getheilt, von welchen das eine unter Renatus von Lothringen gegen Metz, Toul, Verdün und ins Elsaß, das andere unter dem Dauphin Ludwig nach dem Sundgau zog. In dem Letzteren hatte der Graf von Armagnac ein Haupt-Commando, und daher kommt es, daß man die aus Cataloniern, Gasconiern, Britten und Franzosen bestehende Schaaren, welche unter ihm die Länder verwüsteten, Armagnac's nannte, welcher Namen nachher in Schwaben durch arme Gecken verkauderwelscht ward. Alle Helden aus dem Kriege der Franzosen mit den Engländern befanden sich beim Heere des Dauphin; Johann von Müller in seiner Schweizergeschichte hat dieselben insgesammt namentlich aufgeführt. Sie waren die erbittertsten Feinde jeder Demokratie, und die deutschen Ritter und Herren jenseits des Rheines, durch die furchtbar vollzogene Vernichtung der Feudalherrschaft in der Schweiz erschreckt, erleichterten daher nicht nur, was sie bald zu bereuen Ursache hatten, den Zug der Franzosen, sondern sie ließen sogar geschehen, daß der Herzog Renatus denselben für seine besonderen Zwecke benutzte. Dieser ehrgeizige Herzog, welcher in Sicilien dem Könige von Aragonien hatte weichen müssen, war nämlich besonders mit der deutschen Reichsstadt Metz, welche mit Toul und Verdün in enger Verbindung stand, in Streit und gebrauchte deshalb den ihm anvertrauten Theil des großen Heeres zu einer Demonstration gegen das Rheinland. Daß man dabei von Seiten der Franzosen wirklich Absichten auf das linke Rheinufer

hatte, geht aus der merkwürdigen Proclamation hervor, welche sie bei dieser Gelegenheit erließen und in der von natürlichen Grenzen die Rede ist. Renatus selbst zog gegen Metz, Jakob von Lützelstein gegen Toul und Verdün, Siegfried von Pfenningen in das untere, Jakob von Lichtenberg in das obere Elsaß, der Dauphin Ludwig endlich in das Sundgau und gegen Mümpelgard. Der Letztere, neben welchem der Marschall Dammartin kommandirte, hatte die Armagnac's bei sich, deren Zahl man auf 20,000 und mehr angibt. Auch Engländer nahmen an dem Zuge Theil; denn der tapfere Talbot führte dem Herzog Renatus 4000 britische Schützen zu. Selbst der Herzog von Burgund ließ, obgleich er dem französischen Könige feind war, nicht allein das wilde Heer gern durch sein Gebiet ziehen, sondern vereinigte sogar burgundische Schaaren mit demselben, weil er Städte wie Basel und Straßburg zu erobern hoffte. Als die Franzosen vor Mümpelgard erschienen, hielten die Eidgenossen schon seit einigen Monaten die Stadt Zürich eingeschlossen, während zu gleicher Zeit Farnsburg von Solothurnern, Luzernern, Wallenburgern und Liestalern hart bedrängt wurde. Die an dem letzteren Orte eingeschlossenen Ritter ließen die Franzosen vor Mümpelgard dringend um Entsatz bitten und diese brachen auch zu ihrer Rettung eilig auf. Sie schlugen am 26. August 1444 einige tausend Schweizer, welche ihnen von den Belagerern Farnsburg's entgegen geschickt worden waren und sich über die Birs hatten locken lassen. Dagegen fanden sie, daß Basel nicht so leicht zu nehmen sei, als sie und Papst Eugen geglaubt hatten. Alle Bürger von Basel waren in den Waffen und eine kleine Zahl derselben bewies den Franzosen alsbald, wie schwierig der Kampf mit dieser Stadt sein würde. Die Stadt Basel hatte nämlich jenen über die Birs gelockten Eidgenossen 3000 Bürger zu Hülfe geschickt, und von denselben waren 1600 bei dem Hospital von St. Jakob an der Birs auf dem Felde von Prattelen bei Basel eingeschlossen worden. Diese wetteiferten mit den Spartanern des Leonidas und nahmen den Kampf mit dem ganzen überlegenen Heere der Franzosen auf, obgleich sie keine Hoffnung des Sieges hatten. Sie stritten zehn Stunden lang gegen einen Feind, der ihnen durch Zahl und Geschütz weit überlegen war, bis nur noch zehn Mann von ihnen übrig blieben. Der Verlust, den die Franzosen erlitten, war in Betracht der kleinen Zahl ihrer Feinde so bedeutend, daß der Dauphin, dessen Neigung zum Kriegführen überhaupt weit geringer war, als seine Klugheit und Arglist, nicht rathsam fand, seinen Marsch fortzusetzen. Er ward aus einem streitenden Helfer des deutschen Königs ein Vermittler zwischen ihm und den Schweizern und täuschte die Hoffnungen, welche Papst Eugen auf den Zug der Franzosen gesetzt

hatte. Die Baseler schickten eine Gesandtschaft an ihn, und viele Mitglieder des Conciliums fanden sich zugleich mit dem Herzog Ludwig von Savoyen, welcher für den Papst Felix unterhandelte, in seinem Lager ein, um Schonung für Basel zu erlangen. Die Stadt ward wirklich geschont, das Concilium nicht, wie Papst Eugen gehofft hatte, auseinander getrieben, und sogar mit den Eidgenossen am 26. October 1444 zu Ensisheim ein Frieden geschlossen, vermöge dessen Ludwig die Rolle eines Vermittlers zwischen ihnen, dem König Friedrich und der Stadt Zürich übernahm.

Die raubenden und mordenden Schaaren der Armagnac's blieben am Rhein und die ganze Last des Zuges fiel auf deutsche Reichslande. Das Raubheer überschwemmte nicht nur alle Gegenden von der Mündung der Aar an bis zum schweizerischen Jura-Gebirge, sowie das Elsaß bis nach Straßburg hin, sondern auch ganz Schwaben. Das letztere Land ward der Schauplatz eines schrecklichen gegenseitigen Mordens, weil sich die Bewohner des Schwarzwaldes in Masse erhoben und auf die Banden wie auf wilde Thiere Jagd machten. Der Einfall der Franzosen in das Reichsgebiet rief bei den Deutschen eine große Erbitterung gegen den König Friedrich hervor, der sich damals auf einer Reichsversammlung zu Nürnberg befand. Dieser hatte geglaubt, die Deutschen würden einfältig genug sein, ein Heer gegen die Eidgenossen aufzustellen, und er hatte auch schon zum Feldherrn desselben seinen Bruder Albrecht bestimmt, unter dessen Anführung es den Deutschen in der Schweiz gewiß nicht besser ergangen sein würde, als es ihnen im Hussiten-Krieg ergangen war. Allein statt der gehofften Unterstützung erhielt Friedrich nur bittere Vorwürfe über die Berufung der Franzosen. Er bereuete daher, was er gethan hatte, und schickte in Gemeinschaft mit den Reichsständen Gesandte an den Dauphin. Seine Reue kam aber zu spät. Der Dauphin lachte der durch kein Heer unterstützten Vorstellungen Friedrich's und schickte in Begleitung der deutschen Gesandten einen Bevollmächtigten nach Nürnberg, wo dann die Reichsstände in voller Versammlung sehr stolze Worte von dem Franzosen anhören mußten; denn statt den Abzug der französischen Truppen vom deutschen Gebiet zu versprechen, wurden sehr harte Anforderungen an den König gemacht, der übrigens, voll Scham und Verstimmung, bereits abgereist war. Friedrich ward nämlich daran erinnert, daß er selbst die Banden von den Franzosen verlangt habe; man forderte von ihm, er solle den von seinem Oheim, Friedrich mit der leeren Tasche, hinterlassenen Schatz herausgeben und dessen Sohn Sigismund, den Schwiegersohn des Königs von Frankreich, aus der Vormundschaft entlassen, in welcher derselbe gegen seinen Willen noch immer gehalten werde; dann werde auch der fran-

zösische König dafür sorgen, daß sein Tochtermann alle die Landschaften wieder erlange, welche die Eidgenossen ihm und seinem Vater entrissen hätten. Die französischen Raubhorden blieben nachher, allen Vorstellungen Friedrich's, der Kurfürsten und der Städte zum Trotz, im Lande liegen, bis Alles aufgezehrt und ausgeplündert war; erst im folgenden Jahre (1445) wurden sie nach einem zwischen dem Könige von Frankreich und den mächtigsten deutschen Reichsfürsten geschlossenen Vertrage, auf welchen wir weiter unten zurückkommen werden, langsam zurückgezogen. Der Toggenburger Erbstreit wurde geordnet und im Jahre 1450 trat Zürich der Eidgenossenschaft förmlich wieder bei.

Auf dieselbe Weise, wie bei dem Schweizerkriege und beim Einfall der französischen Raubritter in das Reichsgebiet, wurden auch in den kirchlichen Angelegenheiten die Rechte und die Ehre des deutschen Reiches vom Könige schmählich preisgegeben und die Nation zum Gegenstand des Hohnes ihrer Nachbarn gemacht. Aeneas Sylvius hatte, seit er in Friedrich's Dienste getreten war und, um uns eines modernen Ausdrucks zu bedienen, dessen ganzes Ministerium ausmachte, den König hinreichend kennen gelernt, um ihn in der kritischen Angelegenheit der beiden Concilien und ihrer Päpste auf einen Weg zu leiten, auf welchem Friedrich's Privatzwecke erreicht und des Aeneas Sylvius Ehrgeiz befriedigt werden konnten. Friedrich schickte im Jahre 1445 den durchtriebenen Sienesen nach Rom an den Papst Eugen, um mit demselben wegen eines ganz neutralen dritten Conciliums zu unterhandeln. Jedermann fürchtete damals, Eugen möchte den ehemaligen Vertheidiger des Baseler Conciliums, welcher für den Gegenpapst Felix die Feder geführt hatte, übel empfangen; auch fand Aeneas Sylvius, als er nach Siena kam, einen päpstlichen Abweisungsbefehl vor und seine italienischen Freunde suchten ihn von der Fortsetzung der Reise abzuhalten; allein er wußte zu gut, was er im Sinne habe und wie willkommen sein Rath dem Papst sein werde, um sich Furcht einflößen zu lassen. Er begann die Kabale, welche er in Rom zu spielen willens war, damit, daß er, ehe er dort vor dem Papste erschien, die von der deutschen Nation und ihrem König noch immer beobachtete Neutralität ganz aufgab. Der kaiserliche Gesandte sprach nämlich öffentlich seine Reue darüber aus, daß er jemals mit dem Baseler Concilium und mit Papst Felix in Verbindung gestanden habe, und ließ sich feierlich von allen Censuren lossprechen, deren er sich, wie er reuig eingestand, aus jugendlicher Uebereilung durch seinen Enthusiasmus für jenes Concilium schuldig gemacht habe. Dann fiel er, als der Papst ihn bei sich empfing, vor demselben auf die Kniee, entschuldigte sich wegen seines Abfalls und führte des Kardinals

Julian Beispiel für sich an. Wir fügen sogleich noch hinzu, daß er später als Papst Pius II. noch viel weiter ging, seine früheren, im freien Geiste der alten Römer und Griechen geschriebenen Bücher verdammte und die Gläubigen vor dem in diesen Schriften enthaltenen rein-biblischen Christenthum als ketzerischem Gifte warnte. Aeneas Sylvius ward durch den Schein des Liberalismus und durch seine diplomatische Feinheit dem römischen Papst um so nützlicher, je genauer er das Concilium, den Papst Felix, den König Friedrich, die böhmischen, ungarischen und deutschen Angelegenheiten, die vornehmsten Personen des deutschen Staates und ihre Absichten aus eigener Erfahrung kannte. Er brachte es, nachdem Eugen das Zugeständniß eines unparteiischen dritten Conciliums abgelehnt hatte, zunächst dahin, daß derselbe den Kardinal Johann Carvajal, einen Spanier, und andere Legaten an Friedrich schickte, für deren Absichten nachher Aeneas im Kabinet des Königs wirkte (1445).

Eugen wagte damals, in allzugroßem Vertrauen auf den neu gewonnenen Renegaten und auf den von diesem durch Schmeicheln und Schönreden geleiteten König Friedrich, einen Schritt gegen deutsche Fürsten, welcher für den Papst und für das autokratische System der Kirchenregierung, das er aufrecht halten wollte, sehr bedenkliche Folgen hätte haben können. Dieser Schritt hing mit dem Raubzug der Armagnac's und mit den zwischen Karl VII. von Frankreich und mehreren deutschen Reichsständen bestehenden Verhältnissen zusammen. Die rheinischen Fürsten hatten sich nämlich bei dem Einfall der Armagnac's genöthigt gesehen, ein Abkommen mit den Fremden zu treffen, ohne ihren König, der sie im Stiche ließ, zu fragen. Der Kurfürst Ludwig von der Pfalz, der Bischof von Straßburg, der Erzbischof von Trier, Jakob von Sierk und der Erzbischof von Köln, Dietrich von Mörs, also gerade die mächtigsten Fürsten im Rheinlande, hatten auf diese Weise die wichtigsten Verträge mit Karl VII. von Frankreich geschlossen. So hatten namentlich die beiden Ersteren wegen des Abzugs der Armagnac's mit den Franzosen einen Vertrag gemacht, in welchem sie Namens ihrer Landsleute auf jede Entschädigung verzichteten. Ebenso hatte der Erzbischof von Trier mit Karl ein Schutz- und Trutzbündniß geschlossen, um von ihm nöthigenfalls gegen den Papst Eugen und den Herzog von Burgund Hülfe zu erhalten, weil der Erstere durch Aeneas Sylvius sehr verdächtige Verbindungen mit Friedrich anknüpfte, der Letztere aber wegen der Lage der Dinge einen ganz anderen Weg eingeschlagen hatte, als König Karl, und sich daher enger an den römischen Papst anschloß, während Karl sich mehr von demselben zu entfernen und dem Baseler Concilium zu nähern schien. Diese Verhältnisse bewogen den Papst Eugen

zu einem unerhörten Schritte gegen zwei deutsche Kurfürsten, den Erzbischof Jakob von Trier und den Erzbischof Dietrich von Köln, denen er es vorzugsweise zuschrieb, daß die deutsche Nation und ihr König bei der Neutralität beharrten. In wie weit das Letztere der Fall war, darüber mußte Aeneas Sylvius dem Papste wenigstens in Betreff des einen der beiden Erzbischöfe, Jakob's von Trier, die beste Auskunft geben können, da er mit demselben enge befreundet gewesen war und Jakob ihn bei Friedrich eingeführt, ihm die Ehre der in Frankfurt vollzogenen Krönung als Dichter und Historiker verschafft und ihn in die deutschen Geschäfte eingeweiht hatte. Eugen hatte seit des Aeneas Sylvius Anwesenheit in Rom einen ganz entschiedenen Ton angenommen und glaubte jetzt eine Gewaltthat gegen zwei Kurfürsten Deutschlands wagen zu können; denn er hatte nicht nur den Herzog von Burgund und viele andere Fürsten für sich gewonnen und den Dauphin Ludwig zum Gonfaloniere oder Schutzherrn der Kirche ernannt, sondern auch den Spanier Carvajal nach Deutschland geschickt und beauftragt, in Verbindung mit Aeneas Sylvius den deutschen König durch die Aussicht auf eine prunkvolle Kaiserkrönung in Rom, sowie auf die Gewährung von Pfründen für seine Privatkasse, von besonderen Vorrechten bei Vertheilung östreichischer Bisthümer und Beneficien und von päpstlichen Geldbeiträgen zum Römerzug zu ködern. Nachdem der schmähliche Handel insgeheim abgeschlossen war, erklärte Papst Eugen (Februar 1446) die genannten beiden Erzbischöfe als Empörer und Ketzer durch eine Bulle für abgesetzt und übertrug ihre Stellen, sowie folglich auch die von ihnen beherrschten deutschen Fürstenthümer und das daran haftende Recht, dem deutschen Volke einen Kaiser zu wählen, an zwei mächtige, mit dem Herzog von Burgund verwandte und von demselben unterstützte Grafen. Daß der Papst unter den damaligen Umständen dies wagen konnte und daß es deutsche Fürsten gab, welche annehmen mochten, was er kein Recht hatte zu verschenken, zeigt besser, als alles, was wir sagen könnten, in welchem Zustande die Kirche Christi und das Reich Karl's des Großen um diese Zeit sich befanden. Die Grafen, welche Eugen eigenmächtig an die Stelle der von ihm abgesetzten Erzbischöfe und Kurfürsten ernannte, waren Johann von Cambray, ein natürlicher Bruder, und Adolf von Cleve, ein Neffe des Herzogs Philipp von Burgund. Der Erstere wurde zum Erzbischof von Trier, der Letztere zum Erzbischof von Köln ernannt. Diese Anmaaßung und Gewaltthätigkeit Eugen's war aber doch den vornehmsten deutschen Fürsten zu arg. Die Kurfürsten versammelten sich gleich im folgenden Monat (März 1446) zu Frankfurt und beschlossen folgende energische Erklärung: „Wenn der Papst die Absetzung der beiden Kur-

fürsten nicht widerrufe, wenn er das in Rücksicht der in regelmäßiger Wiederkehr zu haltenden Concilien erlassene Decret des Constanzer Conciliums nicht annehme, wenn er der deutschen Nation nicht hinreichende Sicherheit gebe, daß ihre Freiheiten ferner nicht verletzt würden, so wollten sie alle sich zu Gunsten des Baseler Concils und des Papstes Felix erklären." Zugleich wurde ausgesprochen, daß diese Erklärung durch eine Gesandtschaft dem Könige und dem Papste mitgetheilt werden solle und daß die Kurfürsten bei derselben beharren würden, der König möge beitreten oder nicht. Zur endgültigen Entscheidung sollte im nächsten Jahr ein deutsches Concilium berufen werden. Als die Gesandten der Kurfürsten zu Friedrich kamen, zeigte es sich, von welcher Bedeutung es für den Papst war, daß er einen Diplomaten wie Aeneas Sylvius in Friedrich's Kabinet hatte. Friedrich beleidigte nämlich die Gesandten nicht durch eine Weigerung; er lobte vielmehr die Kurfürsten, weil sie für ihre Erhaltung und für das Wohl der Nation gesorgt hätten, und erklärte seine Bereitwilligkeit, sich ihnen anzuschließen und dem Papste Vorstellungen zu machen; aber er oder vielmehr Aeneas Sylvius setzte auch schlau hinzu, man dürfe keinen Lärm machen, es könne Skandal geben. Den päpstlichen Gesandten, die gleichzeitig bei Friedrich eintrafen und die Bestätigung des geheimen Vertrages überbrachten, ward die ganze Sache verheimlicht; denn Friedrich wollte die mit ihm schon längst ebenso, wie einst mit Sigismund, höchst unzufriedenen Deutschen nicht beleidigen und es doch auch mit dem Papste nicht verderben. An der Spitze der Gesandtschaft der Kurfürsten stand der schon erwähnte Gregor von Heimburg, damals Nürnberger Syndicus, ein ebenso gerader und unbestechlicher Mann wie gründlicher Jurist und Politiker, kraftvoll, derb und doch nicht ohne Würde im Auftreten, überhaupt einer der trefflichsten Deutschen des 15. Jahrhunderts. Da die Gesandten sich von Wien nach Rom verfügten, gab ihnen Friedrich seinen Aeneas Sylvius mit, um der Angelegenheit eine dem Papste nicht unangenehme, den Umständen angepaßte Wendung zu geben.

Auch in Rom vor Papst Eugen führte Gregor von Heimburg für die deutsche Gesandtschaft das Wort. Er sagte eine Reihe starker, in Rom selten vernommener Wahrheiten und forderte dann im Namen sämmtlicher Kurfürsten die Zurücknahme der Absetzung der beiden Erzbischöfe, die Anerkennung des gesetzgebenden und richtenden Ansehens der Concilien und die Abhülfe der Beschwerden des deutschen Volkes. Er schloß mit der Ankündigung, daß im September die Kurfürsten wieder in Frankfurt zusammentreten und, je nachdem die Antwort des Papstes ausfalle, ihre Maaßregeln nehmen würden. Der Papst gab eine ausweichende Antwort, er versprach aber Gesandte

nach Frankfurt zu schicken. Aeneas Sylvius setzte ihm hierauf in geheimer Audienz auseinander, wie er sich aus der Sache ziehen könne. Er sagte ihm, Friedrich und die weltlichen Fürsten seien zwar für Rom, die Geistlichen und die Kurfürsten aber seien so heftig erbittert, daß nur der Schein des Nachgebens retten könne; der Papst müsse daher das Constanzer Decret über die öfters zu haltenden Concilien scheinbar anerkennen, zumal da er nachher schon darüber werde hinauskommen können; ebenso könne er auch die beiden Erzbischöfe restituiren, ohne jedoch seine Bulle zu cassiren. Eugen ging auf des Aeneas Sylvius Vorschlag ein; er dankte ihm für seinen guten Rath, belohnte ihn durch den Titel eines päpstlichen Geheimschreibers und behielt ihn, als die Gesandten der Kurfürsten die Rückreise antraten, noch eine Zeit lang in Rom zurück. Als hierauf Eugen den Bischof von Bologna, Thomas von Sarzana, nach Frankfurt an die Reichsfürsten schickte, begleitete Aeneas Sylvius denselben; ja er kam, da der Bischof unterwegs erkrankte, vor ihm an und arbeitete mehr für den Papst als für Friedrich.

Auf dem in Frankfurt veranstalteten Congreß intriguirten vier Bischöfe für den Papst und auch von den sieben Bevollmächtigten des Königs Friedrich waren die vornehmsten, Aeneas Sylvius und Kaspar Schlick, für das ultramontane System thätig. Ueberhaupt konnte man an dem Benehmen der königlichen Gesandten ebenso, wie an dem Verhalten der Frankfurter Bürgerschaft deutlich merken, daß der römische König und die Stadt Frankfurt Alles aufbieten wollten, um Eugen's Sache zu fördern.*) Bei der kirchlichen Eröffnung des Reichstages durfte der Führer der Baseler Opposition, der Kardinal von Arles, sich das Kreuz nicht vortragen lassen. Von Seiten des Königs insbesondere wurde Alles gethan, um die diesmal zur Behauptung ihrer Rechte verbundenen Kurfürsten zu entzweien. Durch Beredsamkeit und Sophistik vermochte Aeneas Sylvius, welcher, obgleich Friedrich's Gesandter, doch eigentlich nur für den Papst handelte, seinen Zweck nicht zu erreichen; er nahm daher seine Zuflucht zum Gelde, durch welches man, wie er selbst in seinen Briefen sagt, in Rom und an Höfen Alles ausrichten könne. 2000 Goldgulden, welche der Papst später dem König Friedrich wieder ersetzte, wurden unter vier Mainzer Räthe vertheilt, unter welchen der Generalvicar Johann von Lysura der einflußreichste war; diese bewirkten dann, daß der Kurfürst Die-

*) An die Frankfurter, den Bürgermeister, die Räthe und sämmtliche Bürger richtete Eugen ein besonderes Schreiben, worin er sie ermahnt, seinen Bevollmächtigten, Carvajal und Nicolaus von Cusa, unbedingt zu vertrauen, auch sich, wie sie immer gethan (ut semper fecistis), als Eiferer für die päpstliche Ehre (honoris nostri fervidi zelatores) thatsächlich zu zeigen.

trich von Mainz die Punkte, welche Gregor von Heimburg in Rom barsch gefordert hatte, durch den Latinisten Aeneas Sylvius so glatt und diplomatisch einkleiden ließ, daß man nachher alles, was man wollte, aus ihnen machen konnte. Die guten Deutschen glaubten wirklich, Thomas von Sarzana habe als Bevollmächtigter Eugen's eine vollständige Zustimmung bei sich, und es heißt deshalb schon in der am 22. September 1446 von einer Anzahl Fürsten geschlossenen Einigungs-Acte zur Anerkennung Eugen's: sie hätten sich gefügt, „dieweil der egemelt (d. i. der ehegemeldete, erwähnte) unser gnädigster Herr und König und wir zuletzt durch unsere mühe und arbeit nach meinung und begriffen etlicher bundnuß und meinung auf unser fleisige beger von dem egenannten unserem heiligen Vatter erlanget haben ein antwort, die uns dünket gnüglich und redlich, damit die heilig Kirch desto friedlicher nach gelegenheit aller sachen zu frieden kommen mag und wir auch von andern christlichen Königen und gezungen (Zungen, Nationen) nit geschieden werden.“ Der von Aeneas Sylvius geschriebene Aufsatz wurde, nachdem ihn Dietrich von Mainz gebilligt hatte, im November 1446 in der Versammlung der Reichsstände vorgelesen und genehmigt; nur Köln, Trier, Pfalz und Sachsen verweigerten die Unterschrift. Hierauf ging im December 1446 eine neue deutsche Gesandtschaft nach Rom, um vom Papste in milderem Tone zu fordern, daß er erklären möge: er erkenne erstens die Würde und das Ansehen eines Conciliums an, wie solches in dem mehrmals erwähnten Decrete der Constanzer Kirchenversammlung aufgestellt und seitdem vom Baseler Concilium bestätigt worden sei; zweitens wolle er den früheren Beschwerden abhelfen und die deutsche Nation in Betreff künftiger Forderungen sicher stellen; drittens wolle er die beiden Herren von Trier und Köln wieder einsetzen, unter der Bedingung, daß sich dieselben ihm in Gehorsam anschlössen. Der zweiten dieser vom Papste geforderten Erklärungen war eine für die gutmüthige Einfalt der Deutschen den durchtriebenen Welschen gegenüber charakteristische Clausel beigefügt, die wir in ihrer alten naiven Sprache anführen wollen. Sie lautet: „In getrauen, daß der allerdurchlauchtigste Fürst, der Römisch König, und die Churfürsten und die würdige Nation dem heiligen Stuhl zu Rom an der statt ein wiedererstattung thun, wie dann solch gewerb in den Bapst und des Bapstes antwort mit mehr worten inhaltet.“ Aeneas Sylvius, welcher ebenfalls nach Rom geschickt worden war, leitete dort die ganze Angelegenheit und zwar sonderbar genug zugleich im Auftrage des auf den Tod erkrankten Papstes und des römischen Königs, und verrieth die deutsche Nation, in deren Namen er handelte. Auch der Kurfürst von Mainz und sein Kanzler Lysura, welcher noch in Frankfurt dem fal-

schen Sienesen die bittersten Vorwürfe gemacht hatte, arbeiteten in Rom eifrig für den Trug. Papst Eugen, in der festen Ueberzeugung, daß seine Zugeständnisse durchaus nichts weiter als das augenblickliche Aufhören des Lärms zur Folge haben würden, sicherte durch drei Bullen, welche man das römische Concordat zu nennen pflegt, alle im Aufsatze des Aeneas Sylvius geforderten Punkte officiell zu. Wie richtig er gerechnet hatte, geht daraus hervor, daß das ein Jahr später mit den Deutschen abgeschlossene Wiener Concordat ganz anders aussah, als das römische. Zwei Tage nach der Ausfertigung jener Bullen (7. Februar 1447) bestätigte der Papst nicht nur alle seit dem 26. März 1439 (d. i. seit zu Frankfurt die deutschen Stände ihre pragmatische Sanction aufgestellt hatten, s. oben) vorgenommenen Besetzungen geistlicher Aemter und Pfründen, mochten sie nun von Neutralen oder von Anhängern des Baseler Concils ertheilt worden sein, sondern er schlug auch alle Prozesse, Censuren, Strafen und Bußen, welche seit jener Zeit vom päpstlichen Stuhle ausgegangen waren, nieder, und erließ alle ihm oder den Kardinälen von 1439 an zugefallenen Annaten und Einkünfte, wogegen jedermann innerhalb sechs Monaten den römischen Papst anerkennen und folglich den des Baseler Concils aufgeben mußte. Gewöhnlich wird diese Erklärung ganz wie die drei vorher angegebenen als Bestandtheil eines vorläufigen römischen Concordats betrachtet, das demnach vier Artikel umfaßt habe. Zugleich aber ließ Eugen, der im Sterben lag, einen Vorbehalt (Salvatorium) aufsetzen und verwahrte sich in demselben gegen alles, was in seinen Zugeständnissen gegen das Ansehen des päpstlichen Stuhles oder gegen die Lehre der Väter streite; mit anderen Worten, er erklärte im Voraus alles das für ungültig, was dem Papstthum irgend nachtheilig werden konnte. Er nahm also die eben erst gemachten Zugeständnisse wieder zurück. Da er nun in dem römischen Concordat die Reform der Kirche auf ein Concilium verschob, welches zu einer ungewissen Zeit gehalten werden sollte, so wird man sich nicht wundern, daß die deutsche Nation auch um die geringen in jenem Concordat gewährten Vortheile betrogen werden konnte.

Die Kardinäle hatten sich gegen alles, was in den letzten Monaten des Jahres 1446 und in den ersten des Jahres 1447 geschehen war, so feindselig gezeigt, daß Eugen, um nicht in seinem Consistorium überstimmt zu werden, vier neue Kardinäle hatte ernennen müssen. So konnte er, ungeachtet des Widerspruches der Gesandten von Pfalz und Sachsen, am 7. Februar 1447 die deutsche Obedienz-Erklärung unter Glockenläuten und festlicher Beleuchtung verkündigen lassen. Es fügte sich nun, daß, als er am 23. Februar starb, König Alfons V.

von Aragonien und Neapel den im Conclave versammelten Kardinälen vorschreiben konnte, wen sie zum Papste wählen sollten. Sie wählten schon am 5. März denselben Thomas von Sarzana, der in Deutschland die Unterhandlungen geleitet hatte. Dieser, der als gelehrter Litterator und Kunstfreund berühmt war und für friedliebend galt, nahm als Papst den Namen Nikolaus V. an und bestätigte anfangs alles, was Eugen den Deutschen gewährt hatte. Jetzt begann aber Aeneas Sylvius eine neue Reihe diplomatischer Kunststücke und ward doppelt thätig, weil ihm der neue Papst sogleich das Bisthum Triest verlieh. König Friedrich berief 1447 einen Fürstentag nach Aschaffenburg, auf welchen auch der Kardinal Johann Carvajal geschickt ward, um die Deutschen zu betrügen. Dieser päpstliche Legat lockte dann in Verbindung mit Friedrich's Gesandten, Aeneas Sylvius und Hartung von Cappell, die guten Deutschen durch Reden und Schmeicheleien in die Falle. Aeneas Sylvius gab den Verhandlungen in Aschaffenburg auf hinterlistige Weise die Wendung, daß Eugen's Bullen in Rom in ein Concordat gefaßt werden sollten, um nachher auf einem Reichstage von den Deutschen durch Annahme zum Reichs-Kirchengesetz gemacht zu werden. Dies geschah und Aeneas Sylvius sorgte dafür, daß von den durch Eugen anerkannten Baseler Decreten so wenig als nur immer möglich in das neue Concordat aufgenommen wurde. Die in Aschaffenburg versammelten Fürsten erklärten sich mit den Hauptpunkten einverstanden; die förmliche Annahme des redigirten Concordats ward aber auf das folgende Jahr verschoben, weil zuerst die Kurfürsten von Trier, Köln, Pfalz und Sachsen umgestimmt werden mußten; denn diese hatten kurz vorher mit dem französischen Könige zu Bourges die Uebereinkunft getroffen, daß man auf einem neuen allgemeinen Concilium bestehen wolle. Während dies geschah, suchten der Papst Nikolaus, Aeneas Sylvius und König Friedrich es dahin zu bringen, daß das Baseler Concilium auseinander getrieben und folglich die Ausführung der wohlthätigen reformirenden Beschlüsse desselben unmöglich gemacht werde. Schon am 20. Juli 1448 ward den zu Basel versammelten Geistlichen unter Auffagung des Geleites angekündigt, daß sie nach Hause gehen müßten. Sie blieben jedoch, obgleich dies nachher mehrere Male wiederholt wurde, noch ein Jahr lang in Basel beisammen. Außerdem gebot Friedrich am 21. August durch ein Edict, daß jedermann Nikolaus V. als rechtmäßigen Papst anerkennen solle. Viele Fürsten und Stände Deutschlands, sowie die Wiener Universität entschlossen sich nur sehr schwer dazu; der Kurfürst von Köln ließ sogar erst im Januar 1447 die Obedienz durch einen Bevollmächtigten leisten und zwar zu Wien in Gegenwart des römischen Königs und des päpstlichen Legaten.

Am 17. Februar 1448 schlossen endlich Friedrich und Johann Carvajal, jener im Namen der deutschen Nation, dieser für den Papst, zu Wien das trügende Concordat förmlich ab und am 19. März wurde dieses Wiener Concordat vom Papste bestätigt. Friedrich und Carvajal wagten nicht, ihr Machwerk kund werden zu lassen; das gefälschte Concordat wurde nie auf einem Reichstag bestätigt; ja es ward so geheim gehalten, daß es bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts den Namen Aschaffenburger Concordat geführt hat, weil man glaubte, es sei in Aschaffenburg geschlossen worden. Dieses Concordat war das Endergebniß der Reform-Bestrebungen in der deutschen Kirche. Die Resultate desselben hat der milde und gelehrte Bischof von Wessenberg im zweiten Theile seiner Geschichte der Kirchenversammlungen des 15. und 16. Jahrhunderts mit den Beschlüssen des Baseler Conciliums ausführlich zusammengestellt; wir begnügen uns, den Contrast Beider mit wenigen Worten anzudeuten. In Bezug auf die Annaten, welche doch durch die vom Papst im römischen Concordate anerkannten Decrete des Concils gänzlich abgeschafft worden waren, heißt es in dem insgeheim zu Wien im Namen des Reiches von dessen König und Erzkanzler unterschriebenen Concordat: „Von den Domkirchen und Klöstern soll für die Annaten die gewöhnliche Taxe nicht mehr gefordert werden. Alle Stifter, welche zu hoch taxirt sind, sollen demnächst durch römische Commissäre erleichtert werden." Ebenso, wie die Annaten, waren auch die sogenannten Provisionen ganz abgeschafft worden; im Wiener Concordat wurden aber statt dessen folgende Bestimmungen gemacht: „1) Der Papst besetzt alle Stellen jeder Art, deren Inhaber sich zur Zeit ihres Todes innerhalb zweier Tagereisen von Rom befanden. 2) Wenn die Wahl zu einer Stelle nicht gesetzlich oder nicht rechtzeitig angezeigt war, oder wenn der Papst einen Geistlichen absetzt, so ernennt er den neuen Inhaber derselben. 3) Alle Pfründen, welche den (unzähligen) Hof- und Kanzlei-Bedienten des Papstes verliehen sind, bleiben diesen vorbehalten. 4) Wer einmal durch eine päpstliche Bulle eine Pfründe erlangt hat, behält sie. 5) Dem Papste muß von allen Wahlen Bericht gegeben werden und er trifft Fürsorge, wenn er etwas dagegen einzuwenden hat." Endlich heißt es in Betreff der durch das Concilium abgeschafften Reservaten oder der Anmaaßung, daß gewisse Pfründen und eine gewisse Zeit der Erledigung von Stellen und Pfründen dem Papste vorbehalten wurden, in dem Wiener Concordat: „Diejenigen, welche nach Stiftung, Recht und Herkommen allein das Recht haben, gewisse geistliche Stellen und Pfründen zu vergeben (die ordentlichen Collatoren der Benefizien), ertheilen die in sechs bestimmten Monaten des Jahres erledigten Stellen, wogegen der Papst

die in den sechs anderen Monaten (Januar, März, Mai, Juni, September und November) erledigten vergibt."

Ein Jahr nach der Abschließung des Wiener Concordats wurde durch die endlich zu Stande gebrachte Auflösung des Baseler Conciliums auch dieser Feind des römischen Papstes beseitigt. Das Concilium zu Basel war lange Zeit auf jede Weise bedrängt worden und der Papst hatte endlich sogar den Oberbeamten der geistlichen Justiz des Bischofs von Basel dahin gebracht, daß derselbe es übernahm, die Thüren des Sitzungsgebäudes zu schließen und so die Versammlungen der Väter zu verhindern. Die Sache war aber verrathen worden und das Concilium hatte, um der Ausführung derselben zuvorzukommen, in einer am 25. Juni 1448 während der Nacht gehaltenen Sitzung seine Verlegung nach Lausanne beschlossen. In dieser Stadt, in welcher Papst Felix V. sich schon seit einiger Zeit aufhielt, ward dann am 17. August 1448 die nächste Sitzung gehalten und in derselben die Erklärung ausgesprochen, daß man das Baseler Concilium unter französischem Schutze in Lyon fortsetzen und dort die Herstellung der Kircheneinheit zu Stande bringen werde. In Lyon wurde nachher unter der Mitwirkung der Gesandten von Frankreich und England, sowie der Bevollmächtigten der Kurfürsten von Köln, Trier, Sachsen und Pfalz und des Kardinals Ludwig Allemand von Arles als Präsidenten des Concils beschlossen, daß man den Papst Felix zur Niederlegung seiner Würde bewegen wolle. Dieser dankte auch wirklich, nachdem man zu Bourges über die Bedingungen der Niederlegung einig geworden war, am 7. April 1449 ab. Nicht lange nachher (25. April 1449) wählte das Concilium seinerseits Nikolaus V. zum Papst und im Mai löste es endlich sich selbst auf, ohne daß irgend eines seiner Decrete förmlich wäre cassirt oder eine der gegen das Concilium erlassenen Censuren aufrecht erhalten worden. Der abgedankte Papst Felix ward, zufolge einer am 25. April 1449 mit den Gesandten der oben genannten Fürsten geschlossenen Uebereinkunft, nicht blos in allen seinem Range zukommenden äußeren Zeichen des obersten geistlichen Ansehens belassen, sondern es wurde dieser Rang auch gesetzlich bestimmt und von Nikolaus anerkannt. Er sollte Kardinal und Bischof von Sabina sein, den Rang zunächst nach dem Papste haben und als dessen Generalvicar im Gebiete des Herzogs von Savoyen, des Fürsten von Piemont, der Markgrafen von Montferrat und Saluzzo, in der Grafschaft Asti, in der Provinz Lyon diesseits der Saone, in den Städten und Diöcesen von Aosta, Lausanne, Basel, Straßburg, Chur, Constanz und Sitten ein unabhängiges kirchliches Regiment führen. Ludwig Allemand, welcher als Kardinal von Arles dem Concilium präsidirt hatte und deshalb vom Papst

Eugen IV. seiner Würde beraubt worden war, wurde wieder in das Kardinals-Collegium aufgenommen und 1527 sogar unter die Heiligen versetzt. Im Jahre 1450, bei der Abhaltung des überaus zahlreich besuchten Jubiläums, erschien das Papstthum zu Rom in solchem Glanz, als ob die mächtige Reformbewegung nie vorgefallen wäre.

Der König Friedrich war schon im Juni 1448 mit der geweihten goldenen Rose, welche die Päpste frommen Königen und Fürsten zu schenken pflegen, beglückt worden; eine solche wird alljährlich zu Mittfasten im Beisein sämmtlicher in Rom anwesenden Kardinäle mit wohlriechenden Essenzen begossen, vom Papst selbst geweiht und sodann einer um die Kirche verdienten hochstehenden Persönlichkeit als Geschenk überreicht. Friedrich erhielt einige Monate später eine noch reellere Belohnung vom Papst Nikolaus. Dieser verlieh ihm nämlich das Patronat über fünf in Krain gelegene Pfarreien der Diöcese des Patriarchen von Aquileja auf Lebenszeit und erfüllte endlich sein Versprechen wegen der von Friedrich sehnlich gewünschten Kaiserkrönung. Wir brechen jedoch die Geschichte dieses Königs und seines Reiches hier ab, weil wir einen Blick auf die Zustände in Italien werfen zu müssen glauben, ehe wir der sehr verworrenen deutschen Geschichte seit Sigismund's Tod in Verbindung mit den ungarischen und böhmischen Angelegenheiten unter den beiden Hunyad und unter Georg Podiebrad gedenken.

III. Italienische und spanische Geschichte in der ersten Zeit des 15. Jahrhunderts.

1. Einleitung.

Am Anfange des 15. Jahrhunderts bestand in Oberitalien einerseits das neue Herzogthum, welches kurz vorher durch Johann Galeazzo Visconti gegründet worden war, und andererseits breiteten die Venetianer durch Treulosigkeit und Grausamkeit gegen die Familie Carrara ihre Herrschaft über Verona, Vicenza und Padua aus. In Unteritalien herrschte ein Nebenzweig des aragonischen Königshauses über die Insel Sicilien, und das neapolitanische Reich hatte an dem König Ladislaus einen tapferen, aber auch grausamen und treulosen Herrscher, von welchem Sismondi *) mit Recht sagt, er habe

*) Simonde de Sismondi, Histoire des républiques italiennes du Moyen-âge; zuerst erschienen Zürich 1807—8.

die ganze hinterlistige Politik Johann Galeazzo's von Mailand besessen und befolgt, sei aber nicht so feige gewesen als dieser. In Mittelitalien endlich hatten die Päpste nach ihrer Rückkehr von Avignon ihren Wohnsitz wieder zu Rom aufgeschlagen; es war aber gleich nachher in Folge des Schismas das Papstthum zwischen Rom und Avignon getheilt worden, und als das Constanzer Concilium die Einheit der kirchlichen Regierung wiederhergestellt hatte, war der Papst im Kirchenstaat und selbst in Rom nur scheinbar Herr, weil die großen Familien, die Führer der Söldner oder irgend ein Ehrgeiziger, der die Bürger durch das leere Wort Freiheit in Bewegung zu bringen verstand, in den einzelnen Städten herrschten. Dies war auch in der großen und glänzenden Stadt Bologna der Fall, wo man freilich von Zeit zu Zeit die päpstliche Herrschaft wieder anerkannte. Unter den toscanischen Republiken Pisa, Lucca, Siena und Florenz erhielt das letztere entschieden das Uebergewicht; es litt aber lange Zeit an inneren Unruhen und ward endlich völlig zu einer demokratischen Republik. Zuerst kämpfte der Adel mit den höheren Gewerben (arte majori), dann diese mit den niederen (arte minori), welche ihren Antheil an der Regierung grausam gebrauchten, bis 1382 eine neue Einrichtung getroffen und der Antheil, den die niederen Zünfte an der Staatsgewalt besessen, eingeschränkt ward. Um die Mitte des 14. Jahrhunderts hatte Florenz nach Villani's Angaben eine Einnahme von 300,000 Goldgulden oder zwei Millionen Gulden, welche nach dem damaligen Münzwerth auf etwa acht Millionen unseres Geldes zu veranschlagen sind, und von dieser Summe wurden nach Villani's Versicherung nicht fünf Sechstel ausgegeben. Die Hauptquellen der Einnahme waren Accise aller Art, Zölle und Geldstrafen. Man zählte 150,000 Einwohner innerhalb der Stadt, sowie 10,000 Kinder, die in den Schulen lesen lernten, 1200 in den Mittelschulen, in welchen sechs Lehrer das Rechnen lehrten, und 600 in den Gymnasien, wo sie in dem, was damals Logik und Grammatik hieß, unterrichtet wurden. Es gab in der Stadt 30 Hospitäler mit 1000 Betten. Fast beständig waren gegen 1500 Fremde anwesend. Die Stadt hatte 200 Wollfabriken, welche jährlich 80,000 Stück Tuch in einem Werthe von einer Million und 200,000 Gulden lieferten und 30,000 Fabrikanten ernährten. Endlich zählte man 20 Tuchhändler im Großen, sowie 80 Bankiers, welche Commanditen, Factoreien und Commissionäre in allen Gegenden hatten und die großen Darlehen machten. In dieser durch Industrie und Gewerbe, durch Bank- und Wechselgeschäfte und durch große Anlehen blühenden Stadt verschaffte der unermeßliche Reichthum des demokratischen Hauses Medicis dem

selben ein Uebergewicht, welches leicht begreiflich wird, wenn man an die politische Bedeutung eines reichen jüdischen Hauses unserer Zeit denkt.

2. Neapel, Sicilien und Mittelitalien.

Wir haben früher den Uebergang der Herrschaft von Neapel an eine halb-ungarische Regentenfamilie ausführlich dargestellt und zugleich berichtet, daß die Königin Johanna I. und Papst Clemens VII. vergebens versuchten, dem jüngeren Hause Anjou den Thron von Neapel zu sichern (Bd. VII, S. 63—68). Ludwig I. von Anjou, des französischen Königs Johann Sohn, welchen Johanna gerufen und der Papst anerkannt hatte, starb während seiner Kämpfe mit Karl III. oder dem Kleinen (1384), und seine beiden Söhne, Ludwig II. und Karl von Maine, hatten soviel in Frankreich und in der Provence zu thun, daß sie vorerst an einen Kriegszug nach Italien nicht denken konnten. Die Partei Anjou unternahm freilich nach dem Tode Karl's III. einen Eroberungszug nach Neapel und ihre Truppen nöthigten Karl's Wittwe, Margaretha, mit ihren beiden Kindern, Ladislaus und Johanna II., nach Gaëta zu fliehen; dessen ungeachtet scheiterte aber das Unternehmen völlig und Ladislaus behauptete nicht allein das Königreich Neapel, sondern er war auch im Stande, die Wiedereroberung von Ungarn zu versuchen. Obgleich dieser Versuch fehlschlug, so war doch Ladislaus dafür nachher in Neapel und im Kirchenstaat desto glücklicher. Er bediente sich bei seinen Eroberungsplänen des Papstes Gregor XII., den er nachher, sobald seine Politik es forderte, wieder aufgab, drang in den Kirchenstaat ein, besetzte mehrmals die Stadt Rom und trieb seine Dreistigkeit zuletzt so weit, daß er sich König von Rom nennen und in seine Fahnen den Wahlspruch: Entweder Kaiser oder nichts! (Aut Caesar aut nihil!) sticken ließ. Gerade als er dies gethan hatte, wählte das Concilium zu Pisa (1409) den dritten Papst, Alexander V., welcher dann Ludwig II. von Anjou als Prätendenten der neapolitanischen Krone gegen Ladislaus aufstellte, obgleich die Ansprüche desselben sich auf die Erklärung eines Papstes gründeten, dessen Papstthum Alexander nicht hätte anerkennen dürfen. Ludwig II. von Anjou leitete nämlich sein Recht auf Neapel daher, daß Clemens VII. die Schenkung der Königin Johanna I. anerkannt und ihn gekrönt hatte; für Alexander V. war aber Clemens VII. kein wahrer Papst. Alexander erkannte Ludwig II., nachdem derselbe auf seinen Ruf mit einer Söldnerschaar von 1500 französischen Rittern nach Pisa gekommen war, als rechtmäßigen König von Neapel an, machte ihm die Vertreibung des Ladislaus aus Rom und aus Neapel zur Pflicht und excommunicirte den Letzteren auf feierliche Weise im

Beisein seiner Kardinäle. Mit dem Gelde des Papstes wurden dann Condottieri gemiethet, welche sich an die von Ludwig mitgebrachten französischen Ritter anschlossen. Auch das Concilium zu Pisa und, was mehr sagen will, die Republik Florenz erklärten sich für Ludwig. Die Florentiner konnten, da sie Ueberfluß an Geld hatten, so viele Banden und Bandenführer, als sie nur immer wollten, in Sold nehmen, und die Antwort, welche ihr Gesandter, Bartholomäus Valori, dem König Ladislaus gab, als dieser die Räumung der Stadt Rom und des Kirchenstaates verweigerte, zeigt am besten, daß damals auf Geld, nicht auf eigener Kraft die Herrschaft der Staaten Italiens beruhte und daß die Heere unzuverlässig waren. Ladislaus fragte nämlich: „Und welche Truppen habt ihr denn den meinigen entgegenzusetzen?“ Der Gesandte antwortete trotzig: „Deine eigenen.“ Er wußte ja, daß das Heer des Ladislaus aus lauter Leuten bestand, welche heute diesem, morgen jenem dienten. Die Florentiner mietheten, um den König Ladislaus aus ihrer Nachbarschaft zu vertreiben, den Malatesta von Pesaro, welcher das Handwerk eines Anführers und Vermiethers von Kriegsschaaren trieb. Ladislaus hatte freilich den Stifter und Erzvater der verschiedenen Banden, Alberich da Barbiano, in seinem Solde; dieser starb aber schon am 26. April 1409. Ein anderer Bandenführer, Otto Von Terzo, der sich durch Treulosigkeit und Verrath die Herrschaft von Parma und Reggio verschafft hatte, war von seinem Nebenbuhler, Attendolo Sforza von Cotignola, auf Anstiften des Nikolaus von Este gemordet worden, und einen dritten, Braccio di Montone, der sich zum Herrn von Perugia gemacht hatte, beleidigte Ladislaus dadurch tödtlich, daß er sich auf eine treulose Weise der Republikaner dieser Stadt gegen ihn annahm. Diesen Braccio di Montone nahmen darauf die zehn Männer, welche in Florenz das Kriegswesen leiteten, in Dienst, obgleich er Ghibelline und die Florentiner Guelfen waren, während zugleich der Kardinal Balthasar Cossa ein Heer für den Papst Alexander V. zusammenbrachte und Ludwig II. von Anjou mit seinen Truppen ins Feld rückte. Die drei Heere vereinigten sich, drängten Ladislaus aus einer Stadt in die andere und nahmen Orvieto, Manfredonia, Corneto, Sutri, Viterbo und andere Orte ein. Auch die Stadt Rom, in welcher das ganze Haus der Orsini für Papst Alexander war, fiel nach und nach in die Gewalt von Ladislaus' Feinden. Am 1. October war bereits ein Theil von Rom, nämlich San Pietro, der päpstliche Palast und die Engelsburg, für Alexander V. besetzt, und nachdem man den ganzen October, November und December hindurch um den Besitz des Capitols und anderer festen Punkte in und um Rom gekämpft hatte, waren endlich am letzten December alle Punkte außer Porta

Maggiore und San Lorenzo dem König Ladislaus entrissen; er zog ab und am Neujahrstage 1410 wurden die Fahnen Alexander's V. fast in der ganzen Stadt aufgezogen. Darauf nahmen die Florentiner noch den Attendolo Sforza von Cotignola, welchen der Markgraf von Este ein Jahr früher zum Herrn von Montecchio gemacht hatte, mit 600 Reitern und einigem Fußvolk in Dienst und schickten ihn zum päpstlichen Heere. Gleichwohl wagte sich Alexander nicht nach Rom, sondern ging nach Bologna, wo Alles voll Jubel war, daß man einen Papst in der Stadt habe. Er starb dort schon am 3. Mai 1410 und seine Kardinäle wählten an seine Stelle eilig den Kardinal Balthasar Cossa, welcher nachher als Papst Johann XXIII. der Welt so viel Aergerniß gab. An dieser Wahl hatte Ludwig II. von Anjou, welcher bereits König von Neapel genannt wurde und den Krieg gegen Ladislaus am eifrigsten betrieb, den größten Antheil; er war deshalb auch von Rom nach Bologna gekommen und reiste von dort nach Florenz, um die Republik zu neuen Anstrengungen zu ermuntern. Johann gab ihm nachher die geweihete goldene Rose, mit welcher die Päpste alljährlich eine hohe Persönlichkeit zu beschenken pflegen; Ludwig war aber ungeachtet eines Sieges über Ladislaus (1412) nicht im Stande, seinen Zug ins Neapolitanische fortzusetzen, weil es ihm an Geld zur Bezahlung der Söldner fehlte und weil die Genuesen, welche aus Freunden plötzlich Feinde geworden waren, seine Verbindung mit der Provence zu Wasser und zu Land auf jede Weise hinderten.

Die Republik Genua war in der letzten Zeit zugleich durch innere Unruhen erschüttert und von den Miethlingen des mailändischen Tyrannen unaufhörlich bedroht worden; sie hatte sich deshalb (1361) an den König von Frankreich, Karl VI., gewandt und ihm das Anerbieten gemacht, daß sie, um seines Schutzes zu genießen, seine Oberherrschaft anerkennen und einen französischen Oberbefehlshaber annehmen wolle, welcher in der Stadt die Ordnung und Gerechtigkeit mit starker Hand schütze und erhalte. Der König von Frankreich war auf dieses Anerbieten eingegangen und hatte, nachdem der zuerst eingesetzte Statthalter wenig ausgerichtet, den als Krieger, Staatsmann und Diplomaten gleich berühmten Marschall Boucicault nach Genua geschickt. Boucicault kam mit einer geringen Anzahl Franzosen dahin (1401) und wurde anfangs mit großem Jubel empfangen. Er zwang in der That den König von Cypern zum Frieden, unterdrückte die Unordnungen in Corsika und stiftete in der Stadt selbst einen noch nie dagewesenen ruhigen Zustand, in welchem die bedeutendsten Unternehmungen gedeihen konnten. Zu diesen rechnen wir eine auch für unsere Zeit beachtenswerthe Einrichtung, die Machiavell im 8. Buch seiner

florentinischen Geschichte nicht mit Unrecht rühmt und ausführlich beschreibt. Die Staatsgläubiger nämlich, denen bei jeder neuen Anleihe irgend ein neuer Posten von den Einkünften Genuas verpfändet wurde, bildeten schon längere Zeit eine Gesammtheit, die man das Capitel nannte. Das Capitel ließ auf Rechnung der Actionäre jedes ihm zugewiesene Einkommen getrennt verwalten, was Verwirrungen hervorbrachte und sehr kostspielig war. Im Jahr 1407 nun, zu Boucicault's Zeit, hob man die gesonderten Verwaltungen auf und setzte eine General-Administration ein, die aus acht Oberbeamten bestand und die Bank von Sanct Georg genannt wurde; sie war unabhängig vom Staat und man hielt streng darauf, daß sie bei jeder politischen Veränderung von der neuen Regierung anerkannt wurde. Seit dieser Fusion gestaltete sich die Verwaltung der verpfändeten Einkünfte unter der Controle eines Ausschusses von 100 gewählten Inhabern der Schuldscheine sehr übersichtlich, praktisch und zuverlässig.

Inzwischen zeigte Boucicault bald den Hochmuth und die Geldgier, welche man in Italien den Franzosen stets vorgeworfen hat und bewirkte dadurch den schnellen Untergang der französischen Herrschaft in Genua. Aus Habgier tödtete er einen unglücklichen Sprößling des in Mailand regierenden Hauses, Gabriel Visconti, welcher in der Hoffnung nach Genua gekommen war, daß er durch Boucicault's Vermittelung eine große Summe Geld, die die Florentiner ihm schuldeten, erhalten werde. Boucicault ließ ihn verhaften und so lange foltern, bis er sich zu dem völlig unwahren Bekenntnisse verstand, er sei auf Anstiften des furchtbaren Bandenführers Facino Cane nach Genua gekommen, um die Herrschaft der Stadt von den Guelfen an die Ghibellinen zu bringen. Der unglückliche Jüngling ward hierauf im December 1408 hingerichtet und Boucicault machte die Forderung desselben an die Florentiner für sich geltend, obgleich er nicht das mindeste Recht dazu hatte. Bald nachher hoffte Boucicault das Herzogthum Mailand auf dieselbe Weise unter die französische Oberhoheit zu bringen, wie Genua unter dieselbe gekommen war. Er nahm einen Vorschlag der in Mailand regierenden Brüder Johann Maria und Philipp Maria Visconti an, nach welchem er ihnen eine bedeutende Zahl gemietheter Krieger zuführen und an der Regierung Antheil nehmen sollte; er ward aber dabei durch den eben erwähnten Bandenführer Facino Cane, welcher die beiden Visconti's unter seiner Vormundschaft hielt und schlauer war, als der im Orient zum Diplomaten gebildete französische Marschall, nicht allein um seine Hoffnung gebracht, sondern hatte auch noch dazu das Schicksal des Raben in der Fabel, der den Käse gestohlen hat. Während nämlich Boucicault mit 5000 Mann in Mailand verweilte, trieben Facino Cane und der Markgraf Theo-

dorich von Montferrat die längst über die Franzosen heftig erbitterten Genuesen zu einem Aufstand gegen den von Boucicault zurückgelassenen Statthalter, wobei sie ihnen Hülfe leisteten. Alle Franzosen, die sich in Genua blicken ließen, wurden erschlagen und der Markgraf von Montferrat, trotz des Widerspruches der Guelfen, zu denen die Fieschi gehörten, mit dem Rang eines Capitano zum Befehlshaber in der Stadt ernannt, indem man ihm zugleich die Rechte eines Dogen übertrug. Boucicault brach zu spät aus Mailand nach Genua auf. Er gelangte bis Gavi, war zu schwach, um Genua anzugreifen, ward, während er bei Gavi stand, durch Facino Cane auch von der Rückkehr nach Mailand abgeschnitten und mußte beschämt seinen Weg nach Frankreich nehmen (1409). Die Genuesen waren jetzt furchtbare Feinde der Franzosen und verbanden sich mit Ladislaus von Neapel gegen Ludwig II. von Anjou, welchen sie vorher unterstützt hatten.

Den ganzen Sommer des Jahres 1410 hindurch machte die vereinigte Flotte der Genuesen und des Königs Ladislaus dem Herzog von Anjou viel zu schaffen, als dieser aus der Provence, wo er mehrere tausend Mann Verstärkung, eine Flotte und neue Geldmittel geholt hatte, nach Rom zurückkehren wollte. Doch gelangte Ludwig endlich im September mit seinem Heere nach Rom. Von hier brach er, nachdem er auf Ostern 1411 dem Papste Johann XXIII. bei dessen feierlichem Einzuge das Pferd geführt hatte, am 28. April mit 12,000 Reitern und einer bedeutenden Zahl Fußvolk gegen Ladislaus auf. Er hatte in seinem Heere die berühmten Bandenführer Paul Orsini, Attendolo Sforza von Cotignola, Braccio di Montone, Gentile di Monterano und den Grafen von Tagliacozzo. Am 19. Mai trafen die beiden feindlichen Heere bei Rocca Secca auf einander und Ladislaus ward geschlagen; dieser ließ aber einige Söldnerhauptleute in Ludwig's Heer bestechen, daß sie die Verfolgung nicht eifrig betrieben, und gewann dadurch Zeit, die Pässe zu besetzen. Seinem Gegner Ludwig fehlte es bald an allen Hülfsmitteln zur Fortsetzung des Krieges; denn die provençalische Flotte desselben hatte eine Niederlage erlitten, den Papst Johann kümmerte es, sobald er nach Rom gekommen war, wenig, ob Ludwig König werde oder nicht, und die Florentiner waren schon seit Anfang des Jahres 1411 des Krieges so überdrüssig, daß sie Frieden mit Ladislaus schlossen. Ludwig kehrte daher in der zweiten Woche des Monats Juli nach Rom und von da am 3. August in die Provence zurück. Sforza kündigte dem Papste den Dienst auf und ging zu König Ladislaus über. Nun folgte Johann XXIII. dem Beispiele der Florentiner: er bezahlte dem König Ladislaus eine sehr bedeutende Summe Geldes und erließ ihm den

seit zwölf Jahren dem römischen Stuhle schuldigen Vasallen-Tribut, wogegen Ladislaus in dem im October 1412 zu Rom bekannt gemachten Tractat Johann als den rechten Papst anerkannte und Gregor XII. aufgab. Gregor mußte froh sein, daß er, wie bereits oben erzählt worden ist, sich zu Schiffe nach Rimini begeben durfte, wo ihn Karl Malatesta in Schutz nahm. Ungeachtet des geschlossenen Vertrages benutzte Ladislaus schon 1413 die erste beste Gelegenheit, um den Papst aufs neue anzugreifen. Rom ward von seinen Leuten erobert und Ladislaus gestattete den Seinigen, obwohl er mit Florenz in Frieden war, doch alle Florentiner in Rom gefangen zu nehmen und ihre Waarenlager zu plündern. Er selbst verweilte hierauf in Rom so lange, bis im October auch die Engelsburg erobert war. Papst Johann war bei der ersten Nachricht von dem Heranzuge der Neapolitaner nach Viterbo geflohen und irrte dann einige Zeit umher, so daß man nicht einmal wußte, wo er sei. Er kam endlich in Siena wieder zum Vorschein und reiste von dort nach Florenz; hier traute man aber dem Manne, der sich schon als Kardinal Balthasar Cossa durch alle Laster und Frevel berüchtigt gemacht hatte, so wenig, daß man ihn Monate lang nicht in die Stadt aufnahm. Als dies endlich geschehen war, begab er sich alsbald wieder nach Bologna, welches in dem letzten Jahre mancherlei Schicksale gehabt hatte. Johann hatte nämlich, als er 1411 von Bologna nach Rom zog, den Kardinal di Napoli als Statthalter zurückgelassen; dieser war aber von den Häuptern der Demokratie verjagt, der päpstliche Palast geplündert, die demokratische Freiheit und Volksherrschaft ausgerufen (viva il popolo e le arti!) und endlich eine Regierung von Handwerksmeistern eingerichtet worden. Diese demokratische Republik hatte sich nur anderthalb Jahre erhalten können; denn im September 1413 waren die ritterschaftlichen Familien, unter welchen die Pepoli die angesehensten waren, zusammengetreten, hatten die Handwerker, die im Besitze der Regierung waren, verjagt und hierauf wieder dem Papste gehuldigt. Johann verweilte nicht lange in Bologna, weil er zu der Zeit, als er dahin zurückkehrte, bereits mit König Sigismund wegen der Berufung des Constanzer Conciliums unterhandelte und deshalb bald nachher mit ihm in Lodi zusammenkam.

Unterdessen hatte Ladislaus seine Eroberungen über die Grenzen des Kirchenstaates ausgebreitet und würde auch Siena, Florenz und Bologna besetzt haben, wenn sein Plan, den Markgrafen Nikolaus von Este an sich zu knüpfen, gelungen wäre. Dieser war nicht allein selbst ein mächtiger Fürst und zugleich Anführer furchtbarer Miethlinge, sondern in seinen Diensten stand auch der berühmteste Feldhauptmann des 15. Jahrhunderts, der bereits früher erwähnte Atten-

dolo Sforza von Cotignola*), der sich durch Raub, Mord und Treulosigkeit vom einem gemeinen, rohen Bauern zum Range eines Fürsten emporgeschwungen hatte und dessen Sohn, Franz Sforza, später sogar Herzog von Mailand ward, damals aber als Knabe beim Markgrafen von Este Hofpage war und den ersten Kriegsdienst verrichtete. Dem König Ladislaus war es bereits gelungen, den Markgrafen und dessen Feldhauptmann Attendolo Sforza in seine Dienste zu ziehen, als diese Beiden sich durch die Florentiner bewegen ließen, ihm seine Anstellungs-Decrete und Fahnen zurückzuschicken und für Papst Johann ins Feld zu rücken. Dies würde jedoch den König Ladislaus, welcher 1414 mit einem Heere in Rom und im Kirchenstaat erschien, nicht abgehalten haben, die Entfernung des Papstes Johann und die Händel desselben mit dem Constanzer Concilium nach seiner Art zu benutzen, wenn er nicht erkrankt wäre; unter heftigen Schmerzen wurde er nach Rom und von da nach Neapel geschafft, wo er im August 1414 starb.

Sein Tod veranlaßte in Neapel neue Veränderungen, weil Ladislaus nur als Oberanführer gedungener Raubschaaren, die er mit erpreßtem Gelde bezahlte, mächtig gewesen war und weil seine Schwester, Johanna II., die ihm als Beherrscherin des Reiches folgte, stets ein bloßes Werkzeug der Partei war, die sich ihrer gerade bemächtigte. Der Wechsel in der Herrschaft mußte also mit bedeutenden Veränderungen verknüpft sein. Ladislaus war nämlich ein tapferer, geschickter Feldherr, er war räuberisch, gewissenlos und schlau, wie die vielen berühmten Anführer der Banden von Miethlingen, die er bald in seine Dienste nahm, bald wieder entließ, er war ihnen an Liederlichkeit und Ausschweifung ganz gleich, in ihren eigenen Künsten aber überlegen. Sie achteten ihn daher. Zugleich verehrte ganz Italien, in welchem damals jeder starke Geist, selbst Papst Johann XXIII., allen Sitten und moralischen Gesetzen öffentlich, der Religion aber im Stillen Hohn sprach, den König Ladislaus als einen Meister der politischen Klugheit und der schlauen Künste, die man der Moralität weit vorzog. Man glaubte nämlich damals, was neuerdings auch Voltaire's Schule und unsere Sophisten behaupten, daß Demuth und Gewissenhaftigkeit den gutmüthigen Tropf, welcher an diese Tugenden glaubt, zum Spielwerk des Schlauen machen. In Ladislaus' Weise

*) Eigentlich Jakob Mutius degli Attignoli, geb. 1369 zu Cotignola bei Faenza; den Namen Sforza (wörtlich: er zwingt, übt Gewalt) erhielt er, wegen hartnäckigen Benehmens, von Alberich da Barbiano. Noch mehr als diesen verehrte er den Condottiere Hawkwood, dem er eine in Florenz noch vorhandene Reiterstatue setzen ließ. Sein Wappen, einen Löwen, der einen Apfel (Quitte, cotogna) hält, erhielt er vom Kaiser Ruprecht.

konnte seine Schwester Johanna nicht fortregieren. Diese war mit Wilhelm von Oestreich, Leopold's III. Bruder, vermählt gewesen, hatte aber von ihm keine Kinder und war nach seinem Tode in ihr Vaterland zurückgekehrt. Sie war, als ihr Bruder starb, bereits 44 Jahre alt und erregte durch ihre Vertraulichkeit mit einem schönen 26jährigen Manne von geringer Herkunft, Pandolfello Alopo, und durch die Begünstigung desselben große Eifersucht unter den vornehmen Herren. Pandolfello war ihr Seneschall und verwaltete Haus und Hof (era governatore d'ogni cosa), sie machte ihn zum Oberkammerherrn (conte camerlengo) und er unterstand sich, zwei der angesehensten Condottieren-Hauptleute des verstorbenen Königs, Attendolo Sforza und Paul Orsini, in Verhaft nehmen zu lassen. Die neapolitanische Ritterschaft drang sogleich darauf, daß der Scandal mit Pandolfello aufhöre und die Königin sich mit einem Prinzen aus einem guten Hause vermähle; es galt aber den vornehmen Herren nicht um das Aergerniß, welches Johanna gab, sondern sie wollten nur wie früher blos den Adel begünstigt und nicht mehr lauter Plebejer mit Stellen und Ehren bedacht haben. Pandolfello suchte und fand in demselben Manne, den er kaum erst hatte einkerkern lassen, Schutz und Hülfe gegen den Adel. Er besuchte Sforza, welcher gleich ihm von geringem Stande zu hohen Würden emporgestiegen war, in seinem Gefängniß und söhnte sich mit ihm aus; Sforza heirathete Pandolfello's Schwester Catharina, ward in Folge dieser Heirath im Juni 1415 Groß-Connetable oder Generalissimus des Reiches und stand von jetzt an dem Günstling der Johanna schützend zur Seite. Man hatte der Königin einen Bruder des englischen Königs, einen Bruder des Königs von Cypern, sowie einen königlichen Prinzen von Aragonien zum Gemahl vorgeschlagen und es befanden sich bereits die Gesandten dieser Fürsten in Neapel; Pandolfello hintertrieb aber Alles. Doch mußte sich Johanna endlich dazu verstehen, den Grafen de la Marche, Jakob von Bourbon, zum Gemahl zu nehmen. Dieser Prinz, welcher von Ludwig's des Heiligen jüngstem Sohne Robert abstammte und dessen Bruder, der Herzog von Vendome, der Stammvater des Bourbonischen Königshauses ward, hatte früher eine Tochter Karl's III. von Navarra zur Gemahlin gehabt und war, was ihn der Geliebten Pandolfello's nicht gerade empfehlen konnte, bereits seit 1405, also ein Jahr früher als sie selbst, verwittwet. Johanna that alles Mögliche, um ihn als Gemahl in der Entfernung halten zu können. Dem Ehevertrag ward die Klausel eingerückt, daß Jakob sich nicht König von Neapel, sondern nur Fürst von Tarent und Herzog von Calabrien nennen dürfe, und Pandolfello und der alte Sforza begrüßten daher, als sie dem bereits durch Procuration

mit Johanna vermählten Prinzen entgegengeschickt wurden, ihn nur als Herzog von Calabrien. Darüber kam es in Benevent zu einem heftigen Streit, bei welchem Graf Julius Cäsar von Capua und Attendolo Sforza die Degen gegen einander zogen und deshalb auf Befehl des Oberseneschalls beide verhaftet wurden. Das Auftreten Jakob's machte übrigens guten Eindruck. Die Ritterschaft des Landes (i Signori) behandelte ihn als König. Als solcher wurde er auch in Neapel mit dem königlichen Mantel geschmückt (ricevuto come ré col pallio de panno d'oro), und zog umgeben von der ganzen Ritterschaft in die Burg ein, in welcher die eigentliche Vermählung vollzogen ward. Selbst die Königin erklärte bei dieser Gelegenheit den versammelten Gästen: „Der Herr, welcher dort steht, ist fortan mein Gebieter und ihr müßt ihn nicht Graf, sondern König Jakob nennen." Dies geschah auch; Jakob ließ sich aber verleiten, zu früh den Herrn zu spielen und seine Franzosen auffallend zu begünstigen. Den alten Sforza ließ er zugleich mit dessen Sohn Franz und zwei anderen nahen Verwandten verhaften (per la mala relazione, che li fu dato di lui); am 8. September ließ er auch Pandolfello, sowie dessen Bruder und Neffen ins Gefängniß werfen und bald darauf, nachdem sie gefoltert worden waren, sogar hinrichten, dann durch die Stadt schleifen und am rechten Fuße aufhängen. Die Franzosen in Jakob's Gefolge bemächtigten sich der ganzen Regierung; der französische Oberhofmeister (maggiordomo) leitete willkürlich das Hauswesen, stellte in Verbindung mit einem anderen Lieblinge des Königs überall Franzosen an und legte französische Besatzungen in die Festungen. Jakob selbst ließ seine Gemahlin so genau beobachten, als wenn sie eine Gefangene wäre. Sie durfte den Palast nicht verlassen und ein Franzose, Jean Berlingier, mußte sie bei jedem Schritt und Tritt begleiten. Dieser durfte Niemanden zu ihr lassen und als endlich die ganze neapolitanische Ritterschaft bei der Königin Audienz verlangte, wies der König selbst sie zurück. Dies Alles erbitterte die neapolitanischen Großen, welche jetzt überall den Franzosen nachstehen mußten, um so mehr, als Jakob es seiner Gemahlin allein verdankte, daß er die Regierungsgeschäfte führen durfte. Ihr Unwille ward endlich so groß, daß das Leben des Königs in ernstliche Gefahr kam. Julius Cäsar von Capua aus dem Geschlechte der Grafen von Altavilla, welcher den Grafen de la Marche bei dessen Landung zuerst als König begrüßt und ihm mit einem Theile der Truppen des Königs Ladislaus gegen den alten Sforza Hülfe geleistet hatte, wußte sich insgeheim Zugang zur Königin zu verschaffen und bot ihr an, ihren Gemahl ums Leben zu bringen. Johanna traute ihm aber nicht, weil er wahrscheinlich verdächtige Forderungen machte; sie entdeckte ihrem Gemahl die Absichten des Grafen und dieser ließ

ihn hinrichten. Von jetzt an erhielt sie, wie es scheint, größere Freiheit. Sie durfte sogar, nachdem sie ein ganzes Jahr hindurch (bis zum September 1416) im Palast unter strenger Aufsicht gewesen war und Niemanden hatte sehen dürfen, einem festlichen Mahle beiwohnen, welches ihr ein florentinischer Kaufmann in seinem am Markte gelegenen Garten veranstaltete (13. September). Dieses Fest gab den Neapolitanern Gelegenheit, sich der Franzosen, von denen sie beherrscht wurden, zu entledigen; denn die Komödie, welche am Schlusse desselben gespielt ward, war wahrscheinlich verabredet. Die Königin rief, als sie sich nach geendigtem Mahle erhob, den Gästen und dem zahlreich versammelten Volke zu: „Verlaßt mich nicht, meine Getreuen!" Dieses Wort ward mit dem Ausrufe: „Es lebe die Königin Johanna!" erwidert und die Königin hierauf zuerst in den erzbischöflichen Palast, dann in das Castell Capuano gebracht, um hier unter dem Schutze der Edelleute zu bleiben. König Jakob, welcher seine Kriegsleute kurz vorher in die Abruzzen geschickt hatte, sah sich genöthigt, aus dem Castell nuovo, in welchem er mit der Königin gewohnt hatte, in das Castell del Uovo zu fliehen; beide Castelle aber wurden von den Anhängern der Königin belagert und es begann eine förmliche Fehde zwischen diesen und dem Könige. Der Kampf blieb einige Monate hindurch ohne Erfolg, bis endlich die Königin den alten Sforza und seine Familie in Freiheit setzen ließ, ihm wieder die Würde eines Groß-Connetable gab und zugleich alle Verbannten zurückrief. Der alte Sforza war, obgleich man ihn wie Pandolfello gefoltert hatte, durch die Macht der gedungenen Banden gerettet worden, deren Anführer damals in allen Gegenden Italiens über das Schicksal der Städte, Fürsten und Völker entschieden. Die ihren Hauptleuten auf Tod und Leben ergebenen Banden waren das Königreich derselben; wohin sie sich wendeten, gaben diese den Ausschlag, und wir könnten ein ganzes Register von Städten und Herrschaften anführen, welche der alte Sforza schon damals in allen Theilen Italiens an sich gebracht hatte; seine Vaterstadt Cotignola war ihm bereits vom Papst Johann verliehen worden. Der gefangene Sforza war dem Tode durch den Umstand entgangen, daß seine Schwester Margaretha an Michelino Attendolo verheirathet war, welcher, sobald er seines Schwagers Schicksal erfahren hatte, an der Spitze eines Theils der Banden verheerend in Apulien eingedrungen war. Jakob hatte vier Männer aus den ersten Familien Neapels an Michelino schicken müssen, um dem Lande Ruhe zu verschaffen. Diese vier Männer hatte Margaretha aufheben und nach Tricarico, wo sie sich aufhielt, bringen lassen, indem sie erklärte, daß dieselben mit ihrem Leben für Sforza's Leben bürgen sollten. Sforza wurde daher auch, als die neapolitani-

schen Herren sich der Königin annahmen, in Freiheit gesetzt. Jakob war bald genöthigt, einen Frieden zu schließen. Er machte sich in demselben verbindlich, den Königstitel wieder abzulegen und alle Franzosen bis auf 40 Mann aus dem Reiche zu schicken. Von jetzt an leitete der alte Sforza das Kriegswesen und ein neuer Günstling der Johanna, Giovanni Caraccioli, ward Hofmarschall und Lenker der inneren Angelegenheiten. Es scheint sogar, als wenn seit jenem Vertrage König Jakob, welcher jetzt nur Statthalter des Reiches und Herzog von Calabrien hieß, auf ähnliche Weise behandelt worden sei, wie er selbst vorher seine Gemahlin behandelt hatte; denn in den neapolitanischen Tagebüchern wird berichtet, daß, als die Königin im Januar 1417 den französischen Commandanten im Castell del Uovo bewogen habe, ihr das Fort für eine Summe Geldes zu übergeben, dieser vorher den König in Freiheit gesetzt haben wollte und erst dann von seiner Forderung abgegangen sei, als er noch mehr Geld und ein Schiff erhalten hatte, um seine Leute über das Meer fortzubringen. Sforza, dessen Miethlinge jetzt die besten Dienste thaten, erhielt die Grafschaft Troja; seinem Sohne Franz gab man Ariano und andere Plätze.

Um diese Zeit wurde Rom durch einen Mann bedrängt, welcher bei den Söldnerbanden eine ebenso große Bedeutung hatte, als Attendolo Sforza. Wie nämlich Alberich da Barbiano als Stifter der Heeresmacht und Einrichtung der Condottieri überhaupt angesehen ward, so gab es zwei Schulen der Taktik und Strategie derselben; an der Spitze der einen stand der alte Sforza, an der Spitze der anderen sein früherer Freund Braccio di Montone, weshalb der eine Theil der Miethlinge Sforzeschi, der andere Bracceschi genannt wurde. Jener Braccio di Montone nun bedrohte damals die Stadt Rom, in welcher seit 1415 noch die Engelsburg von neapolitanischen Truppen besetzt war und der von Papst Johann XXIII. zurückgelassene Kardinal Jakob Isolani Mühe hatte, sich dieser Besatzung zu erwehren. Braccio bemächtigte sich zu der Zeit, als dem Papst Johann in Constanz der Proceß gemacht wurde und ein Nachfolger desselben noch nicht gewählt war, der Stadt Perugia und anderer Orte des päpstlichen Gebietes, nachdem er einen Sieg über Karl Malatesta erfochten hatte. Er suchte nachher auch in Rom einzudringen, indem er sich des Vorwandes bediente, daß er diese Stadt für den künftigen Papst besetzen wolle. Isolani, welcher unter dem hergebrachten Titel Senator die Stadt regiert hatte, flüchtete hierauf in die Engelsburg zu den Neapolitanern und rief die Hülfe der Königin Johanna an; ein anderer Kardinal dagegen (di Santo Angelo) schloß sich an Braccio di Montone an. Dieser zog dann (Juni 1417) mit seinen Banden

in Rom ein, ernannte einen neuen Senator und erklärte sich für den Schutzherrn der Stadt. Als er endlich auch die Engelsburg belagerte, mußte Johanna, um dieselbe zu retten, den alten Sforza, welcher schon zu mächtig war, noch viel mächtiger machen. Sie erlaubte ihm, noch zwei andere Condottieren-Hauptleute an sich zu ziehen oder mit anderen Worten die Blüthe der Heere der Abenteurer unter seinem Oberbefehl zu vereinigen und dann gegen Braccio da Mantone nach Rom zu ziehen; Sforza sandte demselben einen blutigen Handschuh auf einer Lanze zu, um ihn zur Schlacht aufzufordern. Braccio aber hielt es nach Art dieser Feldhauptleute für klüger, seine Leute, die ihm, so lange er sie beisammen hatte, Geld und Herrschaft verschafften, zu schonen, als aus eitler Ruhmsucht das ihm von Sforza angebotene Treffen anzunehmen; er gab den Besitz von Rom auf, kehrte nach Perugia zurück und herrschte fortan als Fürst in dieser Stadt, sowie in Todi, Orvieto, Terni, Giesi, Spello, Narni und Rieti. Seine Banden streiften bis nach Rom, in dessen Nähe sie wiederholt mit Sforza kämpften, aber stets den Kürzeren zogen. Sforza und der Kardinal Isolani ordneten eine neue Regierung in Rom an und ließen den Kardinal di Santo Angelo einkerkern, von welchem nachher nichts mehr gehört ward. Erst im Frühling des folgenden Jahres (1418) kehrte Sforza von Rom nach Neapel zurück. Hier gerieth er sogleich in einen heftigen Zwist mit dem Hofmarschall Giovanni Caraccioli, welcher seit der Gefangennehmung Jakob's mit der Königin so lebte, als wenn er mit ihr vermählt wäre, und dies trug viel dazu bei, daß die Königin, um an dem neuen Papste, Martin V., eine Stütze zu haben, Rom von ihren Truppen räumen ließ. Johanna hatte bereits, als Papst Martin V. noch in Constanz verweilte, Gesandte an ihn geschickt, um ihm als Lehnsherrn von Neapel die seit Einsetzung des Hauses Anjou hergebrachte Huldigung zu leisten. Diese Unterhandlungen wurden nachher fortgesetzt; nichtsdestoweniger ward aber der Kirchenstaat das ganze Jahr 1417 hindurch von Sforza's rohen Banden mißhandelt, während zugleich Braccio da Mantone dasselbe that und sogar auch Toscana verheerte. Im Jahre 1418 verwüstete der Letztere ohne irgend einen Vorwand das Gebiet von Siena und trieb von den umwohnenden Rittergutsbesitzern schwere Contributionen ein. Als er bei dieser Gelegenheit auch aus dem Gebiet von Lucca die Heerden wegtreiben ließ, erfuhr er, daß Paul Guinigi, welcher dort herrschte, nicht in der Stadt anwesend sei; er bedrohte daher dieselbe und Guinigi hielt es bei seiner Rückkehr für rathsam, die Räuber mit 50,000 Goldgulden abzukaufen. Auf diese Weise herrschten in allen Theilen Italiens eigentlich die käuflichen Söldner. Papst Martin unterhandelte nachher von Mantua aus mit der Königin Johanna,

um den Kirchenstaat und besonders die Stadt Rom wieder zu erhalten, und suchte sie zur Freilassung des armen Jakob de la Marche zu bewegen, den sie und ihr Caraccioli noch immer in Haft hielten; die Königin wollte aber gern, daß der Papst gegen ihre Ausschweifungen Toleranz beweise und sie krönen lasse, was noch nicht geschehen war. Da sie, wie bereits gesagt ist, dem Papste schon gleich nach seiner Erwählung entgegengekommen war und Caraccioli mit den Colonna's, d. h. mit den Brüdern, Vettern und Neffen Martin's im besten Vernehmen stand, so wären ihre Wünsche leicht erfüllt gewesen, wenn nicht der Streit, der sich zwischen Caraccioli und Sforza erhoben hatte, die Sache verzögert hätte. Sforza wie Caraccioli übte Gewalt; der Eine hatte während seiner Anwesenheit im Kirchenstaat die beiden anderen Bandenführer, welche ihn begleiteten, niedergedrückt, der Andere hatte die vornehmsten Herren foltern und ihrer Güter berauben lassen; Beide bereicherten sich auf jede Weise und machten 1418 ihre nächsten Angehörigen auf Unkosten des Reiches groß und mächtig. Der alte Sforza selbst erhielt Benevent, welches damals nicht dem Papste gehörte, sein Sohn Franz war durch Vermählung mit Polyxena Ruffa Herr eines Theils von Calabrien, seine Tochter Elisa heirathete den Fürsten von Sanseverino, welchem dann Sforza mit den Waffen alles, was ihm ehemals gehört hatte, wieder verschaffte. Caraccioli seinerseits ertheilte dem einen seiner beiden Schwiegersöhne Reichsgüter, ernannte ihn zum Großrichter und bewog, als Sforza auf das Land gereist war (all' acqua della Mela per svernare), die Königin, ein Gericht (li eletti di Napoli) zu berufen und den Groß-Connetable für einen Feind des Reiches erklären zu lassen. Dieser erschien daher sogleich mit seinen Banden vor Neapel (September 1418). Sein Angriff mißlang freilich und er mußte unverrichteter Dinge abziehen; als aber Caraccioli gleich darauf sich unterstand, die Besitzungen des Grafen von Acerra an sich zu reißen und sie seiner Tochter, die er mit Gabriel Ursino, einem Sohne von Ladislaus' Wittwe Maria, vermählte, als Ausstattung zu geben, ward der Unwille der Großen und der Bürger von Neapel so heftig, daß er dem Connetable weichen mußte. Dieser trat nämlich, als er in der ersten Woche des October (1418) wieder vor Neapel erschien, mit den Unzufriedenen, welche die Entfernung des Nebengemahls der Königin zu erzwingen entschlossen waren, in Verbindung, und nun bildeten zehn Männer vom Adel und zehn aus der Bürgerschaft, trotz aller Gegenvorstellungen der Königin, einen Regentschaftsrath und machten eine Uebereinkunft mit Sforza oder unterwarfen vielmehr sich und die Königin den Bedingungen, welche der Führer der furchtbarsten Banden vorschrieb. Sforza versprach, der Königin treu zu dienen,

dagegen mußte Caraccioli Neapel verlassen; doch bewirkte die Freundschaft des Letzteren mit der Familie Colonna, daß seine Entfernung auf eine ehrenvolle Weise erfolgte. Er ward nämlich mit einem Gefolge von 25 edlen Herren und mit königlicher Pracht zum Papst Martin V. nach Florenz geschickt, um wegen der Krönung der Königin und wegen der Räumung der Engelsburg zu unterhandeln. Im Januar 1419 erschienen dann in Neapel als päpstliche Gesandte Jordan und Anton Colonna, der Bruder und Neffe Martin's, welche, begleitet von Gesandten des Königs von Navarra und des Herzogs von Burgund, die Freilassung des unglücklichen Jakob de la Marche betreiben sollten. Diese erreichten in Verbindung mit den Deputirten der Stadt Neapel ihren Zweck und Jakob ward am 15. Februar, nachdem die ganze Stadt Neapel die von Johanna geforderte Bürgschaft geleistet hatte, freigelassen. Jakob kehrte erst am 22. März in das Castello nuovo zu seiner Gemahlin zurück, weil er vorher die Entlassung des Commandanten (castellano) und aller ihm unangenehmen Personen verlangte, fand aber sein Verhältniß unter den Genossen der ausschweifenden Königin unerträglich und flüchtete daher schon im Mai nach Tarent. Hier ließ ihn die oben erwähnte Wittwe des Königs Ladislaus, welche die Stadt für ihren Sohn zweiter Ehe in Anspruch nahm, durch gedungene Banden sogleich angreifen und vertreiben. Er begab sich darauf nach Treviso und von da nach Frankreich, wo er Mönch ward und 1438 in einem Franziskanerkloster zu Besançon starb.

Nachdem die Königin auf diese Weise ihres Gemahles entledigt worden war, wurde (October 1419) ihre Krönung feierlich vollzogen; indessen sehnte sie sich nach der Rückkehr ihres Oberstthofmeisters Caraccioli. Zur Erfüllung ihres Wunsches waren ihr drei Colonna, die nächsten Anverwandten des Papstes Martin, behülflich. Diese brachten zwischen dem alten Sforza, welcher die Uebergabe von Rom zur Zufriedenheit Martin's betrieben hatte, und dem Oberstthofmeister eine Aussöhnung zu Stande, wobei Caraccioli seinem Gegner zwei Söhne als Geiseln übergeben mußte. Der Papst selbst half dazu, daß der Connetable aus der Nähe Caraccioli's kam; denn er erbat sich Sforza's Dienste zur Bekriegung Braccio's da Mantone. Braccio war ein ebenso geschickter Feldherr und verstand die gierigen Söldlinge ebenso sehr an sich zu fesseln, als Sforza; es wurde also zwischen Beiden ein langer Kampf geführt, an welchem auch Tartaglia und Guido von Montefeltro, der Beherrscher von Urbino und Gubbio, Theil nahmen. Die Verheerungen dieses Krieges waren furchtbar, obgleich die Schaaren, mit welchen derselbe geführt wurde, auf beiden Seiten unbedeutend waren. Sforza erlag seinem Gegner, weil die

Königin Johanna oder vielmehr ihr Caraccioli ihm kein Geld schickte, um seine Truppen zu bezahlen und für die vielen Leute, welche er verloren hatte, andere zu werben. Als er geschwächt war, hielt der Papst für das Klügste, sich von ihm und auch von der Königin Johanna abzuwenden und an den stärkeren von den beiden Räubern anzuschließen. Er ließ Sforza abziehen, schloß durch Vermittelung der Florentiner, welche mit Braccio in freundlichem Verhältnisse standen, Frieden mit seinem seitherigen Gegner und nahm ihn in seinen Sold. Zufolge dieses Friedensvertrages sollte Braccio als Statthalter des Papstes über Perugia, Assisi und viele andere von ihm eroberte Orte herrschen und dafür den Papst im Besitze von Rom, Narni, Terni, Orvieto und Orta schützen, auch ihm später Bologna erobern. Bei der Zusammenkunft Braccio's mit dem Papste, welche im Februar 1420 zu Florenz erfolgte, ward der Erstere vom Volk wie ein König oder Kaiser empfangen. Uebrigens bestand die Hauptwirkung der Aussöhnung Martin's mit Braccio und seiner Freundschaft mit den Florentinern darin, daß sich Bologna in der That aufs neue dem Papste unterwarf und einen Kardinal als Statthalter desselben erhielt (Juli 1420).

Die Königin Johanna hatte den Papst nicht blos dadurch gekränkt, daß sie Sforza ohne Unterstützung gelassen hatte, sondern Martin war auch ganz besonders aus dem Grunde über sie erbittert, weil sie seit der Rückkehr ihres Caraccioli nach Neapel aufgehört hatte, die nahen Anverwandten des Papstes so auffallend zu begünstigen, wie sie vorher gethan. Sie hatte noch im Jahre 1419 Martin's Bruder, Jordan Colonna, und seinen Neffen, Anton Colonna, auf jede Weise geehrt und mit Land und Leuten beschenkt. Anton Colonna war von ihr nicht nur zum Herzog von Amalfi und Castellamare, sowie zum Fürsten von Salerno ernannt worden, sondern man glaubte auch allgemein, sie werde einem Colonna die Nachfolge im Königreich Neapel zusichern. Im Jahre 1420 hörte aber die Begünstigung der Colonna plötzlich auf. Dies bewog den Papst, die Unzufriedenen in Neapel, besonders die Anhänger des Hauses Anjou, gegen die Königin aufzuregen und ihr oder vielmehr ihrem Caraccioli in dem 15jährigen Ludwig III. von Anjou, einem Sohne des 1417 verstorbenen Ludwig II., einen Prätendenten entgegenzusetzen. Zu diesem Zwecke vermittelten die Florentiner, von welchen damals die Angelegenheiten Mittelitaliens auf dieselbe Weise geleitet wurden, wie Oberitaliens Schicksal von Venedig und Mailand abhing, eine Unterhandlung mit dem alten Sforza, damit sich derselbe zum Werkzeug der Rache des Papstes gebrauchen lasse. Nach Florenz, wo Martin sich früher lange aufgehalten hatte, und wohin er sich jetzt

wieder begab, kamen auch Gesandte des jungen Ludwig von Anjou; diese huldigten dort dem Papste als Oberlehnsherrn des neapolitanischen Reiches und es ward zwischen ihnen, dem Papste und dem alten Sforza, der sich jedoch nur mit Mühe von den Gegnern der Johanna gewinnen ließ, Alles ausgemacht. Das Benehmen Martin's und seiner Familie ward sehr gemißbilligt, weil er noch am 28. October 1419 die Königin Johanna feierlich (del che foro fatte feste grandissime) hatte krönen lassen und dennoch schon im Mai 1420 Sforza's Banden in ihr Land schickte, um Ludwig III. einzusetzen. Sforza verfuhr weit offener, als der Papst; denn er übte, nachdem er im Juni mit seinen im Kirchenstaate verstärkten Banden die Grenzen des Neapolitanischen überschritten hatte, nicht eher Feindseligkeiten, als bis er der Königin die Insignien der Connetable-Würde zurückgeschickt und sich öffentlich für Ludwig III. erklärt hatte, während dagegen der Papst den Schein der Freundschaft noch lange beibehielt. Von Ludwig III. erhielt Sforza den Titel eines Vice-königs und eine Summe von 300,000 Ducaten für die Kriegskosten; ehe er jedoch den Krieg begann, forderte er die Königin auf, Ludwig zu ihrem Nachfolger zu ernennen, was sie verweigerte. Im Neapolitanischen stießen die von Johanna zu Fürsten und Grafen gemachten und mit Gütern reichbeschenkten Glieder von Sforza's Familie, sein Sohn Franz und seine Neffen Michael und Foschino, mit ihren Banden zu ihm. Sforza lag mit seinem Heere schon in der Nähe von Neapel, um die Ankunft der Flotte zu erwarten, auf welcher Ludwig und die ihn begleitenden Ritter aus der Provence herbeikommen sollten, und die Anhänger des jüngeren Hauses Anjou ergriffen schon in allen Theilen des Reiches die Waffen, als Johanna noch immer auf den Papst rechnete und den Antonio Caraffa mit dem Beinamen Malizia an ihn schickte, um ihn zur Uebernahme der Vermittelung zu bewegen. Diesen Botschafter der Königin suchte Martin zu täuschen und so lange hinzuhalten, bis Ludwig's III. Flotte angelangt sei; Caraffa war aber zu schlau, um sich betrügen zu lassen, und eilte, seiner Königin noch vor der Ankunft der Franzosen Hülfe zu verschaffen. Er stellte sich, als wenn er nach Neapel zurückkehren wolle, ging aber statt dessen nach Piombino, und schiffte sich dort ein, um den jungen König von Aragonien, Sicilien und Sardinien, A l f o n s V., welcher damals gerade einen Kriegszug nach Corsika machte, gegen die erwartete provençalische Flotte Ludwig's III. zu Hülfe zu rufen.

Alfons V. oder der Weise, welcher von diesem Augenblick ebenso in den italienischen wie in den spanischen Angelegenheiten eine Hauptperson wurde, war der Sohn des Königs Ferdinand I. und beherrschte

die erst kurz vorher mit einander vereinigten Reiche Aragonien und Sicilien. Er hatte 1416 schon im 19. Lebensjahre die Regierung angetreten und bewies ebenso in den kirchlichen Streitigkeiten zur Zeit des Constanzer Conciliums, wie in seinem Benehmen gegen die aragonischen und catalonischen Stände und gegen diejenigen, welche mit den großen Vorrechten derselben Mißbrauch treiben wollten, zugleich feste Haltung und große Mäßigung. Nach Sardinien begab er sich im Jahre 1420 mit einer sehr ansehnlichen Flotte; seine Hauptabsicht war, die von den Aragoniern und Cataloniern lange behauptete Herrschaft in den Gewässern Italiens aufs neue in Anspruch zu nehmen, vorerst aber die unruhigen Sardinier wieder zum Gehorsam zu zwingen und Corsika, welches damals den Genuesen gehörte, zu erobern. Er hatte das Erstere bald erreicht und mit Hülfe einer aragonischen Partei auch fast die ganze Insel Corsika schon besetzt. Aber der Hauptort derselben, San Bonifacio, an der Südspitze, Sardinien gegenüber, gelegen, hatte eine altgewohnte Anhänglichkeit an Genua. Alfons ließ die feste Stadt zu Wasser und zu Lande einschließen, wurde aber bei dieser Belagerung neun Monate lang aufgehalten und gewährte dadurch den Genuesen Zeit, Ende 1420 den Bruder ihres Dogen, Johann Fregoso, mit einer Flotte zum Entsatz zu schicken und so den König von Aragonien zum Abzuge zu nöthigen.*) Es ist daher auch nicht wahrscheinlich, daß ihn Caraffa, wie es heißt, noch im Juli 1420 in Corsika antraf. Alfons mag vielleicht in Sardinien verweilt haben, als er von Neapel her gegen Ludwig III. zu Hülfe gerufen wurde. Die Königin von Neapel ließ ihm für diese Hülfeleistung die Annahme an Kindes Statt und somit die Nachfolge im Reiche anbieten. Die Unterhandlungen über die Bedingungen, unter welchen Alfons die Königin fortdauernd schützen wollte, zogen sich zwar in die Länge; Hülfe schickte Alfons aber, sobald er erfuhr, daß der Prätendent mit seiner ganzen Macht vor Neapel erschienen sei und daß die Genuesen zu seiner Unterstützung eine Flotte gesandt hätten. Schon am 6. September kamen 18 größere und kleinere Schiffe des Königs Alfons nach Neapel. Jetzt ließ die Königin Alfons als ihren angenommenen Sohn und Nachfolger ausrufen, nahm die Catalonier im Castel nuovo auf und räumte schon am 19. September dem Stellvertreter des aragonischen Königs Calabrien ein, wobei jedoch dem Volke bekannt gemacht wurde, daß dieses Herzogthum dem König Alfons nur als Unterpfand seiner

*) Die Belagerung und Befreiung von Bonifacio ist sehr lebendig und anziehend beschrieben in „Geschichten des Königreichs Neapel" von Platen, Buch I, Kap. 11 und 12.

Nachfolge im Reiche überlassen werde und daß sich Johanna die Regierung bis zu ihrem Tode vorbehalten habe. Gegen Sforza und gegen die Anhänger Ludwig's von Anjou suchte sich die Königin durch Täuschung zu helfen: sie knüpfte Unterhandlungen über einen mit ihnen zu schließenden Vertrag an. Dies geschah zu derselben Zeit, als Johanna den König Alfons dringend einladen ließ, selbst nach Neapel zu kommen. Alfons, der es erfuhr, würde daher auch nicht gekommen sein, wenn nicht die Stadt Neapel sich für ihn und gegen Ludwig von Anjou erklärt hätte und drei angesehene Männer, welche die Königin an ihn schickte, als Bürgen dafür aufgetreten wären, daß es der Königin mit der Unterhandlung zwischen ihr und Ludwig nicht ernst sei. Gegen Sforza's Banden ward hierauf Braccio da Mantone gerufen. Dieser ließ sich lange bitten und theuer bezahlen; er erhielt Stadt und Fürstenthum Capua, sowie die Würde eines Connetable, und die Königin versprach ihm, ehe er am 7. Juni 1421 durch die Terra di Lavoro nach Castellamare marschirte, zweimalhunderttausend Goldgulden baar. Andererseits nahm Papst Martin, sobald er erfahren, daß Braccio nach Neapel gezogen sei, dessen Feind, den Bandenführer Tartaglia, in Sold, und schickte ihn mit tausend Reitern dem Sforza und Ludwig von Anjou zu Hülfe. Tartaglia sollte den Braccio in Castellamare, welches derselbe kurz vorher erstürmt und grausam geplündert hatte, einschließen; Braccio entschlüpfte aber, vielleicht weil Tartaglia, wie dies der Bandenführer Art war, ihm einen Wink gegeben hatte (si disse, che Tartaglia a quel viaggio non aveva giocato a bon gioco).*) Am 25. Juni kam auch König Alfons nach Neapel; Johanna empfing ihn mit den lebhaftesten Danksagungen und mütterlicher Umarmung. Der Papst spielte nachher den Vermittler zwischen beiden Thronbewerbern; er schickte zwei Kardinäle nach Neapel, vorgeblich um eine Aussöhnung zu bewirken, eigentlich aber um von beiden Theilen Vortheile zu erlangen. Sein Tartaglia, der schon beim Angriffe auf Castellamare verdächtig geworden war, wurde auf Ludwig's und Sforza's Befehl als Verräther gefoltert und im September zu Aversa auf offenem Markte enthauptet. Sforza hatte damals nur noch 600 Reiter, welche überdies in schlechtem Zustande waren, und Ludwig's Kasse war erschöpft; der Letztere begab sich daher im März 1422 nach Rom, wo er zwei Jahre lang blieb und vom Papste mit Hoffnungen vertröstet ward.

Während Ludwig von Anjou in Rom vegetirte, kam es in Neapel zwischen Johanna und Alfons zum Bruche. Gleich anfangs ward

*) „Tartaglia soll bei diesem Zuge nicht gutes Spiel gespielt haben."

von der Königin und ihrem Vertrauten Caraccioli allerlei angesponnen, was dem König Alfons verdächtig sein mußte. Johanna und Caraccioli verständigten sich mit Sforza, beredeten auch Braccio da Mantone zur Aussöhnung mit demselben und erwiesen, als Braccio wegen seiner Besitzungen im Kirchenstaat auf einige Zeit dahin zurückkehrte, dem alten Sforza so große Begünstigungen, daß man argwöhnte, sie wollten sich seiner gegen Alfons bedienen. Diese Vermuthung war nicht ungegründet; das zeigte sich, als der stille Zwist, welcher bis dahin zwischen Alfons und der Königin geherrscht hatte, zur offenen Feindschaft wurde. Alfons wohnte seit September 1422 in Neapel, jedoch in einem anderen Castell als Johanna; Beide sahen sich wenig und, wenn es geschah, mit einer Aengstlichkeit und unter Vorsichtsmaaßregeln, wie sie im Kriege zwischen Feinden genommen zu werden pflegen. Im Mai 1423 ließ endlich Alfons den Oberhofmeister Caraccioli, den er unter Zusicherung eines freien Geleites sicher gestellt hatte, verhaften, und eilte gleich darauf nach dem Schlosse der Königin, um auch diese gefangen zu nehmen; zum Glück für Johanna hatte aber der Commandant des Schlosses einen Wink erhalten und ließ die Zugbrücke gerade in dem Augenblick aufziehen, als Alfons einreiten wollte. Johanna wandte sich darauf an Sforza um Hülfe, welcher auch herbeieilte und einige Vortheile erlangte; Alfons dagegen hatte auf Braccio, welcher wieder in sein Fürstenthum Capua zurückgekehrt war, rechnen zu können geglaubt und erhielt, als dieser vorerst nicht erschien, eine Verstärkung von jenen Cataloniern, welche vom 13. bis in das 16. Jahrhundert als Miethvölker und als abenteuernde Ritterschaft im mittelländischen Meer und an dessen Küsten berühmt und furchtbar waren. Dadurch fühlte sich Sforza bewogen, den Krieg von der Küste in das innere Land zu ziehen. Er begab sich mit der Königin nach Cerra und von da nach Aversa und befreite auch Caraccioli durch Auswechselung aus seiner Haft; Alfons dagegen ward Herr der Stadt Neapel. In Aversa erklärte Johanna den König Alfons der Adoption für verlustig und nahm dagegen Ludwig III. an Kindes Statt an. Der Krieg zwischen ihr und Alfons ward nach der Sitte jener Zeit auf dieselbe Weise geführt, wie man Ritterfehden zu führen pflegte; eine Entscheidung war also nicht zu erwarten. Auf der einen Seite schickte der Herzog von Mailand der Königin, wiewohl erst später, eine Flotte zu Hülfe, welche Gaëta einnahm; auf der anderen Seite erschien Braccio nicht bei Alfons, sondern schickte statt seiner den Jakob Caldora nebst einigen anderen seiner Hauptleute. Braccio kam nicht, weil er damals mit weit aussehenden Unternehmungen für sich selbst beschäftigt war. Er suchte durch Besetzung der nördlichen

Abruzzen die Plätze der Romagna mit seinem Fürstenthum Capua, das er immer erweitert hatte, zu vereinigen und sich auf diese Weise einen abgerundeten Staat in Mittelitalien zu gründen. Er belagerte deshalb die Stadt Aquila, deren Einwohner ihm jedoch den kräftigsten Widerstand entgegensetzten. Seine Unternehmungen brachten den Papst Martin in große Verlegenheit, weil, wenn Braccio, welcher bereits Perugia besaß, auch die Abruzzen eroberte, das kleine päpstliche Gebiet ringsum von dem Reiche des Abenteurers eingeschlossen gewesen wäre. Martin mußte daher Alles aufbieten, um den Aversanern einen Entsatz zu verschaffen. Er ließ aus diesem Grunde Sforza durch die Königin Johanna bewegen, daß er mitten im härtesten Winter über das auch im Sommer rauhe und einen Theil des Jahres hindurch mit tiefem Schnee bedeckte Gebirge ziehe. Sforza unternahm den Zug, verlor aber dabei am 4. Januar 1424 durch einen Zufall sein Leben. Er wollte nämlich, als er bei Pescara am adriatischen Meere an die Mündung des gleichnamigen reißenden Stromes gekommen war, durch denselben reiten und war bereits bis in die Mitte gelangt, als einer seiner Edelknaben zu tief in das Wasser kam; er eilte diesem sogleich zu Hülfe, sein Pferd glitschte aber, er fiel in den Strom, ward von demselben fortgerissen und kam nebst dem Knaben im Meere um (3. Januar 1424). Er war kaum 55 Jahre alt geworden. Dieser berühmte Feldherr konnte nicht schreiben und verstand kein Latein; doch rühmt man von ihm, daß er die Alten gern in italienischer Uebersetzung las und einem Gelehrten, der ihm den Cäsar und den Sallust übersetzte, fürstlichen Lohn gab. Als Schreiber wie als Spione verwandte er gern Mönche, die ihm treffliche Dienste leisteten. Die Rolle, welche er als Kriegshauptmann gespielt hatte, übernahm sein Sohn, Franz Sforza. Dieser erbte die kriegerischen Eigenschaften seines Vaters, war aber nicht roh wie derselbe, sondern hatte die ganze Bildung seiner italienischen Zeitgenossen, deren Leben und Litteratur damals das Muster für Europa war, in sich aufgenommen, und brachte es daher auch noch weiter als sein Vater. An einen Entsatz von Aquila konnte er nicht denken; denn er mußte zuerst eines Theils in den ererbten Besitzungen die Huldigung einnehmen und anderen Theils sich von der Königin Johanna zu Aversa belehnen, als Obergeneral anerkennen und mit Geld versehen lassen, um seine Banden bezahlen und beschenken zu können.

Unterdessen hatte König Alfons nach Hause zurückkehren müssen, weil seine spanischen Besitzungen mit einem Einfalle der Castilianer bedroht waren. Auf dem Heimweg berührte er Marseille, das er bei Nacht erstürmen und drei Tage lang plündern ließ. Er hatte seinen Bruder Don Pedro als Stellvertreter in Neapel zurückgelassen.

Dieser wurde aber bald, was bei den Bandenführern jener Zeit ganz gewöhnlich war, von dem Hauptmann Jakob Caldora verrathen. Caldora, welcher Neapel vertheidigen sollte, verkaufte sich und die Hauptstadt den Feinden und Don Pedro wurde im Castel nuovo enge eingeschlossen. Nachdem hierauf die Königin und ihr neuer Adoptivsohn, Ludwig III. von Anjou, unter großem Jubel in Neapel eingezogen waren, wurde, besonders dem Papste zu Gefallen, eine bedeutende Kriegsmacht gerüstet, um die Stadt Aquila zu entsetzen, welche nun schon 13 Monate hindurch von Braccio belagert und von ihren Einwohnern mit bewunderungswürdiger Ausdauer vertheidigt ward. Die Geschichte dieser Belagerung und Vertheidigung hat ein Zeitgenosse mit großer Ausführlichkeit poetisch beschrieben, und obgleich seine lateinischen Verse sehr holperig und barbarisch sind, so kann man doch aus denselben einige Belehrung über das Kriegswesen und die Kriegführung jener Zeit schöpfen. Jakob Caldora erhielt als oberster Anführer des königlichen Heeres die Leitung des Zuges gegen Braccio; unter ihm dienten Franz Sforza, Micheletto, Ludwig von Sanseverino und andere Hauptleute kleinerer Banden von Sforzeschischen Söldlingen. Auch der Papst Martin und der Herzog Philipp Maria von Mailand unterstützten den Zug gegen Braccio. Dieser hatte den Papst bedroht, er wolle ihn so weit bringen, 100 Messen für einen Pfennig zu lesen. Daher sandte Martin, im Bewußtsein, daß es die Bekämpfung seines ärgsten Feindes galt, eine auserlesene Zahl gemietheter Krieger, an deren Spitze Ludwig Colonna stand; der Visconte aber schickte seine Flotte, weil er fürchtete, Braccio möchte den Florentinern beistehen, mit welchen Philipp Maria im Kriege war. Am 1. Juni 1424 standen die beiden Heere einander bei Aquila gegenüber, und am 2. ward ein entscheidendes Treffen geliefert, in welchem Braccio völlig geschlagen wurde. Vor allen seinen Gegnern zeichnete sich Franz Sforza aus, der im Trauergewand mit schwarzem Helmbusch unter den Kämpfern erschien; doch schreiben die neapolitanischen Tagebücher den für Braccio unglücklichen Ausgang der Schlacht dem Nicolaus Piccinino zu, welcher dieses Feldherrn vorzüglichster Zögling war und zunächst unter ihm das Commando führte. Sie sagen nämlich, die Schlacht sei für Braccio nur deshalb unglücklich ausgegangen, weil Piccinino den erhaltenen Befehl, seinen Posten nicht eher zu verlassen, als bis er von Braccio ausdrücklich abgerufen werde, nicht befolgt habe. Braccio selbst ward gefährlich verwundet und als Gefangener in Sforza's Zelt gebracht. Er starb schon drei Tage nachher. Sein eigentliches Reich, d. h. sein Söldnerheer, wurde zersplittert, und Papst Martin und die Königin Johanna erhielten wieder, was sie

ihm theils geschenkt, theils gezwungen abgetreten hatten: die Königin nahm das Fürstenthum Capua nebst den übrigen Lehen, der Papst Perugia, Assisi und die anderen ihm entrissenen Städte in der Romagna wieder in Besitz. Von welcher Art die tapferen Männer waren, die damals in Italien den Ton angaben und sich Fürstenthümer erwarben, sehen wir an Braccio, dem man allgemein noch größere Tapferkeit und noch größeres Feldherrntalent zuschreibt, als den beiden Sforza's. Eine Stelle der neapolitanischen Tagebücher über ihn kann uns dienen, um den Zustand und die Sitten der Zeit dieser Banden und den Charakter der hohen Bildung Italiens zu bezeichnen. In diesen Tagebüchern wird erst berichtet, daß man dem Ludwig Colonna die Leiche Braccio's übergeben habe, um sie dem Papst zum Geschenk zu machen; dieser habe sie in Rom zwar nicht auf dem Kirchhofe, aber doch vor der Kirche San Lorenzo beerdigen und auf sein Grab eine Gedächtnißsäule setzen lassen: „Dieser Braccio war sein ganzes Leben hindurch gottlos und ketzerisch. Er glaubte weder an Gott noch an die Heiligen; er verachtete alle Religionsgebräuche und jeden Kirchendienst, besuchte nie die Messe und war sehr grausam." Dann erzählt die Chronik, Braccio habe zu wiederholten Malen Mönche in den kochenden Sprudel der heißen Quelle von Viterbo werfen und sechs Franziskaner, welche auf einem Kirchthurme standen und fromme Lieder sangen, herabstürzen lassen, sodaß sie den Hals brachen, und dergleichen mehr. „Aber", setzt der Schreiber kalt hinzu „Braccio war doch ein braver Soldat (ma nel suo esercito era leale e valente)." Wenn man hierzu dasjenige nimmt, was Dante im neunten Gesang des Inferno von der zu seiner Zeit unter den leitenden Männern Italiens herrschenden Skepsis sagt und was uns von des Papstes Johann XXIII. Cynismus in Wort und That und von fast allen ausgezeichneten Männern Italiens berichtet wird, so begreift man leicht, warum in Italien für die Reformation der Kirche kein Interesse war. Die höheren Klassen hatten eine skeptische Philosophie und setzten sich daher über Moral und Religion hinweg, waren aber viel zu klug, um der Menge die Binde des Aberglaubens, welche ihnen die Leitung derselben erleichterte, von den Augen nehmen zu wollen. In demselben Jahre wurde Martin noch eine Sorge los, indem der alte Benedict XIII. starb; der neue Gegenpapst, welchen Alfonso aufstellte, konnte sich außerhalb Aragoniens keine Geltung verschaffen.

Im Juni, als der Königin, ihrem Adoptivsohn Ludwig und den Banden, welche vorher unter dem alten Sforza gedient hatten und nur zum Theil an seinen Sohn Franz übergegangen waren, im offenen Felde kein Feind mehr gegenüber stand, konnte sich Don Pedro nur

durch die Hülfe der aragonischen Flotte und auch mit dieser blos an der Küste behaupten. Sein Bruder Alfons ward, wie wir später angeben werden, durch seine Händel mit Castilien mehrere Jahre in Spanien zurückgehalten und auf diese Weise außer Stand gesetzt, sein durch Adoption erlangtes Recht auf Neapel gegen Ludwig von Anjou, welcher den Titel und gegen Caraccioli, der die Macht des Königthums hatte, zu behaupten. Pedro begab sich daher nach Afrika, wo er dann mit seinen Cataloniern abenteuerte.

3. Veränderungen im oberen Italien.

In Oberitalien hatten um den Beginn des 15. Jahrhunderts, während Florenz immer mehr emporstieg, Mailand und Venedig durch Geld, durch gemiethete Truppen, durch Grausamkeit und Treulosigkeit ihre Macht bedeutend vergrößert, Genua aber in demselben Grade die seinige eingebüßt und sich sogar auf einige Zeit (1396 bis 1409, s. oben) dem Könige von Frankreich unterwerfen müssen. Venedig behauptete nach den gräßlichen Thaten, die es an den letzten Sprößlingen des Hauses Carrara geübt hatte, den Besitz von Padua, Vicenza, Verona und anderen Städten des Festlandes. Mailand, welches unter Johann Galeazzo Visconti ein Herzogthum geworden war und als solches dem Namen nach ein Lehen des deutschen Reiches blieb, erlitt nach dem Tode dieses Herrschers bedeutende Einbußen. Johann Galeazzo († 1402) hinterließ einen natürlichen und zwei eheliche Söhne. Dem Ersteren, Gabriel, hatte er Pisa vermacht, von den beiden Anderen sollte der jüngere, Philipp Maria, die Städte Pavia, Novara, Vercelli, Tortona, Alessandria, Verona, Vicenza, Feltre, Belluno und Bassano erben; dem älteren dagegen, Johann Maria, welcher erst 13 Jahre alt war, sollten Mailand, Cremona, Como, Lodi, Parma, Piacenza, Reggio, Bergamo und Brescia zu Theil werden. Johann Galeazzo's Erben waren aber minderjährig und dies ward eben so von den benachbarten Staaten, wie von den einheimischen Großen benutzt, um ihre Habgier und Herrschsucht zu befriedigen. Die Venetianer bereicherten sich auf Philipp Maria's Unkosten, die Florentiner zwangen Gabriel, ihnen das Castell von Pisa abzutreten, und in allen Städten bemächtigten sich entweder die alten patricischen Familien, welche Johann Galeazzo mit Gewalt unterdrückt hatte, oder einzelne Führer von Söldnerbanden der Herrschaft.

Wie in Unter- und Mittelitalien die Hauptleute, welche aus den beiden militärischen Schulen des Braccio und des alten Sforza hervorgegangen waren, über Fürsten, Völker und Länder schalteten, so gab es auch in Oberitalien viele angesehene Führer, welche als Meister der Kriegskunst mit ihren Leuten Handel trieben und über das Schick-

sal der Städte und Staaten entschieden. Von diesen waren am Anfang des 17. Jahrhunderts Ottobuono Terzo, Graf Theodor von Montferrat, Galeazzo von Mantua und Thaddäus da Verme vor Andern dadurch berühmt, daß ihre geübten und geschonten Banden bald dieser, bald jener kriegführenden Macht verkauft und auf solche Weise stets im Felde erhalten wurden. Am berühmtesten aber war Alberich da Barbiano, weil er die St. Georgs-Compagnie gebildet hatte, deren Gemeine und Officiere allenthalben gesucht und durch reichen Sold und durch das Versprechen großer Beute aus einem Dienste in den anderen gelockt wurden. Unter die Bandenführer aus seiner Schule gehörte auch Facino Cane, welcher während der Minderjährigkeit der beiden Söhne Johann Galeazzo's der verwittweten Herzogin von Mailand und ihrer Herrschsucht seinen und seiner Miethlinge Arm lieh, um willkürliche Herrschaft zu üben. Uebrigens gab es damals kein einträglicheres Gewerbe, als das eines gemeinen Condottiere, geschweige denn eines Officiers oder gar Feldhauptmanns derselben. Abgesehen von den Geschenken, den Erpressungen von Freund und Feind, sowie der Ernährung auf Unkosten der unglücklichen Bewohner des Landes erhielt ein jeder 30 Goldgulden oder Dukaten monatlich; das Geld hatte aber damals im Verhältniß zu den Bedürfnissen einen vierfach höheren Werth, als in unserer Zeit. Freilich mußte der gepanzerte Krieger sich Pferd, Kleidung und Rüstung selbst stellen. Diese Söldner bildeten in Italien die Hauptstütze aller Staaten und die aus ihnen bestehenden Kriegsheere waren die furchtbarsten und geübtesten in ganz Europa. Auch ward damals die Wissenschaft des Kriegswesens ebenso, wie jede andere Wissenschaft und Kunst, in Italien neu gestaltet. Nur die Geschützkunst wurde in Böhmen besser betrieben und England hatte ausgezeichnete Armbrustschützen.*)

Johann Galeazzo Visconti, welcher selbst kein Feldherr war, hatte seine weiten Besitzungen durch die Banden der Miethlinge erworben und behauptet; er vertraute daher den Feldhauptleuten derselben auch die Regentschaft für seine Söhne und die Beschützung seiner Wittwe an. Jakob da Verme, Alberich da Barbiano, Pandolf Malatesta,

*) Braccio da Mantone vertheidigte, wie ein fast gleichzeitiger Biograph erzählt, in Gegenwart des Königs Alfons die italienische Kriegführung gegen einige Spanier, welche es tadelten, daß in den Schlachten der Condottiere kaum einige Krieger getödtet würden, während Franzosen und Deutsche, als die tapfersten Völker, den Feind zu vernichten suchten. Er erklärte: Klugheit thue im Kriege das Meiste; große Schaaren machten es nicht aus; die Völker jenseits der Berge führten den Krieg wie Thiere, die Italiener aber hätten ihn zum Handwerk und sogar zur Kunst erhoben.

Franz Gonzaga und Paul Savelli sollten nach Johann Galeazzo's Testament unter der Leitung seiner Wittwe Katharina und unter dem Vorsitze seines ehemaligen Kammerherrn Barbavara eine Regentschaft bilden. Die ausführliche Geschichte dieser aus einem Weibe und Räubern bestehenden Regentschaft gehört nicht hierher; es genügen in Betreff derselben einige Winke, um den Charakter der Zeit durch Thatsachen zu bezeichnen. Gleich nachdem Johann Galeazzo gestorben war, brach in allen Städten der Aufstand aus und die an seine unmündigen Söhne vererbte Herrschaft schien überall schnell untergehen zu sollen. Pistoja und Siena machten sich frei. Gabriel ward nicht nur, wie oben erzählt, aus Pisa vertrieben, sondern nachher in Genua gefoltert und hingerichtet (1408). Como ward von Malatesta geplündert. Der Papst machte sich wieder zum Herrn von Bologna, Assisi und von anderen Städten des Kirchenstaats, welche dem Johann Galeazzo gehuldigt hatten. Die Venetianer unterwarfen sich nach dem Sturze der Scala und Carrara die Städte Verona, Padua und Vicenza, sowie 1412 auch Belluno und Feltre, welche Orte König Sigismund von Ungarn besetzt gehabt hatte. Dagegen ward Alessandria, welches sich ebenfalls empört hatte, von Facino Cane wieder unterworfen und auf Katharina's Geheiß gezüchtigt. Auch in Mailand erhob man sich gleich anfangs gegen die Regentschaft. Diese wurde bei Seite geschoben und eine neue bestellt; Katharina lockte aber bald nachher die ihr vom Volke aufgedrungenen Mitregenten in die Burg, in welche sie sich selbst geflüchtet hatte, und ließ dieselben dort theils festhalten, theils ermorden. Dann übernahm sie wieder die Regierung in Gemeinschaft mit Barbavara. Beide machten sich durch schauderhafte Grausamkeiten allgemein verhaßt und gaben zugleich den von ihnen verfolgten politischen Verbrechern das Beispiel schändlicher Treulosigkeit. Man darf zwar unseren Maaßstab der Sittlichkeit nicht an die Menschen jener Zeiten und Gegenden legen; denn in Italien galt damals jeder für einfältig, der sich durch einen Grundsatz von einer That abhalten ließ („Cosa fatta ha capo“ *); nichtsdestoweniger trieben Katharina und Barbavara es auch für ihre Zeit zu arg. Durch ihre Härte gegen die politischen Verbrecher, welche allerdings Strafe verdient haben mochten, wurden die Mailänder zuletzt so erbittert, daß Beide endlich gestürzt wurden. Man zwang die Regentin zuerst, ihre festen Plätze dem Volke zu übergeben und ihren Sohn Johann Maria den von diesem gewählten Vormündern anzuvertrauen; dann ward im Namen des jungen Prinzen überall, wo man ihm noch gehorchte, ein offener Krieg gegen Katharina und Barbavara begonnen.

---

*) „Das Geschehene gilt“; der Grundsatz des fait accompli.

Barbavara entrann dem Verderben durch die Flucht, die Herzogin aber ward überfallen und zu Monza in das Gefängniß geworfen, in welchem sie gleich darauf, wahrscheinlich an Gift, starb (October 1404). Auch der andere Sohn Johann Galeazzo's, der in Pavia wohnende Philipp Maria, war nur ein Schatten; denn die Familie Beccaria, welche ehemals diese Stadt beherrscht hatte, erlangte ihr früheres Ansehen wieder und herrschte in Pavia eben so, wie Georg Benzoni in Crema, Johann von Vignate, eines Metzgers Sohn, in Lodi, die Suardi in Bergamo, die Colconi in Trezzo, die Cavalcati in Cremona und Franchino Rusca in Como. Alle diese neuen Herrscher übten, obgleich der Sturz des Hauses Visconti durch das Volk bewirkt worden war, dieselben Bedrückungen und Grausamkeiten, wie die Visconti, ersetzten aber den Mangel der Freiheit nicht wie diese durch Einheit und Energie der Verwaltung und durch den äußeren Glanz des mailändischen Herzogthums.

Die Erziehung der beiden Söhne Johann Galeazzo's blieb dem Zufall überlassen. Johann Maria in Mailand war schon als 18jähriger Jüngling ein treuloser und grausamer Tyrann, weil er von den wüthenden Parteien der dortigen Guelfen und Ghibellinen als Werkzeug gebraucht wurde und, wenn er sich behaupten wollte, Treue und Glauben brechen mußte. Sein Bruder Philipp Maria zu Pavia behauptete sich bis 1411 nur mit Mühe durch den Schutz des Condottieren-Hauptmanns Franz Carmagnola im Besitze der Burg; in der Stadt dagegen herrschte Castellin Beccaria, welcher an der Spitze der dort übermächtigen ghibellinischen Familien stand und durch Facino Cane von Alessandria her mit Kriegsleuten unterstützt wurde; doch war auch Philipp Maria manchmal wieder auf kurze Zeit Herr der Stadt. Im Jahre 1407 machte Facino Cane den Versuch, sich auch der Stadt Mailand zu bemächtigen; aber seine Gegner unter den Hauptleuten der Condottieren, Ottobuon Terzo und Jakob da Verme, eilten dem mailändischen Herzoge oder vielmehr den durch die Ghibellinen zugleich im Inneren der Stadt und von außen her bedrohten Guelfen Mailands zu Hülfe und schlugen die Banden des Facino Cane, welcher nur mit Mühe entkam und seitdem der heftigste Feind Johann Maria's und seiner Guelfen wurde. Johann Maria nahm nachher gegen seine Feinde in- und außerhalb der Stadt Condottieren in seinen Dienst, heirathete eines Malatesta Tochter und ward von einem anderen Malatesta mit Miethlingen unterstützt, mußte aber, um sich seiner zahlreichen inneren Feinde zu entledigen, zu einer alles menschliche Gefühl in ihm erstickenden Grausamkeit seine Zuflucht nehmen. Von außen her besetzte nicht nur Facino Cane die Stadt Novara, sondern auch Ottobuon Terzo ward so mächtig, daß 1408 Johann Maria von

Mailand, Franz Gonzaga von Mantua, Nikolaus von Este, Markgraf von Ferrara, Pandolf Malatesta und Gabrino Fondolo, Herr von Cremona, sich verbinden mußten, um sich seiner zu erwehren. Sie schlugen ihn zwar, vernichteten ihn aber nicht, weil er, so lange er Geld hatte, die Lücken in seinem Heer leicht ausfüllen konnte. Johann Maria selbst wurde damals von seinen eigenen Schützern, den beiden Malatesta und zugleich von Facino Cane bedrängt und belagert, so daß er sich an den französischen Statthalter in Genua, den Marschall Boucicault, wenden mußte. Dieser gewährte ihm die gewünschte Hülfe und zog 1409 nach Mailand. Da er aber damals wenig Franzosen in Genua zurückließ, so riefen die dortigen Gegner der Franzosen den Facino Cane herbei, um ihnen zur Wiedererlangung ihrer Unabhängigkeit behülflich zu sein. Boucicault eilte zu spät aus Mailand herbei, Facino Cane's Banden versperrten ihm sogar den Rückweg aus Mailand und er mußte beschämt nach Frankreich heimkehren; so nahm die französische Oberhoheit über Genua ein Ende. Im folgenden Jahre (1410) ward der Herzog Johann Maria von seinen Unterthanen gezwungen, sich in Facino Cane's Gewalt zu geben, oder mit anderen Worten, den Bandenführer zum Governator von Mailand zu ernennen. Sein Bruder Philipp Maria behauptete sich damals zwar durch Franz Carmagnola fortdauernd in der Burg von Pavia, obgleich er von Facino Cane, vorgeblich auf Johann Maria's Geheiß, hart bedrängt ward; im Jahre 1411 aber eroberte Facino Cane auch die Burg, beschränkte Philipp Maria auf den leeren Titel eines Grafen von Pavia und hielt ihn dann in solcher Dürftigkeit, daß des jungen Visconti Lebensbeschreiber erzählt, derselbe habe mehrere kostbare Ringe seines Vaters versetzen müssen, um nur leben zu können.

Aesthetisch, poetisch und wissenschaftlich betrachtet, war der Zustand Italiens der glänzendste; die Geschichte der einzelnen Staaten und ihrer verworrenen Händel zeigt aber, daß Glanz mit stillem, beschränktem Glücke nicht verwechselt werden darf. Der Handel und die Industrie zogen freilich die Reichthümer Asiens und Europas nach Italien, wo sie durch große und kleine Städte in alle Adern des Verkehrs gebracht wurden, und in Italien blühten damals Wissenschaft und Kunst, Poesie und feiner Ton, Gewerbe und Ackerbau; aber mitten in der allerdings auf bewunderungswürdige Weise regen politischen Bewegung verschwand allenthalben jede sittliche und religiöse Haltung im Leben. Bei dem ewigen Schwanken zwischen Freiheit und tyrannischer Gewalt wetteiferten die enthusiastischen, beredten und aus den Alten gebildeten Freunde republikanischer Freiheit mit den militärischen Tyrannen an Grausamkeit und Treulosigkeit, und

jede Stadt schwamm in Blut. Wir würden zur Ehre der Menschheit die uns überlieferten Erzählungen von der Mordlust des feigen und schwächlichen Tyrannen Johann Maria Visconti, der sich in seiner Burg ängstlich wie einen Gefangenen bewachen ließ und nicht herauswagte, für Märchen halten, wenn nicht alle von Muratori gesammelten Geschichtschreiber Mailand's einstimmig dasselbe berichteten.*) Uebrigens bietet auch die Geschichte der Tyrannen, welche in der alten Zeit die freien Städte in Sicilien und Griechenland ihrer Herrschaft unterwarfen, sowie die der späteren römischen Kaiser ähnliche Greuel dar. Uns schaudert vor allen den Martern und Peinigungen, mit denen ein Knabe, wie Johann Maria, die Männer der ersten Familien aus der Welt schaffte; ein einziges Beispiel mag hinreichen. Der Tyrann ließ sich durch Doggen bewachen, welche durch seinen Oberjägermeister Squarcia Giramo zum Zerreißen von Menschen besonders abgerichtet und, damit sie ihr Henkeramt desto eifriger erfüllten, an Menschenfleisch gewöhnt worden waren. Diesen Hunden gab der Tyrann, nach vielen anderen Opfern, einst auch zwei Glieder seiner eigenen Familie, Anton und Franz Visconti, und den angesehensten Ghibellinen der Stadt, Johann von Pusterla, nebst dem zwölfjährigen Sohne desselben preis. Die genannten drei Männer wurden von den Hunden sogleich zerrissen, den schönen unschuldigen Knaben aber wollten die Bestien nicht anpacken; da ließ der Tyrann den Unglücklichen, mit welchem selbst reißende Thiere Mitleid gehabt hatten, durch Giramo's Jagdmesser zerhauen. Der Tyrann von Mailand war übrigens nicht der Einzige, welcher in jener Zeit jeden Grundsatz der Sittlichkeit und Religion ganz öffentlich verhöhnte; alle Condottieren-Führer, die sich der Regierung einer Stadt bemächtigt hatten, sowie besonders auch der Kardinal Balthasar Cossa, der nachher als Johann XXIII. Papst war, verhöhnten sowohl in ihren Handlungen, als auch durch geniale cynische und himmelstürmende Reden die Einfalt und Gutmüthigkeit derer, welche nicht auf ihrer Höhe standen. Um dies zu erläutern, dürfen wir in Betreff Johann's XXIII. nur auf die durch Bilder veranschaulichten Erzählungen der Constanzer Chronik verweisen und in Rücksicht des Ottobuon Terzo dasjenige anführen, was von seinen letzten Lebensjahren erzählt wird. Derselbe plünderte 1407 das Modenesische einen ganzen Monat lang ohne irgend einen anderen Grund, als weil er in Parma allein seine Banden nicht erhalten könne. Er gab ferner den Mailändern und Venetianern für ihre auf dem Po zu verschiffenden Waaren Geleits-

*) In dem großen Sammelwerk des 1750 gestorbenen Geschichtsforschers Ludwig Anton Muratori: Rerum Italicarum scriptores.

briefe und ließ nichtsdestoweniger nachher dieselben Waaren, deren Werth über 100,000 Dukaten betrug, wegnehmen. Im Jahre 1408 ließ er in Parma und Borgo San Domino, wo man, wie er glaubte, gegen ihn conspirirte, an Einem Tage 65 Personen hinrichten. Im folgenden Jahre jedoch ward ihm Mord mit Mord, Treulosigkeit mit Treulosigkeit vergolten, und der ältere Sforza bewies, daß er ihm ebenso an frevelhafter Gesinnung und an Treulosigkeit, als an Tapferkeit und Feldherrntalent gleich sei. Der Markgraf Nikolaus von Ferrara hatte nämlich Sforza gegen Buon Terzo in Dienst genommen und beunruhigte vermittelst desselben das Gebiet von Parma und Reggio so sehr, daß Buon Terzo ihm endlich eine Zusammenkunft und freundliche Unterredung antragen ließ. Bei dieser Zusammenkunft, zu welcher der Letztere 90, der Markgraf Nikolaus 100 Reiter mitgebracht hatte, unterhielten sich Beide im Angesicht ihrer Schaaren, als plötzlich entweder Sforza oder dessen nächster Verwandter, Michael Attendolo, hervortrat und dem Buon Terzo einen Stoßdegen durch den Leib stieß. Der Leichnam des grausamen Räubers wurde nach Modena gebracht und hier zerrissen ihn die Einwohner sogleich in Stücke; einige Leute aus dem Volke zerfleischten ihn in ihrer Wuth sogar mit den Zähnen.

Die Grausamkeiten Johann Maria's trieben endlich einige ihm nahe stehende edle Jünglinge, welche das Studium der alten Griechen und Römer mit einer enthusiastischen Liebe der Freiheit und des Vaterlandes und mit einem glühenden Haß gegen Usurpatoren und Tyrannen erfüllt hatte, das Beispiel der Mörder Cäsar's nachzuahmen. Ihre Verschwörung stand in der That mit dem wiedererwachten Studium der alten Litteratur im engsten Zusammenhang. Es war nämlich in den vielen großen und kleinen, zum Theil sehr blühenden Staaten Italiens schon seit hundert Jahren das Bedürfniß einer ganz anderen Bildung erwacht, als man in den öffentlichen Schulen zu empfangen pflegte. Beredsamkeit und guter lateinischer Styl, Philosophie oder, wenn man will, die sophistische Fähigkeit, jeder Sache ein gutes Ansehen zu geben, waren ein ebenso allgemeines Bedürfniß geworden, als kriegerische Eigenschaften und Uebungen. Die Schriften der alten Griechen und Römer wurden aus dieser Ursache überall in Bezug auf Politik, Staatswissenschaft und allgemeine Bildung erläutert und ausgezeichnete Männer, die man Grammatiker nannte, traten in allen Städten auf, bildeten, wie einst die griechischen Philosophen, eine Schule oder einen Kreis von Zuhörern um sich und schlugen bald in dieser, bald in jener Stadt ihren Lehrstuhl auf. Einer dieser Grammatiker begeisterte die edle Jugend in Mailand durch seine Reden über den Tyrannen-Mord, über dessen Rechtmäßig-

keit damals von Polen an bis nach Sicilien so heftig gestritten wurde; die zu Paris von Johannes Parvus (Jean Petit) verkündigte Lehre, daß der Tyrannenmörder ein gottgefälliges Werk thue wie der Erzengel Michael, der den Teufel schlägt, gab selbst auf dem Constanzer Concil Anlaß zu ernsten und sehr lebhaften Verhandlungen. Mehrere für die Freiheit begeisterte Jünglinge, deren nächste Angehörige Johann Maria gequält und getödtet hatte, Otto Visconti, Andreas Bagio, ein Pusterla, mehrere aus dem Hause Trivulzi, ein Montegazzi und Andere, verschworen sich, Johann Galeazzo's Söhne an einem und demselben Tage zu ermorden und das Volk zur Freiheit aufzurufen. Sie fanden in der Krankheit des Facino Cane, der in Pavia auf dem Todbette lag, eine dringende Veranlassung zur raschen Tödtung Johann Maria's, denn wenn Facino starb, hatten sie vom Herzog neue Ausbrüche der Wuth und Grausamkeit zu fürchten. Gleichzeitig sollte Beccaria in Pavia den Philipp Maria aus der Welt schaffen. Der Letztere ward gerettet, Johann Maria aber auf eine schauerliche Weise ums Leben gebracht. Johann Maria konnte nur in der Kirche des heiligen Gotthard, wo ihn seine Verwandten umgaben, getroffen werden; hier überfielen ihn also die Verschworenen während der Messe und ermordeten ihn am Altar mit unzähligen Wunden (16. Mai 1412). Der Hundewärter Squarcia Giramo, unter Johann Maria eine wichtige Persönlichkeit, wurde an seiner eigenen Hausthür aufgehängt. An demselben Tage starb auch der kranke Facino Cane, dessen Charakter die mailändische Chronik mit folgenden Worten schildert: „Facino habe sich zwar manchmal im Felde ausgezeichnet, sei aber sonst jeder Schlechtigkeit beflissen gewesen (in omni vita nequitiae cultor) und habe weder jemals Treue bewahrt, noch Menschlichkeit geübt; er würde auch die mailändischen Prinzen umgebracht haben, wenn er selbst Kinder gehabt oder wenn er nicht gefürchtet hätte, daß sich alle Parteien gegen ihn vereinigen würden, sobald sie sähen, daß er auch den Titel der Herrschaft an sich reißen wolle.“ Die meist jungen Verschworenen hatten, wie einst Cäsar's Mörder, keinen Plan gehabt, das Volk war schlaff und die Soldaten waren allein die Vertheiler der Macht; einer der Verschworenen, der ein guter Soldat war, Hector, des Barnabas Visconti natürlicher Sohn, nahm daher mit seinem Bruder Johann Karl Mailand in Anspruch; sie konnten aber die Burg nicht in ihre Gewalt bringen. Philipp Maria in Pavia gewann auf diese Weise Zeit, sich die Summen zu verschaffen, welche Facino's Leute dafür forderten, daß sie sich dem Rathe ihres sterbenden Hauptmanns gemäß in seinen Dienst gäben. Facino hatte nämlich noch vor seinem Ende durch Eilboten Johann Maria's Ermordung erfahren und dessen Bruder, Philipp Maria,

sowohl dem designirten Erzbischof von Mailand, welcher an seinem Bette stand, als auch seinen Soldaten empfohlen. Gleich nach seinem Tode rieth der Befehlshaber der Burg von Pavia dem jungen Manne, Facino's Wittwe, Beatrix Tenda, zu heirathen, welche ihm eine bedeutende Summe baar zubringen würde. Philipp Maria folgte sogleich diesem Rathe und Beatrix Tenda nahm seinen Antrag an, als die Leiche ihres Gemahls noch kaum kalt war. Eigentlich erkaufte die damals bereits 40 Jahre alte Frau sich mit baaren 400,000 Dukaten einen kaum 20 Jahre alten und fürstlichen Gemahl und dieser erkaufte sich dann mit ihrem Geld die Soldaten, die ihm zum Besitze von Mailand und Monza verhelfen sollten. Schon am 16. Juni mußte Hector Visconti mit seinem Bruder den von Philipp Maria angeworbenen Söldnern weichen. Beide knüpften Verbindungen mit König Sigismund an, der wirklich eine Zeit lang dem Herzog Schwierigkeiten machte. Hector hielt sich noch neun Monate lang bis an seinen Tod in der Stadt und nachher in der Burg von Monza und als er gestorben war, ward diese von seiner Schwester Valentina noch so lange vertheidigt, bis Philipp Maria's Marschall, Franz Busso oder, wie er gewöhnlich heißt, Franz von Carmagnola, eine vortheilhafte Capitulation gewährte (1. Mai 1413).

Unter Philipp Maria ward hierauf das Herzogthum Mailand mächtiger, als es vorher je gewesen war, während Genua, der Kirchenstaat und fast alle kleineren Staaten durch unaufhörliche Angriffe der Banden, durch Wechsel der Regierung und durch innere Kriege erschöpft und geschwächt wurden. Venedig und Florenz allein, blühend durch Handel und Industrie, vergrößerten mit jedem Jahre ihre Herrschaft und ihre Macht, Florenz innerhalb der Apenninen, Venedig nach allen Seiten hin, sowohl in Dalmatien und Illyrien, als im Inselmeer und im oberen Italien. Mit diesen beiden Staaten gerieth Philipp Maria in Streit, als er auf den Gedanken kam, alles, was ehemals zum Herzogthum Mailand gehört hatte, wieder mit demselben zu vereinigen. Philipp Maria selbst war kein Feldherr, ja nicht einmal ein Kriegsmann. Was er erwarb oder gewann, verdankte er zuerst seiner Gemahlin Beatrix Tenda, welche mit Ausnahme der Schönheit und Jugend alle Eigenschaften eines edlen weiblichen Wesens besaß, sowie später den Generalen Carmagnola und Franz Sforza, denen er seine Heere anvertraute. Seine Gemahlin hatte ihm nicht nur die Schätze verschafft, mit welchen er die Banden erkaufte, sondern auch den Besitz der Städte Tortona, Novara, Vercelli und Alessandria, die sie von Facino ererbt hatte. Er lohnte ihr, wie die Tyrannen und Gewissenlosen aller Zeiten zu lohnen pflegen: er raubte ihr Ehre und Leben. Im Jahre 1418 verstieß er sie; während er selbst

mit einer Geliebten, die er heirathen wollte, sich verständigt hatte, beschuldigte er Beatrix des vertrauten Umgangs mit einem jungen Musiker, Namens Orembelli; er erpreßte von diesem durch die Folter ein Geständniß und ließ dann auch seine Gemahlin furchtbar martern. Sie leugnete standhaft jede Schuld ab, auch glaubte niemand an eine solche, weil Beatrix über allen Verdacht erhaben war; gleichwohl wurden Beide hingerichtet. Schon ehe dieses geschah, hatte nicht allein Carmagnola mit den gemietheten Schaaren seines Herzogs Trezzo, Lecco und Castello d'Adda, also die am stärksten befestigten Plätze zwischen der Adda, dem Tessino und den Alpen, erobert, sondern auch Lodi war, nachdem es im offenen Kriege nicht hatte eingenommen werden können, durch treulosen Verrath in die Gewalt des mailändischen Tyrannen gekommen. Kaum hatten nämlich die Venetianer 1416 einen Waffenstillstand zwischen Philipp Maria, dem Herrn der Stadt Lodi, Johann von Vignate, und den Tyrannen von Como, Cremona, Piacenza vermittelt, als der Herzog den Johann von Vignate nach Mailand lockte, hier sogleich ins Gefängniß warf und dann gefesselt nach Lodi zurückführen ließ, damit Johann's Sohn durch die dem Leben seines Vaters drohende Gefahr und durch das Versprechen bedeutender Geschenke zur Uebergabe der Stadt bewogen würde. Während aber Johann von Vignate's Sohn auf der einen Seite von der Mauer herab unterhandelte, erstiegen die mailändischen Söldlinge diese auf der anderen; Lodi ward erstürmt und geplündert, die beiden Vignate aber hingerichtet. Nach Anderen starb der Vater im Gefängniß zu Pavia, wo er sich an den Gittern seines Eisenkäfigs den Schädel zerschlug.

Ein ähnlicher Versuch, welchen im folgenden Jahre Carmagnola auf Piacenza machte, mißlang vorerst, weil Philipp Arceli, der Herr dieser Stadt, ebenso, wie der Tyrann von Mailand, ein Herz von Stein hatte. Carmagnola hatte den Bruder Philipp Arceli's, sowie den Sohn desselben, einen liebenswürdigen, hoffnungsvollen Jüngling, auf einer Reise räuberisch auffangen lassen und drohte Beide vor den Augen ihres Vaters und Bruders quälen und morden zu lassen, wenn dieser die Thore der Stadt nicht öffne. Jedermann wußte, daß dies keine leere Drohung sei, wie sie denn auch wirklich ausgeführt wurde; Philipp öffnete aber darum die Thore doch nicht. Indessen half ihm seine Hartherzigkeit nichts; denn er mußte bald nachher vor Carmagnola's Waffen aus der Stadt weichen, welche bei dieser Gelegenheit zuerst vom Freunde und dann vom Feinde verwüstet wurde und seitdem einige Zeit hindurch ganz öde liegen blieb. Philipp Arceli rettete sich auf die Burg und verkaufte dieselbe nachher für einige tausend Gulden an Carmagnola. Er trat hierauf mit

seiner Bande in den Dienst der Venetianer und machte für dieselben Eroberungen im Friaul. Nach der Einnahme von Piacenza entriß Carmagnola dem Herrn von Brescia, Pandolf Malatesta, nicht blos Bergamo, sondern nahm ihn auch in einem Treffen gefangen und zwang ihn, Brescia selbst abzutreten (1420). Die eroberten Städte und Gegenden gewannen und verloren durch den Wechsel der Herrschaft nicht das Mindeste. Den verweichlichten und verwöhnten Bürgern der Städte war es sogar nach und nach ganz gleichgültig geworden, wer sie beherrschte; denn ein Tyrann war es immer. Ebenso waren die betriebsamen, aber vor jeder Gefahr zitternden Bewohner des platten Landes stets irgend einer Bande oder einem Anführer derselben preisgegeben und diese glichen sich wie ein Ei dem andern.

Auch das Gebiet der Republik Genua besetzte Carmagnola bis nach Gavi hin für seinen Herzog. Dieser Staat war, nachdem er sich der Franzosen entledigt hatte, aufs neue durch innere Unruhen zerrissen worden. Die Stadt Genua fiel nämlich zuerst wieder in die Gewalt des Markgrafen von Montferrat, mit dessen Hülfe sie sich von den Franzosen befreit hatte, und als 1413 dieser ebenfalls verjagt wurde, erlangte sie gleichwohl ihre Freiheit nicht wieder; denn Georg Adorno, Barnabas da Goano und Thomas da Campo Fregoso bemächtigten sich, jeder als das Haupt einer Partei, nach einander der Dogen-Würde und der Tyrannei. Die unterliegenden Parteien bekriegten stets die obsiegenden. Noch geben die überaus festen alten Bauten in Genua Zeugniß von den fortwährenden Bürgerkriegen. Endlich nahmen die Guarci, Montalti und Adorni ihre Zuflucht zu Philipp Maria, und da sich mit diesem auch die Markgrafen del Carreto und von Montferrat verbündeten, so war Carmagnola im Stande, das ganze Land nördlich von den Apenninen zu besetzen. Die Genuesen waren im Jahre 1420 in einer sehr bedenklichen Lage. Ihr Doge, Thomas Fregoso, hatte nicht blos die Parteien seiner Gegner, sondern auch den Herzog von Mailand zu Feinden; die Florentiner schlossen gerade in dem Augenblick, als sie ihnen hätten helfen sollen, mit diesem Herzoge Frieden, weil sie wahrscheinlich hofften, daß ihnen die Genuesen in der Noth würden Livorno verkaufen müssen; und endlich erhielten die Genuesen noch an Alfons V. von Aragonien einen neuen Feind. Dieser suchte ihnen, wie oben erzählt worden ist, Corsika zu entreißen und eroberte auch wirklich die ganze Insel bis auf die Stadt San Bonifacio, welche Johann Fregoso, der Bruder des Dogen, nach einer neunmonatlichen Belagerung rettete. Im Jahre 1421 vereinigten sich die Catalonier des Königs Alfons mit Carmagnola über einen Angriff auf die Stadt Genua selbst, wo-

bei ihnen die ausgewanderten Adeligen Hülfe leisteten. Die Stadt ward hierauf zu gleicher Zeit zu Wasser und zu Land angegriffen und die Republik verkaufte damals in ihrer Noth nicht nur Livorno an die Florentiner, sondern sie opferte auch ihre Freiheit auf, um ihren Wohlstand zu retten. Der Doge, Thomas Fregoso, entsagte nämlich freiwillig seiner Würde, wogegen er die Herrschaft von Sarzana erhielt, und Genua erkannte den Herzog von Mailand unter denselben Bedingungen als Oberherrn an, welche 20 Jahre früher der König von Frankreich den Genuesen gewährt hatte. Die Bürger behielten die innere Verwaltung und Regierung nebst der Wahl ihrer Obrigkeiten und Richter, Carmagnola aber rückte, wie einst Boucicault, als Statthalter von Genua ein; der Podesta und die anderen Beamten wurden nun durch den Herzog von Mailand ernannt.

Nach der Vereinigung von Genua mit Mailand waren nur noch Venedig und Florenz im Stande, der weiteren Ausbreitung der Macht des Hauses Visconti Schranken zu setzen; Beide schienen aber damals ihre Aufmerksamkeit auf andere Dinge zu richten, als auf die ihnen von Mailand her drohende Gefahr. Die Venetianer unterwarfen sich, als 1418 der mit Sigismund geschlossene Waffenstillstand abgelaufen war, nach und nach das Gebiet des Patriarchen von Aquileja; derselbe, vordem einer der mächtigsten geistlichen Herren in Italien, behielt nun außer seiner Hauptstadt nur einige Schlösser und Venedig sicherte ihm eine Jahresrente von 3000 Dukaten für seine Tafel zu. Nachdem die Venetianer so (seit dem Jahre 1420) durch die Tapferkeit ihres Feldherrn Philipp Arceli das ganze Friaul, namentlich Feltre, Belluno und Udine unter ihre Herrschaft gebracht hatten, setzten sie den Krieg gegen Sigismund's Vasallen in Istrien, Dalmatien und Albanien eifrig fort. Sie waren deshalb nicht im Stande, die Herren, die sich in den einzelnen Städten der Lombardei Fürstenthümer gegründet hatten, gegen den Herzog von Mailand zu schützen. Sie schlossen vielmehr mit demselben einen zehnjährigen Frieden, in welchem sie blos Franz Gonzaga von Mantua in Schutz nahmen und den Herzog verpflichteten, weder Peschiera noch Mantua anzugreifen. Dieser hatte schon längst Roland Palavicini, den Herrn von San Domino, zur Uebergabe seiner Stadt genöthigt; nachher capitulirten auch die Rossi und Pelegrini im Parmesanischen, Nikolaus von Este trat 1421 die Stadt Parma freiwillig ab, um nur Reggio als mailändisches Lehen behalten zu dürfen, und Pandolf Malatesta ward, nachdem er Bergamo verloren hatte, in Brescia angegriffen. Vergebens wandte sich der Letztere, von Venedig verlassen, an seinen Bruder Karl Malatesta, den Herrn von Rimini, um Hülfe; dieser

schickte ihm zwar ansehnliche Schaaren seiner Söldlinge, der Anführer derselben aber, Ludwig von Fermo, ward von Carmagnola bei einem plötzlichen Ueberfall gefangen und seine Bande zerstreut. Pandolf mußte darauf Brescia übergeben und froh sein, daß er sich zu seinem Bruder nach Rimini begeben durfte. Zu gleicher Zeit unterlag auch Crema den Waffen Philipp Maria's und dieser ward endlich Herr der ganzen Lombardei (1421). Gleich im folgenden Jahre breitete der mailändische Tyrann seine Herrschaft auch auf Unkosten der Schweizer aus. Er besetzte nämlich nicht blos noch die Stadt Domo d'Ossola, sondern er brachte auch das Levantiner Thal durch Kauf und durch Gewalt an sich. In diesem Thale und in anderen Pässen des Gotthardt hielt damals der Canton Uri Besatzung; die Familie Rusca aber, welche von Philipp Maria aus Como vertrieben worden war und ehemals auch in Bellinzona geherrscht hatte, machte den Urnern den Besitz des Levantiner Thales streitig und trat ihre Ansprüche an dasselbe dem Herzog von Mailand für Geld ab. Dieser beauftragte hierauf den Condottieren-Hauptmann, Agnolo della Pergola, mit der Besetzung des Thales. Agnolo della Pergola nöthigte die Schweizer durch plötzlichen Ueberfall zum Rückzug, nahm Bellinzona ein (am Charfreitag 1421) und besetzte das Levantiner Thal bis an den Fuß des Gotthardt. Dies brachte die furchtbaren schwerbewaffneten und berittenen italienischen Banden mit der, der Natur ihres Landes gemäß gerüsteten und geübten Schweizer Nationalmacht in Kampf; denn viele Eidgenossen eilten den Urnern zu Hülfe. Der Herzog von Mailand hatte das Heer des Agnolo della Pergola mit der ganzen Söldnerschaar Carmagnola's verstärkt, als 400 Armbrustschützen der verschiedenen Cantone und 3000 Hellebardiere über den Gotthardt in das Levantiner Thal einrückten. Die beiden erfahrenen Feldherren der Italiener hüteten sich wohl, den Eidgenossen entgegenzuziehen; sie erwarteten dieselben ruhig bei Bellinzona, und so kam es dann am 30. Juni 1422 bei Arbedo zu einem Treffen. Ueber dieses müssen wir uns sehr kurz fassen; da jedoch hierbei das Einzelne und Kleinste eigentlich das Wichtigste ist, so werden die Leser wohl thun, das Nähere im dritten Theile von Johann von Müller's Schweizergeschichte aufzusuchen, wo freilich nach Müller's Art die Darstellung mit vieler Affectation gegeben ist. Die Zahl der Schweizer betrug nur 3400 Mann, während das mailändische Heer zu 6000 gepanzerten Reitern und 18,000 Mann Fußvolk angegeben wird. Es beweist daher keine große Einsicht, daß die Schweizer bei so ungleichen Kräften den Kampf begannen und zwar an einem Orte und unter Umständen, welche den Mailändern durchaus günstig waren; desto mehr

ist es aber zu verwundern, daß sie sich, obgleich sie den Sieg nicht errangen und viele Leute verloren, ehrenvoll aus dem achtstündigen Kampfe zogen. Carmagnola sah nämlich sogleich, daß der Vortheil auf seiner Seite sei und gönnte daher, um seine Leute zu schonen, den Schweizern die Ehre, seinen Angriff ausgehalten zu haben. Er hatte ihnen bewiesen, daß ein Versuch, weiter vorzudringen, ihr Untergang sein würde und ließ sie ruhig über den Gotthardt zurückgehen; denn auf diese Weise blieb das Levantiner Thal den Visconti's. Uebrigens hatte die Schlacht bei Bellinzona für Italien noch eine ganz besondere Bedeutung. Die Schweizer waren in derselben zwar besiegt worden, die italienischen Banden aber und ihre Führer wurden durch den Ausgang der Schlacht nicht weniger erschreckt, als wenn sie selbst eine Niederlage erlitten hätten. Die Führer der Condottieri leiteten nämlich nicht nur den Kampf ganz wissenschaftlich und wichen stets, sobald sie sich strategisch besiegt sahen, sondern es bestand unter ihnen auch eine stille Uebereinkunft, das Leben derjenigen Schwergepanzerten zu schonen, welche, vom Pferde geworfen, nicht mehr streiten konnten: sie thaten dies gegenseitig, weil ihre Heere zugleich ihre Waare und ihr Fürstenthum waren. Die Schweizer dagegen tödteten Stehende und Liegende und brachten daher in jener Schlacht dem mailändischen Heere einen so großen Verlust an geübten Leuten bei, daß ganz Italien mit Schrecken erfüllt ward.

Im folgenden Jahre (1423) legte Philipp Maria gegen die ausdrückliche Bedingung des mit Florenz geschlossenen Friedens eine Besatzung nach Forli, wo er die Regentin, Lucrezia Ondelassi, gefangen nehmen ließ. Hierauf wurde (Februar 1424) Imola erobert, wobei ein ungewöhnlich harter Winter die mailändischen Truppen unterstützte, indem sie über festgefrorne Gräben in die Stadt eindrangen. Zugleich drangen des Herzogs Generale in den Kirchenstaat ein; dadurch ward er bald auch mit den Florentinern in Krieg verwickelt. Von dieser Zeit an wurden Venedig, Mailand, Florenz und Neapel durch Kriegsmacht, Politik und diplomatische Unterhandlungen, sowie durch den Styl und die Manier ihrer Staatsschriften zu Vorbildern und Mustern der modernen Staaten, welche sich alle nach den italienischen bildeten und einrichteten, bis Ludwig's XIV. Zeitgenossen eine neue französische Staatswissenschaft schufen. Damals ward auch Spanien in die italienischen Händel verflochten, weil Alfons von Aragonien bei seiner Rückkehr nach Neapel eine Hauptrolle in Italien erhielt. Wir halten daher für passend, hier eine kurze Uebersicht dessen einzuschieben, was sich seit dem Ausgang des 14. Jahrhunderts in Spanien ereignet hatte (s. S. 27—37).

4. Spanische Geschichte von Johann I. von Castilien bis auf dessen Enkel Johann II.

Ebenso wie Italien waren auch Navarra, Aragonien, Castilien und Portugal, besonders die drei letzteren Reiche im 14. Jahrhundert zu großer Blüthe gelangt, obgleich sie fortwährend durch innere Händel erschüttert wurden, beständig mit den Mauren Krieg führten und durch die Grausamkeit einzelner Regenten zu leiden hatten. Dabei genossen jedoch diese spanischen Reiche zugleich der Vortheile einer Verfassung, welche den Umständen und Verhältnissen angepaßt war. Das letztere war namentlich in Catalonien und Aragonien der Fall; denn dort war unter Peter IV. (1348) die gar zu große Macht der Barone so eingeschränkt worden, daß diesen nicht ferner, wie den ungarischen Magnaten bis zum Ende des 17. Jahrhunderts, die Selbsthülfe und die Verbindung gegen ihren König erlaubt war. Man hatte statt dessen eine eigene Art von Obrigkeit eingesetzt, welche die Streitigkeiten der Stände mit dem Könige und der Stände unter einander gerichtlich zu entscheiden hatte. Dieser den Titel Justicia führende Beamte, welchen Spittler mit dem Pfalzgrafen des deutschen Königshofes alter Zeit vergleicht, wurde vom König ernannt (s. Bd. VI, S. 588); er durfte aber nicht aus den Großen des Reiches, sondern nur aus den Edelleuten oder Rittern genommen werden. Der Justicia hatte übrigens Beisitzer, welche er in gewissen Fällen nicht blos befragen mußte, sondern an deren Ausspruch er sogar gebunden war. Auch mußte er seit 1390 auf jedem Reichstage den Ständen Rechenschaft ablegen, indem von diesen jedesmal ein Ausschuß ernannt wurde, welcher die ganze Amtsführung des Justicia von dem einen Reichstage bis zum andern prüfte.*)

Peter IV. starb nach mehr als 50jähriger Regierung zu Barcelona. Sein Sohn und Nachfolger, Johann I. (1387—1395), gab ein denkwürdiges Beispiel von Gewissenhaftigkeit in Betreff der von ihm anerkannten Rechte der Stände und des Justicia; denn er half den gegründeten Beschwerden ab, welche der Letztere gegen seinen Hof und seine Gemahlin erhob. Johann richtete nämlich anfangs vermittelst der reichen Einkünfte seiner beiden Länder Catalonien und Aragonien, in welchen damals die Künste und Gewerbe, besonders

*) Die oft angeführte Formel der Rechtsverwahrung, wie sie in Aragonien nach dem Regierungsantritt Alfons' V. (1416) vorkam, lautete: „Wir, die wir, jeder einzelne, soviel sind als Ihr, und die wir vereinigt mehr vermögen als Ihr, machen Euch zu unserem König, insoweit Ihr unsere Rechte wahrt; wo nicht, nicht!" (os hacemos nuestro Rey, contanto que guardareis nuestros fueros; si no, no!)

die Schiffahrt und Handlung, mehr als im übrigen Europa blühten, einen glänzenden Hofstaat ein, veranstaltete kostspielige Jagden, gab große Summen für Gesang, Musik und catalonische Dichtkunst aus und gründete eine Schule für diese, wobei er den König von Frankreich, Karl VI., um seine Beihülfe ersuchte. Seine Gemahlin Jolanthe aber, eine Tochter des Herzogs Robert von Bar, wollte die strengen und einfachen Sitten des Landes, wie sie meinte, verfeinern, bildete einen Hof von edlen Fräulein um sich, und erlaubte sich mit ihrer vertrauten Freundin Carroza von Villarayut nach französischer Art auch auf die Geschäfte Einfluß zu üben. Dies Alles beleidigte die sittenstrengen Aragonier. Die Stände klagten laut über die neuen Sitten des Hofes, über den Einfluß der Königin und ihrer Damen und über den lustigen oder, wie man sich auszudrücken pflegt, den bildenden, das Leben der höheren Stände erheiternden Hofton; sie verlangten geradezu die Beseitigung profaner und sittenloser Personen. In Folge davon forderten der Vicekanzler des Reiches und der Justicia, Domingo Cerdano, als Richter des Reichstages den König auf, eine Reform seines Hofes vorzunehmen und die Carroza nebst ihren Freundinnen und Verwandten zu entfernen. Johann schien zwar anfangs unwillig darüber, schenkte aber nach einem Jahre den Beschwerden Gehör und unterwarf sich dem Gesetz, welches nachher in seinem Reiche allgemein beobachtet ward, während in allen benachbarten Ländern die Ruhe und Sicherheit nur durch Waffengewalt erhalten werden konnte. Er reformirte seinen Hof und entfernte die Carroza nebst anderen Damen von seiner Gemahlin. In den letzten Jahren seines Lebens wendete Johann seine ganze Aufmerksamkeit auf die Errichtung einer bedeutenden Seemacht und auf die Unterwerfung der Inseln Sardinien und Sicilien, von welchen die erstere sich empört hatte, die zweite aber für seinen Brudersohn, Martin den Jüngeren, der die Erbin der Insel geheirathet hatte, in Anspruch genommen ward (s. S. 69). Martin's Vater, Martin der Aeltere, Herzog von Montblanc, war noch auf diesem Zuge nach Sicilien und Sardinien begriffen, als König Johann starb und er selbst zur Nachfolge desselben in Aragonien und Catalonien berufen wurde.

Martin der Aeltere (1395—1410) gelangte in Folge der von früheren Königen getroffenen und von Johann bestätigten Verfügungen über die Erbfolge in Aragonien auf den Thron. Johann hatte aber zwei Töchter hinterlassen, von welchen die ältere mit dem Grafen von Foix vermählt war, und dieser behauptete, jene Könige hätten kein Recht gehabt, die Thronfolge dahin zu bestimmen, daß der Bruder eines Königs den Vorzug vor den Töchtern desselben

haben solle. Der Graf von Foix nahm daher eine jener Banden in Dienst, welche sich in den inneren Kriegen der Franzosen, sowie später in Deutschland und in der Schweiz furchtbar machten und damals nach einem Grafen, der sie anführte, Armagnac's genannt wurden. Mit diesen fiel er in Aragonien ein; er ward aber noch vor der Ankunft Martin's durch die von dessen Gemahlin getroffenen Maaßregeln zum Rückzuge genöthigt. Martin begab sich, als er seinen Sohn in Sicilien eingesetzt hatte, zuerst der Kirchenspaltung wegen nach Avignon und nahm nach seiner Heimkehr (1398) Rache an dem Grafen von Foix. Er zeigte jedoch dabei Mäßigung und Gehorsam gegen das Gesetz, indem er, als der Graf bald nachher starb, weder der Wittwe noch der Schwägerin desselben ihre bedeutenden Besitzungen im Reiche streitig machte. Auch Martin hatte mit inneren Unruhen zu schaffen; denn selbst die beste Verfassung und Einrichtung konnte in jener Zeit die Ruhe nicht sichern, weil jeder, der ein Rittergut besaß und an der Spitze von Vasallen das Land vertheidigen half, im Stande war, den Gesetzen zu trotzen. In Aragonien führte eine Fehde, welche zwischen Ximenes von Urraca und Antonio de Luna, den beiden angesehensten Herren des Reiches, ausbrach, die ganze Ritterschaft ins Feld, da der gesammte Adel für den Einen oder den Anderen Partei nahm; zu gleicher Zeit ward auch Valencia durch eine ähnliche Parteiung der ritterlichen Familien zerrissen. Unterdessen war die aragonische Flotte im mittelländischen Meere siegreich, und der jüngere Martin unterwarf sowohl Sardinien als Sicilien. Dieser starb noch zu Lebzeiten seines Vaters (1409), und nun wurden die beiden Inseln mit Aragonien vereinigt. Auch Martin der Aeltere starb bald nachher, der letzte vom Mannstamme der Grafen von Barcelona. Da er weder Söhne noch Brüder hinterließ, so entstand ein Streit über die Nachfolge in Aragonien, und es schien anfangs, als wenn dieses Reich schon damals mit Castilien würde vereinigt werden. Dies nöthigt uns, einen Blick auf die castilianische Geschichte vom Jahre 1390 an zu werfen, wobei wir jedoch nicht in das Einzelne eingehen können.

In Castilien herrschte bis zu diesem Jahre Johann I., der Sohn Heinrich's II. Unter ihm dauerte der Krieg mit dem Herzog von Lancaster, dem Gemahle einer Tochter Peter's des Grausamen, und mit dem Könige von Portugal fort, ohne irgend ein anderes Resultat zu haben, als die Verheerung des Landes und die Erpressung von Geldsummen, welche Castilien versprach, um sich jener Verheerung zu entziehen. Beide Gegner wollten die Legitimität Heinrich's II. und seines Sohnes nicht anerkennen, weil Heinrich nicht in gesetzlicher Ehe erzeugt war, und erst in den letzten Regierungsjahren Johann's I. wurden die

Verträge geschlossen, welche den Nachkommen Heinrich's den Thron von Castilien sichern und zugleich den König von Portugal nebst den Töchtern Peter's des Grausamen befriedigen sollten. Mit dem König Ferdinand von Portugal fand sich Johann I. von Castilien dadurch ab, daß er in zweiter Ehe dessen Tochter Beatrix heirathete, und für den Sohn, der in dieser Ehe geboren werden würde, die Zusage der Erbfolge in Portugal erhielt (1383). Mit dem Herzog von Lancaster verständigte sich Johann von Castilien erst im Jahre 1387 durch den Vertrag von Bayonne (s. S. 37): er versprach, seinen noch ganz jungen ältesten Sohn Heinrich oder, wenn dieser sterben sollte, seinen zweiten Sohn, Ferdinand, mit der Tochter des Herzogs, Catharina, zu vermählen und dem Letzteren eine für jene Zeit ungeheure Summe als Ersatz der Kriegskosten auszuzahlen, seiner Gemahlin Constanze aber einige Güter in Castilien zu überlassen. Der mit Portugal geschlossene Vertrag veranlaßte einen blutigen Krieg. Die Portugiesen erkannten nämlich nach ihres Königs Ferdinand Tode den castilischen Infanten nicht als König an, sondern riefen (1385) einen außer der Ehe erzeugten Halbbruder Ferdinand's, Johann d'Avis den Unächten, auf ihren Thron, weil bei ihnen ebenso wie in Castilien die Sitte der Moslemin, den Söhnen der Kebsweiber gleiche Rechte mit denen der rechtmäßigen Gemahlinnen einzuräumen, trotz des großen Hasses gegen alles Maurische bestehen blieb und häufig Kämpfe um den Thron erzeugte. Erst nachdem der Herzog von Lancaster, welcher die Portugiesen gegen die Castilianer unterstützte, den Vertrag von Bayonne mit den Letzteren abgeschlossen hatte, wurde auch ein dauerhafter Frieden zwischen Portugal und Castilien hergestellt. Johann I. von Castilien hatte nach diesem Kriege kaum begonnen, den inneren Angelegenheiten des Reiches seine ganze Aufmerksamkeit zu widmen, als er im 33. Lebensjahre durch einen Sturz vom Pferde das Leben verlor (1390).

Sein Sohn und Nachfolger, Heinrich III., war, als er auf den Thron gelangte, erst elf Jahre alt und von so schwächlicher Constitution, daß man ihn nach der Sitte jener Zeiten, in welchen Könige und Fürsten gleichen Namens nicht durch beigefügte Zahlen, sondern durch besondere Beinamen von einander unterschieden wurden, den Kränklichen genannt hat. Der Erzbischof von Toledo, welcher nach Johann's Tode die Hauptrolle spielte, bewirkte, daß die von diesem wegen der vormundschaftlichen Regierung getroffene Verfügung nicht befolgt wurde, weil in derselben die vornehmsten Personen des Reiches, nämlich die Prinzen von Geblüt und der Großmeister des Ordens von St. Jago, übergangen seien. Die Stände wurden daher berufen, um eine andere Regentschaft anzuordnen. Sie verfielen auf die unglücklichste Einrichtung, welche in einer Zeit,

wo man von Einheit und Centralisation der Verwaltung keinen Begriff hatte und dagegen an Selbsthülfe und bürgerliche Kriege gewohnt war, getroffen werden konnte. Es wurde nämlich eine Regentschaft eingesetzt, an deren Spitze der Herzog von Benavente, ein natürlicher Sohn Heinrich's II., der Graf Peter von Trastamara und Alonzo von Aragon, Markgraf von Villena, oder mit anderen Worten Prinzen von Geblüt und erste Herren des Reiches, welche die Ritterschaft repräsentirten, gestellt waren. Außer diesen Männern erhielten auch noch die beiden Erzbischöfe von Toledo und von St. Jago di Compostella, die Großmeister der Orden von St. Jago und Calatrava und die Deputirten der 16 zur Standschaft berechtigten Städte Castiliens Sitz und Stimme in dem Regentschaftsrath, so daß derselbe zugleich aus Repräsentanten des hohen Adels, der Ritterschaft und der Bürgerschaften bestand. Diese Einrichtung war die Quelle unaufhörlicher Zwistigkeiten; denn jeder Einzelne suchte die ganze Verwaltung an sich zu reißen, die Regentschaft zerfiel in zwei Parteien und mit ihr ward auch das ganze Reich in zwei Fractionen gespalten. Die Stände suchten im nächsten Jahre vergebens durchzusetzen, daß eine neue Regentschaft von zwei Prälaten, vier weltlichen Großen und sechs ständischen Deputirten bestellt werde; sie mußten vielmehr eine Einrichtung zugeben, welche noch unverständiger und nachtheiliger war, als die frühere. Die Regierung sollte nämlich fortan während der ersten sechs Monate des Jahres vom Herzog von Benavente, vom Erzbischof von Toledo, vom Großmeister des Ordens von St. Jago und von Don Johann Hurtado de Mendoza, welcher zugleich mit Don Pedro Lopez de Zuñiga die Aufsicht und Erziehung des jungen Königs zu leiten hatte, geführt, für die übrigen sechs Monate aber dem Erzbischof von Compostella, dem Grafen von Gijon, dem Grafen von Trastamara und dem Großmeister des Ordens von Calatrava übertragen werden. Die schlimmen Folgen dieser Einrichtung zeigten sich sogleich, und die Stände bestanden deshalb darauf, daß dem jungen Könige die Papiere vorgelegt würden, welche die von seinem Vater gemachten Verfügungen in Betreff der Regentschaft enthielten, und daß man sich an diese Verfügungen ganz streng binde. Der junge König billigte dies, und der Erzbischof von Toledo war behülflich, den Herzog von Benavente zu entfernen und die Verfügungen des verstorbenen Königs zur Ausführung zu bringen; er ließ sich aber dafür von den Ständen so große Summen zusprechen, daß man fragen muß, wie denn nach Abzug derselben die Staatsausgaben bestritten werden konnten. In der That war man fortwährend in Verlegenheit, zumal da nicht nur die Portugiesen von Zeit zu Zeit Einfälle in die Provinzen machten, sondern auch die gegenseitigen

Befehdungen der Großen wieder begannen. Glücklicher Weise war der junge König, Heinrich III., gesunder am Geiste, als am Leibe; er sah, daß alle Einheit der Regierung schwinde, sowie daß die Finanzen zu Grunde gerichtet und die Krongüter verschleudert und geraubt würden, weil jedes Mitglied der Regentschaft nur für sich selbst sorgte; er beschloß daher, sich für volljährig zu erklären und die Regierung selbst zu übernehmen, obgleich er erst 13 Jahre und zehn Monate alt war. Dies that er zu Anfang des August 1393 in Gegenwart der Mitglieder der Regentschaft. Die zu Madrid versammelten Stände ertheilten ihre Einwilligung dazu, und der junge König wagte unmittelbar nachher, im Vertrauen auf die Zustimmung des Volkes, der Unterdrückung desselben durch eine dictatorisch revolutionäre Maaßregel abzuhelfen. Er widerrief, als die Stände ihm die unter dem Namen Alcavala bekannte Steuer bewilligt und dagegen das Versprechen erhalten hatten, daß ohne ihre Zustimmung keine neue Auflage gemacht werden solle, alle Vergabungen und Gnadenbezeugungen, welche während seiner Minderjährigkeit auf Unkosten der Domänen ertheilt worden waren. Zugleich erklärte er, um die Einigkeit wiederherzustellen, alle Verbindlichkeiten, welche die Ritter in politischer Beziehung gegen einander übernommen hatten, für aufgehoben und entband Jedermann von den in dieser Hinsicht geleisteten Eidschwüren. Dieser Schritt konnte, wenn er fehlschlug, unsägliche Verwirrung verursachen, wenn er dagegen glückte, die Finanzen eines Reiches wieder herstellen, dessen Ausgaben vorzugsweise aus den Domänen und den Regalien bestritten wurden. Heinrich setzte unter der Anweisung des Erzbischofs von Toledo und durch die große Energie und Mäßigung, die er trotz seiner Jugend und Kränklichkeit besaß, die Sache durch. Zwar griffen die ersten Herren des Reiches, unter ihnen die beiden Prinzen von Geblüt, zu den Waffen, um die ihnen genommenen Krongüter wieder an sich zu reißen und ihren Gehalt als Kron-Großbeamte auf den während der Minderjährigkeit des Königs erlangten Betrag zurückzuführen; sie wurden aber insgesammt genöthigt, sich zu fügen. Heinrich demüthigte zuerst den Markgrafen von Villena; dann ließ er den Herzog von Benavente, welcher den mit ihm geschlossenen Vertrag zu umgehen suchte, verhaften und auf das Schloß Almodavar bringen; hierauf mußte sich der Graf von Gijon dem schiedsrichterlichen Spruche des Königs von Frankreich unterwerfen, und zuletzt ward auch der Graf von Trastamara zum Gehorsam gezwungen.

Mit derselben Energie, Geschicklichkeit und Mäßigung verfuhr Heinrich auch während der ganzen übrigen Zeit seiner Regierung. Er zwang Portugal zum Frieden, setzte der Seeräuberei der Mauren

Schranken und wahrte längere Zeit, ohne einen Krieg zu führen, die Würde seines Reiches gegen den Beherrscher von Granada, Jussuf, und gegen dessen Nachfolger Mohammed. Er breitete seinen Ruhm bis in ferne Länder aus; selbst der Welteroberer Timur schickte Gesandte an ihn. Dies scheint uns jedoch durchaus nicht so merkwürdig, als den spanischen Chroniken, welche viele Worte darüber machen und uns berichten, daß die Gesandten nach Bajesid's I. Niederlage bei Angora (1402) in Castilien eingetroffen seien und zwei überaus schöne von Timur im Lager des türkischen Sultans gefundene ungarische Damen mitgebracht hätten. Wir können dieser Sendung um so weniger irgend einen Werth beilegen, da Heinrich zuerst Gesandte an Timur geschickt hatte und dieser also nur eine ihm erwiesene Höflichkeit erwiderte. Nachdem die Ruhe in Castilien hergestellt und die Finanzen auf vortreffliche Weise in Ordnung gebracht worden waren, beschloß Heinrich, das ganze Reich zu einem allgemeinen Zuge gegen die Ungläubigen in Granada aufzubieten. Im Jahre 1406 hatte er bereits alle Anstalten zum Kriege getroffen, als er so schwer erkrankte, daß er nicht einmal die nach Toledo entbotene Ständeversammlung eröffnen konnte. Dies that sein Bruder Ferdinand, welcher damals eine sehr glänzende Rechenschaft über Heinrich's Verwaltung ablegte. Wie weit der König es während der kurzen Zeit seiner Regierung gebracht hatte, oder was in jener Zeit das Reich Castilien im Vergleich mit unserem damals so sehr bedeutenden deutschen Reiche im Felde zu leisten vermochte und welche Summen dasselbe aufbringen konnte, geht aus den Vorschlägen hervor, welche Ferdinand den Ständen in Betreff des mit den Mohammedanern zu beginnenden Krieges machte. Er forderte 10,000 Lanzen oder gepanzerte Reiter, 4000 leichte Reiter, 50,000 Mann Fußvolk, 50 Segelschiffe und 30 Galeeren, sowie eine dem großen Unternehmen angemessene Zahl von Kriegsmaschinen, dazu 100 Millionen und 200,000 Maravedi's *) baar zu den Kriegskosten. Die Stände bewilligten die verlangte Summe unter der Bedingung, daß der König, was auch geschah, aus seiner eigenen Kammer 45 Millionen hergebe. Der Krieg gegen Granada wurde hierauf unternommen und eine bedeutende Zeit hindurch mit Erfolg geführt; zum Unglück für das castilianische Reich starb aber Heinrich schon in seinem 28. Jahre (25. December 1406). Unter allen spanischen Königen ist kein einziger, über dessen mehr reelle, als glänzende Eigenschaften alle Schriftsteller so einig wären, als über

*) Der Maravedi wurde um jene Zeit nur in Gold und Silber geprägt und hatte einen weit größeren Werth als der kupferne, der im Jahre 1474 eingeführt wurde. Seit 1848 ist der Maravedi völlig abgeschafft.

die Heinrich's II. Er war, heißt es, eben so milde als gerecht und hielt mit Strenge die königliche Gewalt aufrecht, achtete aber dabei sorgfältig das bestehende Recht und die Verfassung, obgleich er im Anfange seiner Regierung den Grundsatz geltend machte, daß das Wohl des ganzen Volkes stets das höchste Gesetz bleibe, gegen welches kein angemaaßtes Recht und kein Siegelbrief gelten dürfe. Heinrich's Tod verbreitete daher auch den größten Schrecken in Castilien, zumal da die Unmündigkeit seines einzigen Sohnes das kaum erst geordnete Reich auf's neue in Anarchie stürzen mußte.

Der neue König, Johann II., war bei seines Vaters Tode erst 14 Monate alt und die Stände boten daher, um die Uebel einer Regentschaft zu verhüten, anfangs dem Bruder des verstorbenen Königs, Ferdinand, die Krone an; dieser war aber, wie sein ganzes späteres Leben beweist, zu gewissenhaft, als daß er seinen Neffen des ererbten Rechtes hätte berauben mögen. Er wies die ihm angebotene Krone zurück und Johann II. ward zum König ausgerufen. Nicht einmal die ungetheilte Regentschaft nahm Ferdinand an, sondern er theilte sie mit seines Bruders Wittwe, Katharina, der Tochter des Herzogs von Lancaster. Die Angelegenheiten Castiliens wurden von Ferdinand, wie früher von seinem Bruder, vortrefflich verwaltet, bis er sich aus Castilien entfernen und den Thron von Aragonien besteigen mußte; dies führte in Castilien große Verwirrungen herbei und verwickelte unter Ferdinand und seinem Sohne Alfons V. die Aragonier in die castilianischen Händel.

Ehe wir zur Darstellung dieses Verhältnisses beider Staaten übergehen, müssen wir einen Blick auf den blühenden äußeren Zustand werfen, in welchem damals alle spanischen Reiche sich befanden. Jene Zeit nämlich, in welcher die Regierungsgewalt eingeschränkt war und jeder Einzelne auf seine individuelle Kraft, Thätigkeit und Betriebsamkeit vertraute, war in Castilien, Aragonien und Portugal die Glanzperiode einer Nation, die nachher von Philipp's II. Regierung an in Schlaf versank. Während unsere deutschen Stände und Könige, welche doch einigermaaßen ketzerischer Meinungen verdächtig waren, sich von Rom aus ruhig plündern ließen und den Italienern, denen die Einkünfte deutscher Pfründen und Güter zufielen, nur Avisamenta und Gravamina entgegenzusetzen wagten, wußten die überkirchlichen Castilianer gegen die Mißbräuche und Uebergriffe der päpstlichen Gewalt sich selbst zu helfen. In demselben Jahre, in welchem Heinrich III. sich für majorenn erklärte (1393), verweigerten König und Stände von Castilien jedem Ausländer, dem der Papst Pfründen in ihrem Lande ertheilen würde, den Bezug der Einkünfte derselben, und der Papst schickte vergebens einen Legaten, um den Streich abzuwen-

den. Diese Einsicht in das Verhältniß der Kirche zum Staate und der Ernst, mit welchem man dem Mißbrauch der monarchischen Gewalt des Papstes steuerte, ist es nicht allein, was unsere Bewunderung erweckt; denn mitten unter den Unruhen und ritterlichen Fehden jener Zeit wurde in Spanien nicht nur eine furchtbare Seemacht gebildet und zugleich die Künste, deren der Seemann bedarf, vorzugsweise betrieben, sondern auch eine Reihe von Entdeckungen gemacht, welche allmählich zur Auffindung des Seewegs nach Ostindien und der westindischen Inseln führten. Die Catalonier und Aragonier richteten, wegen ihrer Verhältnisse zu Neapel und Sicilien, ihren Seehandel und ihre Kriegsflotten vorzugsweise in den östlichen Theil des mittelländischen Meeres und kämpften mit den Genuesen und Venetianern um die Beherrschung der See und des Verkehrs an den Küsten von Aegypten und von Asien; die Castilianer und Portugiesen dagegen befuhren das atlantische Meer. Schon 1344 hatten die Castilianer die canarischen Inseln entdeckt, bei welcher Gelegenheit Papst Clemens VI. die Dreistigkeit hatte, diese von den Alten als Wohnsitz der Seligen bezeichneten Eilande mit ihren unschuldigen, friedlichen Bewohnern dem Prinzen Ludwig de la Cerda zu schenken (Bd. VI, S. 595); doch nahm dieser sie niemals wirklich in Besitz. Nachher war die Fahrt nach den canarischen Inseln wieder eingestellt worden und es bedurfte einer neuen Entdeckungsreise, um den seit einem halben Jahrhundert verlorenen Weg zu ihnen wieder aufzufinden. Diese Reise ward 1402 unter der Regierung Heinrich's III. unternommen und war ein Vorspiel der späteren, auf Raub und Eroberung, nicht auf Handel und Verkehr berechneten spanischen und portugiesischen Entdeckungsreisen, welche dem Mutterlande nur so lange vortheilhaft waren, als sie den Antrieb zu großen Anstrengungen gaben und die Spanier ebenso, wie einst die Normannen, zu staunenswerthen Raubzügen und Heldenthaten ermunterten. Die im Jahre 1402 von Heinrich III. ausgerüstete Flotte landete auf der canarischen Insel Lanzerote. Die Beute, welche dieselbe mit nach Hause brachte, war nicht bedeutend; sie bestand aus Wein, Wachs und anderen Waaren, sowie aus 170 Einwohnern, welche wahrscheinlich als Sklaven verwendet wurden; man machte aber eine so glänzende Beschreibung von dem Klima und den Producten der canarischen Inseln, daß ein Nachkomme der in Frankreich angesiedelten normannischen Räuber auf den Gedanken kam, er könne sich dort ebenso ein Reich gründen, wie Wilhelm der Eroberer sich eines in England gegründet hatte. Nach dem Tode Heinrich's III. erbot sich nämlich der seefahrende normannische Ritter, Johann von Bethencourt, die Eroberung der canarischen Inseln auf eigene Rechnung zu unter-

nehmen, wenn man ihm erlaube, sie nachher als castilianischer Vasall zu beherrschen. Sein Anerbieten, für welches sein Vetter, Robert von Bracamonte, dem der verstorbene König die Inseln geschenkt hatte, sich bei der Mutter des unmündigen Königs Johann II. verwendete, ward angenommen, und Bethencourt fuhr 1417 nach den canarischen Inseln. Er hatte aber auf denselben einen harten Stand, weil die streitbaren Einwohner sich tapfer wehrten, und obgleich er den Königstitel annahm, so dauerte es doch lange, bis die Einwohner völlig unterdrückt werden konnten. Um die nämliche Zeit ward in Portugal die Aufmerksamkeit der Nation durch das Regentenhaus nicht, wie in Castilien, zufällig, sondern absichtlich auf die Ausdehnung des Handels und der Schiffahrt in unbekannte Länder, sowie auf die Gründung von Factoreien und Zwingburgen an entfernten Küsten gerichtet. Portugal, ein schmales, ringsum von eifersüchtigen spanischen Staaten umgebenes Küstenland, war mit seiner begabten und regsamen Bevölkerung ganz darauf hingewiesen, ein atlantisches Phönicien zu werden. Den ersten Anfang überseeischer Eroberungen machte bei den Portugiesen der tapfere Connetable Nuño Alvarez Pereira, welchem Johann I. oder der Unechte es vorzugsweise verdankte, daß er den Thron gegen die mit Johann I. von Castilien vermählte Tochter seines Halbbruders und Vorgängers behauptete. Pereira unternahm, um die vor ihm im inneren Kriege gebildeten Schaaren nicht außer Uebung kommen zu lassen, Eroberungen jenseits des Meeres, und er, sowie der König selbst und seine Söhne Eduard, Peter und Heinrich landeten 1415 an der Küste von Afrika, nahmen zur Freude der ganzen Christenheit den damals hochwichtigen Ort Ceuta*) mit Sturm, befestigten ihn und bevölkerten ihn mit Christen. Von dieser Zeit widmete sich der Infant Heinrich, Herzog von Viseo und Großmeister des Christus-Ordens, der sich schon vorher viel mit dem Seewesen beschäftigt hatte, ganz ausschließend dem theoretischen Studium und der praktischen Uebung desselben, sowie der dazu erforderlichen mathematischen, physikalischen und astronomischen Wissenschaften. Dieser Prinz, welcher unter dem Namen Heinrich der Seefahrer weltberühmt geworden ist, schlug seinen Wohnsitz an dem nur eine Meile vom Cap St. Vincent entfernten algarvischen Küstenorte Terca Nabal oder, wie derselbe nachher von den dankbaren Portugiesen genannt ward, in der Villa des Infanten auf. Hier, im Angesicht des weiten, noch unerforschten Oceans, zog er von allen Enden her Männer,

*) Dreisylbig zu sprechen. Es liegt Gibraltar gegenüber und ist noch heute das bedeutendste unter den zu Spanien gehörigen sogenannten Presidio's an der Nordküste von Afrika.

welche der Schiffahrt und der mathematischen, mechanischen und nautischen Wissenschaften kundig waren, an sich, und veranstaltete kühne Entdeckungsfahrten. Er konnte übrigens nur mit großer Mühe die Seeleute und Kapitäne dahin bringen, daß sie sich mit ihren allerdings nicht für den Ocean gebauten Schiffen von höchstens 100 Tonnen ins unbekannte Meer wagten; sie fürchteten, die senkrecht fallenden Strahlen der Sonne möchten ihre Schiffe verbrennen oder der vermeintliche Magnetberg die Nägel aus denselben herausziehen, oder auch, was vernünftiger war, es möchte, da man keine Karten hatte, der Rückweg nicht gefunden werden. Deshalb nahmen auch alle von Heinrich ausgesandten Seefahrer den langen und höchst gefährlichen Weg an der Küste her und scheuten sich, weiter als bis zum Cap Bojador zu fahren. Endlich versuchten Johann Gonzalez Zarco und Tristan Vaz, dieses Vorgebirge zu umschiffen. Sie wurden dabei vom Sturme verschlagen und machten so zufällig die Entdeckung der Insel Porto Santo, die früher schon von italienischen Seefahrern gesehen worden war. Sie kehrten wieder um; der Infant schickte sie aber unter Führung eines verständigen Mannes, des Bartholomäus Perestrello, noch einmal aus, und nun ward Madera zum erstenmal betreten, das auf der sogenannten mediceischen Hafenkarte vom Jahre 1351 als Isola di Legname (Holz-Insel) bezeichnet ist; auch ihren portugiesischen Namen (lat. materia, Bauholz) erhielt sie von der dichten Waldung, mit welcher die ersten Auffinder sie bedeckt sahen. Wahrscheinlich trug die Unternehmung des Franzosen, welcher als castilianischer Vasall die canarischen Inseln besetzte, dazu bei, daß die Portugiesen nicht zurückbleiben wollten; denn Bethencourt's Unternehmung begann im Jahre 1417 und die Entdeckung von Madera wird ins Jahr 1420 gesetzt.

5. Spanische Geschichte von Johann II. von Castilien bis auf den zweiten neapolitanischen Zug Alfons' V. von Aragonien.

Mit dem aragonischen König Martin dem Aelteren starb, wie bereits angegeben, im Jahre 1410 der Barcelonische Mannstamm des Regentenhauses, welches Aragonien, Catalonien, Valencia und seit dem vorhergehenden Jahre zugleich auch Sicilien und Sardinien beherrscht hatte, in gerader und gesetzlicher Erbfolge aus. Es fragte sich daher, welcher Nachkomme einer aragonischen Prinzessin das nächste Recht an den erledigten Thron habe. Die scheinbar am besten begründeten Ansprüche hatten drei Männer: der castilianische Infant Ferdinand, ein Schwestersohn Martin's des Aelteren; sodann Ludwig III. von Anjou und Neapel, dessen Mutter eine jüngere Tochter

des Königs Johann I. war; und endlich der Graf Jakob von Urgel, welcher nicht nur eine Tochter Peter's IV. zur Gemahlin hatte, sondern auch als der Enkel eines Bruders dieses Königs dem Mannsstamme angehörte. Der Letztere war in Aragonien gewissermaaßen schon als rechtmäßiger Erbe der Krone anerkannt worden. Man hatte ihn nämlich sowohl bei einer früheren Gelegenheit, als auch bei der Erkrankung Martin's des Aelteren zum Generalstatthalter des Reiches ernannt, zu welcher Würde nur Prinzen von Geblüt oder erklärte Thronerben erhoben zu werden pflegten. Die Stände von Aragonien, Catalonien und Valencia brauchten viele Zeit, um die Ansprüche der verschiedenen Prätendenten zu prüfen, und während dieser Zeit wurden die drei Reiche durch Parteiungen und Fehden zerrissen. Endlich einigte man sich (Januar 1412) in allen drei Ständeversammlungen dahin, daß die Entscheidung neun Männern, je dreien aus jedem Reiche, überlassen werden sollte. Valencia hatte am längsten diesem Entschlusse widerstrebt. Die neun Gewählten gehörten meist dem geistlichen Stande an und waren Gelehrte, welche als Kenner des vaterländischen, römischen und kanonischen Rechtes großen Ruf hatten. Sie traten zu Caspe am Ebro zusammen, wohin auch die Thronbewerber ihre Bevollmächtigten schickten. Nachdem sie hier zuerst einen ganzen Monat Untersuchungen angestellt und dann noch sechs Tage lang berathschlagt hatten, entschieden sie am 28. Juni 1412, also nach einem dreijährigen Interregnum, mit sechs Stimmen gegen drei für den Infanten Ferdinand von Castilien. An diesen wurden sogleich Abgeordnete der drei Reiche abgesandt; doch begrüßten ihn die catalonischen, der Sitte ihres Vaterlandes gemäß, nicht eher als ihren König, als bis er auf catalonischem Boden angelangt war.

F e r d i n a n d zeigte sich nicht weniger in Aragonien, als in Castilien, wo er seit sechs Jahren für seinen Neffen Mitregent war, durch Gerechtigkeit, Milde und Freundlichkeit, sowie durch Ernst und verständige Leitung der Dinge des Königthums würdig. Er erwies dem Grafen Jakob von Urgel diejenige Aufmerksamkeit, die demselben als einem Gliede der königlichen Familie und als einem angesehenen Herrn des Reiches gebührte; als aber Jakob die mit ihm geschlossene Uebereinkunft verletzte und Abenteurer, welche den Engländern in Guyenne dienten, herbeirief, führte Ferdinand ihn mit Gewalt auf den Weg der Ordnung zurück. Jakob brach nämlich mit den Banden raubend und zerstörend in Catalonien ein, mußte aber, da er nicht nur bei den Cataloniern keine Unterstützung fand, sondern auch seine Truppen nicht bezahlen konnte und von den Engländern aufgegeben wurde, sich bald dem König Ferdinand, der ihn mit Hülfe castiliani-

scher Truppen bekriegte, unterwerfen, und nun erklärte ihm Ferdinand, daß er zwar, obgleich er den Tod verdient habe, als Glied der königlichen Familie Gnade erhalten solle, aber der öffentlichen Ruhe wegen in lebenslänglicher Haft gehalten werden müsse (November 1413). Jakob ward hierauf nach Castilien gebracht und später (unter Alfons V.) nach Aragonien zurückgeführt, um dort festgehalten zu werden. Ferdinand regierte übrigens zugleich in den drei aragonischen Reichen und in Castilien, in jenen als König, in diesem als vormundschaftlicher Regent. Die ersteren Staaten hatten eine ganz freie Verfassung, nach welcher das Königthum fast nur eine leere Form und bloße Repräsentation war; in Castilien dagegen hatte Ferdinand's Bruder, Heinrich III., zur Freude des Bürger- und Bauernstandes die Verfassung von den Fesseln der Geistlichkeit und des hohen Adels wieder freier gemacht. Diesen Unterschied empfand Ferdinand in der letzten Zeit so schmerzlich, daß man allgemein glaubte, er werde gegen die Zudringlichkeit der Ritterschaft und der Privilegirten seiner aragonischen Reiche sich zuletzt noch mit den Waffen wehren müssen; er starb aber zu rechter Zeit (1416).

Ferdinand's Sohn und Nachfolger, Alfons V. oder der Weise, welcher später als König von Neapel in ganz Italien ein entscheidendes Ansehen erhielt, würde gleich nach seinem Regierungsantritte dasjenige haben ausführen müssen, was sein Vater zuletzt beabsichtigt haben soll, wenn er nicht einen schicklichen Vorwand gefunden hätte, zuerst dem Zusammenstoß mit den Feudalständen auszuweichen und nachher den Streit mit den stolzen, auf ihre Privilegien eifersüchtigen Herren, Geistlichen, Rittern und Bürgern von Catalonien, Aragonien und Valencia fast während seiner ganzen Regierungszeit seiner Gemahlin Maria, einer Tochter Heinrich's III. von Castilien, zu überlassen. Maria konnte mit den Ständen eher fertig werden, als ihr Gemahl, weil die Ehrfurcht gegen das weibliche Geschlecht im Lande des catalonischen Gesangs und der gaya ciencia oder fröhlichen Wissenschaft mehr vermochte, als die Waffen und das Ansehen des Königs. Alfons hatte nämlich kaum die Regierung angetreten und in Valencia sein Haus und seinen Hof bestellt, als gewisse Barone, Ritter, Städte und Flecken Cataloniens ihr Mißvergnügen über die Aemtervertheilung äußerten und den Beschluß faßten, dem jungen Könige durch eine sehr zahlreiche Deputation eine Sturm-Petition überreichen zu lassen. Schon dieser Schritt war dem Könige zuwider (fue esta platica muy enojosa al rey en su nueva succession); noch verdrießlicher ward er aber, als sich an die Deputation der catalonischen Barone und der Stadt Barcelona auch Gesandte von Saragossa und Valencia anschlossen und die

Forderung machten, er solle alle Castilianer aus seinen Diensten entlassen und sein königliches Haus gleich dem Staate nur nach ihrem Willen ordnen. Der König gewährte den Gesandten keine Audienz, sondern ließ ihnen erwidern: er habe seinen Hof nach der Art seiner Vorgänger eingerichtet und die drei oder vier Castilianer, welche in seinen Diensten wären, deswegen bei sich behalten, weil sie keine andere Zuflucht und keinen anderen Lebensunterhalt hätten, indem sie seit sehr langer Zeit seine Schützlinge und Diener gewesen wären; was aber die Forderung der Gesandten betreffe, daß er seine Hofbeamten nach ihrem Rathe ernennen solle, so würde er, das könne er ihnen zusichern, sein Haus jederzeit nur nach genauer Ueberlegung und nach verständigem Rathe bestellen, jedoch keineswegs nach dem Rathe derer, die sich gegenwärtig verbunden hätten, um ihm ihren Willen und ihre Parteimänner und Verwandten aufzubringen (de lo qual se podrian seguir diversas dissensiones y parcialidades y grandes rancores). Er gab sogar seinen Worten sogleich Nachdruck, weil einige Deputirte des Adels unter dem Vorwande, daß Recht und Sitte ihres Landes ihnen eine dreiste Sprache erlaubten (con color que por constitucion y costumbre del principado lo podian hazer), sehr kühne Worte gegen den königlichen Rath gewagt hatten; er ließ nämlich diese Herren durch dieselbe Obrigkeit (el Veguer) verhaften, vor welcher sie sich so dreist ausgesprochen hatten. Während er auf diese Weise keinen einzigen seiner Beamten blos auf Verlangen der Unzufriedenen entließ, gab er dagegen ganz angesehene Beamte sogleich auf, wenn ihre Entfernung auf gerichtlichem, durch die Constitution bestimmten Wege gefordert ward, so daß sein Verfahren wohl Unzufriedenheit, aber keine Unruhen erregte. So ward z. B. auf Befehl und mit der Unterschrift (firma) des Justicia von Aragonien der Castilianer Alvaro de Garavita von der Stelle eines General-Landvogts des Königreichs und auf die Vorstellung mehrerer Mitglieder der Gesandtschaft von Barcelona und einiger Ritter von Valencia Ludwig Vidal von der Stelle eines Präsidenten des Kriminalgerichts der Stadt Valencia entfernt.

Im Jahre 1419 boten die Angelegenheiten Italiens dem jungen Könige eine willkommene Gelegenheit dar, die unzufriedenen Städte, Herren und Ritter bei der Ausrüstung seiner Flotte und in seinem Heere zu beschäftigen oder wenigstens die angesehensten von ihnen als Geiseln für die Anderen in der Fremde um sich zu haben. In Neapel war nämlich der Bruder des aragonischen Königs, Don Johann, der Königin Johanna II. als Gemahl vorgeschlagen worden und wegen dieses Vorschlages nach Sicilien gereist, obgleich Pandolfello Alopo die Sache wieder hintertrieben hatte. Johann machte

sich durch seinen längeren Aufenthalt in Sicilien so verdächtig, daß er von seinem Bruder Alfons V. nach Aragonien zurückgerufen wurde. Bald nachher brachen in Sicilien Unruhen aus und zu gleicher Zeit fiel nicht nur die Insel Sardinien ab, sondern auch Korsika ward ganz von den Genuesen unterworfen und diese machten den Cataloniern die Seeherrschaft im Orient und den Antheil am dortigen Handel streitig, wie sie auch den Venetianern zu mächtig wurden. Alfons rüstete daher einen Kriegszug, welcher zunächst gegen Korsika und Sardinien gerichtet war (Mai 1420). Er ward bei diesem Zuge von den drei aragonischen Reichen aus kriegerischem Ehrgeiz, aus Feindschaft gegen Genua und Handelseifersucht kräftig unterstützt. Er ließ sich aber, wie bereits oben berichtet worden ist, in die neapolitanischen und die allgemeinen italienischen Angelegenheiten verwickeln und wurde dadurch in Italien zurückgehalten, bis der drohende Ausbruch eines Krieges mit Castilien seine Gegenwart in Spanien nöthig machte. Er kehrte 1423 wieder nach Aragonien und ließ seinen Bruder Don Pedro zurück, um sein Adoptions-Recht in Neapel zu vertheidigen.

König von Castilien war damals der unmündige Sohn Heinrich's III., Johann II., dessen lange Regierungszeit (1406—1454) später durch fortdauernde bürgerliche Kriege ausgefüllt ward. Die vormundschaftliche Leitung hatten anfangs sein Oheim Ferdinand und seine Mutter Catharina, nachher diese allein, ohne daß bedeutende Unruhen Statt gefunden hätten, außer solchen, welche von der Einrichtung und Verfassung der Staaten des Mittelalters unzertrennlich waren. Die Königin Mutter ergab sich zwar dem unmäßigen Genusse geistiger Getränke, es scheint aber nicht, daß dies den Geschäften der Regierung geschadet habe. Dagegen ward es ihr selbst verderblich; denn sie starb 1417 eines plötzlichen Todes. Unmittelbar nachher suchten zwei Brüder des Königs Alfons V. von Aragonien, der vorhin erwähnte Don Johann und Don Heinrich, welche die bedeutenden Herrschaften ihres Vaters in Castilien und einen Theil seines dortigen Einflusses geerbt hatten, und von denen der Erstere später durch seine Vermählung mit Blanca, der Erbin von Navarra, Beherrscher dieses Landes ward, durch Parteiung und Kabale den Hauptantheil an der Regierung zu erlangen, ohne daß sie denselben durch ihre Eigenschaften und Talente verdient hätten. Don Heinrich bewog den jungen Herrscher, sich schon im 13. Jahre für volljährig zu erklären und zum König ausrufen zu lassen. Johann II. besaß, ohne gerade schlecht zu sein, die Regenten-Eigenschaften seines Vaters nicht, und blieb 30 Jahre lang das Spielwerk seiner Umgebung. Von den Männern, welche unter seinem Namen

regierten oder an der Spitze derjenigen Partei standen, die sich mit Gewalt oder List seiner Person und seiner Unterschrift bemächtigten, waren die vornehmsten: die genannten beiden aragonischen Prinzen, sowie Johann Fernandez Pacheco und Alvaro de Luna, welchen der junge König schon bei den Kinderspielen lieb gewonnen hatte. Doch ward der Letztere, obgleich er mit Papst Benedict XIII., mit dem Kardinal Albornoz und mit anderen, vom spanischen Geschichtschreiber Zurita sehr weitläufig aufgezählten angesehenen Männern verwandt war, in Castilien nicht für einen Mann aus großem Hause gehalten. Er galt, wie Zurita sagt, für einen Emporkömmling, für den Ersten und Letzten seines Geschlechtes, welcher sehr groß geworden sei, obwohl nur erst sein Vater unter der letzten Regierung ansehnliche Stellen bekleidet habe. Dagegen war aber Alvaro, wie es uns scheint und wie auch Spittler*) glaubt, der einzige große Mann unter allen am Hofe kabalierenden Prinzen und Herren. Von dem jungen Könige selbst und von der Art seiner Erziehung macht uns der Geschichtschreiber Mariana, welcher sehr gut wußte, auf welche Weise vornehme, besonders fürstliche und königliche Kinder in der Regel erzogen werden und wie man sie eigentlich erziehen sollte, eine solche Schilderung, daß es zu verwundern ist, daß Johann sich wenigstens von Zeit zu Zeit an Männer wie Alvaro de Luna, dessen Uneigennützigkeit und moralische Gesinnung wir freilich auch nicht gerade preisen möchten, anzuschließen suchte. Mariana sagt: die Mutter des Königs habe ihren Sohn anfangs wie in einem Vogelbauer gehalten; er sei ein groß aufgeschossener Junge mit garstigem Gesicht gewesen, sanft, lenksam und durch Spiele leicht zu beschäftigen; er habe die Jagd mit Leidenschaft geliebt, eine Lanze brechen und einen Vers machen können, sei gut unterrichtet gewesen und habe gern gelehrten Gesprächen beigewohnt; als er aber endlich aus dem Dunkel oder gewissermaaßen aus dem Mutterleibe hervorgekommen sei, habe er sich weder eines klaren Nachdenkens fähig, noch zu selbstständigem Handeln tüchtig gezeigt (perpetuo hallucinatus est, magnitudine negotii obruebatur animus, aulicorum semper obnoxius imperio).

Im Jahre 1420 unterstand sich der aragonische Prinz Don Heinrich, den König mit Gewalt aus dem Palast, in welchem Alvaro de Luna ihn bewachte, zu entführen. Der Letztere, den Johann zum Connetable ernannt hatte, schloß sich damals an Heinrich an und beförderte dessen Absichten; er wurde daher nicht nur bei dem Könige

---

*) Ludw. Timotheus von Spittler, einer der vorzüglichsten deutschen Geschichtschreiber († 1810), in: „Entwurf der Geschichte der europäischen Staaten.“

gelassen, sondern erhielt auch eine Grafschaft. Dagegen gerieth Heinrich durch die Art, wie er den Namen des in seinem Gewahrsam befindlichen Königs mißbrauchte, mit seinem Bruder Don Johann in Streit. Er selbst heirathete die Schwester des Königs, wie ihre Mutter Catharina genannt, die sich lange dagegen sträubte und aus dem Kloster, in welches sie sich nach der Entführung ihres Bruders geflüchtet hatte, gewaltsam herausgeholt worden war; als Ausstattung erhielt Heinrich das Herzogthum Villena. Bald nachher entzog sich der König mit Hülfe Alvaro's de Luna durch heimliche Flucht den Händen Heinrich's; es sammelte sich unter Alvaro's Mitwirkung eine bedeutende Heeresmacht derjenigen Großen, welche sich für den König erklärten, und zu denen auch Don Heinrich's Bruder, Johann, gehörte, und der König sprach dem Infanten Heinrich den Besitz des Herzogthums Villena ab. Heinrich war mit seinen gemietheten Söldnern der Uebermacht seiner Feinde nicht gewachsen und mußte sich 1422 zu Unterhandlungen bequemen. Er weigerte sich lange, nach Madrid zu kommen, wo die versammelten Großen und Städte-Deputirten über seinen Anspruch an das Herzogthum Villena entscheiden sollten. Als er endlich im Juli 1422 dahin kam, ließ ihn der König verhaften und in einen Thurm des Palastes (Alcazar) bringen, wo er mehrere Jahre gefangen gehalten wurde. Unterdessen war Heinrich's Bruder, Johann, welcher die Erbtochter des Königs von Navarra zur Gemahlin hatte, der Aussicht auf die Herrschaft in diesem Reiche gewiß geworden; denn er hatte einen Sohn erhalten, und sein Schwiegervater hatte diesen sogleich zum Fürsten von Viana oder mit anderen Worten zum Kronprinzen von Navarra ausrufen lassen. Heinrich's Gefangenschaft führte den aragonischen König Alfons V. aus Italien zurück. Die Gemahlin des Letzteren nämlich, welche für ihn in Aragonien herrschte, verwendete sich vergebens für die Freilassung Heinrich's und forderte deshalb ihren Gemahl zur Rückkehr nach Aragonien auf. Alfons verließ im October 1423 die Küste von Neapel, gerade als der Herzog von Mailand, die Florentiner und der Papst sich mit seinem Gegner Ludwig III. von Anjou verbunden hatten. Auf der Heimfahrt nahm er an der Hauptstadt der Provençalen Rache für die Hülfe, welche diese seinem Feinde Ludwig von Anjou geleistet hatten. Er belagerte und eroberte mit einer Flotte von 18 Galeeren und 12 Segelschiffen das mächtige, reiche und bevölkerte Marseille, welches dann sehr hart mitgenommen wurde (s. oben). Wenn wir diese Belagerung von Marseille mit der 30 Jahre später stattgefundenen Belagerung von Constantinopel vergleichen, so sehen wir, daß die Osmanen in Rücksicht auf nautische und militärische Wissenschaft weit hinter den Cataloniern zurück-

standen. Das Geschütz der Letzteren war nicht so kolossal, als das der Türken, dafür aber viel brauchbarer und wirksamer; ferner setzten die Catalonier nicht den Pöbel aller Stände dadurch in Staunen, daß sie abenteuerlich ihre Schiffe über Land in den inneren Hafen brachten, sie verstanden aber dafür die schwere Hafenkette zu sprengen. Diese ward nachher als Trophäe im Dom von Valencia aufgehängt. Auch den Körper des heiligen Ludwig, Bischofs von Toulouse, brachte Alfons von Marseille nach Valencia.

Der Streit mit Castilien hielt den König länger auf, als er gedacht hatte; denn zu dem Hauptgegenstande desselben, der Freilassung seines Bruders, kam noch der Umstand hinzu, daß alle Unzufriedenen des Reiches Castilien in Valencia, Catalonien oder Aragonien Zuflucht und Schutz fanden und jeden Augenblick Freischaarenzüge machten, weshalb die Regierung von Castilien ihre Auslieferung forderte. Ueber beide Punkte ward das ganze Jahr 1424 hindurch unterhandelt, ohne daß eine Uebereinkunft zu Stande gebracht werden konnte; im folgenden Jahre rüsteten sich daher beide Theile zum Kriege. Uebrigens ist die Zeit dieses Streites, vom Augenblick der Gefangennehmung Heinrich's an, diejenige Zeit, in welcher Alvaro de Luna groß und mächtig wurde. Die Regierung und der König waren ganz in seiner Gewalt; er selbst war, was selten vorkommt, nicht nur der Günstling und das Orakel des Königs, sondern zugleich auch der Liebling der Nation (en la estimacion de sus virtudes y partes se conformava bien con el juyzio del principe la opinion de las gentes). Auch wurde Alvaro gerade in dieser Zeit mit Ehren und Gütern überschüttet. Im Jahre 1425 war Don Johann, nach dem Tode seines Schwiegervaters, in Pampeluna zum König von Navarra gekrönt und nach altem Brauch nebst seiner Gemahlin Blanca von den Großen auf den Schild erhoben worden, hielt sich jedoch vorerst meistens in Castilien auf. Als derselbe seinen neugebornen Sohn Karl durch den castilianischen König aus der Taufe heben ließ, gewährte dieser dem Alvaro de Luna die Ehre, sein Mitpathe zu sein; ebenso vertrat Alvaro in demselben Jahre zugleich mit zwei anderen Groß-Kronbeamten Castiliens die Pathenstelle bei dem Sohne des castilianischen Königs, dem nachherigen König Heinrich IV. Was den Krieg zwischen Castilien und Aragonien betrifft, so erließ Alfons im Juni 1425 von Saragossa aus eine Proklamation, in welcher er erklärte, daß er im Begriff sei, mit einem Heere nach Castilien zu ziehen, um der Tyrannei Alvaro's de Luna, der den König in Abhängigkeit halte und das Land durch Zwiespalt verwirre, ein Ende zu machen. Jetzt trat aber Johann von Navarra als Vermittler auf, und kaum war dies geschehen, als

auch die Großen der drei Reiche Navarra, Aragonien und Castilien zusammentraten und sich über die Bedingungen der Aussöhnung ihrer Könige vereinigten. Diese mußten die ihnen von ihren Großen gemachten Bedingungen annehmen, und es ward ein Vertrag geschlossen, welcher den Streit endigte. Don Heinrich ward in Folge desselben nicht allein in Freiheit gesetzt, sondern erhielt auch alle seine Güter und Lehen zurück; doch mußte er dem Könige von Castilien einen neuen Eid der Treue schwören. Auch allen seinen Anhängern wurden ihre eingezogenen Güter wiedergegeben, wogegen andererseits der König Alfons versprach, daß sein Bruder Heinrich nichts gegen diejenigen beginnen werde, die an seiner Verhaftung und Gefangenhaltung Theil gehabt hätten.

Dieser Vertrag mußte nothwendig neue Streitigkeiten veranlassen, durch welche dann auch König Alfons noch lange in Spanien zurückgehalten wurde. Der eine seiner Brüder, Johann von Navarra, war dem castilianischen Könige verdächtig geworden, der andere, Heinrich, stand mit dem Connetable Alvaro de Luna in offener oder geheimer Feindschaft; die Unzufriedenheit der Prinzen und Großen des Reiches mit dem überwiegenden Einfluß des Letzteren dauerte fort und der castilianische König ward unaufhörlich bestürmt, die Einrichtungen abzuschaffen, welche Alvaro gemacht hatte, um eines Theils seinen König gegen Gewalt zu sichern und anderen Theils sich selbst durch Freigebigkeit und Glanz in Ansehen zu setzen. Johann von Castilien mußte seine Leibwache auf 400 Lanzen beschränken und, durch die Vorstellungen der Stände genöthigt, das Versprechen geben, daß er in 25 Jahren keine neuen Gnadenbezeugungen ertheilen und die erledigten Stellen und Jahrgehalte, soweit sie nicht erblich wären, einstweilen nicht wieder besetzen und vergeben wolle. Auch den königlichen Rath wollten die Stände vermindert haben, da es ihnen nicht gefiel, daß 65 Personen in demselben Sitz und Stimme hatten. Alvaro's Gegner stützten sich auf die aragonische Partei, und König Alfons war, so lange er in Spanien zurückblieb, der Mittelpunkt aller Kabalen, weshalb denn auch der aragonische Annalist Zurita dem Alvaro die schändlichsten Absichten zutraut, ihm die empörendsten Pläne und Tücken Schuld gibt und sogar behauptet, Alvaro habe die Königin verführen und den König aus der Welt schaffen wollen, was uns weder wahr, noch auch selbst wahrscheinlich vorkommt. Drei Jahre lang dauerten die Unruhen in Castilien fort, da Johann von Navarra und der Prinz Heinrich von ihrem Bruder Alfons und den vielen Feinden Alvaro's unterstützt wurden, und da die Polizei und Justiz überall gestört waren oder nur durch solche Maaßregeln erhalten werden konnten, welche eine schreckliche Rache hervorriefen.

Die beiden aragonischen Prinzen und Alvaro erschienen alle drei nur in Begleitung ihrer Truppen am Hofe von Castilien und wagten ihre Zusammenkünfte in keinem Gebäude zu halten, sondern unterredeten sich nur auf freiem Felde, wie feindliche Generale pflegen. Endlich brachte ein Franziskaner, welcher im Rufe der Heiligkeit stand, es dahin, daß sich Alvaro und seine Gegner dazu verstanden, die ganze Sache vier von ihnen selbst ernannten Schiedsrichtern zu überlassen (1427). Alvaro ernannte den Admiral von Castilien und den Fernando Alonzo de Robia, der König von Navarra und seine Partei aber den Großmeister des Calatrava-Ordens und Pedro Maurique; diese vier Schiedsrichter nahmen den Prior des Klosters St. Benedict, in welchem sie sich versammelten, zum Obmann. Die Entscheidung fiel dahin aus, daß Alvaro sich 18 Monate lang 15 Meilen weit vom Hofe entfernt halten und daß alle seine Anhänger den Palast verlassen sollten. Dies geschah; der König blieb aber in steter Verbindung mit Alvaro, er fühlte sich durch die Gewalt, welche die Infanten und ihre Creaturen sich über seine Schwäche anmaaßten, sehr gekränkt und die Letzteren vermochten sogar ihre eigenen Anhänger so wenig in Ordnung zu halten, daß bald das ganze Land durch Privatkriege verwüstet wurde und alle Wege unsicher waren. Die Infanten selbst bewogen daher schon 1428 den König, seinen Connetable zurückzurufen, damit Ordnung und Gesetz wenigstens einigermaaßen wieder hergestellt würden. Kaum war Alvaro unter dem Jubel des Volkes wieder erschienen, als beide Infanten sich am eifrigsten um seine Gunst bewarben und unter einander in solchen Zwist geriethen, daß der König sie und ihre zahlreiche bewaffnete Begleitung entfernen mußte. Um diese Zeit kam auch der dritte Bruder des Königs Alfons, Don Pedro, welcher aus Neapel hatte weichen müssen, nach Castilien und vermehrte die Verwirrung.

Endlich entschloß sich Alfons zu einem neuen Kriege mit Castilien, um seine drei Brüder und ihren Anhang gegen den schwachen König Johann oder, wie Alfons und die Infanten vorgaben, gegen Alvaro de Luna mit einem Heere zu unterstützen. Bei dieser Gelegenheit bewies Alfons, daß er der Mann sei, welcher die Aragonier ebenso gut nach ihrer Weise zu regieren verstehe, als Alvaro de Luna die Castilianer. Als nämlich Alfons die Ritter Aragoniens und die Schätze seines Reiches gebrauchen wollte, um seine drei Brüder, welche den schwachen König von Castilien unter steter Vormundschaft halten wollten, in ihren ehrgeizigen Absichten zu unterstützen, wußte Alvaro eine Partei in Aragonien zu gewinnen, zu welcher die angesehensten Herren des Reiches, unter Andern der Erzbischof von Saragossa (ein Franziskaner) und Don Friedrich (Fedrique), ein natürlicher Sohn

des früheren sicilianischen Königs Martin des Jüngeren, gehörten. Gegen diese Partei, die den Absichten des Königs entgegen wirkte, verfuhr Alfons sogleich in einer so militärischen Weise, daß er dadurch Alles einschüchterte und in die gesetzlichen Schranken zurückwies. Er ließ z. B. den Erzbischof von Saragossa zu sich rufen und es ward seitdem nichts mehr von demselben gehört; daß er auf irgend eine Weise aus der Welt geschafft worden sei, schloß man nur aus der nachher angeordneten Wahl seines Nachfolgers. Im Jahre 1429 vereinigte Alfons sein Heer mit dem seines Bruders, des Königs von Navarra, und Alvaro de Luna hatte sich mit seinen Castilianern Beiden schon gegenüber gelagert, als der Kardinal von Foix, den der Papst Martin V. als Legaten geschickt hatte, und die Königin von Aragonien, Maria, eine Schwester des castilianischen Königs, die Führer beider Heere zu einem nochmaligen Versuche, die Sache auf gütlichem Wege beizulegen, bewogen. Die Königin ließ ihr Zelt in der Mitte von beiden feindlichen Lagern aufschlagen. Die Heere zogen sich für diesmal zurück; es war jedoch zu schwer, Don Heinrich und die beiden anderen Infanten zu befriedigen, und da die Könige von Aragonien und Navarra nicht aufhörten, durch ihren Bruder Heinrich alle Unzufriedenen in Castilien aufzuregen, so fiel Johann von Castilien auf den Rath Alvaro's noch im Jahre 1429 mit einem furchtbaren Heere in Aragonien ein. Obgleich wir sehr weit entfernt sind, der von einigen Schriftstellern gemachten Angabe über die Stärke dieses Heeres unbedingten Glauben zu schenken, so verdient dieselbe doch angeführt zu werden, weil daraus hervorgeht, wie groß damals die Macht Castiliens angesehen und geschildert werden konnte. Das Heer, mit welchem Johann von Castilien und sein Connetable in Aragonien einfielen, soll aus 12,000 Reitern und 60,000 Mann zu Fuß bestanden haben. Die Castilianer richteten in Aragonien grausame Verheerungen an, zogen aber, als weder Alfons noch der König von Navarra gegen sie im Felde erschienen, schon im August an die Grenzen ihres Reiches zurück. Im nächsten Frühjahr (1430) rüstete Alfons einen neuen Zug nach Castilien. Alvaro de Luna suchte denselben zwar vermittelst seiner Verbindungen in Aragonien zu verhindern; seine dortigen Anhänger vermochten aber, nachdem der Erzbischof von Saragossa aus dem Wege geräumt war, nichts gegen den Willen des Königs, und der vornehmste von ihnen sah sich sogar genöthigt, eine Zuflucht in Castilien zu suchen. Andererseits konnte auch Alfons von Aragonien seinen Zweck nicht erreichen; denn obgleich seine Stände ihm endlich Geld zu dem beabsichtigten Kriegszuge bewilligten, so waren sie doch eben so wenig als die castilianischen Stände geneigt, für das persönliche oder Familien-Interesse ihres

Königs viel zu opfern. Alfons beschloß daher, lieber seinen Einfluß in Italien wieder herzustellen, als um des Infanten Heinrich willen einen neuen Krieg mit seinem Schwager zu beginnen. Er ließ in Gemeinschaft mit dem Könige von Navarra den Castilianern den Frieden antragen und erklärte sich bereit, die Sache seiner Brüder Don Heinrich und Don Pedro aufzugeben, wenn dagegen auch der König von Castilien nicht auf der Wiedereinsetzung seiner zu ihm geflüchteten aragonischen Freunde bestehen, sondern sie in Castilien behalten wolle. Zu diesen gehörte namentlich Don Friedrich, der sich von Castilien aus erbot, sein Recht auf die Aragonier durch einen Zweikampf mit König Alfons zu erweisen; dieser wies nicht blos die Aufforderung zurück, sondern nahm auch die Güter des Prätendenten in Besitz. Im Juli 1430 kam endlich ein Waffenstillstand auf fünf Jahre zu Stande und beide Theile ließen es sich gefallen, daß die Entscheidung der zwischen ihnen streitigen Punkte 14 Schiedsrichtern überlassen werde. Aus dem letzteren Umstande und aus dem Benehmen der catalonischen Stände, welche ihrem Könige Truppen und Geld zu dem beabsichtigten Zuge gegen Castilien versagt hatten, geht deutlich hervor, daß dieser Waffenstillstand nur eine Wirkung des Widerwillens der sämmtlichen Stände gegen einen Familienkrieg war. Weit glänzender als die Rolle, welche Alfons seit seiner Rückkehr aus Italien in Spanien gespielt hatte, war dasjenige, was er nach dem mit Castilien abgeschlossenen Waffenstillstande in Italien unternahm; denn hier erwarb er sich damals einen unsterblichen Ruhm und den Beinamen des Weisen.

6. Italien von der Rückkehr Alfons' V. nach Aragonien bis zum Tode desselben.

In Neapel führte nach dem Abzuge des aragonischen Königs und seines Bruders Don Pedro nicht die Königin Johanna und ihr Adoptivsohn, Ludwig III. von Anjou, sondern der Groß-Seneschall Caraccioli mit seinen Verwandten und Creaturen die Regierung. Ludwig von Anjou war zuerst ohne alles Ansehen und wurde dann von der Königin ganz aus ihrer Nähe entfernt; er durfte zwar ganz Calabrien für sich nehmen, aber nicht mehr am Hofe erscheinen. Der Groß-Seneschall tyrannisirte das Reich und die Königin, er und seine Verwandten rissen eine Herrschaft, ein Fürstenthum nach dem anderen an sich, und die Königin wurde, wenn sie einmal keine neuen Vergebungen bewilligen wollte, von Caraccioli in ihren eigenen Gemächern aufs brutalste behandelt. Der Groß-Seneschall ward Herzog von Venosa, Graf von Avellino und Herr von Capua, und wenn er

sich nicht auch noch Fürst von Capua nannte, so geschah es nur deshalb, weil dieser Titel den Kronprinzen von Neapel vorbehalten war. Nach dem Tode des Papstes Martin V. verlangte Caracciolo auch das den Verwandten desselben gehörende Fürstenthum Salerno, welches Johanna diesen entzogen hatte, sowie das Herzogthum Amalfi. Die tyrannische Herrschaft Caracciolo's und seine grobe Behandlung ließ sich die Königin so lange gefallen, als ihre Leidenschaften noch heftig waren; sobald aber ihr zunehmendes Alter das Band der Sinnlichkeit, welches sie früher mit dem Groß-Seneschall verband, locker gemacht hatte, suchte sie bei ihrer am Hofe lebenden Nichte, der Herzogin von Sessa, Trost und schenkte derselben ihr Vertrauen. Caracciolo dagegen, welcher seit 1428 die Königin völlig als Untergebene behandelte, gewann den Oberbefehlshaber der Truppen, Jakob Caldora, und den mächtigen Fürsten von Tarent für sich, indem er eine seiner Töchter mit dem Sohne des Ersteren, Anton Caldora, und eine andere mit dem Bruder des Letzteren, Gabriel Orsino, vermählte. Er hatte sich aber dabei verrechnet; denn weder Caldora noch der Fürst von Tarent waren Leute, welche auf Verwandtschaft oder Dankbarkeit Rücksicht nahmen, wenn sie ihre besonderen Zwecke zu erreichen suchten. Schon in demselben Jahre, in welchem Gabriel Orsino die Tochter Caracciolo's heirathete (1430), erscheint sein Bruder unter den neapolitanischen Unzufriedenen, welche mit Alfons V. von Aragonien in Verbindung traten; denn dieser schickte damals im September Gesandte nach Valencia, um in seinem und vieler anderen neapolitanischen Großen Namen den König Alfons zu bitten, mit einem Heere nach Neapel zu kommen. Ebenso war auch Jakob Caldora trotz aller empfangenen Wohlthaten nicht abgeneigt, von der Partei Ludwig's aufs neue zur aragonischen überzugehen, und der Verfasser der italienisch geschriebenen neapolitanischen Tagebücher spricht in dieser Beziehung seinen heftigen Unwillen über einen königlichen Oberbefehlshaber aus, der auf solche Weise mit der Treue Handel treiben konnte (Tanto era avaro e avido di robba e si buttò l' honore dietro le spalle, che infino non servò nè a Dio nè al Diabolo). Der Groß-Seneschall suchte den alten Räuber durch ein neues Band zu fesseln; er verlobte seinen einzigen Sohn mit Jakob Caldora's Tochter. Jedoch wohnte nachher Caldora der Vermählung, welche mit wahrhaft kaiserlicher Pracht gefeiert ward, nicht bei, weil er, wie der erwähnte Annalist zu verstehen gibt, in Furcht war, daß man ihn in eine Falle locken wolle („ma il volpone di Jacopo non ci volse venire“, d. i. der Fuchs Jakob wollte nicht kommen).

Alfons hatte schon im Jahre 1426 mit dem Herzog von Mailand angeknüpft; als dieser aber nachher Genua wieder verlor konnte

Alfons von ihm zur See keinen Beistand erwarten und verband sich deshalb mit den neapolitanischen Unzufriedenen. Er segelte unter dem Vorwande eines Zuges gegen Tunis mit 22 Galeeren und vielen großen Schiffen von Barcelona weg, gelangte im Juni 1432 nach Palermo und fuhr von dort an die Küste von Afrika, wo er die tunesische Insel Gerbes (Dscherba) in der kleinen Syrte einzunehmen gedachte. Hier verweilte er noch, als Caraccioli das Vermählungsfest seines Sohnes im königlichen Palaste, wo er Zimmer hatte, feierte; auf acht Tage war die Reihenfolge der Festlichkeiten angesetzt; aber am vorletzten Tage (17. August 1432) ward er von den mit der Herzogin von Sessa verbündeten Herren aus dem Wege geräumt. Die nächste Veranlassung zu seinem Morde war ein heftiger Zank mit der Königin, der er wegen der Fürstenthümer Amalfi und Salerno sehr grob zusetzte. Johanna weigerte sich standhaft, ihm dieselben zu überlassen; er gerieth dadurch in Zorn, beleidigte die Königin und schrie ihr schmutzige Erinnerungen aus der vorigen Zeit zu.*) Gleich nachher kam die Herzogin von Sessa, welche in einem anstoßenden Zimmer Alles mit angehört hatte, zur Königin; sie fand dieselbe in großem Zorn und in Thränen und brachte sie dahin, daß sie den Befehl gab, ihren früheren Liebling zu verhaften. Dies war es, was dessen Feind Ottolino Caracciolo und andere mit der Herzogin gegen ihn Verbündete erwarteten; sie drangen in der Nacht in sein Zimmer und durchbohrten ihn, gaben aber nachher vor, daß er sich der Verhaftung widersetzt habe und fechtend umgekommen sei. Die Königin, welche schon damals fast ganz kindisch war, gerieth bei der Nachricht von Caraccioli's Ermordung anfangs in große Betrübniß; bald nachher aber gewährte sie den Mördern desselben Straflosigkeit und ließ seine Güter einziehen, weil er, wie es in dem deshalb erlassenen Befehle hieß, ein Rebell gewesen sei. Auch wurde Caraccioli's Sohn nebst allen seinen Verwandten und Creaturen verhaftet und alle seine Paläste und Güter nach türkischer Weise der Plünderung des Pöbels preisgegeben.**) Durch Caraccioli's Tod ward dem König Alfons der Weg zur Rückkehr nach Neapel vollends gebahnt; denn auch die Herzogin von Sessa gab nicht zu, daß Ludwig von Anjou aus Calabrien an den Hof kam, weil sie jetzt die schwache Königin ebenso unbeschränkt beherrschen wollte, als vorher der Seneschall. Alfons, welcher in Afrika die Insel Gerbes wirklich eingenommen und dem König

*) Dies meint wohl der neapolitanische Annalist mit den Worten: usò alcune parole dishoneste contro la regina.

**) Das stattliche Grabdenkmal Caraccioli's mit seiner Figur in Stein, errichtet von seinem Sohne, befindet sich noch jetzt wohlerhalten in einer Kapelle der Kirche San Giovanni a Carbonara zu Neapel, nahe dem Denkmal des Königs Ladislaus.

von Tunis eine Schlacht geliefert hatte, war im October nach Sicilien zurückgekommen und setzte sich von dort aus mit der Herzogin von Sessa in Verbindung. Diese suchte auch ihrerseits die Königin dazu zu bewegen, daß sie ihre Erklärung zu Gunsten Ludwig's von Anjou, welcher noch immer einen sehr bedeutenden Anhang im Reiche hatte, zurücknehme und dagegen die dem aragonischen Könige gewährte, später aber cassirte Adoption erneuere. Unterdessen besetzte Ludwig von Anjou ganz Calabrien und befehdete in Verbindung mit Jakob Caldora die mächtige Familie Orsini, besonders Giovanni Antonio, welcher im Besitze des Fürstenthums Tarent war. Für Ludwig war am neapolitanischen Hof besonders Urban Cimino thätig, dessen Ansehen den Einfluß der Herzogin von Sessa bei der altersschwachen Königin aufwog. Obgleich daher Alfons im December 1432 Ischia besetzte und bis in den Februar des folgenden Jahres daselbst verweilte, um die Unterhandlungen mehr aus der Nähe betreiben zu können, so erreichte er doch seinen Zweck nicht. Er schloß sich zuletzt an den Gemahl der Herzogin an, in der Hoffnung, durch dessen Anhang durchzusetzen, was die Herzogin nicht gewähren konnte oder wollte; es erfolgte aber das Gegentheil, weil die Herzogin, welche mit ihrem Gemahle in argem Zwiste lebte, dadurch tödtlich beleidigt wurde. Als er endlich die Unmöglichkeit einsah, Johanna zur Aufopferung Ludwig's zu bewegen, schloß er einen Frieden auf zehn Jahre und kehrte nach Sicilien zurück.

Nicht lange nachher änderten sich die Umstände zu Gunsten des aragonischen Königs. Ludwig von Anjou ward nach Alfons' Entfernung von Johanna nicht als Nachfolger behandelt und aufgenommen, weil die Königin ganz von ihrer Hofdienerschaft abhängig war. Er blieb auf Calabrien beschränkt und als im Jahre 1434 bei Gelegenheit seiner Vermählung mit Margaretha, der Tochter des Herzogs Amadeus von Savoyen, (des späteren Papstes Felix), Johanna ihm eine prächtige Hochzeit in Neapel veranstalten wollte, gab Johann Cicinello, welcher damals Caraccioli's Stelle vertrat, dies aus Staatsgründen nicht zu; ja, Margaretha durfte auf ihrer Reise nach Calabrien nicht einmal von Sorrent, wo sie seekrank einige Tage verweilen mußte, nach Neapel kommen, und es wurden ihr nur armselige Geschenke geschickt. Die Vermählung fand in Cosenza statt; Ludwig ward bald nach derselben von einem hitzigen Fieber plötzlich weggerafft (November 1434). Seine Wittwe heirathete später den Herzog Ludwig von Baiern, Pfalzgrafen bei Rhein. Er scheint ein sehr nachgiebiger Mann gewesen zu sein; denn kurz vor seinem Tode hatte er sich, trotz der erlittenen Kränkungen, von Urban Cimino und anderen Männern, welche im Namen der Königin regierten, gebrauchen lassen, um in

Verbindung mit Jakob Caldora dem Fürsten von Tarent, Johann Anton Orsini, welcher allgemein geliebt ward und den auch er achtete und ehrte, sowie den Verwandten, Freunden und Vasallen desselben, Städte und Burgen zu entreißen. Die Königin Johanna starb bald nach Ludwig (Februar 1435) in ihrem 65. Jahre. Sie war noch kurz vor ihrem Tode durch die Anhänger des Hauses Anjou oder vielmehr durch die Leute, welche in der letzten Zeit die Regierung an sich gerissen und Güter, Stellen, Aemter und Ehren sich und den Gliedern ihrer Familien zugetheilt hatten, bewogen worden, über das von ihr beherrschte Reich so zu verfügen, als wenn dasselbe ihr Privateigenthum wäre. Ludwig III. von Anjou hatte nämlich zwei Brüder hinterlassen, den Herzog Renatus (René) oder Rainer von Lothringen und Karl von Provence.*) Von diesen beiden Sprößlingen des jüngeren Hauses Anjou war im Testamente der Königin Johanna der eine, Renatus von Lothringen, zum Erben des Reiches Neapel eingesetzt worden; ein Reichsrath von 16 Mitgliedern sollte ihm zur Seite stehen. Renatus besaß aber keine bedeutende Kriegsmacht und konnte sein Erbrecht nicht geltend machen, obgleich er sich König von Neapel nannte und die Bevölkerung der Hauptstadt sich für ihn erklärte. Da nun das ganze Reich in Parteien aufgelöst war und in Folge des körperlich und geistig geschwächten Zustandes, in welchem die Königin Johanna sich während der letzten fünf Jahre ihres Lebens befunden hatte, seit Caraccioli's Zeit eigentlich gar keine Regierung mehr gehabt hatte, so wandten sich der Herzog von Sessa und der Fürst von Tarent gleich nach Johanna's Tode an den König Alfons, damit doch wieder einige Ordnung hergestellt würde; gleichzeitig setzte sich der Erstere in den Besitz von Capua. Alfons hatte die Befugniß der Königin Johanna, das ihm ertheilte Recht der Nachfolge zu widerrufen,

*) Zur Erläuterung: Das jüngere Haus Anjou wurde, wie wir früher berichtet haben, gestiftet von Ludwig, dem zweiten Sohne des Königs Johann von Frankreich. Derselbe behauptete den durch Johanna I. ihm zugewandten Anspruch auf Neapel bis an seinen Tod, 1384; ebenso sein Sohn, Ludwig II., der 1417 starb. Die drei Söhne des Letzteren waren Ludwig III. († 1435), René und Karl von Maine oder von Provence. René, der sich vorzugsweise mit Malerei, Schäferpoesie und Gartenkunst beschäftigte, hielt seine Ansprüche auf Neapel sieben Jahre lang aufrecht (1435—1442); seine Erwähnung bei Schiller ist insofern ein Anachronismus, als seine Adoption durch Johanna II., wodurch er den Königstitel von Neapel erhielt, erst vier Jahre nach dem Tode der Jeanne d'Arc († 1431) fällt. Eine Auswahl aus seinen Dichtungen erschien 1845—46 in Paris. Der dritte Bruder, Karl von Provence, hatte einen Sohn, Karl, auf den die Ansprüche seines im Jahre 1480 zu Aix verstorbenen Oheims René übergingen; seine Rechte erbte wiederum, als er ein Jahr später verschied (1481), der König Ludwig XI. von Frankreich, was für die Geschichte Frankreichs und Italiens beim Eintritte des 16. Jahrhunderts von Bedeutung ist.

nie anerkannt, und suchte sich sogleich in den Besitz des neapolitanischen Reiches zu setzen. Er griff zunächst Gaëta an. Diese Stadt rief aber den Herzog Philipp Maria Visconti von Mailand, welcher über die genuesische Seemacht verfügen konnte, um Hülfe an, und es kam hierauf am 5. August 1435 bei der Insel Ponza zwischen der genuesischen und der fast doppelt so zahlreichen catalonischen Flotte zu einer der blutigsten Seeschlachten, welche im 15. Jahrhundert in dem mittelländischen Meere geliefert worden sind. Alfons hatte 11,000 Mann und die angesehensten Herren und Ritter an Bord. Auch der Herzog von Mailand hatte mit der genuesischen Flotte, welche der berühmte Admiral Assereto befehligte, ein beträchtliches Heer abgehen lassen, weil bei der Beschaffenheit des Geschützes und der Seefahrtkunst jener Zeit an Seegefechte, wie sie heut zu Tage geliefert werden, nicht zu denken war, sondern Alles vorzugsweise auf das Entern ankam. Die Schlacht dauerte vom Aufgange der Sonne bis zu ihrem Untergange und endigte mit einer völligen Niederlage der Catalonier und einem glänzenden Triumphe für die genuesische Flotte. Nur ein einziges catalonisches Schiff, auf welchem sich der Infant Don Pedro befand, entkam den Händen der Feinde. Die Genuesen verbrannten, was uns auffallend scheint, alle genommenen Schiffe. Die Zahl der in Gefangenschaft gerathenen Catalonier und Aragonier war sehr groß. Auch des Königs Bruder Johann von Navarra hatte sich dem Galeotto Lomellino ergeben; Alfons selbst ließ sich auf einer Enterbrücke nach demjenigen Schiffe bringen, das ein Giustinani befehligte, weil er diese Familie, welche die Insel Chios beherrschte, als eine fürstliche ansah. Außer diesen Beiden scheinen uns die vornehmsten Gefangenen gewesen zu sein: der Großmeister des Ordens von Sanct Jakob nebst seinen Brüdern, der Fürst Johann Anton Orsini von Tarent, der Herzog Jakob Marzano von Sessa, der Graf von Campobasso, Angelo Combatesa, und der Graf von Morcone, Honorato Cajetano. Der Herzog Philipp Maria ließ nicht nur alle Gefangenen nach Mailand statt nach Genua bringen, sondern er erbitterte auch die Genuesen dadurch aufs Aeußerste, daß er ihnen nicht erlaubte, den Sieg zu verfolgen. Seine Verhältnisse waren nämlich damals von der Art, daß es ihm sehr wichtig sein mußte, keinen Franzosen zur Herrschaft von Neapel gelangen zu lassen. Er behandelte daher den aragonischen König nicht als Besiegten und Gefangenen, sondern empfing ihn zu Mailand bei der ersten Zusammenkunft mit entblößtem Haupt und gebeugtem Knie, machte ihm Geschenke und bewirthete ihn glänzend. Er entließ ihn sogar nebst den übrigen Gefangenen ohne Lösegeld, weil er einen edeln, großherzigen, der Treue und Dankbarkeit fähigen Mann sich durch Großmuth verbindlich machen

wollte, um an ihm einen zuverlässigen Verbündeten zu erhalten. Um dieses Verfahren Philipp Maria's zu verstehen, müssen wir den Faden der Geschichte des oberen und mittleren Italiens da wieder aufnehmen, wo wir ihn früher hatten fallen lassen.

Philipp Maria Visconti von Mailand, persönlich ein eifriger Jäger, aber kein Freund von Waffenthaten, entwarf gleichwohl vom Inneren seines Palastes aus, wo er fast menschenscheu lebte, fortwährend kriegerische Unternehmungen. Er war, nachdem er Genua und die ganze Lombardei durch Carmagnola hatte unterwerfen lassen, im Jahre 1423 mit Florenz, sowie nachher auch mit Venedig in Krieg gerathen, also mit den einzigen Staaten, welche reich genug waren, um seinen Söldnern und deren kriegserfahrenen Hauptleuten andere eben so tüchtige und eben so käufliche entgegensetzen zu können. Die Florentiner schickten, als Philipp Maria den Frieden gebrochen hatte, den Pandolfo Malatesta mit seiner Bande gegen ihn; dieser ward aber am 6. Sept. 1423 von den Truppen des Herzogs geschlagen und die Stadt Forli, welche er hatte retten sollen, von den Mailändern besetzt. Dasselbe Schicksal hatte im Februar 1424 Imola. Hierauf huldigte einerseits der Gebieter von Faënza, Antonio di Manfredi, dem Herzog von Mailand, und andererseits schloß sich der Papst demselben freundlich an oder entfernte doch wenigstens den Kardinal Condolmieri, der dem Herzoge feindlich gesinnt war, aus Bologna. Die Florentiner wollten jetzt den Braccio da Mantone in ihre Dienste nehmen; dieser ward aber, gerade als die florentinischen Abgeordneten, welche ihn und seine Schaaren werben sollten, mit 80,000 Dukaten bei ihm angekommen waren, in einer Schlacht tödtlich verwundet (s. oben). Die päpstlichen und neapolitanischen Truppen, welche ihn besiegt hatten, raubten bei dieser Gelegenheit den Abgeordneten der Florentiner das mitgebrachte Geld. Nun nahmen die acht Männer, welche in Florenz das Kriegswesen leiteten, den Karl Malatesta von Rimini in Dienst, welcher 6000 Mann unter Pandolfo Malatesta, Orso Orsini, Ludwig degli Obizzi und Nikolaus von Tolentino in seinem Solde hatte, aber stets unglücklich im Felde war. Er erlitt auch diesmal eine Niederlage, ward selbst gefangen und nach Mailand gebracht, wo ihn Philipp Maria, wie er öfter gegen Gefangene that, entweder in einer Anwandlung von Großmuth oder aus Politik mit vieler Schonung behandelte. Uebrigens hatten die Florentiner durch Malatesta's Niederlage nichts als ihr Geld verloren, da sie jetzt neue Miethlinge kaufen mußten. Sie nahmen Braccio's besten Schüler, Niccolo Piccinino, und Braccio's Sohn, Oddo Fortebraccio, mit dem Reste seiner Truppen in Dienst. Dieses Heer ließ sich am 1. Februar 1425 im

Val di Lamone überfallen, Oddo Fortebraccio wurde erschlagen und Piccinino gefangen genommen. Der Letztere kam in den Gewahrsam des Herrschers von Faënza, Antonio di Manfredi, welcher einen Theil der Söldlinge des Herzogs von Mailand commandirte, wurde aber schon im März wieder losgekauft. Er hatte in seiner Gefangenschaft Antonio di Manfredi zu überzeugen gewußt, daß es für ihn viel vortheilhafter sei, den Florentinern, als dem Herzoge zu dienen, und Antonio ging hierauf mit seiner Söldnerbande zu den Ersteren über. Piccinino selbst aber entzweite sich mit der erwähnten, für das Kriegswesen eingesetzten Commission zu Florenz und trat in mailändische Dienste. Auch Franz Sforza, welcher damals noch keinen ausgezeichneten Rang unter den Hauptleuten der Miethvölker hatte, war vom Herzog Philipp Maria angeworben worden. Der Krieg nahm bald eine für die Florentiner sehr ungünstige Wendung: ihr Heer erlitt am 9. und am 17. October zum fünften und sechsten Male seit dem Anfange des Krieges eine Niederlage auf offenem Felde. Sie wandten sich daher jetzt an Venedig und schickten zu diesem Zwecke zwei Männer ab, welche ihren angesehensten, durch Bank- und Handelsgeschäfte mit den großen und fürstlichen Patriciern Venedigs verbundenen Häusern angehörten, den Doctor und Ritter Marcello degli Strozzi und den Banquier Johann von Medicis. Der Letztere war damals der bedeutendste Mann in Florenz, und zwar sowohl wegen seines unermeßlichen Reichthums, den er als päpstlicher Banquier während des Conciliums von Constanz ungemein vermehrt hatte, als auch wegen seiner schrankenlosen Großmuth und wegen der Art, wie er sein aristokratisches Ansehen gebrauchte, um die Gewerbe und Handwerke zu fördern und die von den eigentlichen Aristokraten, den Strozzi, Ridolfi und Anderen, angefeindete Demokratie zu schützen. Die Aristokratie hätte ihn daher auch gern ebenso vertrieben, wie sie später seinen Sohn Kosmus auf einige Jahre in die Verbannung trieb; Johann von Medicis war aber zu groß und zu edel, als daß sie dies hätte wagen können; man gebrauchte ihn daher sogar, als es galt, die aristokratische Republik Venedig zu gewinnen.

Die Republik Venedig hatte seit dem Anfange des Krieges zwischen Florenz und Mailand die Schritte Philipp Maria's ängstlich überwacht, nahm sich aber, ihrer bekannten Klugheit gemäß, wohl in Acht, ihn anzugreifen, so lange Carmagnola, welcher unüberwindlich schien, des Herzogs Heere anführte. Gegen das Ende des Jahres 1424 zerfiel jedoch Carmagnola mit dem Herzoge. Nun suchten die Venetianer aus diesem Zwiste Vortheil zu ziehen. In Betreff der Entzweiung des Herzogs mit einem Feldherrn, dem er seine Erhal-

tung, sowie die Begründung und Ausbreitung seiner Herrschaft ganz allein verdankte, den er mit Ehren und Gütern überhäuft, an Kindes Statt angenommen und mit dem Rechte, den Namen Visconti zu führen, beehrt hatte, sind von dem gleichzeitigen Geschichtschreiber Biglia allerlei Dinge als Ursachen angeführt worden; wir glauben jedoch, daß einerseits in des Herzogs Mißtrauen, sowie in seiner Furcht vor einem Manne, den er zu mächtig gemacht hatte, und andererseits in Carmagnola's Brutalität, Grobheit und Trotz Gründe genug zu finden sind. Eine Anzahl Schmeichler und Hofleute, welche Biglia mit Namen nennt, erfüllten, während Carmagnola als Statthalter in Genua war, den argwöhnischen Herzog mit Angst, und bewirkten zunächst, daß Philipp Maria dem Carmagnola die Summen entziehen wollte, welche dieser gebrauchte, um, wie man jetzt sich ausdrückt, die Cadres seines Söldnerheeres zu unterhalten. Carmagnola fühlte, wohin das führen werde, und eilte deshalb mit geringer Begleitung nach Abbiate Grasso, wo damals der Herzog sich befand. Er ward aber nicht in die Stadt eingelassen und als er dem Herzoge sagen ließ, daß er ihm etwas Wichtiges mitzutheilen habe und noch nie abgewiesen worden sei, erhielt er sogar die Antwort, er solle sich an einen der ihm verhaßten Hofleute wenden. Er gerieth darüber in die größte Wuth und brach, als er den Herzog über dem Thore bemerkte, in laute Vorwürfe und Schmähungen aus; doch wagte man nicht, sich seiner zu bemächtigen, als er hierauf mit seiner kleinen Begleitung sogleich querfeldein ritt, um eilig in das Gebiet des Herzogs von Savoyen zu kommen. Oldrado da Lampugnano, welcher ihn mit einigen Reisigen verfolgte, hatte keine Lust, den zornigen Haudegen anzugreifen oder auch nur an der Fortsetzung der Reise zu hindern. Philipp Maria ließ alle Güter Carmagnola's, sowie die sämmtlichen Einkünfte desselben im Betrage von 40,000 Dukaten einziehen. Carmagnola gelangte zuerst zum Herzoge von Savoyen, den er von Philipp Maria's Plänen unterrichtete und gegen ihn aufbrachte; dann begab er sich durch die Schweiz und Tyrol in das Gebiet von Venedig. Den Weg durch ersteres Land machte er verkleidet, weil er den Eidgenossen die Niederlage bei Bellinzona bereitet hatte. Am 25. Februar 1425 kam er mit 23 Begleitern und großen Schätzen in Treviso an und reiste von da weiter nach Venedig, wo man ihm eine ausgezeichnete Aufnahme gewährte. Der Herzog von Mailand ließ dort, wie Biglia aus dem Munde eines Freundes berichtet, durch Spione jeden Schritt und Tritt Carmagnola's beobachten und jedes seiner Worte belauschen. Auch machte er den Versuch, ihn vergiften zu lassen; das Gift wirkte

aber wenig und der Versuch überzeugte nur die Gegner des Herzogs, daß sie sich auf Carmagnola verlassen konnten.

Durch den Austritt des berühmten Feldherrn aus dem Dienste Philipp Maria's erhielten die politischen Angelegenheiten von Oberitalien eine ganz andere Gestalt. Venedig und Florenz wurden nämlich von diesem Augenblick an die Hauptmächte; denn beide Republiken, die aristokratische wie die demokratische, waren allein von allen italienischen Staaten im Stande, die ungeheuren Kosten für die Compagnieen und Hauptleute zu bestreiten, von welchen damals das Schicksal Italiens abhing. Uebrigens hatte auch der Herzog von Mailand mit beiden Republiken das Eine gemein, daß er nicht als General oder durch die Streitbarkeit seiner Unterthanen, sondern durch den Reichthum und die Betriebsamkeit seines Landes und durch den darauf gegründeten blühenden Zustand seiner Finanzen mächtig war. Die Venetianer waren längst von den Florentinern bestürmt worden, mit ihnen ein Bündniß gegen Philipp Maria zu schließen, welcher offenbar darnach strebe, sich zum König von Italien zu machen; allein die Republik Venedig, deren grausame, egoistische und treulose Politik Machiavelli als vollendete Staatsweisheit preist, zögerte so lange, sich der bedrängten Florentiner anzunehmen, bis diese drohten, sich dem Herzoge anzuschließen. Die beiden florentinischen Gesandten, Marcello degli Strozzi und Johann von Medicis, brachten daher im November 1425 die Venetianer wenigstens zu dem Versprechen, daß sie sich beim Herzoge für den Frieden ernstlich verwenden wollten. Dies geschah, und der schlaue und arglistige Tyrann stellte sich sogleich zu einem Waffenstillstande bereit, mit welchem jedoch den Florentinern wenig gedient war. Unterdessen kam Carmagnola nach Venedig. Dieser war mit der inneren Beschaffenheit der mailändischen Regierung, sowie mit den weitaussehenden Plänen des Herzogs vertraut und bestätigte den Venetianern das, was die Florentiner ihnen über die Absichten desselben gesagt hatten. Die Venetianer nahmen hierauf eine ganz andere Sprache gegen den Herzog an; sie drohten ihm, ein Offensiv-Bündniß mit Florenz zu schließen, wenn er nicht den Besitz von Genua aufgebe und die Romagna räume. Venedig wurde von Florenz und von Mailand als diejenige Macht betrachtet und behandelt, deren Ausspruch das Schicksal Italiens entscheiden könne. Es traten daher auch die Gesandten beider Staaten als Redner im venetianischen Senat auf, wo Carmagnola ebenfalls eine lange Rede gegen den Herzog hielt. Die Geschichtschreiber jener Zeit stellen das Auftreten dieser Männer im venetianischen Senat, welcher in jeder Beziehung dem alten römischen glich, ausführlich dar und legen den verschiedenen Gesandten, die allerdings sehr beredt waren,

lange und gut ausgearbeitete Reden in den Mund; denn die klassische Bildung der Zeit forderte kunstreiche und zierliche Staatsreden und alle damaligen Historiker waren Rhetoriker, welche den Cicero, Livius und andere römische Klassiker auswendig wußten. Wir halten uns dabei nicht auf, sondern führen nur die Thatsachen an. Die Florentiner beklagten sich, daß ihnen der Krieg mit Mailand schon zwei Millionen Dukaten gekostet habe und daß sie, wenn Venedig sich nicht mit ihnen verbinde, den Herzog, wie er wünsche, als König anerkennen würden. Im Anfange des folgenden Jahres (1426) kam dann zwischen Venedig und Florenz ein Bündniß zu Stande, nach welchem auf gemeinschaftliche Kosten ein Heer von 8000 Mann zu Fuß und 16,000 Mann zu Pferd aufgestellt werden sollte; über die Eroberungen in Oberitalien sollte Venedig, über diejenigen in Toscana und der Romagna Florenz verfügen. An diesen Bund schloß sich später auch die Stadt Siena, ferner Niccolo von Este, Herr zu Ferrara, sowie die Markgrafen von Mantua und Montferrat und der Herzog Amadeus von Savoyen an. Carmagnola, dem die Venetianer anfangs jährlich 6000 Dukaten Wartegeld ausgesetzt hatten, wurde nach dem Abschluß des Bündnisses mit Venedig zum Obergeneral der Venetianer ernannt und erhielt als solcher monatlich 1000 Dukaten. Schon im Januar erklärte Venedig dem Herzog von Mailand den Krieg und schon zwei Monate nachher benutzte Carmagnola die Einverständnisse, welche er mit Einwohnern von Brescia hatte, um den Venetianern diese Stadt, nach deren Besitz sie lange getrachtet hatten, zu verschaffen; doch blieben die alte und die neue Festung, sowie die Vorstädte und die festen Plätze des Stadtgebietes in der Gewalt der mailändischen Söldner, welche an Franz Sforza und an Nikolaus Piccinino Feldherren hatten, die es mit Carmagnola aufnehmen konnten. Die Besetzung eines Theils von Brescia durch die Venetianer nöthigte den Herzog von Mailand, seine Truppen aus der Romagna herauszuziehen. Er benutzte dies, um den Papst zu gewinnen; denn er ließ die dortigen Städte Forli, Imola und Forlimpopoli dem Legaten desselben übergeben, der sie freilich nicht behaupten konnte, sondern bald nachher wieder ihren alten Herren überlassen mußte. Die aus der Romagna abziehenden Miethlinge Philipp Maria's führte Agnolo della Pergola glücklich bis nach Brescia, wohin auch die Florentiner ihren General Nikolaus von Tolentino mit einem Heere geschickt hatten, und nun ward von den sämmtlichen Miethvölkern des Herzogs, der Venetianer und Florentiner bis in den November um die Burgen und Vorstädte von Brescia gestritten. Die Venetianer sparten kein Geld, sie nahmen auch die Herren von Faënza und von Crema mit ihren Reisigen, sowie den

Bandenführer Lorenz von Cotignola, welcher in der Kriegsgeschichte des 15. Jahrhunderts neben Alberich da Barbiano, Braccio da Mantone, Carmagnola, Piccinino und den beiden Sforza einen glänzenden Platz einnimmt, mit 900 Gepanzerten in ihren Sold. Die Vertheidigung der von den Mailändern besetzt gehaltenen und bis zum 20. November behaupteten Burgen und Vorwerke von Brescia wird von dem mailändischen Geschichtschreiber Biglia mit ebenso großer Vorliebe und Ausführlichkeit dargestellt, als die zwei Jahre früher Statt gefundene hartnäckige Vertheidigung der Stadt Aquila von dem oben erwähnten Lateindichter. Auch ist Biglia's ganz ins Einzelne gehende und oft ermüdend ausführliche Darstellung der Anstalten und Gefechte in und um Brescia in Betreff des Kriegswesens jener Zeit ebenso belehrend, wie jener Bericht des Lobredners der Bürger von Aquila. Die Venetianer und ihre Verbündeten nahmen einen befestigten Punkt des Brescianischen nach dem anderen ein und am Ende November fiel endlich auch die Citadelle in ihre Gewalt. Nun zeigte sich der Herzog geneigt, den Frieden durch einige Opfer zu erkaufen, und nahm dazu sogar die Vermittelung des Papstes Martin's V. an. Schon am 30. December 1426 ward der Frieden unterzeichnet. Philipp Maria verstand sich, im Vertrauen darauf, daß die Florentiner und Venetianer ihren sehr kostspieligen Miethvölkern sogleich den Abschied geben würden, zu Bedingungen, welche zu erfüllen er nicht im mindesten willens war. Dies verrieth er jedoch zu früh. Als nämlich im Anfange des folgenden Jahres jene Bedingungen erfüllt werden sollten, machte er Schwierigkeiten, seine Truppen zurückzuziehen; auch hatte ihn eine mailändische Deputation ersucht, mindestens Brescia nicht zu räumen. Die Venetianer und Florentiner nahmen deshalb die Anführer der Banden sogleich wieder in Sold.

In dem Kriege, welcher nun im Jahre 1427 aufs neue geführt ward, lieferten sich zwar beide Theile bald an diesem, bald an jenem Orte ein Treffen; es kamen aber dabei nur wenige Leute ums Leben, weil sowohl das Heer des Herzogs von Mailand, als das der Verbündeten aus Miethvölkern bestand, deren Feldherren, sobald einmal das Treffen eine ungünstige Wendung nahm, nicht gern das Leben ihrer Leute länger in Gefahr brachten. Ein ganz besonderes Interesse bieten die Nachrichten, welche in den zahlreichen Chroniken der Zeit über diesen Krieg gegeben werden, in der einen Beziehung dar, daß sie unsere Verwunderung über den Reichthum, die Macht, den Glanz, die Betriebsamkeit und die Wissenschaft des oberen und mittleren Italiens jener Zeit erwecken. Die Florentiner und Genuesen rüsten gegen einander ansehnliche Flotten, die Venetianer und der

Herzog von Mailand haben außer ihren See-Flotten noch eine sehr bedeutende Zahl Flußfahrzeuge, mit denen sie sich auf dem Po Schlachten liefern, und das Landheer der Verbündeten, welche weder alle Staaten des Landes in sich begreifen, noch das Aeußerste aufbieten, ist erstaunlich, mag man nun blos die Zahl der Streiter oder ihre Beschaffenheit und Uebung beachten. In Bezug auf das Letztere berichtet Biglia, es hätten damals unter Franz Sforza, Agnolo della Pergola und Piccinino, den Feldherren des mailändischen Herzogs, und unter Carmagnola, dem Oberanführer der Verbündeten, 70,000 Mann gegen einander im Felde gestanden und unter diesen wären 20,000 gepanzerte Reiter gewesen. Die Verbündeten hatten den Vorzug, daß die Hauptleute ihrer Miethlinge, ein Michael und Lorenz von Cotignola, die Herren von Varano und Faënza und sogar der Markgraf von Mantua, die überlegenen Talente und die Erfahrung Carmagnola's willig anerkannten und demselben gehorchten, während im Heere des Herzogs Agnolo della Pergolo, Guido Torello, Nikolaus Piccinino und Franz Sforza sich ganz gleich standen und einander nicht gehorchten. Der Herzog, welcher selbst nichts vom Kriegswesen verstand, glaubte dem Uebel dadurch abzuhelfen, daß er einen vornehmen Feldherrn, Karl Malatesta, den Sohn des Herrschers von Pesaro und Neffen des Fürsten von Rimini, über die Anderen setzte; das zog ihm eine Niederlage zu. Karl Malatesta war bei jeder Gelegenheit ein unglücklicher Feldherr, und benahm sich entweder nachlässig oder meinte es, wie uns fast scheinen möchte, nicht gut mit dem Herzoge; er trat insgeheim mit seinem Verwandten, dem Markgrafen von Mantua, in Verbindung, der ihn auch nachher, als er gefangen wurde, in Freiheit setzte; genug, er ward von Carmagnola überrascht und erlitt am 11. October bei der Burg Macalo eine völlige Niederlage, so daß 5000 Reiter und ebenso viele Fußgänger des mailändischen Heeres gefangen genommen wurden. Philipp Maria war durch die Niederlage sehr erschreckt und wandte sich anfangs mit flehentlicher Bitte um Vermittelung an den Papst und an den Kaiser Sigismund; bald jedoch war er im Stande, sein Heer soweit wieder herzustellen, daß er den Feind wenigstens aufhalten konnte. Bei dieser Gelegenheit zeigen sich aufs neue die Hülfsquellen von Mailand, sowie die Blüthe der Handwerke der Stadt im glänzendsten Lichte. Nach der Sitte jener Zeit hatte man nämlich diejenigen unter den kriegsgefangenen mailändischen Soldaten, von welchen kein großes Lösegeld zu erpressen war, die man aber doch in der Gefangenschaft hätte ernähren müssen, laufen lassen, nachdem man ihnen nur die Waffen und die Pferde abgenommen hatte. Diese kehrten insgesammt zu ihrem Herrn zurück, welcher also nur Pferde und Rüstungen her-

beizuschaffen hatte, um sein altes Heer wieder herzustellen. Dies konnte er so schnell und leicht zu Stande bringen, daß, wie Biglia berichtet, schon in wenigen Tagen 4000 Reiter und 2000 Mann zu Fuß nicht blos mit Harnischen, sondern auch mit allen anderen Stücken der Rüstung versehen waren. Man sieht hieraus, wie groß die Zahl der Waffenschmiede in Mailand gewesen sein muß und wie viel leichter gewisse Handwerke damals zur bürgerlichen Wohlhabenheit gelangen konnten, als jetzt. Unterdessen hatte Carmagnola seinen Sieg benutzt und einen Ort nach dem anderen eingenommen. Im nächsten Jahre ward selbst Cremona von ihm bedroht und Bergamo schien bereits unrettbar verloren zu sein, als zum Glück für Philipp Maria der Papst und viele unter den Verbündeten, besonders der Markgraf Nikolaus von Este zu Ferrara, das Herzogthum Mailand als ein Gegengewicht gegen die Uebermacht von Venedig, welches ihnen furchtbarer war, als der Herzog, zu erhalten wünschte. In Folge davon ward im April 1428 ein neuer Friede geschlossen, welcher auch wirklich gehalten wurde. Der ganze Vortheil desselben war auf Seiten der Venetianer und ihres Generals Carmagnola; denn die Ersteren erhielten nicht blos Brescia mit seinem ganzen Gebiet, sondern auch Bergamo und viele Orte im Cremonesischen, so daß die Adda ihre Grenze ward; Carmagnola aber erlangte wieder den Besitz von allen seinen eingezogenen Gütern und außerdem noch andere Vortheile, welche die venetianische Chronik Stella's aufzählt. Dagegen hatten die Florentiner von dem Frieden keinen anderen Nutzen, als daß der Herzog von Mailand in Toscana und der Romagna keine neuen Bündnisse schließen durfte, sowie die in der Romagna besetzten Städte aufgeben mußte. Auch berichtet Machiavelli, die Florentiner hätten den Frieden nur deshalb angenommen, weil sie gefühlt hätten, wie thöricht es gewesen sei, daß sie im Kriege drei Millionen fünfmalhunderttausend Dukaten ausgegeben hätten, um Venedig groß zu machen.

Ein Jahr nach dem Abschluß des Friedens starb Johann von Medicis, der Leiter der damals in Florenz bestehenden demokratischen Regierung.*) Machiavelli schildert die Wirksamkeit und Bedeutung

*) Die Medici sollen aus der Provinz Mugello (ex agro Mucellano) nach Florenz gekommen und hier schon im 12. Jahrhundert Patrone der Thomaskirche gewesen sein. Ein Johann von Medici, Podesta von Lucca, wurde unter der Herrschaft Walther's von Brienne, des Herzogs von Athen, hingerichtet (1342). Einflußreicher war Salvestro de Medici, der eine demokratische Erhebung zu Gunsten der niederen Zünfte (der Ciompi) veranlaßte (1378); die tumultuarische Verfassungsreform war jedoch nicht von Bestand. Kosmus war nach Angabe seines Biographen Fabroni am 27. September 1388, dem Tage der Heiligen Kosmas und Damianus,

desselben in Florenz dadurch, daß er ihm in der Anrede, welche Johann auf dem Todbette an seinen Sohn Kosmus gehalten haben soll, echt demokratische, edle, menschenfreundliche Gesinnungen und Rathschläge in den Mund legt. Auch war Johann von Medicis, wie Machiavelli hinzufügt, in der That noch weit mehr durch seine Tugenden und Wohlthaten, als durch seinen königlichen Reichthum der Abgott seiner Mitbürger gewesen. Sein älterer Sohn, Kosmus, trat nachher an seine Stelle und zeigte sich als Mensch und als Bürger eben so vortrefflich, als Staatsmann aber weit vorzüglicher. Machiavelli sagt: Kosmus sei ein äußerst kluger, im Verkehr würdiger und freundlicher Mann (di grave e grata presenzia) gewesen, ganz freigebig, ganz herablassend; er habe nie etwas gegen eine der drei Klassen, welche sich um die Regierung stritten, nie etwas gegen den Staat versucht (nè mai tentò alcuna cosa contro alle parti, nè contro alle stato), er sei vielmehr darauf bedacht gewesen, Jedermann Gutes zu thun und sich durch seine Freigebigkeit alle Klassen der Bürger verbindlich zu machen. Schon sein Vater war den Aristokraten als demokratisches Haupt der Florentiner verdächtig gewesen. Auch hatte er diese Partei in den volksfeindlichen Plänen gestört, die sie während des Krieges mit Mailand entworfen hatten. Um nämlich die sehr bedeutenden Kriegskosten aufbringen zu können, waren, da es mit neuen Anleihen nicht gehen wollte, überaus hohe Steuern eingeführt und Verabredungen getroffen worden, diese mit rücksichtsloser Härte zu erheben. Johann von Medicis weigerte seine Mitwirkung, ohne welche das Vorhaben nicht durchzuführen war. Er schlug statt dessen eine Vermögenssteuer vor, die ein halbes Procent von jedem Vermögen nach dem Catasto (catastro, Abschätzung) betragen sollte (1428); eine Maaßregel, die er gegen seine Feinde wie gegen übertriebene Ansprüche des unteren Volkes im ganzen Gebiet von Florenz durchzusetzen wußte. Kosmus ward den Aristokraten noch mehr als sein Vater verdächtig. Sie ergriffen deshalb, wie wir später sehen werden, mit Begierde die Gelegenheit, als ihnen durch einen von seiner Partei begonnenen und unglücklich geführten Krieg die Hoffnung gewährt ward, ihn stürzen und aus Florenz vertreiben zu können.

Unmittelbar nach Johann's von Medicis Tode geriethen die Florentiner, obgleich der Frieden kaum erst geschlossen war, wieder mit dem Herzog von Mailand in Feindschaft. Den Anlaß dazu gab ein Krieg der Florentiner mit Paul Guinigi und seinem Sohn Ladislaus,

---

geboren; daher rühre sein Name. Der Märtyrer Cosmas wird als Arzt mit ärztlichen Emblemen dargestellt; den Namen Medici erklärt man mitunter aus der Abstammung von Aerzten.

welche in Lucca eine militärische Herrschaft gegründet hatten und dieselbe auf eine Bande von etwa 1000 Mann Söldnern stützten. In diesem Kriege ergriffen die Florentiner auf den Rath des größten Baumeisters der neueren Zeit, Brunelleschi, der zugleich ein großer Mechaniker war, ein Mittel, welches ihnen selbst verderblich ward. Sie wollten nämlich durch Abdämmung des Flusses Serchio die Mauern von Lucca zum Einsturz bringen, die Lucchesen nahmen aber ihre Maaßregeln so, daß die Wassermasse sich nach der anderen Seite hinwendete, die Ebene überschwemmte und die Florentiner nöthigte, sich schnell aus ihrem Lager zu entfernen. Lucca rief nachher die Hülfe des Herzogs von Mailand an und dieser schickte zuerst Franz Sforza und, als dieser von den Florentinern um 50,000 Goldgulden sich zum Abzug bewegen ließ, Niccolo Piccinino mit seinen Schaaren. Florenz beklagte sich darauf in Venedig, daß der Herzog den Frieden gebrochen habe und der venetianische Senat hatte die Ehre, daß in seiner Mitte über die Verhältnisse des oberen und mittleren Italiens von florentinischen und mailändischen Staatsrednern gestritten und ihm das Urtheil überlassen ward. Auch Carmagnola trat als Redner auf, enthüllte die Plane des Herzogs und zeigte, daß Venedig in Gefahr sei, die ihm im letzten Frieden überlassenen Städte wieder zu verlieren. Die Venetianer beschlossen 1431 den Krieg gegen Philipp Maria und schickten Carmagnola an der Spitze eines Heeres aus. Auch den neuen Papst Eugen IV. (1431), der ein Venetianer war, hatte Florenz für sich. Der Herzog von Mailand stellte dagegen unter Franz Sforza, Nicolaus Piccinino und Guido Torello Heere von Miethlingen auf und knüpfte Sforza dadurch enger an sich, daß er ihn mit seiner natürlichen Tochter Blanca zu vermählen versprach, sobald diese herangewachsen sei. Die Venetianer waren gleich im April 1431 bei einem Angriff auf Soncino unglücklich, in den folgenden Monaten erlitten sie auf dem Po, wo sie eine große Flotte hatten, eine sehr bedeutende Niederlage. Zwar wurden diese Verluste durch einen großen Sieg ausgeglichen, den die Venetianer unter Pietro Loredano an der Küste von Ligurien davontrugen; aber Carmagnola fand es den ganzen übrigen Theil des Jahres nicht rathsam, die Feinde anzugreifen. Man legte ihm dies als Treulosigkeit aus und übte hierauf im April 1432 an ihm ein Beispiel jener Grausamkeit und Hinterlist, durch welche die in Venedig herrschenden zehn Männer ihren Staat glänzend und groß gemacht haben und die nicht nur von Machiavelli, sondern von fast allen Schriftstellern als höchste Staatsweisheit gepriesen worden sind. Es ward nämlich seit Beginn des Jahres 1432 die Herstellung eines allgemeinen Friedens betrieben, den die Chronik von Bologna mit einem tiefen Seufzer herbei wünscht,

und in Ferrara fanden sich zu diesem Zwecke die Gesandten des Papstes, des Kaisers Sigismund, des Markgrafen von Mantua ein, sowie von Seiten der Florentiner der Erste ihres Adels, Palla degli Strozzi, und der Erste ihrer bürgerlichen Handelsleute (so sagt die Chronik von Bologna ausdrücklich), Kosmus von Medicis. Dies benutzte die venetianische Regierung, um Carmagnola zu vernichten. Sie traute ihm nämlich schon lange nicht mehr, weil er im Kriege die errungenen Vortheile nur sehr langsam verfolgt hatte; zudem gab es eine Partei, wozu die Loredani gehörten, die überhaupt mit den Eroberungskriegen zu Land unzufrieden war. Carmagnola war ebenso schlau gewesen, als der Rath der Zehner, welcher Venedig regierte, und hatte sich nicht dadurch täuschen lassen, daß man ihm Alles nachsah und ihn mit Geschenken und Gunstbezeugungen überhäufte, was von Seiten der Republik Venedig nur denen zu geschehen pflegte, die man verderben wollte, weil sie zu mächtig geworden waren. Endlich ward er unter dem Vorwande, daß man bei den Verhandlungen über den Frieden ihn zu Rathe ziehen wolle, in die Stadt gerufen und diesmal ließ er sich täuschen. Er reiste in glänzender Begleitung nach Venedig und ward auf Befehl des Senats überall unterwegs mit ganz ungewöhnlichen Ehren empfangen. Der Geschichtschreiber Marino Sanuto kann sich nicht genug verwundern, daß die beiden aus Venedig abgeschickten Proveditoren, welche alle diese Ehrenbezeugungen anzuordnen und das Commando des Heeres zu übernehmen hatten, alles, was der Rath der Zehner beschlossen gehabt, gewußt hätten und daß doch nichts kund geworden sei. (E sapevano la deliberazione fatta nel consiglio dei dieci contro di lui, tamen fu osservata in questa cosa grande taciturnità.) In Venedig ward Carmagnola vor einer Anzahl sehr vornehmer Männer, welche die Präsidenten des Raths der Zehn (capi dei dieci), Marcus Barbarigo (quondam Ser Lorenzo) und Lazarus Moncenigo, damit beauftragt hatten, gleich beim Aussteigen aus der Gondel empfangen und in den Marcus-Palast geführt. Sobald er hier eingetreten war, wurden die Thore des Palastes geschlossen, die Begleiter unten zurückgehalten, er selbst von dem Procurator des Collegiums der Zehn, Leonardo Moncenigo, und vielen Nobili empfangen und unter dem Vorwande, daß er bei dem Dogen speisen solle, mehrere Stunden lang aufgehalten, seine Begleitung aber unter dem nämlichen Vorwande fortgeschickt. Am Abend begaben sich die Nobili mit ihm auf den Weg; statt aber zum Dogen zu gehen, führten sie Carmagnola in den Kerker. Da erkannte der General sogleich das ihm bevorstehende Schicksal; denn beim Eintritt in das Gefängniß rief er mit einem tiefen Seufzer aus: „Ich sehe recht wohl, daß ich dem Tode verfallen

bin.“ Er ward 20 Tage lang im Kerker grausam behandelt und dann ohne Erbarmen auf schreckliche Weise gefoltert, bis er alles das eingestanden hatte, was man von ihm ausgesagt haben wollte, um ihn unter dem Scheine des Rechts hinrichten und das Urtheil bekannt machen zu können. Schon am 5. Mai wurde er öffentlich als Verbrecher hingerichtet; er würde dabei gewiß seine Mörder durch eine Erklärung vor dem Volke beschämt haben, wenn man ihn nicht schmählich geknebelt hätte. Marino Sanuto erzählt, Carmagnola sei zwischen den beiden Säulen vor dem Dogenpalast mit einem Knebel im Munde hingerichtet worden und sein Haupt erst beim dritten Streiche gefallen. An seine Stelle ward als Obergeneral der Beherrscher von Mantua, Johann Franz Gonzaga, ernannt, welchem Kaiser Sigismund gerade damals um 12,000 Dukaten den Markgrafen-Titel verkaufte. Dieser neue Oberanführer, der übrigens den Venetianern ebenfalls sehr bald verdächtig wurde, hatte ein recht bedeutendes Heer unter sich, darunter 1000 Schützen.

In Florenz drohte ein Jahr später dem Kosmus von Medicis von Seiten seiner Gegner ein ähnliches Schicksal; die Florentiner verfuhren aber billiger mit ihrem großen Mitbürger, als die Venetianer mit Carmagnola verfahren waren, obgleich auch Kosmus anfangs ein Opfer seiner Feinde zu werden fürchtete. Kosmus hatte nebst seinem Mitgesandten, Palla degli Strozzi, auf dem Kongreß zu Ferrara eine sehr bedeutende Rolle gespielt und dazu beigetragen, daß am 26. April 1433 ein Frieden mit Mailand geschlossen ward, und die Bedingungen und Folgen dieses Friedens gaben der Partei seiner Feinde einen Vorwand, um in Florenz durch eine Revolution den Einfluß der Medicis zu vernichten. Der Friede von Ferrara führte nämlich die Verhältnisse und das Gebiet der Staaten von Ober- und Mittelitalien auf den Stand vor dem Kriege zurück, so daß die streitenden Theile das, was sie besetzt hatten, herausgaben, und der Herzog von Mailand allen seinen Bündnissen in Toscana und in der Romagna entsagte. Philipp Maria mischte sich nun freilich nicht mehr unmittelbar in die Streitigkeiten der kleinen Staaten dieser Länder, allein er that es durch die dritte Hand. Er entließ gleich nach dem Abschluß des Friedens die beiden Hauptleute Franz Sforza und Nikolaus Fortebraccio aus seinem Dienste, damit diese dort in ihrem eigenen Namen erobernd aufträten, blieb aber insgeheim in Verbindung mit ihnen. Fortebraccio nahm Perugia und andere Städte ein und Sforza benutzte die Unzufriedenheit der Mark Ancona mit Papst Eugen IV., um sich daselbst festzusetzen. Der Papst half sich damit, daß er den einen dieser beiden Feinde gegen den anderen zu gebrauchen suchte; er verständigte sich mit Sforza und er-

kaufte die Hülfe desselben, indem er ihm den Besitz der Mark Ancona auf Lebenszeit zusagte. Allein Sforza konnte oder wollte den Papst gegen seine vielen Feinde nicht schützen und Eugen mußte sogar aus Rom fliehen. Er begab sich nach Florenz und kam dort zu derselben Zeit an, als die Feinde des Kosmus von Medicis, an deren Spitze die Albizzi standen, eine Verschwörung gegen Kosmus gemacht hatten. Die Albizzi hatten in die wilde demokratische Verwaltung von Florenz, nach welcher alle zwei Monate ein neuer Gonfaloniere oder Präsident des Staats- und Kriegswesens gewählt wurde, Anstand und Würde gebracht und der aristokratischen Partei wieder einiges Gewicht verschafft. Als aber der Einfluß der Medicis aufs neue überwiegend ward, spann Rinaldo von Albizzi eine Kabale an, um sie zu verdrängen (1433). Er verhalf einem armen Manne, Bernardo Guadagni, welcher sein Werkzeug war, zur Würde eines Gonfaloniere. Guadagni hätte gar nicht gewählt werden können, sowohl aus anderen Ursachen als auch besonders deshalb, weil er mit seinen Abgaben im Rückstand war und niemand, der nicht die dem Staate schuldigen Steuern bezahlt hatte, ein öffentliches Amt, geschweige denn die Stelle eines Gonfaloniere bekleiden durfte; allein das Collegium, dessen Präsident der Gonfaloniere war, bestand damals blos aus Anhängern der Albizzi und Rinaldo von Albizzi bezahlte das, was Bernardo Guadagni nicht hatte bezahlen können (pagò le sue gravezze, acciocche il debito publico non gli togliesse quel grado). Bernardo Guadagni war kaum für die Monate September und October 1433 zum Gonfaloniere erwählt, als er sogleich Kosmus vorladen ließ. Dieser verschmähte im Bewußtsein seiner Unschuld die Warnungen und Aufforderungen seiner Freunde und wollte sich ihrer bewaffneten Hülfe gegen sein Vaterland nicht bedienen. Er folgte der Vorladung des Gonfaloniere und ward unter dem Vorwande, daß er im Kriege mit Lucca dem Franz Sforza die Pläne der Florentiner verrathen habe, in das Gefängniß geworfen. Um den edelsten und geliebtesten Bürger von Florenz zu verderben, ward dann, wie dies gegenwärtig überall geschieht, das souveraine Volk als Maschine gebraucht. Das Volk nämlich, d. h. alle diejenigen Bürger, welche vorher ebenso gewonnen worden waren, wie man beim allgemeinen Stimmrecht die Urwähler zu gewinnen pflegt, wurde auf dem Markte versammelt, den Rinaldo Albizzi militärisch besetzt hatte; hier wählte man eine Balia oder nach dem jetzigen Ausdruck eine souveraine constituirende Versammlung. Diese bestand aus 200 Mitgliedern und sollte vorgeblich über die Reform des Staates, in Wirklichkeit aber über das Schicksal des Kosmus entscheiden. Kosmus fürchtete das Aergste und nahm, wie auch Carmagnola in Venedig gethan hatte, aus Furcht

vor Gift vier Tage lang keine andere Nahrung, als ein Stückchen Brod zu sich, ließ sich aber nachher durch seinen Wächter, Friedrich Malavolti, beruhigen. Die Worte, welche Machiavelli diesem Friedrich Malavolti in den Mund legt, zeigen uns den Gefängnißaufseher der Florentiner von einer ganz anderen Seite, als die ist, von welcher her wir den ganzen venetianischen Senat und besonders die schrecklichen Zehn überall kennen lernen, und enthält zugleich das schönste Lob des redlichsten Italieners im 15. Jahrhundert. Machiavelli läßt den Malavolti Folgendes zu Kosmus sprechen: „Du bist in Unruhe, Kosmus, ob du nicht vielleicht vergiftet werden sollst und willst dich deshalb zu Tode hungern. Du thust mir dadurch wenig Ehre an, daß du glaubst, ich würde mich zu einer solchen Schandthat (sceleratezza) gebrauchen lassen. Ich glaubte nicht, daß man dich zum Tode verurtheilen werde, weil du zu viele Freunde in der Regierung und im Volke hast; aber wenn du auch dein Leben verlieren solltest, so sei versichert, daß sie dazu nicht mich gebrauchen, sondern andere Mittel anwenden werden. Ich werde meine Hände nie mit dem Blute irgend eines Menschen beflecken, am wenigsten mit dem Blute eines Mannes, der mich nie beleidigt hat. Sei darum gutes Muthes, genieße Speise und Trank und erhalte dein für deine Freunde und für dein Vaterland theueres Leben! Damit du aber mit größerer Zuversicht essen mögest, so will ich selbst von dem, was dir vorgesetzt wird, genießen." Malavolti zog noch einen Dritten als Tischgenossen hinzu und durch diesen ließ dann Kosmus 1100 Dukaten aus seiner Bank holen, von welchen er selbst hundert nahm, die anderen tausend aber dem Gonfaloniere schickte. Das Geld stimmte den Gonfaloniere so weit um, daß er sogleich gelindere Saiten aufzog (donde Bernardo ne diventò più umano) und gegen denselben Mann, den er vorher des Hochverraths angeklagt hatte, nur auf Verbannung antrug. Kosmus ward auf zehn Jahre nach Padua, sein Bruder Lorenzo auf zwei Jahre nach Venedig und seine übrigen Verwandten und Freunde in andere Städte verbannt, auch die ganze Familie der Medicis mit wenigen Ausnahmen in den Adelstand verwiesen und hierdurch von allen Aemtern ausgeschlossen (October 1433).*) Kosmus erhielt später die Erlaubniß, sich in Venedig aufhalten zu dürfen; er wurde von den dortigen Senatoren gleich einem Fürsten geehrt, machte ein großes Haus und wurde selbst in Staatsangelegenheiten zu Rathe gezogen. Auch dies ist ein Zeichen der beginnenden Neuzeit, daß die Strafe der Verbannung nicht mehr die materielle und politische Existenz des Betroffenen

---

*) Fabroni: decretum ut inter magnates perpetuo haberentur, quo decreto ab omnibus publicis officiis et muneribus excludebantur.

vernichtete; die Macht und der Einfluß des berühmten Bankiers und Kaufherrn knüpfte sich nicht an seinen Grundbesitz und für die Vaterstadt wurde seine Abwesenheit empfindlicher als für ihn selbst. Kosmus kehrte schon im Jahre 1434 in Folge einer förmlichen, zu seinen Gunsten entstandenen Revolution mit den Seinigen nach Florenz zurück. Im August 1434 ward nämlich einer von Kosmus' Freunden, Nicolo di Cocco Donati, zum Gonfaloniere und acht Anhänger des Hauses Medicis zu Mitgliedern der von diesem präsidirten Regierung erwählt. Die Albizzi wollten zwar anfangs diese Männer mit Gewalt hindern, ihr Amt anzutreten; sie mußten aber davon abstehen, weil Palla degli Strozzi sich weigerte, seinen Anhang zum bewaffneten Angriff auf die Gesetze und die Verfassung seines Vaterlandes aufzubieten (Rinaldo degli Albizzi avendo veduto la fredezza di Messer Palla e la leggerezza di Ridolfo Peruzzi etc.). Um Kosmus und seine Verwandten zurückrufen zu können, verfuhr man dann auf dieselbe Weise, wie vorher bei ihrer Verbannung, nur mit dem Unterschiede, daß Papst Eugen IV., der sich damals in Florenz befand, durch seine Vermittelung die aristokratische oder ritterliche Partei hinderte, die Demokraten mit den Waffen anzugreifen, welche sie besser zu gebrauchen verstanden, als diese. Die Regierung (gli signori) ließ durch ihr souveraines, auf dem Markt versammeltes Volk eine neue souveraine constituirende und verordnende Versammlung (balía) von 200 Männern erwählen; diese schaffte alles, was die vorige eingerichtet hatte, wieder ab und rief die Mediceer nach Florenz zurück. Kosmus' Einzug in Florenz war ein aufrichtiger, nicht erheuchelter Triumph; alle Bürger begrüßten ihn mit lautem Zuruf als den Wohlthäter des Volkes, als den Vater des Vaterlandes, ohne daß es nöthig gewesen wäre, sie dazu aufzufordern. Die Macht des Kosmus ward vom Augenblick seiner Rückkehr an größer, als sie gewesen war, und der friedliche, wohlthätige und freundliche Einfluß der Mediceer und ihrer Freunde war seitdem eine förmliche Regierung. Fortan ging sein politisches Streben dahin, unter den Kämpfen der vier anderen Hauptmächte Italiens (Mailand, Venedig, Rom und Neapel) dem toskanischen Staat eine entscheidende Stellung, hierdurch aber Ruhe und Wohlstand zu sichern; hiermit hing sein weiteres Bemühen zusammen, die Bürger, die nicht mehr ihre Kräfte einzig in Parteiungen aufrieben, durch Bildung, Wissenschaft und Kunst zu heben und zu beschäftigen. Diese Thätigkeiten wurden unter ihm ebenso wie der Handelsbetrieb gefördert, und keines anderen Staatsmannes Walten steht in dieser Hinsicht dem des Perikles in Athen so nahe.

Gleich nach der Rückkehr der Mediceer verband sich Franz Sforza

mit Florenz gegen den Herzog von Mailand. Die Zurückberufung des Kosmus hing sogar damit zusammen; denn die Florentiner wünschten sich desselben Mannes, den sie kurz zuvor wegen seiner geheimen Verbindung mit Sforza hatten hinrichten wollen, zu bedienen, um diesen Feldhauptmann des mailändischen Herzogs in ihr Interesse zu ziehen. Sforza fand damals in einem Bunde mit Florenz gegen den Herzog seinen Vortheil, weil dieser den Piccinino mehr als ihn begünstigte. Kaum waren daher die Mediceer nach Florenz zurückgekehrt, als Sforza in die Dienste der Republik trat. Auch die Venetianer nahmen, sobald das ihnen befreundete Haus Medicis sein Ansehen in Florenz wieder erlangt hatte, aufs neue Theil am Kriege. Ebenso vereinigte sich der Papst Eugen mit den Florentinern gegen den Herzog, weil dieser ihn durch Piccinino um den Besitz der Städte Bologna, Faënza, Imola und Forli zu bringen suchte. Doch ward der Krieg schon im August des folgenden Jahres (1435) durch einen Frieden beendigt, den der Markgraf von Ferrara vermittelte. Der Papst kam durch denselben wieder in den Besitz von Imola und Bologna, mußte aber in Betreff der letzteren Stadt zugeben, daß Antonio Bentivoglio, dessen Familie in Bologna früher das höchste Ansehen genossen und welcher selbst nie dem Papste entgegengewirkt, sondern vielmehr die Absichten desselben stets gefördert hatte, dahin zurückkehren dürfe. Antonio kam im October in Bologna an, ward aber schon Ende December von dem durch den Papst eingesetzten Podesta verhaftet und nicht lange darauf hingerichtet.

In demselben Jahre (1435) ward, wie bereits oben berichtet worden ist, der König Alfons von Aragonien in einer Seeschlacht besiegt, zum großen Verdruß der damals von Mailand abhängigen Genuesen nach Mailand gebracht und dort vom Herzog nicht nur sehr freundlich und glänzend empfangen, sondern auch ohne Lösegeld entlassen. Die Genuesen erhoben sich in Folge dieser Politik des Herzogs am 12. December unter der Führung des Franz Spinola und dem Geschrei: Es lebe die Freiheit! gegen den Statthalter desselben, Opizino von Alzate, vertrieben die mailändische Besatzung und richteten ihre republikanische Verfassung neu ein. König Alfons ward auf die Veranstaltung seines Bruders, Don Pedro, mit einer in Sicilien gesammelten Flotte abgeholt. Dieser war von Palermo nach Gaëta gefahren und eroberte, von der aragonischen Partei in dieser Stadt aufgefordert, ohne alle Mühe den Hafen und die Festung, so daß Alfons gleich bei seiner Rückkehr (Februar 1436) festen Fuß im neapolitanischen Reiche gefaßt hatte. Hier war Ludwig's III. Bruder, der Herzog Renatus von Lothringen, sein Mitbewerber um das Reich Neapel; dieser saß aber damals zu Dijon in der Gefangenschaft. Renatus

hatte nämlich als Schwiegersohn des Herzogs Karl von Lothringen dessen Herzogthum geerbt und war auch von den lothringischen Ständen anerkannt worden (1430); der Bruder des verstorbenen Herzogs aber, Anton, Graf von Vaudemont, hatte ihm die Nachfolge streitig gemacht und es war darüber ein Krieg entstanden, in welchem der Herzog Philipp von Burgund für Anton von Vaudemont, König Karl VII. von Frankreich für Renatus Partei nahm. Der burgundische Marschall von Toulongeon war dem Grafen von Vaudemont zu Hülfe geschickt worden und hatte sein Heer durch die zugleich kräftigsten und rohesten der sogenannten Banden verstärkt, welche nach der in Monstrelet's Chronik gegebenen Schilderung überall nur auf Raub und Beute ausgingen und deren Führung und Vermiethung in Frankreich besonders von den unehelichen Söhnen des Adels als ein förmliches Geschäft getrieben ward. Monstrelet nennt z. B. als solche Führer den Bastard von Humières, den Bastard von Fosseusse, den Bastard von Brimen und den Bastard von Neuville, denen er dann noch einen Räuberhauptmann beifügt, dessen Namen (Robinet Huche-Chien) einige Aehnlichkeit mit Schinderhannes hat. Die Kriegsübung dieser Leute, noch mehr aber der Umstand, daß der burgundische Marschall im günstigsten Augenblick das Geschütz anwendete, hatten demselben den Sieg und in Folge davon dem Grafen von Vaudemont das Herzogthum verschafft (1431). Renatus selbst war als Gefangener nach Dijon gebracht worden und ward erst 1432 entlassen, mußte jedoch seine Söhne dem Herzog von Burgund als Geiseln geben; ja er stellte sich, als eine förmliche Auslösung nicht zu Stande kam, selbst wieder zur Haft. Er durfte die Gesandten von Neapel, die ihn (1435) nach Johann's Tod als ihren König abholen wollten, begrüßen, sie aber nicht nach Neapel begleiten; dagegen folgte ihnen des Renatus Gemahlin, Isabella, mit ihrem zweiten Sohn. Renatus wurde nicht vor 1437, also zwei Jahre nach dem Tode der Königin Johanna, endgültig frei gelassen. Er mußte die Freiheit durch einen sehr harten Vertrag erkaufen, welchen König Karl VII. von Frankreich vermittelte. Sein Lösegeld betrug die Summe von 200,000 Dublonen, für welche er vier Festungen in Lothringen zum Pfand gab. Da er nun außerdem noch, um nach Italien gelangen zu können, dem Herzoge von Savoyen die Ausstattung seiner an Ludwig III. vermählten Tochter mit 100,000 Dukaten ersetzen mußte, so gerieth er in große Geldverlegenheit und sah sich genöthigt, seine Güter und Herrschaften zu verpfänden und dem Lehenrechte gemäß seine Vasallen in Anspruch zu nehmen. Erst im Mai 1438 kam er mit zwölf Galeeren und einigen anderen Schiffen nach Neapel.

Hier war Ende 1435 Isabella erschienen, um während der Ge-

fangenschaft ihres Gemahls dessen Sache zu führen. Der Heldenmuth und die reinen Sitten dieser klugen und sehr schönen Frau hatten ihr in Neapel, wo die letzteren selten sind, großen Ruhm verschafft; allein da Isabella weder Geld noch Truppen mitgebracht hatte, so konnte sie wenig ausrichten. Auch dachten Jakob Caldora, welcher in den Abruzzen für des Renatus Sache zu kämpfen schien, und alle anderen Hauptleute der gedungenen Schaaren nur an ihren eigenen Vortheil. Freilich war auf der anderen Seite der Fürst Orsini von Tarent, welcher mit seinen Miethlingen Alfons unterstützte, nicht uneigennütziger, als Jakob Caldora oder Piccinino und Franz Sforza. Die Geschichte des um den Besitz von Neapel geführten Krieges und der mit demselben verbundenen Unternehmungen, welche zur Bekämpfung der Eroberungspläne des mailändischen Herzogs gemacht wurden, ist verworren und wenig anziehend, weil die Hauptleute der Miethlinge sich bald dieser, bald jener Partei verkauften und weil man, um zu wissen, für wen dieselben ihre Siege erfochten, sich immer erst genau erkundigen muß, wem sie in einem bestimmten Jahre dienten. Die Bündnisse, welche die Staaten unter einander schlossen, wechselten ebenso, wie die Führer der Heere ihren Dienstherrn vertauschten; der Herzog von Mailand unterstützte sogar zu gleicher Zeit den König Alfons und die Königin Isabella, welche mit demselben in Krieg war. Der Papst begünstigte das Haus Anjou gegen Alfons, weshalb dieser sich des Baseler Conciliums gegen den Papst annahm.

In dieser Zeit der Herrschaft von Soldaten, welche Räubern glichen, ist es erfreulich und für das Herz erquickend, drei der edelsten Charaktere an der Spitze der italienischen Angelegenheiten glänzen zu sehen. Diese waren des Renatus Gemahlin, Isabella, der König Alfons von Aragonien und der Florentiner Kosmus von Medicis. Isabella behauptete bis zur Ankunft ihres Gemahles mit einem Heldenmuthe, der einem Manne Ehre gemacht haben würde, alles, was sich von der Herrschaft des Hauses Anjou nur irgend erhalten ließ und gewann die Herzen der Menschen durch einen keuschen, tugendhaften Wandel. Alfons erwarb sich durch viele edle Thaten, durch Großmuth und durch weise Aussprüche den Beinamen des Weisen. Uebrigens sind seine Aussprüche und seine christlichen philosophischen Handlungen von Aeneas Sylvius ebenso in einem Buche gesammelt worden, wie die Preußen die Anekdoten über ihren König Friedrich II. in sehr vielen Büchern zusammengetragen haben. Kosmus von Medicis endlich bereicherte durch seine bürgerliche Thätigkeit, seinen Credit und seinen unermeßlichen Reichthum die Bürger von Florenz; er setzte sie in den Stand, Gewerbe, Künste und Handel mit Vortheil zu betreiben und hielt die demokratische Masse durch freundliche Milde

ebenso sehr in Ruhe, als die Zehn in Venedig die ihrige durch eine argwöhnische Polizei, durch eine entsetzliche Gerechtigkeitspflege und durch die treulose Verfolgung aller derer, welche zu viel Anhang zu haben schienen. In Betreff der Venetianer werden wir später auf die feste Einrichtung ihrer berüchtigten Staats-Inquisition zurückkommen und dabei auch der den drei Staats-Inquisitoren (Bd. VI, S. 540) gegebenen Instructionen gedenken. Der Herzog Philipp Maria von Mailand regierte in der Weise der Tyrannen des alten Griechenlands; er war bei einzelnen Gelegenheiten königlich freigebig und großmüthig und schützte und förderte die Künste und Wissenschaften, während er seine Kriege durch Söldner führte. Er verehrte Dante und Petrarca, während er die Dichter seiner eigenen Periode geringschätzte. Schlau und versteckt, in politischen Dingen von klarem Geist, war er doch von Aberglauben und Gespensterfurcht befangen. Die Mailänder waren stolz auf ihn, weil sein Ruhm der ihrige war und weil ihre Stadt sammt der ganzen Lombardei durch ihn zu einem Wohlstande gelangte, dessen sie selbst zur Zeit der Römer nicht genossen hatte. Ebendasselbe war, trotz der ewigen Kriege, in Toscana und in den von Venedig eroberten Landschaften von Bergamo bis nach Ravenna der Fall.

In Neapel hatten Alfons und die Gemahlin seines Gegners, Renatus, Isabella, den Streit um das Königthum auf eine wahrhaft königliche Weise geführt. Dies bewiesen Beide, als Alfons' Bruder, Don Pedro, bald nach des Renatus Ankunft (1438) in Neapel bei der Kirche Maria del Carmine von einer Kugel getödtet wurde; er stand im 27. Jahre. Alfons weihte der Leiche desselben eine Thräne und segnete ihn, so daß Alle weinten: „Bruder, Theilnehmer meiner Mühen und meines Ruhmes, leb' ewig wohl!" Auch Isabella beweinte den Prinzen, statt sich über seinen Tod zu freuen, als ein Calabrese ihr des Gefallenen Barett von gestickter Seide überbrachte, um eine Belohnung zu erhalten. Sie erbot sich gegen Alfons, die Gebeine seines Bruders in den königlichen Gräbern zu Neapel beisetzen zu lassen und alles, was er zum Leichenbegängniß (la pompa delle essequie) gebrauche, zu schicken; Alfons lehnte dies ab und zog bald von Neapel weg. Uebrigens bekriegten sich Alfons und Renatus mit Miethvölkern. Des Letzteren Hauptstütze war eine Zeit lang der Patriarch von Alexandria, Vitelleschi, den ihm Papst Eugen IV. mit einem Hülfsheer zuschickte; ferner Jakob Caldora und, nachdem dieser 1439 gestorben war, dessen Sohn Anton.*) Im Jahre 1440 fiel Aversa

*) Alfons hatte in diesem Kriege als Feldzeichen einen gekrönten Drachen als Sinnbild der Wachsamkeit, Renatus einen Stier mit der Inschrift: „Schritt für Schritt (pas à pas)."

in die Gewalt des aragonischen Königs und dieser bemächtigte sich hierauf nach und nach auch des größeren Theiles vom übrigen Reiche, indem Renatus den Anton Caldora, als derselbe von ihm abfiel, erst verhaften ließ und alsdann von sich entfernte, Alfons aber auf einen Wink des mailändischen Herzogs die Güter und Städte Franz Sforza's, namentlich Benevent, Manfredonia und Bitonto, besetzte und in denselben viele Schätze fand. Ueber den Besitz des Königreichs Neapel entschied endlich das Jahr 1442, in welchem Renatus nach dem Verlust der Hauptstadt Neapel erkannte, daß er ein bloßes Werkzeug der Bandenführer sei, welche unter dem Vorwande, ihm auf den Thron zu helfen, Städte und Ortschaften besetzten und Land und Leute plünderten. Alfons hatte nämlich durch seinen natürlichen Sohn Ferdinand, dem er später das Königreich Neapel hinterließ, eine neue Belagerung der Stadt Neapel beginnen lassen und im Anfange des Jahres 1442 es dahin gebracht, daß den Einwohnern die Lebensmittel fast ganz ausgegangen waren und jeder, welcher Wache hielt, nur noch sechs Loth Brod täglich bekam. Da machten einige Maurermeister die Aragonier auf die unterirdische Wasserleitung aufmerksam, durch welche einst Belisar in die Stadt eingedrungen war. Renatus leitete zwar, wie die von uns oft benutzten neapolitanischen Jahrbücher ausführlich erzählen, mit großer Thätigkeit, Anstrengung und Geschicklichkeit die Vertheidigung der Stadt bei Tag und bei Nacht und hatte namentlich auch nicht versäumt, jenen Kanal mit Gittern sperren und den Ausgang bewachen zu lassen; die Aragonier drangen aber nichtsdestoweniger endlich in die Stadt ein. Die soeben erwähnte Chronik erzählt mit großer Ausführlichkeit und auf sehr anziehende, ja fast romanhafte Weise, wie ihnen dies aller Sorge und Mühe des Renatus ungeachtet am 2. Juni 1442 gelungen sei.*) Nachdem die Aragonier die Stadt eingenommen hatten, besaß Renatus zwar noch einige Castelle, er hatte sich aber wegen der Bezahlung seiner Miethlinge so sehr mit Schulden überladen und ward von den Hauptleuten derselben so sehr um Sold geplagt, daß er seinen eigenen Leuten zu entgehen suchen mußte und sich deshalb auf einem genuesischen Schiff nach Frankreich einschiffte. Unterwegs traf er in Florenz mit dem Papst Eugen IV. zusammen, welcher ihm seine Hülfe gewährte; wie viel diese aber werth war, kann man am besten aus den naiven und ironischen Bemerkungen ersehen, welche die neapolitanischen Jahrbücher darüber machen. „In Florenz", sagt diese Chronik, „ward Renatus vom Papst Eugen ganz so empfangen, wie man Könige

---

*) Von Platen in dem schon erwähnten Werke (Buch III, Kap. 11) sehr sorgfältig und anschaulich nacherzählt.

zu empfangen pflegt. Zur unrechten Zeit (fuor del tempo) gewährte dort der Papst dem Könige die Bullen, durch welche ihm als dem Könige von Neapel auch Sicilien verliehen ward. Der Papst hätte viel besser gethan, wenn er ihm viel Geld gegeben hätte; denn wenige Tage nach dem Empfange der Bullen reiste Renatus nach Frankreich zurück." Uebrigens fügt die Chronik zu des Renatus Ehren einen Lobspruch hinzu, dem wir völlig beistimmen: er habe, heißt es, das Königreich Neapel mehr aus Mangel an Geld, als an Fähigkeiten verloren (avendo perduto il regno più per mancamentò di danari, che per poco virtù). Alfons sicherte sich noch in demselben Monate, in welchem er Neapel erobert hatte, den Besitz des Reiches durch einen Sieg über Anton Caldora und dessen Bande bei Carpenone in den Abruzzen. Dieser seinem Vater an Treulosigkeit, wie an Tapferkeit und Feldherrntalent ganz gleiche Condottieren-Führer war aus des Renatus Haft entlassen worden und zu Alfons übergegangen, hatte diesen aber bald nachher wieder verlassen und war zu Renatus zurückgekehrt; er stritt jedoch damals ebenso wenig als vorher für den, dessen Namen er gebrauchte, sondern suchte nur seine eigenen Besitzungen zu erweitern. Ebenso verhielt es sich mit Johann Sforza, der sich mit Anton Caldora vereinigt hatte, um das, was man seinem Bruder Franz entrissen hatte, wieder zu erobern. Beide wurden von Alfons völlig geschlagen und Anton Caldora gefangen genommen. Bei dieser Gelegenheit bewies Renatus einen ächt königlichen Edelsinn. Er ließ nämlich bei der Nachricht vom Siege seines Gegners alle in seinem Namen noch besetzten Plätze an Alfons übergeben und trat demselben das Reich ab, indem er erklärte, daß er lieber einem würdigen Nebenbuhler weichen, als raubsüchtigen Hauptleuten von Miethlingen Anlaß geben wolle, seinen Namen für ihre Zwecke zu gebrauchen (che non voleva, che il conte Francesco nè altro capitani Italiani di ventura facessero mercanzia di lui).

Nicht so gewissenhaft und ängstlich, wie Renatus, waren der Herzog von Mailand und die wegen ihrer klugen Regierung berühmte Republik Venedig. Der Erstere führte seit einigen Jahren schon wieder Krieg mit den Venetianern, dem Papste und den Florentinern, und gebrauchte in demselben, da er bei seinem argwöhnischen, wankelmüthigen Wesen mit Franz Sforza uneinig geworden war, Piccinino als Feldherrn, während dagegen der Papst schon dadurch allein, daß er dem Franz Sforza die von ihm besetzte Mark Ancona nicht streitig machte, diesen Führer für die gegen den Herzog verbündeten Staaten gewonnen hatte. Franz Sforza bekriegte im Laufe des Jahres 1439 den Herzog von Mailand in der Lombardei, dieser schickte aber seinen Piccinino nach Toscana, um den Albizzi und

anderen Feinden der Medicis wieder zur Herrschaft in Florenz zu verhelfen. Im folgenden Jahre ernannte der Papst seinen Leibarzt Ludwig zum Patriarchen von Aquileja und zum Oberfeldherrn und die Florentiner mietheten 9- bis 10,000 Gepanzerte zu Pferde, die sich dann unter der Führung des Johann Paul Orsini mit den Truppen des Papstes vereinigten. Die Florentiner hatten ihrem Feldherrn verboten, Piccinino anzugreifen, weil dieser bereits von seinem Herzog, welchen Sforza sehr bedrängte, in die Lombardei gerufen worden war und also von selbst aus Toscana abziehen mußte; allein Piccinino wünschte ein Treffen, um vor seiner Rückkehr den Feinden seines Herrn eine Niederlage beizubringen, und überraschte (Ende Juni 1440) das päpstlich-florentinische Heer bei Anghiari. Seine Gegner gewannen jedoch die nöthige Zeit, um sich zur Schlacht zu ordnen, und das Treffen fiel ganz zum Nachtheil der unter Piccinino dienenden mailändischen Söldlinge aus. Obgleich nur wenige derselben auf dem Platze blieben, so ward doch Piccinino's ganzes Heer aufgelöst; bei demselben befanden sich auch die vornehmsten Gegner des Hauses Medici, welche nach der Heimkehr des Kosmus ihrerseits verbannt worden waren. Aus den uns über die Schlacht bei Anghiari überlieferten Angaben kann man klar und deutlich erkennen, wie unblutig diese Turniere der Condottieren waren, und wie leicht man mit einer bedeutenden Summe Geldes ein geschlagenes Heer wieder herstellen konnte. Es wurden allein 400 Offiziere des mailändischen Heeres, unter ihnen 22 von den 26 Anführern desselben, gefangen genommen und 3000 Pferde erbeutet, und die Hauptleute der florentinischen Söldner ließen die Gefangenen, von welchen 1500 im Stande waren, ein bedeutendes Lösegeld zu zahlen, gleich am folgenden Tage für Geld frei. Auch weigerten sich dieselben, den feindlichen Oberanführer, welcher nur noch 1500 Mann bei sich hatte, schnell zu verfolgen, weil sie auf das Gleiche rechneten, im Fall auch sie einmal geschlagen würden. In der That sehen wir noch in demselben Jahre Piccinino an der Spitze eines neuen Heeres mit Franz Sforza in strategischen Künsten, in Hin- und Hermärschen, in Ueberfällen und kühnen Unternehmungen wetteifern. Der Letztere erreichte seinen Zweck, die Mailänder von den an Venedig abgetretenen Städten abzuhalten, vollständig: er vertrieb im Mai und Juni 1440 die Mailänder aus den Gebieten von Bergamo und von Brescia und entriß dem Markgrafen von Mantua, welcher mit Philipp Maria von Mailand verbündet war, die Festung Peschiera, wodurch das italienische Reich der Venetianer abgerundet und der Zusammenhang zwischen Brescia und Verona gesichert ward. Hierauf suchte Philipp Maria durch den Markgrafen von Ferrara, Nikolaus von Este, welcher mit dem Mark-

grafen von Mantua in freundlichem Verkehr stand, Sforza zu gewinnen und die Venetianer zu einem Frieden zu bewegen. Nikolaus reiste sowohl nach Venedig, als in Sforza's Lager, und erneuerte bei dem Letzteren den Antrag einer Vermählung mit des Herzogs natürlicher Tochter Blanca; alle seine Anstrengungen waren aber fruchtlos. Noch ehe der Herzog durch Nikolaus von Este den Frieden herzustellen suchte, hatten die Venetianer ihr Gebiet durch jene Treulosigkeit und jene schreiende Verletzung des Gastrechts vergrößert, welche bei den Italienern als römische Senatorenklugheit gepriesen werden. Ostasio von Polenta nämlich, dessen Familie schon zu Dante's Zeit über Ravenna herrschte, hatte viele Feinde; diese setzten sich, um ihn aus der Stadt locken zu lassen und in seiner Abwesenheit einen Aufstand zu erregen, mit den Venetianern in Einverständniß, und der Senat von Venedig ließ Ostasio nebst seinem Sohne zu einer festlichen Bewirthung einladen. Vergebens ward Ostasio, welcher die Einladung sogleich annahm, unterwegs vom Markgrafen Nikolaus von Este gewarnt, er setzte seine Reise fort und wurde bei seiner Ankunft in Venedig mit seinem Sohne verhaftet, während zu gleicher Zeit die dem venetianischen Senate verkauften Verräther in Ravenna diese Stadt den Venetianern übergaben. Die beiden Polenta's erlitten zwar nicht den grausamen Tod, welchen die Republik Venedig über alle Herren der von ihr besetzten Städte verhängte; sie wurden aber gefangen nach der Insel Kandia geschickt und dort erlosch mit ihnen ihr altes, von Dante hochgepriesenes Geschlecht. In dem nämlichen Jahre, in welchem die Venetianer Ravenna und Peschiera in Besitz nahmen, kam endlich wieder ein Frieden zwischen ihnen und dem Herzog von Mailand zu Stande. Die Veranlassung dazu war der Umstand, daß Philipp Maria sich wegen der Zudringlichkeit seiner Condottieren-Führer, besonders Piccinino's, genöthigt sah, bei Franz Sforza Schutz zu suchen. Die Feldherren des Herzogs wollten nämlich, da er alt und kränklich geworden war und keine ehelichen Kinder hatte, seine Besitzungen schon bei seinen Lebzeiten unter sich theilen und verlangte jeder eine bestimmte Stadt und Gegend von ihm. Er hielt deshalb für rathsam, ebenso, wie einst Jupiter bei einer Verschwörung der Götter diese durch den schrecklichen Centimanen Briareus einschüchterte, in der Person des Franz Sforza einen Briareus neben sich auf den Thron zu setzen, um die Anderen zu schrecken. Er trat mit Franz Sforza in Unterhandlung und bot ihm an, daß er endlich das Versprechen, welches er mehrere Male gethan und wieder zurückgenommen hatte, erfüllen und seine Tochter Blanca mit ihm vermählen wolle. Franz Sforza ging auf die Sache ein und damit er bei der Aussöhnung mit einem Feinde, den er bis

dahin für die Venetianer bekriegt hatte, nicht ganz treulos erscheine, so sorgte er, als im August 1441 ein Waffenstillstand zu Stande kam, zugleich dafür, daß den Venetianern und ihren Verbündeten vortheilhafte Bedingungen vorbehalten wurden, wenn sie ebenfalls einen Frieden schließen wollten. Dieser ward zu Capriana im Mantuanischen unterhandelt und am 20. November abgeschlossen. Schon einen Monat früher aber (am 25. October) wurde Sforza's Vermählung mit Blanca feierlich begangen und ihm die als Mitgift versprochenen Städte Cremona und Pontremoli eingeräumt. Durch den Friedensvertrag von Capriana erhielt sowohl Sforza als Venedig große Vortheile; der Markgraf von Mantua dagegen mußte, damit Venedig entschädigt werden könne, dem Besitze von Porto, Legnago, Nogarola, Valeggio, Asolato und Peschiera entsagen; Genua sollte seine neu gewonnene Unabhängkeit behalten. Uebrigens hatten die Venetianer, sobald Franz Sforza mit dem Herzog von Mailand in Unterhandlung getreten war, einen nahen Anverwandten desselben, Michael Attendolo di Cotignola in ihre Dienste genommen; dieser führte fortan ihr Heer an und verdiente sich einen Platz neben Piccinino und Braccio da Mantone.

Der Frieden war kaum geschlossen, als er durch die Verbindung des Papstes mit dem König Alfons, welcher 1442 und 1443 endlich zum Besitze von Neapel gelangte, wieder gestört wurde. Alfons fürchtete, Franz Sforza möchte seine und seines Vaters Besitzungen im Neapolitanischen wieder in Anspruch nehmen, der Papst aber wünschte dem Letzteren die Mark Ancona zu entreißen. Sogar der wankelmüthige Herzog von Mailand ward, wie es nach der venetianischen Chronik scheint, schon 1442 wieder von seinem Schwiegersohn abgezogen und verband sich mit dem Papste und mit Alfons gegen Venedig und Florenz; wir finden wenigstens, daß Piccinino dem Sforza im Kirchenstaate soviel zu thun machte, daß Alfons 1442 im Stande war, die von den Sforza's während der letzten zehn Jahre von der Krone abgerissenen Städte und Herrschaften wieder an dieselbe zurückzubringen. Die Politik, welche sowohl Alfons als der Papst Eugen IV. damals befolgten, wird von den gleichzeitigen Geschichtschreibern und sogar vom Kardinal Raynaldus in seiner Kirchengeschichte sehr gepriesen; sie mag auch vielleicht zeitgemäß und passend gewesen sein, rechtlich war sie aber durchaus nicht. Dies geht aus der nackten Aufzählung der Thatsachen deutlich hervor. Alfons unterhandelte zu gleicher Zeit mit Sforza und mit dessen Gegner Piccinino, und verbündete sich endlich mit dem Letzteren, weil dieser ihm größere Vortheile zugestand. Der Papst be-

folgte dasselbe System. Er schloß nicht nur, um die Mark Ancona wieder an sich zu bringen, einen Bund mit Alfons gegen Franz Sforza, dem er doch die Vortheile des letzten Friedens verdankte, sondern er verfuhr auch mit gleicher Treulosigkeit gegen das Haus Anjou. Er hatte demselben den Besitz von Neapel zugesichert und noch zuletzt dem scheidenden Renatus lächerlicher Weise auch Sicilien verliehen; als sich aber Alfons deshalb mit dem Papst des Baseler Concils, Felix, eingelassen hatte und in den wirklichen Besitz des Königreichs Neapel gekommen war, schloß Eugen IV. am 14. Juni 1443 mit Alfons ein Bündniß, dessen Herstellung auch der Herzog von Mailand durch seinen Piccinino hatte betreiben lassen, obgleich dasselbe gegen seinen eigenen Schwiegersohn gerichtet war. Alfons gab den Gegenpapst Felix auf, erkannte Eugen als einziges Oberhaupt der Kirche an und versprach, die von den Neapolitanern besetzten Städte des päpstlichen Gebiets herauszugeben, dem Papste mit 4000 Reitern und 1000 Mann Fußvolk wider Franz Sforza beizustehen, und sechs mit allem Nöthigen versehene Schiffe zu der gegen die Türken bestimmten Flotte des Papstes stoßen zu lassen. Dagegen erkannte Eugen den König Alfons, mit Vorbehalt derselben Lehnsverbindlichkeiten und Leistungen, welche das ältere Haus Anjou übernommen hatte, als rechtmäßigen Beherrscher von Neapel und Sicilien an und versprach außerdem insgeheim, auch Alfons' natürlichen Sohn, Ferdinand, den sein Vater zum Herzog von Calabrien oder mit anderen Worten zum Thronerben gemacht hatte, als solchen anzuerkennen. Piccinino stieß bald nachher mit seiner Schaar zum Heere des Königs. Dieser hielt nun als allseitig anerkannter Beherrscher von Neapel seinen Einzug in die Hauptstadt in der Weise eines römischen Triumphators; 20 Barone trugen den Baldachin über seinem Haupte, der Fürst von Tarent ritt nebenher. Eine allegorische Person, welche den Julius Cäsar vorstellte, führte dem König die vier weltlichen Cardinaltugenden zu (Weisheit, Mäßigkeit, Tapferkeit, Gerechtigkeit) und pries ihn in hohem Redestyl, daß er dieselben stets gepflegt habe. An diesen Zug erinnert noch heutzutage eine treffliche Darstellung in Relief, von dem Bildhauer Pietro di Martino aus Mailand, welchen Alfons zum Ritterstand erhob.*)

Aus gleichzeitig überlieferten Angaben über die damals aufgestellten Heere kann man beurtheilen, wie groß die Anzahl der Menschen gewesen sein muß, welche damals in Italien vom Kriegshandwerk

---

*) Nach Vasari wäre der Meister des Reliefs Juliano da Majano; doch ist obige Angabe besser begründet.

lebten. Piccinino und Alfons führten nämlich damals 30,000 Mann gegen Franz Sforza, welcher 8000 hatte, so daß allein für die Unternehmung in den Marken gegen 40,000 Mann gedienter Soldaten verwendet wurden. Der größte Theil der Marken ward übrigens von den Gegnern Franz Sforza's erobert und der Papst gelangte wieder zum Besitze des Seinigen. Erst als Franz Sforza am Ende des Jahres (1443) gar zu sehr bedrängt wurde, hielt der Herzog von Mailand für gut, seinen Schwiegersohn nicht ganz fallen zu lassen. Er war immer gewohnt, einen der kühnen Söldnerführer gegen den anderen zu gebrauchen, hatte aber, außer dieser Politik des Gleichgewichts zwischen den abenteuernden Führern der Miethlinge, noch andere Gründe, sich seinem Schwiegersohne wieder zuzuwenden. Seine Tochter hatte, während ihr Gemahl in Fano ganz abgeschnitten war, einen Sohn geboren, welcher die im Hause der Visconti eingeführten Namen Galeazzo Maria erhielt. Zur Sinnesänderung des Herzogs trug auch der Umstand bei, daß durch Piccinino's Schuld die von ihm eroberte Stadt Bologna nicht allein wieder vom Herzog abfiel, sondern auch einen Bund mit Florenz und Venedig schloß. Piccinino hatte nämlich die Herstellung der freien inneren Verwaltung der Stadt zugegeben und die Rückkehr der vertriebenen Glieder des Hauses Bentivoglio erlaubt. Sein Sohn Franz Piccinino aber, welcher nachher die Besatzung von Bologna commandirte, fand, daß Hannibal Bentivoglio und die anderen Sprößlinge der alten Herren von Bologna mehr Gewalt hätten als er; er ließ daher einige derselben, Hannibal Bentivoglio, Johann von Fantuzzi (dei Fantuzzi), Romeo von Pepoli, Kaspar von Malvezzi und dessen Sohn Achilles, welche er als Freunde mit sich aus der Stadt genommen und bewirthet hatte, treulos verhaften und drei derselben auf die Burg Pellegrina im Gebiet von Piacenza bringen. Die Stadtvorsteher von Bologna nahmen sich hierauf dieser Männer an und schickten zu ihren Gunsten eine Deputation an den Herzog von Mailand und an dessen General Nikolaus Piccinino; Beide gaben die besten Versprechungen, es vergingen aber Monate, ohne daß man etwas von der Erfüllung derselben erfuhr. Endlich schien Franz Piccinino die Freiheit von Bologna ganz vernichten zu wollen: er legte der Stadt eine Contribution auf und forderte der Behörde die Schlüssel verschiedener Thore ab. Da befreiten einige junge Leute aus Bologna, wie die in Muratori's Sammlung befindliche Chronik der Stadt ausführlich erzählt, den Hannibal Bentivoglio aus dem einzeln stehenden Thurm im Gebiet von Parma, in welchem er festgehalten wurde, kehrten mit ihm nach Bologna zurück, erstürmten dort, indem sie das bekannte

Losungswort der Freiheit (popolo! popolo!) ausriefen, den Regierungspalast und nahmen Franz Piccinino nebst seinen Soldaten gefangen (Juni 1443). Ein anderer mailändischer Hauptmann, Ludwig da Verme, entkam zwar mit seinen Truppen und bedrohte sogleich von außen her die Stadt; er ward aber von den Bolognesen unter Hannibal Bentivoglio's Führung bei Ponte Polledrano besiegt und verlor 2000 Mann und alle seine Wagen. Bald nachher wurde Franz Piccinino gegen die beiden zugleich mit Bentivoglio verhafteten Malvezzi ausgetauscht. Sobald Bologna wieder Republik geworden war, schloß Hannibal Bentivoglio, der an der Spitze der neuen Regierung stand, einen Bund mit den Städten Florenz und Venedig und diese gaben dann so viele Subsidien, daß die beiden Piccinino unterlagen. Sie wurden geschlagen, ein General derselben mußte dem Sforza weichen und Franz Piccinino gerieth aufs neue in Gefangenschaft. Nikolaus Piccinino überlebte sein Unglück nicht lange; er starb im October 1444 zu Mailand, wohin ihn der Herzog gerufen hatte.

Nachdem der Herzog von Mailand sich seinem Schwiegersohne wieder zugewendet hatte, verzweifelte der Papst an der Möglichkeit, in Verbindung mit dem neapolitanischen Könige, Franz Sforza zu besiegen, zumal da Alfons damals erkrankt war. Er nahm deshalb die Vermittelung der Venetianer und Florentiner an und schloß 1444 einen Frieden, in welchem er dem Franz Sforza den Besitz der ganzen Mark außer Osimo, Recanati, Fabriano und Ancona nebst dem Titel eines Markgrafen zugestand. Dieser Frieden war jedoch von keiner langen Dauer; denn Franz Sforza und sein Schwiegervater beobachteten einander sehr ängstlich und als der Letztere einen der Generale seines Schwiegersohnes an sich ziehen wollte, dieser aber darin einen feindseligen Anschlag erkannte, ließ Sforza denselben aufknüpfen und Philipp Maria schloß wiederum ein Bündniß mit allen geheimen und öffentlichen Feinden Sforza's (1445). Dieser sah sich hierauf zugleich vom Papste, vom König Alfons und von den Beherrschern der durch ihn bedrohten Städte, welche das Vermiethen ihrer Truppen als Handwerk betrieben, heftig bedrängt, verlor die ganze Mark aufs neue und ward am Anfange des Jahres 1446 vom Papste mit dem Bannfluch belegt. Als jedoch sein Schwiegervater durch Franz Piccinino und Ludwig da Verme auch die dem Franz Sforza einst als Heirathsgut überlassene Stadt Cremona wieder an sich zu reißen suchte und so die Bedingungen des mit Mailand und Venedig geschlossenen Friedens offen verletzte, traten die Florentiner, d. h. Kosmus von Medicis und die damals in Florenz herrschende Partei des-

selben, gegen ihn auf. Sie und die Venetianer warben von vielen der italienischen Herren, welche Truppen zum Vermiethen hielten, eine große Anzahl Söldner und die Venetianer schickten ihr ganzes, von Michael Attendolo von Cotignola angeführtes Miethheer der belagerten Stadt Cremona zu Hülfe. Schon im Juli 1446 ward Karl Gonzaga, einer der Generale des Herzogs, bei Castel Giovanni geschlagen und zwei Monate nachher Franz Piccinino durch Cotignola genöthigt, die Belagerung von Cremona aufzuheben. Am 29. September endlich erlitt Franz Piccinino bei Casalmaggiore eine vollständige Niederlage; doch wurde sein Heer, wie dies in den Schlachten zwischen gemietheten Soldaten und Generalen stets geschah, blos ausgeplündert, zerstreut und der Pferde beraubt, und nur wenige Soldaten verloren das Leben. Bei der Vertheilung der 4000 Pferde, welche den Gefangenen abgenommen worden waren, erhielt der Obergeneral Michael von Cotignola 800 Stück; die übrigen wurden den anderen Hauptleuten nach Verhältniß der unter ihnen dienenden Söldlinge zugetheilt. Sechs dieser Hauptleute waren nach der venetianischen Chronik Herren einzelner Städte oder Grafschaften und unter ihnen befanden sich zwei angesehene Markgrafen. Nach dem Siege bei Casalmaggiore glaubten die Venetianer ebenso das ganze Mailändische besetzen zu können, wie sie längst Bergamo, Brescia, Verona, Vicenza und Padua besetzt hatten; sie begingen aber den Fehler, ihren Cotignola gegen Lecco zu schicken, wo er 40 Tage lang nichts ausrichtete. Der Herzog von Mailand suchte in seiner Bedrängniß überall Hülfe: er wandte sich an den Papst und an Alfons, welche ihm aber erst im December 4000 Pferde schickten, ja sogar an Karl VII. von Frankreich, dem er versprach, daß für die ihm zu leistende Hülfe der Herzog von Orleans, welcher auf das Erbe der Visconti Anspruch machte, die Stadt Asti erhalten solle; vor allen Andern aber rief Philipp Maria seinen Schwiegersohn Franz Sforza um Hülfe an. Diesem schickte er Geld, um mehr Truppen werben zu können und erneute das Versprechen, ihm das Herzogthum Mailand als Erbe zu hinterlassen. Durch die Unterhandlungen zwischen Franz Sforza und seinem Schwiegervater wurden die Florentiner und Venetianer gegen den ersteren mißtrauisch; Franz Sforza suchte sich daher mit dem Papste und mit Alfons zu vereinigen. Er ward in diesem Bemühen durch den Umstand begünstigt, daß im Februar 1447 Papst Eugen IV. starb und der seitherige Bischof von Bologna, Thomas von Sarzana, ein geachteter Mann ohne aristokratische Neffen und Creaturen, unter dem Namen Nikolaus V. an dessen Stelle trat. Die Bemühungen des neuen Papstes, Frieden zu stiften, wurden je-

doch durch den Herzog von Mailand selbst vereitelt. Dieser ward nämlich aufs neue mißtrauisch gegen seinen Schwiegersohn, stellte die Geldsendungen an ihn ein und ließ das von Sforza geworbene Heer nicht nach Mailand kommen, sondern befahl ihm, in das Brescianische und Venetianische einzurücken. Dadurch erhielten die Venetianer wieder Muth, das Heirathsgut von Sforza's Gemahlin, Cremona, Pentremoli und Crema, anzugreifen, während dieser in der Mark zurückgehalten wurde. Am 4. März 1447 erschien Cotignola vor Cremona; er mußte zwar von hier bald wieder abziehen, weil die Einnahme der Stadt nicht so leicht war, als er geglaubt hatte, lagerte sich aber in der Nähe von Mailand, worauf Franz Sforza wieder vom Herzog herbeigerufen wurde. Die Fortschritte der Venetianer erregten endlich auch bei den Florentinern Besorgnisse und die Partei der Mediceer unterstützte Franz Sforza. Dieser machte jetzt neue Rüstungen und erhielt Geld von seinem Schwiegervater, welcher auch den König Alfons und den Papst ersuchte, Sforza mit Geld zu unterstützen. Das Letztere geschah jedoch nicht und Sforza gerieth in solche Verlegenheit, daß er seine letzte Besitzung in der Mark, die Stadt Jesi, dem Papste überlassen mußte. Er brach hierauf von Pesaro auf, um nach Mailand zu ziehen; hier war aber Philipp Maria schon am 13. August 1447, noch ehe Sforza mit seinem Heere eintraf, gestorben.

Einen gegründeten Anspruch an das durch seinen Tod erledigte Herzogthum Mailand, welches ein Lehen des deutschen Reiches war, hatte Niemand; dessen ungeachtet traten mehrere Prätendenten auf. Als ein solcher konnte Franz Sforza, der Gemahl der Blanca, wohl gelten; er hätte aber, auch wenn diese von ehelicher Abkunft gewesen wäre, kein Recht auf die Nachfolge in einem Mannslehen von ihr herleiten können. Ueberhaupt fand er es vorerst klüger, keinen Anspruch an die Herrschaft kundzugeben, sondern sich dem Staat als Feldhauptmann anzubieten. Ein eigentlicher Prätendent aber war Herzog Karl von Orleans, des nachherigen französischen Königs Ludwig XII. Vater, welcher alsbald mit 3000 Reitern die Stadt Asti besetzte und seinen Anspruch an das Herzogthum Mailand darauf gründete, daß sein Vater, der im Jahre 1407 getödtete Herzog Ludwig von Orleans, mit Valentine, der Tochter Johann Galeazzo Visconti's, vermählt gewesen war. Noch mehr im Vordergrunde stand König Alfons von Neapel, der sich im Regierungsrathe Philipp Maria's einen Anhang zu machen gewußt hatte. Die Anhänger des dritten Prätendenten beriefen sich auf ein vorgebliches Testament, welches der verstorbene Herzog zu Gunsten des Königs Alfons gemacht habe; Philipp Maria hatte aber jedenfalls kein Recht, über

das Herzogthum Mailand so zu verfügen, als wenn es ein Landgut gewesen wäre. Einige Söldner-Hauptleute aus Braccio's Schule, welche das Uebergewicht der Sforzeschi fürchteten, suchten den König Alfons in den Besitz von Mailand zu setzen, ehe noch der Tod des Herzogs allgemein bekannt geworden sei. Sie benutzten dazu die zufällige Anwesenheit des Raymond Boile, welcher dem Herzoge einige neapolitanische Heerschaaren aus Apulien zu Hülfe geführt hatte; dieser bemächtigte sich des befestigten Palastes und der Citadelle und pflanzte auf jenem die aragonischen Fahnen auf, ließ sich aber bald von vier mailändischen Patriciern, welche die Republik ausriefen, durch Geld wieder zum Abzug bewegen. In Mailand hatten nämlich ebenso, wie in allen anderen größeren Städten Italiens, die patricischen Familien auch unter der militärischen Herrschaft der Tyrannen ihr Ansehen nicht verloren, und vier Herren aus denselben waren daher nach Philipp Maria's Tode auf den Gedanken gekommen, eine demokratische Republik herzustellen. Sie wurden dabei von dem berühmten Rechtsgelehrten Bartolomeo Morone unterstützt, welcher nachwies, nach dem Aussterben des Hauses der Visconti trete die republikanische Verfassung wieder in ihr Recht ein. Jene vier Herren erkauften nun von den Befehlshabern des Königs Alfons die Räumung der von ihnen besetzten festen Punkte in und bei der Stadt, ließen dieselben dann sogleich schleifen und schickten eine Gesandtschaft an die Venetianer, um mit ihnen ein Bündniß zu schließen. Von den Städten des mailändischen Gebietes schlossen sich Novara, Alessandria und Como an die erneute Republik an; dagegen errichtete Parma eine eigene Regierung und auch Tortona riß sich von Mailand los, Pavia aber unterhandelte mit Franz Sforza, um sich allenfalls unter seinem Schutze zu constituiren. Die Venetianer benutzten die im Herzogthum Mailand herrschende Verwirrung, um sich auf Kosten desselben auszubreiten: sie nahmen Lodi ein und gewährten in der Voraussetzung, daß sie nach ihrer gewohnten Art nicht Wort zu halten brauchten, der Stadt Piacenza so vortheilhafte Bedingungen, daß sich auch diese in ihren Schutz begab. Doch machte die weise Signorie der Venetianer damals einen großen politischen Fehler; weil sie nämlich glaubte, daß die mailändischen Patricier, welche eine demokratische Republik errichtet hatten, sich nicht würden behaupten können, so lehnte sie den Antrag derselben ab, zögerte aber gleichwohl einen Angriff zu wagen. Von Venedig zurückgewiesen, wandten sich die Mailänder an den in Cremona weilenden Franz Sforza, nicht um ihn als Erben und Nachfolger seines Schwiegervaters anzuerkennen, sondern um ihn unter vortheilhaften Bedingungen zur Uebernahme des Oberbefehls ihrer

Truppen einzuladen; er sollte unter anderen Brescia oder Verona, falls er diese Städte erobere, als eigene Herrschaft erhalten. Sforza war schlauer, als die Venetianer, welche durch den ihnen angetragenen Bund ebenso zur Herrschaft über Mailand hätten gelangen können, als Sforza durch die von ihm angenommene Stelle eines Oberanführers. Er ging auf den Antrag der Mailänder ein, wußte sogleich die Erbfeinde und Neider seiner Familie, den Franz Piccinino und dessen Bruder Jakob, nebst den unter ihnen dienenden Söldnern an sich zu ziehen und machte sich dann vor allen Dingen zum Herrn von Pavia. Hier hatte nämlich die Mutter der Blanca Sforza sich mit dem Befehlshaber der Burg verständigt; dieser überlieferte die Stadt an Sforza und die Pavesen unterwarfen sich hierauf, um nicht von der Stadt Mailand abzuhängen, unmittelbar dem Herrn von Cremona, welcher dagegen den Titel eines Grafen von Pavia annehmen mußte. Die Mailänder waren zwar mit dieser Usurpation des von ihnen berufenen Generals höchst unzufrieden; da aber auch eine zweite an die Venetianer gesendete Botschaft zurückgewiesen worden war, so mußten sie Sforza's Entschuldigungen annehmen, wenn sie nicht den Venetianern preisgegeben sein wollten, deren Heer unter Cotignola's Führung noch immer im Herzogthum Mailand stand. Durch einen Angriff auf dieses Heer hätte Franz Sforza eine schnelle Entscheidung herbeiführen können; darum war es ihm aber nicht zu thun. Anstatt das venetianische Heer aufzusuchen, wandte er sich mit den mailändischen Söldnern gegen Piacenza, welches wie Pavia eine besondere Herrschaft und Grafschaft für ihn werden konnte. Bei Gelegenheit der Belagerung von Piacenza zeigt sich wieder, daß ganz Italien damals, wie in den Zeiten der römischen Kaiser, von gedungenen Abenteurern und Räuberhauptleuten abhing, da sogar Venedig und Florenz, sowie König Alfons und der Papst keine Heere von Eingeborenen ihrer Staaten hatten. Dagegen nahmen die beiden Brüder Piccinino, der Beherrscher von Faënza, Guidazzo, ferner Gonzaga von Mantua, Alexander Sforza, der Graf Ludwig da Verme, der Graf Dolce von Anguillara und mehrere andere Generale, die dem Sforza ihre Truppen vermiethet hatten, unter ihm an der Belagerung von Piacenza Theil. Von welcher Art aber diese Soldtruppen waren und welchen Grundsätzen ihre Hauptleute, Franz Sforza nicht ausgenommen, huldigten, das zeigte sich recht klar und deutlich, als die wilden Schaaren, welche Piacenza seit dem Anfang des October 1447 belagert hatten, die Stadt am 15. oder 16. November mit Sturm einnahmen. Sie verübten in der eroberten Stadt mit Franz Sforza's Bewilligung 40 Tage lang so arge Gräuelthaten, daß selbst Sforza's

Lobredner, Simonetta, dieselben zugestehen muß und nur die Behauptung hinzufügt, Sforza habe doch den Nonnen Beistand geschickt und einige Räuber hängen lassen. Kirchen, Klöster und Privathäuser wurden ganz ausgeplündert, Weiber und Mädchen mißhandelt und alle Einwohner, welche Lösegeld bezahlen konnten, furchtbar gepeinigt, um das Aeußerste von ihnen zu erpressen. Die Stadt erlangte ihren früheren Glanz nie wieder. Wenn übrigens Ripalta, der Verfasser der Chronik von Piacenza, berichtet, daß 1100 seiner Landsleute und unter ihnen er selbst zu Sklaven gemacht worden seien, so ist dies nicht, wie Sismondi gethan hat, wörtlich zu nehmen, sondern dahin zu deuten, daß die 1100 durch harte Dienstleistungen zum Aufbringen des für ihre Befreiung geforderten Geldes gezwungen wurden.

Franz Sforza hatte eine Partei in Mailand, die ihn zum Herrn wünschte; eine andere, mächtigere Partei aber beobachtete ängstlich jeden seiner Schritte und entzog ihm am Anfange des folgenden Jahres sogar den unbedingten Oberbefehl über das Heer, den ihm die Regierung vorher überlassen hatte. Er zögerte seitdem absichtlich, verfolgte die im Jahre 1447 erfochtenen Vortheile nicht so, wie er hätte thun sollen, begab sich endlich im Winter nach Cremona und erschien erst im Mai 1448 wieder im Felde. Die Mailänder waren schon am Ende des Jahres 1447 besorgter vor ihrem eigenen Feldherrn, als vor dem Feinde, und ließen den Venetianern die vortheilhaftesten Friedensanträge machen; auch kam man wirklich über einen Tractat überein, der Abschluß desselben wurde aber durch eine Cabale gehindert. Während Sforza von Cremona entfernt war, griffen die Venetianer diese Stadt an; dieselbe ward jedoch von seiner Gemahlin Blanca, welche in Person an der Spitze der Besatzung erschien und den Widerstand wie eine Heldin leitete, glorreich vertheidigt. Franz rächte sich nachher bei Casalmaggiore an den Venetianern. Er griff die von ihnen auf dem Po ausgerüstete große Flotte während der Nacht so heftig an, daß am nächsten Morgen der venetianische Admiral Quirini es gerathen fand, die Schiffe selbst in Brand zu stecken, wofür er bei seiner Heimkehr eine Gefängnißstrafe von drei Jahren zu bestehen hatte. Nun belagerte Sforza im August Caravaggio, das zwischen Bergamo und Crema liegt. Die Venetianer beschlossen, zur Rettung dieses Platzes das Aeußerste zu wagen und obgleich Cotignola und mit ihm alle anderen erfahrenen Generale ihres sehr gemischten Heeres einen Kampf auf offenem Felde widerriethen, so ward dieser doch durch die Senatoren und Patricier, welche als Regierungsbevollmächtigte (Proveditoren) beim Heere waren, befohlen und am

15. September 1448 bei Caravaggio eine entscheidende Schlacht geliefert. Diese Schlacht ist die merkwürdigste von allen, welche im Laufe des 15. Jahrhunderts in Italien geschlagen worden sind. Sforza erfocht mit seinen abgehärteten Söldnern einen glänzenden Sieg über das venetianische Heer, dessen Zahl zwar auf 24,000 Mann angegeben wird, in welchem sich aber viele Landmiliz befand. Das ganze Heer der Venetianer ward zerstreut, obgleich wir der Versicherung der Chronik von Brescia, daß von 12,000 venetianischen Reitern nur etwa 1500 davon gekommen seien, keinen Glauben schenken können. Erschlagen wurden auch in diesem Treffen nur wenige, weil die Sieger nach der Gewohnheit der damaligen Miethtruppen sich begnügten, Gefangene zu machen, welche dann ihrer Pferde und Waffen beraubt und zur Bezahlung eines Lösegeldes gezwungen wurden. Nach der Niederlage bei Caravaggio ward von den Venetianern der zweite große General, welcher ihre Heere glücklich geführt hatte, ebenso behandelt, wie der erste, nur mit der Ausnahme, daß man ihn nicht enthaupten ließ. Cotignola wurde auf Befehl des venetianischen Senats in Untersuchung gezogen, nach seinen Gütern verbannt und dort auf eine elende Pension beschränkt. Statt seiner erhielt Pasqual Malipieri den Auftrag, die vom Feinde ihrer Waffen und Pferde beraubten Söldner wieder zu vereinigen und auszurüsten. Auch Franz Sforza gerieth nach der Schlacht mit den seinem Heere beigegebenen Bevollmächtigten der mailändischen Regierung in Zwist. Er wollte, nachdem er über den Oglio gegangen und in alle Burgen der Gegend eingelassen worden war, gegen die Stadt Brescia ziehen, deren Besitz ihm die Mailänder gleich anfangs versprochen hatten; die Regierungsbevollmächtigten forderten aber, wie sie beim Beginne des Feldzugs schon einmal gethan hatten, daß er vorher Lodi nehmen solle. Doch schickten sie nachher, weil sie sich auf Sforza nicht verlassen zu können glaubten, den einen der Piccinino's gegen Lodi. Sforza trat gleich darauf mit den Venetianern über einen Frieden in Unterhandlung. Beide hatten einerlei Grundsatz, weil sie gar keinen hatten: sie wechselten die Partei, je nachdem es ihr Vortheil forderte, und versprachen viel, weil sie nicht sehr gewissenhaft waren, ihre Versprechungen zu halten. Sforza schickte alle Miethlinge aus der Schule Braccio's und die Söhne des Piccinino, welchen die Bracceschi als Erben der Talente des alten Braccio erkannt hatten, gegen Lodi und knüpfte durch seinen Geheimschreiber Simonetta, den Oheim des gleichnamigen Geschichtschreibers, der uns eine lobpreisende Erzählung der Thaten Franz Sforza's hinterlassen hat, eine Correspondenz mit dem neuen Oberanführer der Venetianer an. Beide Theile verständigten sich

bald über einen Frieden; dieser wurde schon 33 Tage nach der Schlacht bei Caravaggio (18. October 1448) unterzeichnet und das Opfer desselben ward die Republik Mailand. Sforza versprach, alle Gefangenen in Freiheit zu setzen, alles, was er im Gebiete von Bergamo und Brescia erobert hatte, herauszugeben, allen Ansprüchen, welche die Visconti und die Republik Mailand an das Gebiet von Crema und an die Ghiara d'Adda gemacht hatten, zu entsagen und diese Landstriche an die Venetianer zu überlassen. Dagegen verpflichtete sich Venedig, ihm zum Besitze des ganzen von Philipp Maria beherrschten Landes behülflich zu sein und ihm zu diesem Zwecke nicht nur 4000 Reiter und 2000 Mann zu Fuß zu schicken, sondern auch 13,000 Dukaten monatlich zu zahlen, bis er Herr der Stadt Mailand sei.

Nachdem Sforza seinen Vertrag mit den Venetianern abgeschlossen hatte, hielt er vom Pferd herab eine Rede an seine Soldaten, stellte ihnen, wie das zu geschehen pflegt, das Betragen der Mailänder im gehässigsten Lichte dar und setzte ihnen auseinander, welchen Ruhm und Lohn sie in der Stadt und im Gebiete von Mailand gewinnen könnten. Die Söldner nahmen seine Worte mit Jubel auf. Dagegen erfuhr er bald zu seinem Schmerze, daß gerade an dem Tage, an welchem er den Frieden mit den Venetianern geschlossen, Lodi sich den Mailändern ergeben hatte, und daß Karl von Gonzaga mit 1200 Reitern und 500 Mann zu Fuß in der Nacht sein Lager verlassen habe, um den Mailändern treu zu bleiben. Die meisten übrigen Hauptleute der im Dienste der Mailänder stehenden Compagnieen und viele Städte, die sich der republikanischen Regierung von Mailand unterworfen hatten, fielen von derselben ab. Franz Sforza forderte jetzt von derselben Republik, bei der er bisher als General und Unterthan im Solde gestanden hatte, mit drohenden Worten, daß sie sich ihm füge. Die monarchisch-aristokratische Partei in Mailand oder die sogenannten Ghibellinen waren nicht abgeneigt, ihn in die Stadt aufzunehmen, und ihre Führer correspondirten insgeheim mit ihm; die Guelfen aber und Karl von Gonzaga, der sich des Freiheitsschwindels der großen Menge zu seinem Zwecke bediente, waren ihm entgegen. Die letztere Partei verfolgte die Ghibellinen als Verräther, fanatisirte das Volk, und schuf 1449 aus demselben ein Heer, um es den Söldnern, die sich von allen Seiten her mit Sforza vereinigten, entgegen zu stellen. Ein Heer von Bürgern war in Italien eine Seltenheit geworden und galt wenig, obgleich die Mailänder rühmen, daß die von ihnen damals aufgestellte Volksmacht 60,000 Mann stark gewesen sei und daß 20,000 derselben

Flinten (Feuerröhre) gehabt hätten. Schon am Ende des Jahres 1448 war Sforza in der Nähe von Mailand erschienen; auch schickten ihm die Venetianer die im Frieden versprochenen Hülfstruppen und zogen für ihre eigene Rechnung gegen Crema und Ghiara d'Adda (das zum Gebiet des Herzogs von Mailand gehörige östliche Adda-Ufer). Im März 1449 lagerte er sich dem mailändischen Bürgerheere im Felde gegenüber; es kam aber zu keinem entscheidenden Treffen, da sowohl Sforza als die Mailänder demselben auswichen, und der Krieg blieb während der größeren Hälfte des Jahres auf die Belagerung verschiedener Städte beschränkt. Da gaben plötzlich die Venetianer, als sie in den Besitz von Crema gelangt waren, einen neuen Beweis ihrer treulosen Politik. Sie gingen nämlich aus Furcht, daß Sforza die ganze Lombardei sich unterwerfen möchte, auf die Friedens-Anerbietungen ein, welche ihnen durch drei angesehene Mailänder gemacht wurden, zumal da Sforza ihnen zwar Crema überlassen, Lodi aber für sich besetzt hatte. Am 27. September 1449 ward zu Brescia ein Vertrag zwischen den beiden Republiken Venedig und Mailand unterzeichnet. Die Venetianer sorgten in diesem Friedensvertrage scheinbar auch für Franz Sforza und machten schlauer Weise Bedingungen für ihn aus, deren Annahme die Vereinigung des ganzen Herzogthums Mailand unter einem kriegerischen Fürsten würde gehindert haben. Franz Sforza sollte nämlich von dem Erbe der Visconti Novara, Tortona, Alessandria, Pavia, Parma und Cremona beherrschen, dagegen sollten Mailand, Como, Bellinzona und das eine Ufer der Adda republikanisch bleiben. Da Sforza diese Bedingungen ausschlug, so entstand am Ende des November 1449 ein Krieg zwischen ihm und Venedig, und im December schlug er im Gebirge bei Brianza die beiden Malatesta, welche die Heere der Venetianer anführten. Auch König Alfons ward in den Krieg mit Venedig verwickelt. Er war schon im Todesjahre des Herzogs Philipp Maria unter dem Vorwande, daß die Bundesgenossin der Florentiner, die Republik Venedig, das Herzogthum Mailand, dessen Beherrscher mit ihm im Bunde gewesen sei, angegriffen habe, in Toscana eingerückt, hatte aber dort nichts ausrichten können, während in demselben Jahre Papst Nikolaus V. von der Stadt Bologna, deren Bischof er früher gewesen war, freiwillig als Oberherr anerkannt wurde. Auch in Beziehung auf Alfons und auf die Florentiner befolgten die Venetianer ein sonderbares System. Alfons bekriegte nämlich 1448 die Florentiner wegen ihrer Verbindung mit Venedig und trieb alle Venetianer aus seinem Lande, nichtsdestoweniger war er gleich nachher mit Venedig verbunden, um Franz

Sforza von der Nachfolge in Mailand auszuschließen. Ebenso mußte die Republik Mailand die treulose Politik der Venetianer erfahren. Die Signorie von Venedig hinderte einerseits eine Uebereinkunft zwischen den Mailändern und Sforza, und unterstützte andererseits die Ersteren nur schwach, damit dieselben genöthigt wären, sich aus Furcht vor Sforza's militärischer Herrschaft den Venetianern zu ergeben. Die Stadt Mailand blieb daher den ganzen Winter 1449 hindurch enge eingeschlossen. Sforza hätte schon beim Beginne des Winters stürmen lassen können, er wollte aber nicht offenbar Gewalt brauchen, sondern durch die Wirkung des Hungers eine freiwillige Ergebung herbeiführen. Schon im Januar und Februar 1450 mangelte es in der Stadt an Vorräthen und Tausende kamen vor Hunger um; nichtsdestoweniger lehnten die Regierung und der größere Theil der Bürgerschaft von Mailand in ihrem republikanischen Eifer jeden Vorschlag Sforza's ab. Als endlich die Regierung die Unmöglichkeit erkannte, die Republik aufrecht zu erhalten, beschloß sie dennoch nicht, den despotischen Condottieren-Hauptmann zum Herrscher anzunehmen, sondern sie berief auf den 25. Februar eine berathende Versammlung in die Kirche Maria della Scala. Während dieselbe noch tagte, erstürmten einige hundert Bürger das Rathhaus der Stadt, vertrieben die Wachen und schlugen den venetianischen Gesandten todt, als derselbe sie, wie er schon oft gethan hatte, wieder zur Ruhe ermahnen wollte. Doch unternahmen sie in der Hauptsache nichts weiter, als daß sie die bisherige Regierung absetzten und eine neue Versammlung des Volkes auf den nächsten Tag in die genannte Kirche beriefen. Auch in dieser Versammlung wagte anfangs Niemand den Vorschlag zu machen, daß man sich mit Sforza in Unterhandlungen einlassen solle: es war die Rede von Venedig, vom Papste, von Alfons, vom Herzoge von Savoyen, selbst vom König von Frankreich, nur von Sforza nicht. Zuletzt trat jedoch Gasparo von Vimercato auf und stellte der versammelten hungernden Menge vor, daß nur Sforza ihren Mangel augenblicklich in Ueberfluß verwandeln könne. Das Volk ließ sich überzeugen und beschloß auf Vimercato's Vorschlag, in das feindliche Lager eine Gesandtschaft zu schicken, welche im Namen der Mailänder Sforza als Nachfolger seines Schwiegervaters anerkennen und ihn einladen solle, in die Stadt zu kommen, ohne daß dabei Bedingungen zu Gunsten der bürgerlichen Freiheit gemacht wurden. Sforza ward hierauf sogleich (26. Februar 1450) unter dem größten Jubel der Mailänder in die Stadt geführt; seinen feierlichen Einzug aber hielt er erst später in Begleitung seiner Gemahlin; Triumphwagen und Baldachin soll er sich dabei, als

Gegenstände königlichen Aberglaubens, verbeten haben. Sein Sohn Galeazzo Maria wurde zum Grafen von Pavia erhoben. Auch Monza, Como und Bellinzona öffneten ihre Thore und erkannten ihn als Herrscher an. Er nahm den Titel eines Herzogs von Mailand an, ohne den Kaiser Friedrich III. um seine Einwilligung zu fragen, weshalb dieser auch nachher, als er 1452 zur Krönung nach Rom reiste, die Stadt Mailand nicht berührte, obwohl Sforza damals seinen Sohn, den jungen Grafen von Pavia, zu ihm nach Ferrara sandte. Die Mailänder erlangten durch die Fürsorge ihres neuen Herzogs sogleich zwei wichtige Dinge, nämlich Abhülfe von ihrem Mangel und Frieden mit den Florentinern, welche vorher in Verbindung mit Venedig die republikanische Regierung von Mailand bekriegt hatten. Sforza ließ nämlich augenblicklich aus der ganzen Lombardei Lebensmittel in die Stadt bringen, und Florenz begrüßte zuerst unter allen Staaten den neuen Herzog, von welchem weder der Kaiser Friedrich, noch der König von Frankreich etwas wissen wollten, den der Letztere vielmehr als den Usurpator eines dem Herzog von Orleans gebührenden Fürstenthums ansah. Die Florentiner schickten die reichsten und angesehensten Bürger ihrer Stadt als Gesandte nach Mailand, nämlich des Kosmus von Medicis Sohn, Peter, ferner Neri di Gino Capponi, Ludwig Pitti und Diotisalvi Negri. Diese wurden ehrenvoll und prächtig empfangen und schlossen im Auftrag ihrer Republik eine innige Freundschaft mit dem neuen Herzog, während vorher dieselbe Republik in Verbindung mit den Venetianern die Republik Mailand bekriegt hatte. Von diesem Augenblick an war auf eine kurze Zeit Ruhe in Italien. Wir glauben hier die Geschichte Italiens abbrechen zu müssen, weil dieses Land damals trotz der ewigen Kriege den glänzendsten Gipfel des Wohlstandes, der Künste, der Wissenschaften, des Handels und der Gewerbe erreicht hatte und gleich darauf aus seiner nationalen Bewegung in den Drang und Strudel der französischen und spanischen Verwirrungen gerissen wurde. Wir wollen jedoch nur noch mit einigen Worten andeuten, wo wir im Folgenden den Faden der italienischen Geschichte wieder aufzunehmen gedenken.

Die Waffenruhe, welche 1450 im oberen und mittleren Italien eintrat, war weder verabredet, noch beruhte sie auf einem Frieden; sie erfolgte von selbst, weil Franz Sforza die Reichthümer Venedigs und die Venetianer Sforza's Waffen fürchteten. Im folgenden Jahre begann der Krieg wieder, und es schien anfangs, als wenn er furchtbarer werden würde, als er vorher gewesen war; denn Venedig schloß mit dem König Alfons, mit Ludwig von Savoyen, mit dem Mark-

grafen von Montferrat und mit der Stadt Siena einen Bund gegen den neuen Herzog von Mailand, welcher diesem Bunde einen anderen mit den Genuesen, den Florentinern und dem Markgrafen von Mantua entgegensetzte. Die Venetianer waren so erbittert über Florenz, daß sie alle Florentiner, welche nicht ein specielles Privilegium hatten, aus ihrer Stadt verjagten. Sie bemühten sich auch, durch Zurückführung der Familie Canedolo und ihrer zahreichen verbannten oder geflüchteten Anhänger in Bologna eine Revolution zu veranlassen; dieser Versuch scheiterte aber. Die Geschichte des kleinen Krieges, den die erwähnten Staaten von 1451 bis 1453 in der Lombardei und in Toscana führten oder vielmehr durch ihre Söldner führen ließen, verdient keine Erwähnung. Der gute Papst Nikolaus V. gab sich die größte Mühe, einen allgemeinen Frieden in Italien zu stiften, und die Gefahr, welche in Folge der Eroberung Constantinopels den Venetianern und dem nördlichen Italien von den Türken her drohte, verschaffte seinen Bemühungen zuletzt mehr Wirkung, als dieselben anfangs zu haben schienen. Nikolaus erließ an alle christlichen Könige und Fürsten bereits im Jahre 1453 dringende Aufforderungen zum Frieden unter sich und zu einem Kriege gegen die Türken; er forderte ganz besonders den Herzog von Mailand, die Venetianer, die Florentiner und die Genuesen auf, Gesandte nach Rom zu schicken, damit das Haupt der Christenheit einen allgemeinen italienischen Frieden stiften könne. Dieser kam jedoch damals noch nicht zu Stande; der Krieg wüthete vielmehr gerade im Jahre 1453 im Nordwesten der Lombardei ärger als je, weil Franz Sforza die Franzosen und den Herzog Renatus von Lothringen herbeirief, um zugleich im Osten die Venetianer und im Westen Ludwig von Savoyen, Wilhelm von Montferrat und die Herren von Correggio bekriegen zu können. Im folgenden Jahre (1454) dagegen ließen sich die Venetianer durch den Augustiner-Mönch Simonetto von Camerino, welcher nicht blos bei ihnen, sondern auch beim Herzoge von Mailand in großem Ansehen stand, bewegen, unter dem Vorwande des drohenden türkischen Krieges einen Frieden zu schließen. Dieser wurde am 9. April 1454 zu Lodi unterschrieben und man lud alle Verbündeten des Herzogs und der Venetianer ein, demselben beizutreten. Sforza behielt vermöge dieses Friedens die Ghiara d'Adda, und gab dafür den Venetianern alles das zurück, was er im Gebiete von Brescia und Bergamo erobert hatte; Karl von Gonzaga wurde wieder in den Besitz seiner Burgen gesetzt, dagegen überließen die Venetianer, wie sie zu thun pflegten, durch einen geheimen Artikel Ludwig von Savoyen, Wilhelm von Montferrat, seinen Bruder Johann und die Herren von Correggio

ihrem Schicksale und diese sahen sich dadurch noch in demselben Jahre genöthigt, die Bedingungen anzunehmen, welche der Herzog von Mailand ihnen vorschrieb. König Alfons wollte auf den von seinen Bundesgenossen geschlossenen Frieden schon aus dem Grunde nicht eingehen, weil Franz Sforza seines Vortheiles wegen zwei Sprößlinge des Hauses Anjou nach Italien gerufen hatte, welche ihren Anspruch an Neapel geltend machen wollten. Zuerst war nämlich, wie schon bemerkt, im Jahre 1453 der alte Renatus mit einer Schaar abenteuernder Franzosen in der Lombardei erschienen; diese hatten aber auf so unerhörte Weise gehaust und solche Greuel begangen, daß sie den Namen der Franzosen allgemein verhaßt machten und daß der gute Renatus selbst nicht mit und unter ihnen bleiben wollte, sondern bald wieder nach Hause zurückkehrte. Statt seiner war im Frühjahr 1454 sein Sohn Johann, der den Titel Herzog von Calabrien, d. h. Erbe von Neapel, angenommen hatte, in Italien erschienen und von den Florentinern nicht nur in ihre Stadt aufgenommen, sondern auch unterstützt worden. Allein schon am 30. August desselben Jahres kam zwischen Venedig, Florenz und Mailand ein auf den Frieden von Lodi gegründetes Bündniß zu Stande, und da nicht nur die Stadt Bologna und Borso von Este, der Beherrscher von Modena, Reggio und Ferrara, in dasselbe aufgenommen, sondern auch König Alfons von den Verbündeten dringend angegangen wurde, dem Frieden von Lodi beizutreten, so schickten die Florentiner den Prätendenten des Königreichs Neapel bald wieder über die Alpen zurück. Alfons war lange Zeit nicht zur Unterschreibung des erwähnten Friedens-Vertrages zu bewegen; allein sein Lehensherr, Papst Nikolaus V., bestürmte ihn wiederholt mit seinen Bitten, und so ward er endlich am 22. Januar 1455 dazu gebracht, daß er dem Frieden von Lodi beitrat. Er schloß sich bald nachher sogar auch dem Bündnisse des Herzogs von Mailand, der Venetianer und der Florentiner an. Auch Papst Nikolaus wollte diesem Bunde beitreten, um die Türken von Italien abzuwehren; er starb aber schon am 24. März. Völligen Frieden erlangte Italien auch im Jahre 1455 noch nicht. Dies hinderten nicht blos Jakob Piccinino und seine von den Venetianern entlassenen Banden, sowie die unbeschäftigten Söldner überhaupt, sondern auch Alfons hatte bei der Annahme des Friedens von Lodi ausdrücklich erklärt, daß er mit Genua, mit Sigismund Malatesta von Rimini und mit Astorre di Manfredi von Faënza in Krieg bleibe. Auch suchte Alfons die Republik Siena durch Streifzüge heim und selbst als im Jahre 1456 im übrigen Italien Ruhe ward, setzte er seinen Seekrieg mit Genua fort. Doch

waren diese Störungen des Friedens verhältnißmäßig unbedeutend; die schönen Künste, die Gewerbsthätigkeit, die Ausbreitung der altklassischen Litteratur, die sogar während der Kriegsverwirrung geblüht hatten, gelangten in diesen Jahren zu erneutem Aufschwung. Alfons hinterließ bei seinem 1458 erfolgten Tode das Reich Neapel seinem natürlichen Sohne Ferdinand, Sicilien und Aragonien aber seinem Bruder Johann. Diese Theilung führte Veränderungen herbei, welche Italien zum Tummelplatze der Franzosen und Spanier machten.

Inhalt des siebenten Bandes.

Geschichte des Mittelalters.